Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diegesetzedersch00mies

La
M6326g

DIE GESETZE DER SCHRIFTGESCHICHTE

561 H

KONFESSION UND SCHRIFT IM LEBEN DER VÖLKER

EIN VERSUCH VON

MATTHIAS MIESES

583285
4.2.52

1919
WIEN UND LEIPZIG
WILHELM BRAUMÜLLER
UNIVERSITÄTS-VERLAGSBUCHHANDLUNG
GESELLSCHAFT M. B. H.

Alle Rechte vorbehalten, namentlich die
der Übersetzung in fremde Sprachen.

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil.

Seite

I. Kapitel: Die Gruppierung der Schriftgemeinschaften der Gegenwart . . . 7

II. Kapitel: Religionspropaganda und Schriftexpansion. 15

a) Die Ausbreitung des Islam und die arabische Schrift 17

b) Römisch-katholische Glaubensagitation und die lateinischen Schriftzeichen 25

c) Griechisch-orientalische Religionsbekehrung und die griechische Schrift 53

d) Syrische Christianisierung und die Lettern Syriens 60

e) Mosaischer Proselytismus und das jüdische Alphabet . . . 67

f) Die Expansion polytheistischer Religionen und ihre Wirkung auf die Ausdehnung von Schriftarten 74

III. Kapitel: Profankulturausbreitung und Schrift 88

IV. Kapitel: Sprachwechsel und Schrift 97

a) Sprachen fremdkonfessioneller Völker in Schriftarten verschiedener christlicher Gemeinschaften 98

b) Sprachen nichtmohammedanischer Völker in arabischer Schrift . 104

c) Fremde Sprachen in Samaritanerschrift 108

d) Sprachen fremder Völker in jüdischer Schrift 108

V. Kapitel: Rassenkontinuität und Schriftfortdauer 147

VI. Kapitel: Kulturpolitik und Schrift 170

II. Teil.

VII. Kapitel: Das Prinzip der Schriftdifferenzierung. 189

a) Christlich-orientalische Religionsspaltungen 189

b) Die frühmittelalterliche Schriftzersplitterung Westeuropas und ihr konfessionelles Korrelat 200

c) Die Fraktur und der Lutheranismus 214

d) Jüdische Schriftdifferenzierung 228

e) Die arabische Schrift 232

f) Religionsspaltungen bei nichtchristlichen Syrern 233

g) Indische Religionsspaltungen und Schrift 235

h) Antike Religionsdifferenzierungen. Schrifterfindungen 239

VIII. Kapitel: Laien- und Sacerdotalreligionen 247

IX. Kapitel: Synkretistische Religionsbekehrung und Schriftumbildung 263

a) Indonesischer Islam 263

b) Der Mahayana-Buddhismus und sonstige indische Synkretismen 265

c) Das antike Christentum 277

d) Abessinisches Christentum 286

e) Die lateinische Kirche des Westens 287

f) Missionskatholizismus 300

X. Kapitel: Sich auflösende Religionsminoritäten und Schrift 311

a) Verschiedene kleinere Völker 312

b) Die Juden 316

XI. Kapitel: Die Richtung der Schrift 325

XII. Kapitel: Psychologische Antagonismen 343

XIII. Kapitel: Sakrale Schriftarchaisierung 354

III. Teil.

Seite

XIV. Kapitel: Was reguliert die Verbreitung der Lesekunde? 365
a) Die Lesekunde bei Bekennern von Priesterreligionen 365
b) Die Lesekunde bei Bekennern von Laienreligionen 373
XV. Kapitel: Der mystische Charakter der Schrift. 391
a) Polytheistische Religionen 391
b) Monotheistische Religionen 402
XVI. Kapitel: Warum normiert die Religion die Schriftgeschichte? 450
a) Das Religionsbuch 450
b) Die psychologische Eigenart konfessioneller Gesamtheiten . . 476
c) Konfessionelle Konservierung 490
d) Primitive Vorstellungsreihen 494

Die Gesetze der Schriftgeschichte

Konfession und Schrift im Leben der Völker

Ein Versuch von Matthias Mieses

»Daß die geschichtlichen Veränderungen einer Schrift nicht Sache des Zufalls oder der Willkür, sondern vielmehr im Zusammenhange einer inneren Entwicklung stehen, die nach gewissen bestimmten Gesetzen oder doch leitenden Trieben vor sich geht, wird wohl im allgemeinen von niemand verkannt.« (Ritschl im Rheinischen Museum für Philologie, XXIV, 1).

I. TEIL

I. KAPITEL.

—

Die Gruppierung der Schriftgemeinschaften der Gegenwart.

I.

Die Kulturmenschheit der Jetztzeit zerfällt in zahlreiche, von einander durch die Verschiedenheit des Literaturäußeren, der Schrift getrennte Gemeinschaften. Die eine Gemeinschaft sehen wir das lateinische Alphabet, die andere Gruppe die Fraktur, die sogenannte gotische Schrift verwenden, bei wieder anderen Kollektivorganismen erblicken wir die Benützung des kyrillischen, griechischen, arabischen, hebräischen, glagolitischen usw. Schriftsystems, wieder anderswo herrscht das Pali, Dewanagari, die Sippschaft der uiguromongolischen Lettern, die chinesische Schrift samt ihren Abzweigungen usw.

Welches Prinzip liegt dieser Verschiedenheit der Alphabete bei den verschiedensten neuzeitlichen Völkern zugrunde? Welchen Sinn hat dies Schriftmosaik? Was ist als Wesen, Grundlage und Geisteskorrelat der Zugehörigkeit zu einem besonderen Schriftkreis anzunehmen? Wie sind die Faktoren zu klassifizieren, welche die gesonderten Alphabetverwendungsgemeinschaften unserer Zeit auseinander halten?

Schauen wir uns die Slawen an. Die Hauptrasse Osteuropas gebraucht für ihre Idiome die verschiedenartigsten Alphabete. Die Russen, die Ruthenen, die Mehrzahl der Weißrussen, die sogenannten eigentlichen Serben, die überwiegende Majorität der Bulgaren gebrauchen die kyrillische Schrift, die große Mehrzahl der Polen, die Tschechen, die Slowenen, die meisten Kroaten, der kleinere Teil der Weißrussen schreiben mit lateinischen Lettern, ein kleiner Bruchteil der Kroaten konserviert das alte glagolitische Alphabet in seinem Kirchengebrauch, die viel hunderttausend polnischen Masuren Ostpreußens, die Lausitzer in Sachsen, die Handvoll siebenbürgischer bulgarischer Ansiedler* bedienen sich der Fraktur. Unter den Slawen

* Archiv für slaw. Philologie, XX, 115.

fehlt es auch nicht an Anhängern der Schrift des Orients, die bulgarischen Pomaken* und ein Teil der bosnischen Serben verwenden die arabischen Lettern.

Woher dieses partikularistische Durcheinander? Ist es das Moment der allgemeinen Kulturzusammengehörigkeit, das das Vehikel der Gruppierung dieser Schriftgemeinschaften bildet? Ausgeschlossen. Werden nicht Polen und Ruthenen und Russen und Kroaten und Bulgaren, alle von denselben Fluten des europäischen Geisteslebens getränkt, von demselben allgemeinen zivilisatorischen Exterieur uniformiert? Ist etwa die Kulturart der glagolitischen Kroaten von der der lateinschriftlichen irgendwie verschieden? Gehört nicht der Pole und der ostpreußische Masure derselben europäischen Kultursphäre an? Welche Verschiedenheit rein zivilisatorischer Qualität weisen Kroaten und Serben untereinander auf?

In neuerer Zeit stellte Adolf Reinecke die Behauptung auf,** der Rassenfaktor bestimme den Schrifttypus der Völker. Das Alphabet der Lateiner sei die Schrift der romanischen Rasse, die Fraktur das graphische System der Germanen, die Kyrillitza die Letterngattung der slawischen Rasse. Wie wird die Rassentheorie uns jene Slawen plausibel machen, die von der Kyrillitza nichts wissen wollen und die verschiedenartigsten Alphabete von ganz anderem Typus gebrauchen?

Mit der rassentheoretischen Klassifikation gelangen wir hinsichtlich der Verschiedenheit des Alphabetgebrauches nirgends weit. Wie erklärt uns das Schema von Reinecke, daß die germanisch sein sollende Fraktur, von Niederländern und Engländern nicht verwendet wird, wogegen sie zäh verankert bei den Masuren des preußischen Ostzipfels und bei zahlreichen Ugrofinnen ⟨Finnländer, Esten⟩ sich festhält? Wie stellt sich Reinecke zur Tatsache, daß mit Lateinlettern auch große nichtromanische Massen schreiben, sowohl die westlichen Germanen, wie ein ansehnlicher Teil der Slawen, wie auch die keltischen Schotten und Bretagner, wie auch die ugrofinnischen Ungarn, die semitischen Malteser, die baskischen Allophylen, die afrikanischen Madagassen, ein Teil der hinterindischen Annamiten, zahlreiche Indianerstämme Südamerikas, während anderseits bei einem romanischen Volke, bei den Rumänen, bis auf die jüngste Zeit das kyrillische Alphabet vorherrschte und teilweise noch jetzt vorherrscht?

Ist es vielleicht das Nationalgefühl, das hier das Szepter führt? Nicht im geringsten. Schon ein flüchtiger Anblick der Schriftverhältnisse genügt, um das nationale Moment hier aus der Debatte ganz zu weisen. Die Schriftverteilung der Slawen zeigt uns, daß einerseits mehrere Nationen im Besitze eines und desselben Alphabetes sein können, während anderseits eine Nation in mehrere Alphabetgruppen zersplittert zu werden vermag. ⟨Kyrillisch-, latein- und arabisch-schriftliche Serben, latein- und frakturschriftliche Polen.⟩

* C. J. Jireček: Geschichte der Bulgaren, 408, Prag, 1876.
** Adolf Reinecke: Deutsche Buchstabenschrift, Leipzig, 1910.

Versuche mit nationalen Schlagworten in die Schriftgeographie hineinzupfuschen, mußten, so oft sie gemacht wurden, immer die kuriosesten Blüten zur Folge haben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erklärte ein Orientalist namens Bianconi: »Mit demselben Alphabet werden nur die Dialekte derselben Sprache geschrieben. So genügen die arabischen Lettern reichlich für den persischen, arabischen und türkischen Dialekt, so dienten einst die griechischen Buchstaben für Attisch, Dorisch und Jonisch, so drücken wir sowohl die Worte des Latein wie dessen Volksdialekte mit denselben Charakteren aus,«* Persisch, Arabisch, Türkisch, Mundarten derselben Sprache! Gähnen nicht hier unüberbrückbare Klüfte von Sprachsystemverschiedenheiten ‹Arier, Semiten, Uralaltaier›. Schließlich sind die neulateinischen Sprachen etwas mehr als Volksdialekte und wird das Lateinalphabet auch von Völkern benützt, die keine lateinischen Volksdialekte reden.

Nationalismus kommt für die Schrifteinteilung nicht in Betracht, ebensowenig Rasse oder allgemeine Kultur. Also was? Welches Moment normiert die Verschiedenheit und Buntscheckigkeit der Alphabetgeographie? Wo steckt das unbekannte, machtvolle X, das für das Buchäußere der Völker von so eigenartiger Bedeutung ist?

II.

Außer Sprache, Rasse, Kulturphrasen und anderem modernen Beiwerk wirken in der menschlichen Gesellschaft noch ganz andersgeartete Kräfte.

Es gibt einen historischen Faktor ersten Ranges, der von den landläufigen Menschheitsforschern nur selten eines Augenmerks gewürdigt wird.

Durch Jahrtausende europäischer Geschichte war die Religion eine geschichtsbeherrschende Macht von nahezu monopolistischer Bedeutung. Der Übergang vom antiken Heidentum zum Christentum, das Entstehen des Islam und sein Eindringen in Europa, Afrika, West- und Südasien, die Kreuzzüge, das Ringen des Papsttums mit den Staufern, die Reformation, der dreißigjährige Religionskrieg Deutschlands usw. bilden die wichtigsten Kapitel der menschlichen Geschichte, bedeuten Marksteine und Leuchttürme in der Entwicklung der meisten Völker. Unter der Kuratel der Religion und aus liturgischen Anfängen entstanden die Literaturen aller Nationen. Das Sprachleben steht unter kräftigem Einfluß der Religion.

Kann nicht möglich sein, daß die geschichtsbildende Macht der Religion, der Einfluß dieses spezifischen, nach eigenen psychologischen Normen wirkenden Ausschnittes der menschlichen Geistestätigkeit, das Rätsel der Schriftverhältnisse der Völker zu lösen geeignet ist?

* Joannes Baptista Bianconi: De antiquissimis litteris Graecorum et Hebraeorum. Benoniae, MDCCXLVIII, »Si de dialectis linguae alicuius agatur omnes iisdem litteris apte scribuntur. Sic arabicae litterae dialecto Persicae, Arabicae, Turcicae sufficiunt abunde etc.«

Die Religion ist es tatsächlich, die das kunterbunte Mosaik der Schriftgemeinschaft normiert. Als Gegenstück der angeführten Verschiedenheit in der Verwendung von Alphabeten bei den Slawen, läßt sich eine entsprechende Glaubensmannigfaltigkeit konstatieren. Jeder Schriftsonderung steht eine Glaubensdiversität zur Seite.

Die kyrillischen Russen, Ruthenen, Serben, Bulgaren beobachten sämtlich denselben slawisch-orientalischen Glaubensritus, sind halb oder ganz schismatisch. Die lateinschriftlichen Polen, Tschechen, Slowenen, Kroaten und der Bruchteil des weißrussischen Flügels der russischen Nation, die dem lateinischen Schriftkreis angehören, sind alle römische Katholiken reinster Farbe. Die glagolitischen Kroaten sind eigenartige Katholiken mit besonderen liturgischen, sprachlich slawischen Vorbehälten. Die mit Frakturlettern schreibenden Lausitzer, Masuren und siebenbürgischen Bulgaren schwören auf die Satzungen des lutheranischen Christentums. Die arabischschriftlichen Pomaken und Serben Bosniens bekennen sich zur Religion des Koran.

Was für die Slawen zutrifft, erweist sich bald als auch für überall anders stimmend. Allerorts läßt sich dieses konfessionelle Schema mit verblüffender Richtigkeit anwenden. Allenthalben können wir feststellen, daß die Trennungen der Schriftgemeinschaften ihren Ursprung im Religionsleben haben, den Reflex religionsgenossenschaftlicher Gegensätze darstellen und keinesfalls von ethnischer Zugehörigkeit, sprachlichen Beziehungen oder allgemeiner profaner Kulturgemeinschaft abhängen.

Von den Mitgliedern der uralaltaischen Rasse schreiben die Ungarn mit lateinischen Lettern, die Finnen und Esten mit Frakturbuchstaben und die Türken mit arabischen Schriftzeichen. Warum? Weil sie glaubensverschieden sind. Die Ungarn sind katholisch. Die Finnen und Esten verdanken ihre Glaubensform dem trotzigen Augustinermönch von Wittenberg. Die Türken beten mit dem Gesicht nach Mekka. Ihr Herrscher gilt als der Nachfolger Mohammeds.

Die germanischen Sprachen werden von den Deutschen, Dänen, Schweden und Norwegern mit Frakturbuchstaben, von den Engländern und Niederländern mit lateinischen Lettern geschrieben. Das konfessionelle Motiv ist klar. Die Deutschen und die Skandinavier sind hauptsächlich Lutheraner, die Niederländer und Engländer dagegen Kalvinisten. Die Mormonen, halbheidnische Amerikaner, die sich auf eine eigene Offenbarung stützen und mit dem Christentum nichts gemein haben wollen, besitzen ein eigenes Alphabet, in dem sie die englische Sprache phonetisch schreiben.* Die integralen Bekenner des Mosaimus schreiben deutsch mit hebräischen Lettern.

Von den Romanen bedienen sich die Rumänen noch heutzutage in liturgischen Werken, früher auch in der Profanliteratur, der kyrillischen Schrift, sie sind nämlich orthodoxe, orientalische Christen

* C. Faulmann: Das Buch der Schrift. 12. Wien 1878.

mit autokephalem Charakter. Die makedowalachischen Christen rumänischer Zunge, die dem Patriarchat unmittelbar unterstehen und nicht in der eigenen Muttersprache beten, verwenden für Rumänisch das griechische Alphabet.

Kelto-irisch wird von den Irländern mit eigenen Lettern geschrieben, zum Unterschiede von den Schotten, die ihre Landessprache, die mit dem Idiom der hibernischen Insel fast identisch ist, mit lateinischen Lettern schreiben. Den Grund dieses Auseinandergehens gibt die Religion ab. Zwischen den beiden Zweigen der westkeltischen Sprachgemeinschaft gähnt eine konfessionelle Kluft. Die Irländer sind Ultrakatholiken mit einer eigenartigen, charakteristischen, sogenannten kuldeischen Kultvergangenheit, während die Schotten radikale, kalvinistische Protestanten sind.

Im Gegensatze zur großen Mehrheit des litauischen Volkes, die sich nur der lateinischen Schriftzeichen bedient, gebraucht eine litauische Minorität in Preußen die Frakturschrift. Es stehen hier den Bekennern des Katholizismus die Verehrer des großen nordeuropäischen Glaubensreformators entgegen.

Das albanesische Volk zerfällt in drei Schriftgruppen. Die Mirditen verwenden für Albanesisch das lateinische, die Tosc das griechische, die albanesischen Zentralstämme das arabische Alphabet. Die Triplizität der Schrift wird in Albanien auch von einer entsprechenden religionsgenossenschaftlichen Vielgestaltigkeit begleitet.

Die Mirditen hören auf die Lehren der römischen Ecclesia. Die Tosc sind treue Söhne des ökumenischen Patriarchats. Die sonstigen Skipetaren, die die Hauptmasse dieses tapferen Bergvolkes ausmachen, glauben an den Koran.

Von den europäischen Völkern schreiben mit den orientalischen arabischen Lettern die Türken, die slawischen Bosniaken und Pomaken mohammedanischen Glaubens, wie die muslimischen Albanier. Dagegen gebrauchen die Malteser das lateinische Alphabet, obwohl sie ihre semitische, orientalische Muttersprache bis heute beharrlich bewahren. Die Sprache der Malteser steht speziell der der Araber besonders nahe. Der Glaube aber ist katholisch.

III.

Auch jenseits des Mittelmeerbeckens läßt sich die Beobachtung machen, daß der Angelpunkt, um den die Frage der Einteilung der Schriftgruppen sich dreht, der der konfessionellen Zugehörigkeit ist. Im nahen westasiatischen Orient »tritt mit ungewöhnlicher Schärfe das Motiv zu Tage, eine bestimmte Schriftgattung ist mit einem bestimmten Bekenntnis verknüpft und wird in seinem Dienste verwendet« — »die arabische Schrift wird als wichtiges, gemeinsames Eigentum aller Moslims gehütet«*.

Die arabische Schrift umfaßt die ganze muslimische Welt, alle Völker, die sich um die Fahne des Propheten scharen, unter allen

* Hartmann: Der islamitische Orient, 35.

Himmelsstrichen, gleichgiltig, welcher Rasse sie angehören, in welcher Zone sie wohnen, ob sie am Goldenen Horn oder im Dschungel, im Lande der Schwarzen oder am Schwarzen Meer, auf den Inseln am Wendekreise des Steinbocks oder an den Pforten des Herakles ihre Sitze haben. Türkisch, Persisch, Hindustani, alle möglichen Sprachen der Neger, das originäre Arabisch selbst, wie hie und da manche europäische Sprache, finden ihren graphischen Ausdruck in der arabischen Schrift.

Andere Religionsgruppen des vom Islam beherrschten Orients verwenden wieder andere Schriftzeichen. Die Karte, die uns die Verteilung der Religionssysteme des nahen Orients darstellt, gibt uns auch ein Bild der Schriftgeographie.

Von den orientalischen Christen besitzt eine jede der dort zahlreichen Häresien eine eigene Alphabetart. Die Anhänger der gregorianischen Kirche bilden einen eigenen Schriftkreis, wo das Alphabet des heil. Miesrop herrscht. Die koptische Schrift charakterisiert die Monophysiten Ägyptens. Die äthiopischen Lettern zeugen von der kirchlichen Eigenart Abessiniens. Die grusinische Schrift drückt die Selbständigkeit der georgischen Kirche aus. Das syrische Volk, das in drei Religionsparteien zerfällt: in Nestorianer, Jakobiter und Melchiter, besitzt demgemäß auch drei besondere Schriftarten.*

Die sogenannten Johanneschristen, die Mandäer Südbabyloniens, bedienen sich für Syrisch einer ganz eigenartigen Schrift.**

Die Jeziden, die in den nördlichen Teilen Babyloniens lebenden Teufelsanbeter, besitzen ihre heil. persisch sprachlichen Bücher in einem besonderen Alphabet.***

Die Parsen, die letzten Zoroastrianer des Iran, klammern sich an ihr uraltes Pahlavialphabet und schreiben mit demselben ihr Persisch.

Die Juden schreiben mit ihren hebräischen Quadratlettern unentwegt alle möglichen orientalischen Sprachen. Auch Europa kennt zahlreiche Beispiele von der Anhänglichkeit der Bekenner des Mosaismus an ihre Schrift und deren Verwendung für die abendländischen Sprachen.

Die Samaritaner werden durch Schriftzeichen gekennzeichnet, die schon seit Jahrtausenden sonst nirgends mehr anzutreffen sind.

Der Einklang zwischen Schrift und Konfession erstreckt sich auch bis in den fernen Orient, weit jenseits des westasiatisch-europäischen Kulturgebietes.

In Vorderindien sind die Heiden von den Muslims grundsätzlich geschieden. »In Indien,« bemerkt ein Kenner des Landes****, »ist die Religionsfrage verwickelt mit der Schrift und viele Hindus weigern sich, die arabischen Charaktere zu gebrauchen, weil die-

* Tisserant: Specimina codicum orientalium. Roma 1914.

** Brandt: Mandäische Schriften.

*** Maximilian Bittner: Die heil. Bücher der Jeziden.

**** Robert Cust: A sketch of the modern languages of East India, 19. London 1878.

selben nach dem Islam riechen und wenige Muslims könnten überzeugt werden, das Nagari der Hindus zu verwenden.«

Auf den Philippinen werden drei differente Schriftsysteme gebraucht. Ein einheimischer Alphabettypus bei den heidnischen Tagbauwas und Mangyans, die arabische Schrift bei den zum Islam bekehrten Stämmen, die Lateinschrift bei den durch die Spanier dem Katholizismus zugeführten Einheimischen*.

Das Heidentum allein ist ein Sammelname, unter dem sich verschiedene Bekenntnisse decken. Auch diese Verschiedenheit hat ihren Ausdruck in einer Alphabetheterogenität.

Alle Völker, die sich zur Religion der Brahmanen bekennen, gebrauchen das Dewanagari samt seinen Unterarten, die wieder inneren sektiererischen und organisatorischen Differenzen entsprechen. Der Buddhismus des »kleinen Wagens«, der auf Ceylon, Birma, Siam, Pegu verbreitet ist, hebt sich durch das Pali ab, das sowohl für das Indogermanische der Singhalesen »der Perle Indiens« wie für die isolierten Idiome Hinterindiens verwendet wird. Die Dschaina-Religion wird durch einen gewissen Sonderton im Gebrauch sowohl des Dewanagari, wie auch anderer Schriftarten Indiens gekennzeichnet. Eigene Lettern hat auch die autochthone, fast monotheistische Religion der Sikhs**.

IV.

Das Alphabet einer Gemeinschaft richtet sich unter allen Himmelsstrichen und in allen möglichen Kulturverhältnissen ausschließlich nach ihrer konfessionellen Zugehörigkeit. Es mag dies den Devisen einer modernen freireligiösen Kultur gegenüber als Mißton klingen, der Wissenschaftler kennt jedoch nur Tatsachen.

Die Berührung zwischen Bekenntnis und Alphabetgattung wurde von einem einsichtigen Völkerkenner noch im 16. Jahrhundert bemerkt. Matthias e Michov, ein Krakauer Kanonikus und Arzt, schrieb im Jahre 1519 über die Verhältnisse in Reussen folgendes: Die Ruthenen beobachten die kirchliche Liturgie der Griechen, haben daher folgerichtig ein eigenes Alphabet, ein Abecedarium, das dem der Griechen am nächsten steht. Ähnlich benützen die Hebräer die hebräischen Buchstaben. Die Armenier erfreuen sich eines eigenen Ritus und eigener Lettern***.«

Vor bald einem Jahrhundert stellte Josef Dobrowsky fest, daß die Differenz zwischen dem griechisch-slawischen und dem katholisch-slawischen Ritus in der Schrift zum Ausdruck kommt****.

* F. R. Blake: Contribution to Philippine Grammar in Journal of Oriental American society, XXVII, 321.

** Trump: Die Religion der Sikhs, 20. Leipzig 1881.

*** Matthias e Michov in: Orbis Novus Regionum ac Insularum veteribus incognitarum 517 Basileae 1537.

**** F. Dobrowsky: Inst. Linguae Slaw. VII. Vindobonae 1822 »Distinguendus ritus Slavo-graecus a ritu Slavo-latino quorum primus Codicibus Cyrillis, alter Codicibus Glagoliticis continetur.«

Von neueren Gelehrten ist so manchem der enge Kontakt zwischen dem Glauben und dem Schriftgebrauch nicht entgangen, doch beschränken diese den Kontakt auf Asien, auf den starren, konservativen Orient. So dachten die oben erwähnten Hartmann und Cust, so auch Browne* und Kelly**.

Europa ist jedoch von Asien im Wesen nicht verschieden. Das Motiv der Verknüpfung zwischen Alphabetgattung und Bekenntnis tritt in Europa in der Christenheit vielleicht mit noch größerer Evidenz zu Tage als im Orient. Im Glaubensgebiet des Christentums sehen wir sogar innere Glaubensverschiedenheiten, sekundäre Kirchen- und Sektenspaltungen als für die Schriftänderung maßgebend, was bei den inneren Differenzen z. B. des Islam nicht der Fall ist.

Ein europäischer slawischer Gelehrter, dessen Arbeitsgebiet über das christliche Europa nicht hinausreicht, schrieb vor einigen Jahrzehnten: »Wissen wir ja aus eigener Erfahrung, welchen religiösen Wert man auf die Schrift legt***.«

---

* Browne: A literary history of Persia, 9, London 1902.
** J. Fitzmaurice Kelly: A history of Spanish Literature 8, 18, 76, London 1908.
*** Jagič im Archiv für slavische Phil. VII. 469.

II. KAPITEL.

Religionspropaganda und Schriftexpansion.

Unter welchen Umständen verbreiten sich Alphabete? Welche sind die Faktoren, die veranlassen, daß Schriftsysteme, oft von winzigen Zentralpunkten ausgehend, weite, fremde Gebiete okkupieren? Was ist der Hebel der Schriftexpansion?

In geschichtlich kontrollierbaren Zeiten, in allen irgendwie noch heute erkennbaren Verhältnissen, läßt es sich immer feststellen, daß es die Religionsverkündigung, die Verbreitung von neuen Glaubenssystemen war, die Schriftgattungen in die Ferne trug. Mit der Expansion der katholischen Kirche ging Hand in Hand im Abendland die Ausbreitung der Lateinschrift bei den Völkern des römischen Missionsgebietes. Das ökumenische Christentum, Osteuropa in Besitz ergreifend, bereitete dort gleichzeitig der griechischen Schrift einen Triumphzug. Der Islam heftete an seinen Siegeskarren in allen möglichen Windrichtungen, auch die Trophäen des bei allen seinen Bekennern Eingang findenden nordarabischen Alphabets von Mekka und Medina. Der Buddhismus des Südens verschaffte der Palischrift weite Geltung in Ceylon und Hinterindien. Der Brahmanismus warb zur selben Zeit wie für seinen Glauben auch für das Dewanagari zahlreiche Anhängerschaft in den verschiedensten Teilen Vorderindiens und darüber. Die Übereinstimmung zwischen glaubensgenossenschaftlicher Zugehörigkeit und Schriftgebrauch bei den neuzeitlichen Völkern ist in der Hauptsache nichts anderes als das Ergebnis der Tatsache, daß überall der Beitritt zu einem neuen Religionskreise auch einen parallelen Anschluß auf dem Gebiete der Schrift hervorrief, wer einer neuen Glaubensgemeinschaft sich angliederte, der nahm auch deren charakteristisches Alphabet ohne Rücksicht auf die Sprache an und so jede Gruppierung unter konfessionellem Gesichtspunkte, eo ipso auch eine Scharung vom Standorte der Schriftgeschichte bedeutete. Die Triebkraft konfessioneller Kollektivitäten, der Eroberungsdrang religiöser Ideen auf ihrem Zuge zur Bildung glaubensgenossenschaftlicher Aggregate, zur Schaffung von Religionskreisen, setzte immer gleichzeitig den Hebel der Alphabetsysteme in Bewegung und erzeugte Gemeinschaften verschiedener Zunge mit demselben Schriftexterieur.

Weist wirklich geschichtliche Gleichzeitigkeit, das allenthalben feststellbare Junctim zwischen Bekehrung und Schriftverbreitung, auf einen innerlich notwendigen, sachlich und ursächlich verknüpften normativen Zusammenhang hin? Kann nicht möglich sein, daß das zeitliche Übereinstimmen zwischen der Glaubenspropaganda und der Schriftagitation bloß einen rein äußerlich an der Oberfläche gleitenden Parallelismus darstellt, ein Zusammentreffen rein zufälliger Natur. Die dominierende Kulturmacht, die in die Urdickichte der Barbarei das Licht des höheren religiösen Bewußtseins trug, brachte auch als eine ihrer Ausstrahlungen den rohen Barbaren immer die Kunde des Alphabets, ohne daß diese gleichzeitige Gaben irgendwie einander bedingen sollten. Schrift und Konfession dürften vielleicht darum dieselbe Bahn wandeln und Schritt halten, weil sie demselben Mutterboden entstammen, unter der Flagge derselben geistigen Suprematie in die Welt ziehen, zur Kategorie Kulturleistungen gehören, die ein höher entwickeltes Volk rückständigen Gemeinschaften beizubringen hat.

Weit gefehlt. Die Erfahrung, das Spiegelbild der realen Geschehnisse, die allem rationalistischen Theoretisieren abholde, sinnfällige Fühlungnahme mit der greifbaren Wirklichkeit lehrt uns, daß es nicht nur rohe, kulturbedürftige Völker waren, die von den Kündern der neuen Religion auch ein Alphabet sich holten. Die Nationen, denen das Sonnenzeichen einer neuen Offenbarung aufging und dem Glaubensanschluß, die Rezeption eines neuen Alphabets koordinierten, waren nicht immer kulturlos, einer eigenen Schrift bar, hatten nicht überall aus seelischer Dürftigkeit erst zu erfahren, was die Verwendung eines Alphabetes bedeutet. Fremde Religionen werden nicht bloß bei geistiger Inferiorität angenommen.

Die Religionspropaganda zwingt allenthalben ein neues Alphabet auf, ohne Rücksicht darauf, ob ein reales Profankultur-Bedürfnis damals vorhanden ist oder nicht. Die meisten Völker, die gegenwärtig mit lateinischen, griechischen, arabischen, brahmanischen etc. etc. Schriftzeichen schreiben, besaßen in der Zeit vor ihrer Annahme des Katholizismus, des ökumenischen Glaubens, des Islam oder der Brahmanenlehre eine eigene oft hohe Zivilisation, eine Kulturperiode der Herrschaft einer anderen, einer eigenen Schrift, die zuweilen lange, sehr lange Zeitläufte autochthoner Literaturverwendung hinter sich hatte. Der Wechsel der Religion erzeugte bei ihnen mit eiserner Notwendigkeit den Wechsel der Schrift, das Fortlassen des alten, historischen, wurzelhaften Landesalphabets und die Annahme einer neuen, für die gegebene, neue einziehende Religion charakteristische Alphabetgattung. Die Ausdehnung eines Glaubenssystems über neue Gebiete zieht nach sich automatisch unbekümmert um die wirklichen Kulturverhältnisse des Neophytenvolkes die Ausbreitung einer neuen Schriftart. Die Umstände, die die Expansion einer neuen Schriftgattung bedingen, sind ausschließlich rein konfessioneller Natur.

a) Die Ausbreitung des Islam und die arabische Schrift.

I.

Belege für die obige These sind Legion. Eröffnen wir unsere Beweisserie mit dem Islam und richten wir unser Augenmerk auf die Herrschaftssphäre der jüngsten Weltschrift, des arabischen Alphabets, dessen Geltungsgebiet erst in hellster, historischer Zeit von ihm okkupiert wurde. Waren die Völker, die im alten Orient in den Jahrhunderten des Mittelalters die Lettern weltvergessener, nordarabischer Stämme annahmen, dazu von einem primitiven Mangel an Schriftkunde gedrängt? Waren jene Nationen von Indien bis zur nordafrikanischen Küste, bis zur Ankunft der Missionäre der islamitischen Gotteslehre, bis zum Heransprengen der Reiter aus der Beduinenwüste ursprüngliche Wilde, lauter Barbaren, die der einfachsten Voraussetzung einer Zivilisation bar waren, nicht im Besitze eines durch Schrift festgehaltenen Volksgedächtnisses, ohne jede Literatur?

Nicht im geringsten. Die meisten Völker, die gegenwärtig dem arabischen Schriftkreise angehören, besaßen in ihrer vormohammedanischen Zeit eigene Schriftsysteme. In diesen Schriftsystemen waren nicht selten großartige Literaturen niedergeschrieben, eine Geistesentwicklung, die Jahrhunderte, ja Jahrtausende zurückreichte, fixiert. Und doch, als Mohammeds Lehre zu ihnen kam, da empfingen sie auch ein neues Alphabet. Die verschiedensten alten Kulturvölker sagten sich gleichzeitig, sowohl von ihrem vorislamitischen Glauben, wie auch von ihrer alten Schrift los, gaben sie der Vergessenheit preis und scherten sich keinen Pfifferling um ihre gesamte alte Literatur.

Als das Siegeshorn des Islam auf der Hochebene des Iran ertönte, da wohnte dort eine alte, angesehene Kulturnation, mit einer reichhaltigen, bedeutungsvollen Literatur, von deren Alter und Größe bereits im Altertum fabelhafte Dinge erzählt wurden. Plinius berichtete, daß Zoroaster, der fünf Jahrtausende vor dem trojanischen Krieg gelebt haben soll, zwanzigmalhunderttausend Verse verfaßt hätte*. Ausstrahlungen des persischen Religionswesens fanden bei den antiken Völkern in späterer Zeit des Heidentums großen Anklag. Der persische Gott Mithra wußte sich in der Kaiserzeit eine Anhängerschaft im lateinischen Abendland zu verschaffen. Der Mithrakultus war im Abendland der einzige, ernste polytheistische Gegner des Christentums**. Das spätere, christlich gewordene Abendland stellte sich Zoroaster als Erfinder allen Götzendienstes vor***. Für neuzeitliche Europäer haben altpersische Kulturbegriffe oft noch in der Gegenwart die Bedeutung von antichristlichen Sym-

* Plinius: Historia naturalis, XX, 2, »vicies centum millia versuum a Zoroastro condita«.

** Cumont: Textes et monuments aux mystères de Mithra, Bruxelles, 1896.

*** Gregorius Turonensis: Historia Francorum, I ⟨LXXI, 104, Migne⟩.

bolen. Fechner benennt sein wissenschaftliches Buch von eigenartiger, nicht konventioneller Mystik »Zend-avesta«. Nietzsche betitelt seine Bibel vom antichristlichen Übermenschen »Zarathustra«.

Den Sendboten der arabischen Religion standen die Bewohner Persiens mit einer alten, kulturwichtigen Geistestradition gegenüber. Dies machte jedoch wenig aus. Kaum rückte der Katechismus Mekkas in den Mittelpunkt des Glaubenslebens des ehemaligen Sassanidenreiches, da fiel von ihrem Sitze die erbgesessene, nationalisierte Pahlavischrift, das Alphabet der alten Landesliteratur und die Schriftzeichen von Halbbarbaren, die noch nicht richtig den Wüstenstaub von ihren Füßen abzuschütteln vermochten, feierten den Einzug ins iranische Hochland.

Die Glaubensbekehrer verboten in Persien ausdrücklich den Muslims den Gebrauch der einheimischen persischen Schrift. El Mamun untersagte den persischen Mohammedanern sogar das Lesen persischer Bücher, die aus der heidnischen Zeit herstammen*. Die Annahme des Islam bedeutete im mittelalterlichen Persien, wo die alte Feuerreligion lange den Sieg des Korans ankämpfte, durch Jahrhunderte immer für jedes Individuum einen persönlichen Beitritt zu einer neuen Schriftgemeinschaft**, das Aufgeben der in der Kindheit erlernten Volksschrift.

Das heutige persische Volk mohammedanischen Glaubens hat von seiner alten Literaturvergangenheit, von der ehemaligen Pahlavischrift keine blasse Idee. Es hat nicht viel gefehlt, daß die ganze altpersische, zoroastische Literatur vollständig untergegangen wäre. Zum Glück sind nicht alle Perser ohne Ausnahme Muslims worden. Kleine Bruchteile der Bevölkerung des Iran wahren bis auf die Gegenwart in Persien selbst wie auch in Bombay der alten Magierreligion Treue. Diese nichtislamitische Minderheit des Perservolkes, obwohl in verschwindend kleiner Anzahl, wollte von ihrem Pahlavialphabet bis dato nicht lassen und errettete die alte Perserliteratur, sie konnte, da sie die Religion Mohammeds nicht beherzigte, weder die Notwendigkeit, noch die Nützlichkeit der Annahme einer neuen Schrift einsehen.

Der Riß, der durch das Perservolk seit der Ankunft des Islam geht, zeitigte bald auf dem Iran folgerichtig zwei besondere, getrennte Literaturen, eine mit arabischen Lettern — Parsi genannt — und die andere in der herkömmlichen Pahlavischrift — Pazend genannt.

Eine noch viel bedeutendere Kultur als in Persien traf der Islam in Indien an. Die Erben der alten Vedenkultur, die Träger der Gedanken- und Gefühlswelt der großen Epen, die Schöpfer der Meisterwerke des Sanskritdramas, die Erzeuger der Samkyaphilosophie, der großen grammatischen Forschungen des Panini, waren dem arabischen oder auch persisch-mongolischen Missionszentrum

* Chwolsohn: Die Ssabier, I, 287, St. Petersburg, 1859.
** Browne: A literary history of Persia, 9. London 1906.

himmelhoch überlegen. In Bengalen hatte der Islam zu seinem Vorläufer sogar den Buddhismus mit seiner ungeheuren, für ganz Ostasien bedeutungsvollen Literatur. Was band das alles jemand? Der Teil der Bevölkerung Indiens, zumeist Angehörige gerade der höheren sozialen Schichten, die der Propaganda der Religion Mohammeds Folge leistete, verzichtete auf sein bisheriges ruhmreiches Literaturdasein von unzähligen Generationen, gab seine üblichen, altgewohnten, feindifferenzierten Schriftsysteme auf und rezipierte das so wenig zur indischen Phonetik passende Alphabet des Korans, an dem sie nun mit fanatischem Eifer festhalten und in ihm umfangreiche muslimisch-indische Literaturen erzeugen. Auf dem indischen Archipelag und in Hinterindien kämpft der Islam noch in der letzten Zeit mit den Landesreligionen und Landesschriftzeichen. Aus Java fegte der Islam in den letzten Jahrhunderten sowohl den Brahmanismus wie auch die Schrift der alten bedeutenden Kawiliterarur weg*. In Kaschmir wird das vom Islam verdrängte hübsche Sharada-Alphabet noch heute hie und da gebraucht. In Malabar vertauschten die Mappilas bei Telichery erst in der jüngsten Zeit ihre einheimische Vatteluttuschrift mit der Araberschrift**.

Die heidnisch gebliebenen Hindus weigerten sich, den Verlockungen der Schrift des Islam zu folgen und klammern sich an ihr Devanagari. Da jedoch oft Mitglieder derselben Sprachgemeinschaft in Indien, in Bekenner Allahs und Brahmas zerfallen, werden daher dort sehr viele Sprachen mit doppelten Schriftzeichen geschrieben und zahlreiche Literaturen des neueren Indien bestehen aus Doppelgängern in arabischer und autochthoner Schrift***. So ist der Fall mit der Verkehrssprache Indiens mit dem Hindustani oder Urdu, wie auch mit dem Bengali, Gudscherati, Sindh usw.

Selbst das uralte, fabelhaft literaturreiche China, dessen Enzyklopädien allein all unser Vorstellungsvermögen übersteigen, das China, das den gesamten europäischen Westen geringschätzt und auf das sonstige Asien mit einem vornehmen Eigendünkel vollständigen Ignorierens herunterschaut, sah sich veranlaßt, dort wo der Islam bei ihm in unentstellter Form sich durchsetzte, die Standarte der arabischen Schrift hochzuheben. Der Berliner Orientalist Hartmann erwarb vor einigen Jahren in Kaschgar eine Abhandlung in der Sprache Chinas mit den Buchstaben des Koran geschrieben****; die Mission d'Ollone kaufte bei Muselmanen persische Handschriften, deren chinesische Glossen bezüglich der Schrift zumeist an Mekka erinnern†.

Auch die sonstigen Völker des Islam, deren historische Bedeutung

* Cust l. c. 18, 37. Faulmann: Geschichte der Schrift.

** Burnell: South-indian Paleography, 43. London 1878.

*** W. St. Clair: A conversation Grammar of Hindostani Language. Introduction. London 1911. Garcin de Tassy: Histoire de la litérature Hindonie I. 1911.

**** Forke, Die Völker Chinas, 74, Berlin 1897.

† D'Ollone: Recherches sur les Musulmans Chinois in: Revue du Monde Musulman, IX, 534, 1909.

eine viel geringere ist, als die der Chinesen, Hindus oder Perser, traten dem arabischen Schriftkreis bei, zumeist nicht aus zivilisatorischer Notwendigkeit.

Die Berber bedienten sich in ihrer heidnischen Zeit einer besonderen Schrift, deren ethnographische Denkmäler über ganz Nordafrika zerstreut sind*. Ein ferner sich zäh haltender Nachfahre dieses vom Islam von seiner Literaturhöhe niedergestürzten Schriftsystems dürfte die noch heute von manchen Berbern gebrauchte Tefinaghschrift sein**.

Die nordkaukasischen, ugrofinnischen, in der Ebene des Flusses Tschenk, Tschegmen und Baksan ansässigen Bolkaren, die muslimischen Glaubens sind, schreiben gegenwärtig mit arabischen Lettern***. Ihre Ahnen, die Wolgabulgaren, deren Glaube noch von Mekka aus nicht geformt war, gebrauchten das Alphabet der Manichäer****.

II.

Auch die Türken, die uns als Verkörperung des Islam erscheinen, und deren Literatur uns nicht anders denkbar ist als in der arabischen des Koran, haben Zeiten hinter sich, wie sie sich zum großen Teil eines anderen Alphabets bedienten und einem Glauben huldigten, der zum Islam im schärfsten Gegensatz stand.

Ein großer Teil der vormohammedanischen Türken war christlicher Religion. Das nestorianische Christentum aus Syrien nach Mittelasien vordringend, vermochte zur Zeit der ausgehenden Antike und im frühen Mittelalter reiche Lorbeeren bei den in jenen Landstrichen wohnenden Türkenstämmen sich zu erwerben. Das Schwergewicht des Christentums lag lange im Orient. Noch im 13. Jahrhundert übertraf die Zahl der jakobitischen und nestorianischen Christen die der griechischen und lateinischen†. In der Türkengegend von Merw residierte ein christlicher Bischof bereits im Jahre 334. Zu einem Metropolitansitz wurde diese zentralasiatische Stadt im Jahre 420. Als im Jahre 581 Narses dem Kaiser Mauritios türkische Gefangene sandte, waren alle mit einem Kreuze auf der Stirn versehen. Zum Christentum bekehrten sich der führende Türkenstamm der Uiguren, dann die Merkit und Naiman. Dem Patriarchen Timotheus gelang es, in der Zeit 778—820 n. Chr. mehrere weitere türkische Fürsten für das Christentum zu gewinnen. Die Könige des türkischen Reiches der Kerait ⟨1007—1202⟩ von der Nordgrenze des Tibet bis zum Orchan waren christlichen Glaubens. Im Jahre 1048 wurde Merw der Sitz eines rechtgläubigen melchitischen Bischofs, der jedoch dem nestorianischen Katholikos dort unterstellt wurde. In Kaschgar wurde eine nestorianische Metropolie noch in den Jahren 1176—1190 errichtet.

* Enzyklopädie des Islams I, 732.
** Berger: Histoire de l'écriture, 325.
*** Revue du Monde Musulman, VIII, 218.
**** Z. D. M. G. 1857, S. 566.
† Jacobus de Vitriaco: Libri orientalis et occidentalis Historiae 149.

Die christlichen Türken waren keine rohen Barbaren. Schon der Türkenbischof Theodosius im Jahre 540 war ein gelehrter Mann und verfaßte mehrere Werke. Die zentralasiatischen christlichen Türken, namentlich der türkische Uigurenstamm, schrieben mit den Lettern ihres christlich-nestorianischen Glaubens, mit dem Alphabet der syrischen Nestorianer und schufen in dieser Schrift sogar eine eigentümliche Literatur. Südlich vom Balkaschsee wurden in letzter Zeit 3000 christlich-türkische Grabsteine, der älteste von ihnen aus dem Jahre 1249 gefunden*. Die meisten von ihnen tragen Inschriften in türkischer Sprache und syrischer Schrift. Mehrere christlich-türkische Handschriften haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Der bekannte Orientalist Vambery veröffentlichte im Jahre 1870 ein frühtürkisches Poem im uigurisch-nestorianischen Alphabet, das Kudatku Bilik, das einem chinesischen Original im Jahre 1068 nachgebildet wurde. Dieses Poem gibt uns ein sehr günstiges Bild von der Denkweise und dem Gesellschaftsleben des damaligen Mittel- und Ostasien. Mehrere alttürkische Literaturdenkmäler in der Uigurenschrift aus der Zeit des türkischen Christentums publizierte Pavet de Coutelle**. Ein zur Mystik neigendes türkisches Gedicht befindet sich handschriftlich in der Berliner Königlichen Bibliothek*** und vieles andere.

Gewisse Bruchteile der Türken in ihrer vorislamitischen Zeit huldigten auch dem Manichäismus, wie auch dem Buddhismus. Es sind nebst alttürkisch-christlichen Urkunden in der Syrerschrift auch türkische Schriftstücke aus der ersten Hälfte des Mittelalters im manichäischen und im Sanskritalphabet vorhanden.

Der christlich-uigurisch-türkische Schriftgebrauch erlangte große Bedeutung zur Zeit des Mongolensturmes. Bei den gelben Konquistadoren der Hälfte der alten Welt spielten die Uiguren die Rolle von intellektuellen Führern, von Sekretären und Ärzten. In ihrem diplomatischen Verkehr mit den fremdländischen Mächten verwendeten die Mongolenkaiser das ihren Sekretären geläufige Alphabet. Der Mongolenkhan an der Wolga, Toktamisch, korrespondierte noch im Jahre 1397/1398 mit dem Polenkönig Jagiello in der Schrift der christlichen Türken****. Alle nordostasiatischen Völker, die Mongolen, Mandschus, Kalmücken u. s. w. gebrauchen bis heute das bei ihnen von den christlichen Türken eingeführte syrische Alphabet in einer gewissen Umformung.

Das türkische Christentum wie auch die anderen Bekenntnisse der Türken vermochten jedoch der Hochflut des Islam nicht standzuhalten. Um die Wende des ersten Jahrtausends und darüber begann ein plötzlicher Umsturz. Die letzten Reste türkischer Christen und Buddhisten verschwanden erst im 17. Jahrhundert. Als die Türken

* Wilhelm Walter: Die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung in Helmolt: Weltgeschichte IV., 24.

** Pavet de Coutelle: Mirady Nameh, Paris 1882.

*** Wilhelm Partsch: Verzeichnis der türkischen Handschriften der Berliner Kgl. Bibliothek 432. Berlin 1882.

**** Z. D. M. G. XXXVIII 463.

nach Kleinasien kamen, hatten sie noch starke christianisierende Tendenzen* und prägten sogar Münzen mit christlichen Symbolen, mit dem Lilienkreuz und dem Bilde Christi**.

Die Türken aller Bekenntnisse, als sie mohammedanisch wurden, kümmerten sich wenig um ihren bisherigen Schriftgebrauch, schoben das syrisch-uigurische Alphabet wie auch die sonstigen bei ihnen üblichen Schriftsysteme beiseite und führten bei sich das arabische Alphabet ein, das mit der türkischen Literatur aufs engste dann verwuchs, so daß es dann in Europa als »türkisch« oft galt.

Die Syrerschrift erlosch am frühesten in den Zentralsitzen der Türken in Mittelasien, in Samarkand, in Bokhara, wo der Islam rasch starke Wurzeln faßte, auch bei den kleinasiatischen Türken. In Herat, wo das Türkentum gegen die Annahme des Islam sich lange sträubte, hatte die uigurisch-türkische Literatur in der Syrerschrift noch im 15. Jahrhundert eifrige Pfleger. Die meisten sogenannten Uigurenhandschriften, die sich bis nun erhalten haben, sind Kopien aus jener Zeit. Die späteste türkische Handschrift in dem Syreralphabet rührt aus den Jahren 1687—1688 her, aus Kreisen mit christlichen Riten und Gebräuchen, versetzter mittelasiatischer Buddhisten***.

Der Übergang von der Syrerschrift des nestorianischen Christentums zum arabischen Alphabet des Islam läßt sich bei Türken oftmals deutlich beobachten. Der Prozeß war ein ziemlich sanfter. So manches uigurische Literaturwerk wurde mit arabischen Lettern transkribiert und in die Literatur der neuen islamitischen Epoche einverleibt. Mordtmann fand in Kairo ein Fragment des obenerwähnten alttürkischen Poems Kudatku Bilik in arabischen Charakteren umgeschrieben. In der Bibliothek der Aja Sofia in Konstantinopel befindet sich eine türkische Handschrift im uigurischen Alphabet mit einem Paralleltext in arabischer Schrift****.

III.

Auch Europa liefert Belege für die These, daß der Islam überall einem neuen Alphabet, dem Alphabet Arabiens selbst auf Kosten bereits vorhandener, liebgewonnener, sogar erheblich vollkommenerer Schriftsysteme, den Weg bahnte.

Dem nach dem südöstlichen Winkel Europas mit den Türken gebrachten Islam war der Gewinn eines nicht unbeträchtlichen Anhanges unter den Einheimischen vergönnt. Die Offenbarung von Mekka erwarb sich zahlreiche Gläubige unter den Serben, speziell Bosniens, wie auch unter den Bulgaren ⟨Pomaken⟩ und Albanesen. Die »türkischen« Adelsgeschlechter Bosniens besitzen genealogische Tafeln mit christlichen Ahnen. Der moderne Albaneserfürst Essad Pascha war

* M. W. D. Smirnow: Les Vers dit Seldjouk et le christianisme turc ⟨Actes du 11e congrès international des orientalistes, Paris ⟨1897⟩ 1899 III 15.

** Helmolt: Weltgeschichte V, 56.

*** Mémoires do société de linguist. de Paris XVIII 93. Paris 1913.

**** Z. D. M. G. LV, 336.

Mohammedaner. Der letzte unabhängige Albaneserfürst, der gegen die Türken im 15. Jahrhundert kämpfte, Skanderbeg, war, wie das damalige ganze Albanesenvolk, christlichen Glaubens. Die mohammedanischen Serben, Bulgaren und Albanesen gebrauchen die arabische Schrift. In ihrer christlichen Vergangenheit durften sie jedenfalls einer christlichen, kyrillischen bezw. glagolitischen, lateinischen oder griechischen Schriftgemeinschaft angehört haben. Die Ahnen der bosnischen Muslims, der Mehrzahl nach Mitglieder der bogumilischen Sekte, waren sogar als schriftkundig und bibelfest bekannt. Mit der Annahme des Islam wollten jedoch diese alten Völkerbruchteile von der Schrift ihrer Vergangenheit nichts wissen, sagten sich von der Literaturgemeinschaft mit ihren christlich gebliebenen Volksgenossen los und rezipierten die rückständige, exotische, für vokalisch fixe Sprachen so wenig passende arabische Schrift.

Die politische Macht des Türkentums kam bei dieser Ausbreitung der Schrift des Korans nicht im geringsten in Betracht. Niemand von den Rajahs, von den geknechteten Balkanautochthonen, die nicht den Glauben des Großherrn am Goldenen Horn annahmen, kümmerte sich je um die Schrift der Muslims.

Die Literaturhistoriker der Slawen erwähnen gewöhnlich mit keinem Sterbenswörtchen die arabisch schriftlichen Literaturen der mohammedanischen Südslawen. Es hat den Anschein, als wenn noch heute der Wahn herrschen sollte, daß nur was christlich ist, als slawisch gelten kann und in Geschichtswerke des slawischen Geistes aufgenommen zu werden verdient. Noch auf den lichten Höhenzügen der Wissenschaft treibt der alte geisterhafte Spuk mittelalterlicher Intoleranz sein Unwesen.

Der islamitische Flügel der Südslawen ist einer besseren Behandlung würdig. »Die bosnischen Muslims stehen ihren christlichen Landsleuten in der literarischen Tätigkeit nicht nach, ja sie haben sie, auch was Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit anbetrifft, sogar übertroffen.« Speziell ist das epische und lyrische Volkslied der mohammedanischen Serben Bosniens beachtenswert. »Die laue Sensualität des Orients paarte sich in Wort und Melodie mit der slawischen Sentimentalität und Leidenschaftlichkeit und die Mischung hat auf die Produktion eingewirkt, daß die Volkslyrik in Bosnien und Herzegowina eine Pflege und einen Aufschwung genommen hat, wie in keinem anderen südslawischen Lande*.

Der älteste bekannte und auch bedeutende muslimisch-serbische Dichter war Muhammed Hedaji Uskjufi, geboren im Jahre 1601, tätig um das Jahre 1651. Gefeiert wurde auch sein jüngerer Zeitgenosse, Hasan Kamija ‹gest. 1690›, dessen Grab ‹Turbe› noch heute vom mohammedanischen Volke in Ehren gehalten wird. Als erwähnenswerte Autoren dieser Literatur gelten auch Arsuhal, Kadija Hasan, Mulla Mustafa Bais Eski usw.

* Scheif Serfuddin Ef. Kemura und Vladimir Ćorović: Serbokroatische Dichtungen bosn. Muslims in »Zur Kunde der Balkanhalbinsel«, H. 2, Sarajewo 1912.

Auf den Bestand einer serbischen Literatur in arabischer Schrift wies zuerst Otto Blau im Jahre 1868 hin, in seinen »Bosnisch-türkischen Sprachdenkmälern«, wo er eine Sammlung der in der Schrift des Koran verfaßten literarischen Erzeugnisse der bosnischen Muslims veröffentlichte*. Eine mohammedanisch-serbische Sammlung in dem Alphabet des türkischen Orients gab dann auch im Jahre 1893 der bosnische Muslim Mehmed Beg Kapetanović heraus**. Im Jahre 1912 erschienen in den Publikationen des bosnisch-herzegowinischen Institutes für Balkanforschung in Sarajewo »Serbokratische Dichtungen bosnischer Muslims aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert« in arabischer Originalschrift wie in einer lateinschriftlichen Transkription***.

Die muslimisch-serbische Literatur in eigenem Alphabet erfreut sich noch gegenwärtig eines kräftigen Daseins. In Sarajewo erscheinen zwei serbische Zeitschriften in arabischer Schrift. Im Jahre 1910 erschien bei Efendi Gašewić ein Almanach Mewlud in der arabo-serbischen Hybride****. Man arbeitet jetzt auf mohammedanischer Seite in Bosnien an einer besseren Anpassung der Araberschrift an das Serbische. Hadži Dzmalludin Čausewič, mit dem Spitznamen Matuf, adaptierte in der letzten Zeit das fremde, orientalische Alphabet an den spezifischen Lautcharakter der südslawischen Sprache. Diese reformierte Schrift, die Beifall fand, heißt nach ihrem Urheber Matufovitza †.

Die arabische Schriftexpansion ließ es nicht an Experimenten fehlen, auch andere Literatursprachen, die für die Kulturgeschichte von größter Bedeutung waren, mit dem graphischen Charakter des Koran zu uniformieren.

Im Jahre 1908 fand Prof. Moriz eine in arabischer Schrift hergestellte Transkription eines Bruchteils der hebräischen Hagiographen wie auch mehrerer Kapitel aus dem Urtext des Buches Daniel. Das Manuskript dürfte aus dem Jahre 900 stammen, also aus der Zeit überspannter islamitischer Glaubenspropaganda ††. Die Bannerträger der Offenbarung des Propheten von Medina, die unter den Juden Propaganda machten, beabsichtigten wahrscheinlich damals, die hebräische Sprache dem Schriftkriterium mohammedanischer Religionsgemeinschaft zu unterwerfen. In einer neueren Streitschrift eines persischen Muslims für »Mohammeds Sendung« findet sich die ganze jüdisch-aramäische Apokalypse aus dem Mittelalter »Nbuath-ha-jeled« mit arabischen Charakteren umschrieben †††.

* Abhandlung f. d. Kunde des Morgenlandes, V. 2.
** Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien, 1893, S. 496.
*** Serfuddin und Ćorowić ib.
**** Ib. Vgl. auch Enzykl. des Islam I, 794. Leiden — Leipzig 1913.
† Serfuddin und Ćoravić ib. XXVII.
†† Hartmann: Der islamit. Orient 31.
††† H. Martyn: Controversial Tracts on Christianity and Mahomedanism 307, Cambridge 1824. Steinschneider: Polem. Lit. 15.

b) Römisch-katholische Glaubensagitation und die lateinischen Schriftzeichen.

I.

Das rücksichtslose Durchdringen des konfessionellen Alphabets ist nicht eine Eigentümlichkeit nur des »intoleranten«, »inferioren« Islam. Auch die katholische Kirche, in ihrem Bemühen, einen eigenen Schriftkreis sich zu schaffen, schritt über längst bestehende Alphabete hinweg und kümmerte sich nicht um alte Kulturen.

Schon ein Blick auf die neuzeitliche Propagandatätigkeit der europäischen Missionäre in Asien und Afrika kann uns ein Bild geben von dem engen Junctim zwischen Glaubensagitation und rücksichtsloser Schriftexpansion auch bei den Katholiken.

Die westeuropäischen Glaubensboten im fernen Orient der Neuzeit scheren sich wie möglich nirgends um den Kulturbesitz der dortigen literaturreichen Völker und suchen rücksichtslos Anhängerschaft für das lateinische Alphabet, was schon sogar oft viel Ärger bei verständigen, aber nicht historisch denkenden Fachleuten und Kulturkennern verursachte. »Ich verurteile als ungerecht und unpraktisch, erbgesessene Schriftzeichen kultivierter Sprachen durch die Einführung des fremden lateinischen Alphabets zu verdrängen«*, schreibt ein europäischer Indolog.

In Annam, wo es den französischen Missionären gelungen ist, einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung ‹400.000›** zum Christentum zu bekehren, ist eine großzügige erfolgreiche Aktion im Gange, die dort seit Jahrhunderten gebrauchte Schrift chinesischen Ursprungs durch das Lateinalphabet zu ersetzen***.

In Japan, zur Zeit der großen jesuitischen Propaganda dort um die Wende des 16. Jahrhunderts, wurde eine größere Anzahl japanischer Werke mit lateinischen Typen gedruckt****. Wäre die damalige Saat des Christentums auf den Inseln der aufgehenden Sonne nicht dann von buddhistischen Glaubenseiferern mit Stumpf und Stil rücksichtslos ausgejätet worden, dann hätten wir heute am Stillen Ozean eine große Kulturnation der gelben Rasse mit lateinischer Schrift.

In Indien wo es den Engländern gelang, einen wenn auch relativ geringen Bruchteil der Bevölkerung für das Christentum zu gewinnen, wird oft und unablässig von verschiedensten Seiten versucht, im Jahre 1760 durch Sir William Jones†, im Jahre 1804 durch John Gilchrist††, im Jahre 1859 durch Sir Charles Trevelyan†††, dann

* Cust l. c. 20.
** British Encyclop. 11th edition, II. 62.
*** Taylor: The Alphabet, II. 237.
**** Doctrina Christiana. In collegio Japanico Societatis Jesu. Anno 1600. cf. E. Satow in Transactions of the Asiatic Society of Japan, XXVII, II, 1899.
† Sir William Jones: Orthography of asiatic words in Roman Letters 1760.
†† John Gilchrist: The Hindee Roman epigraphical ultimatum Calcutta 1804.
††† Sir Charles Trevelyan: History of the application of the Rom. alph. to he languages of India, London 1859.

durch Caldweel Williams u. a. die Lateinschrift für die Landessprachen einzuführen. In Madras gibt sich damit ein besonderes Literatur Society ab. Hindostanische Bücher in lateinischer Schrift werden in der Neuzeit oft gedruckt*.

Die Hovas auf Madagaskar, die in den letzten Jahrzehnten sich zum Christentum bekehrten, ließen ganz von ihrer bisherigen arabischen Schrift und gebrauchen für ihre Muttersprache das Lateinalphabet. An der arabischen Schrift nicht zu rütteln, hielten es nur jene Madagassen nicht für nötig, die sich dem Christentum unzugänglich zeigten**.

Die Spanier auf den Philippinen bürgerten bei den dort zum Katholizismus bekehrten Stämmen die lateinische Schrift ein. Diese christianisierten Einheimischen waren ursprünglich im Besitze eines eigenen Alphabets und opponierten lange gegen die fremde Invasion. Das lateinische Alphabet gelangte bei den Philippinesen katholischen Glaubens zum vollständigen Sieg erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die heidnischen Tagbanvas und Malangyas setzen bis heute den Gebrauch der alten Landesschrift fort***.

Die Tätigkeit der in exotischen Ländern arbeitenden neuzeitlichen Missionäre hat zahlreiche Präzedenzfälle im europäisch-westasiatischen Kulturkreise hinter sich. Die westeuropäische Religionsausbreitung bestrebte sich auch näherliegende, stolze Kultursprachen des Mittelmeerbeckens unter ihr Schriftszepter zu bringen.

In Spanien wurde von dem bekehrseifrigen katholischen Klerus nach der Niederwerfung der Mauren der Versuch gemacht, arabisch mit lateinischen Lettern zu schreiben. Im Jahre 1505 veröffentlichte Pedro Alcala ein arabisches Wörterbuch in lateinischer Schrift »Vocabulista aravigo en lettra castellana« (neuediert von Paul de Lagarde im Jahre 1883). Ein italienisch-arabisches Wörterbuch, mit lateinischen Charakteren geschrieben, befindet sich handschriftlich in Wolfenbüttel****. Von den christianisierten Morisken sollen in später Zeit zuweilen arabische Koranexemplare mit lateinischen Lettern geschrieben worden sein†. Der salernische Arzt Matthaeus Sylvaticus Mantuanus führt in seinem im Jahre 1297 verfaßten »Lexicon et Pandecta« oft medizinische arabische Worte an, in lateinischer Schrift in einer Art, daß es späteren Gelehrten auffiel††.

In neuerer Zeit führten die Engländer bei den bis nun literaturlosen katholischen Maltesern für ihr Arabisch das lateinische Alphabet ein. »Warum man nicht die arabischen Buchstaben eingeführt hat, kann ich mir nicht erklären«, bemerkt ein moderner

* Monier Williams: The Hind. Text of Mir Amman in Rom. Types London 1859.

** Ratzel: Völkerkunde, I, 147. Leipzig und Wien 1897.

*** Journal of Oriental American Society: XXVII, 321.

**** Ebert: Codices Orientales Guelfenbytani 9 in Fleischer: Codices etc. 77.

† Paul Viardot: Studien zur Geschichte etc., der Literatur etc. in Spanien, I, 145, Leipzig 1836.

†† J. Alberti Fabricii: Bibliotheca graeca, IV, 581, XIII, 324, Hamburgi 1723.

Gelehrter bezüglich Maltas *. Das bisherige philologische Schema reicht eben nicht zur Erklärung der Ereignisse der Schriftgeschichte hin. Zu bemerken ist es, daß der eigenartige Lautcharakter des Arabischen der Einführung der Lateinschrift auf Malta große Schwierigkeiten entgegenstellte und praktisch genommen die alte Araberschrift bei weitem vorzuziehen gewesen wäre. In der neuesten Zeit wurden auch Vorschläge gemacht, in Ägypten für Neuarabisch die Lateinschrift einzuführen **.

Auch die altehrwürdige Sprache des Alten Testaments hätte sich unter das Joch der Lateinschrift beugen sollen. Zu den Werken von Hieronymus dem Kirchenvater wird aus einem alten Manuskript eine merkwürdige Beilage gedruckt: ein Teil des zweiten Kapitels, wie das ganze 44. und 45. Kapitel der Psalmen in hebräischer Sprache, doch mit lateinischen Buchstaben ***, wie es scheint, enthielt dieses Manuskript ursprünglich den ganzen Psalmtext in hebräischer Sprache und lateinischer Schrift ****. Im Psalterium Cusanum aus dem 12. Jahrhundert befindet sich eine hebräische Übersetzung des »Vaterunser« mit lateinischen Majuskeln geschrieben †. Hebräische Worte in Lateinschrift auf Kreuzen, Glocken, Amuletten, Zaubertellern, waren im ganzen Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert hinein eine im Abendlande nicht seltene Erscheinung ††.

Auch altpersisch wurde zuweilen, wenn auch mehr zu theoretisch-wissenschaftlichen Zwecken im katholischen Europa mit Lateinschrift gedruckt †††.

Die Schrift der katholischen Kirche kümmerte sich um keine Landes- und Kulturtradition. Die katholische Kirchenpropaganda, die nach dem schismatischen Griechenland drang, scheute nicht vor der Schrift der großen antiken Musterliteratur der gesamten europäischen Kulturwelt zurück und suchte sie durch das Lateinalphabet zu beseitigen. Gläubige, romtreue Katholiken dürfen von einer fremden graphischen Extratour nichts wissen und müssen einem und demselben Schriftkreis wie auch alle sonstigen treuen Schäfchen der katholischen Kirche angehören.

Die katholischen lateinischen Kaiser, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Herrschaft in Konstantinopel erlangten und den Griechisch-Orthodoxen die päpstliche Suprematie und eine Vereinigung mit der Kurie aufzudrängen suchten, bestrebten sich auch, die Byzantiner zu einem Verzicht auf die griechische Schrift zu-

* Zeitung der Morgenländischen Gesellschaft, XXX, 734.
** Anonymus: Landi Press. Florence 1897.
*** Hieronymus: Divina Bibliotheca I ⟨Appendicula ad canonem hebraicae ver.⟩ Parisiis MDCXCIII.
**** M. O. Gerhard Tychsen: Tentamen de variis codicum hebraicorum veteris Testamenti Mss. p. 132, Rostochii 1732.
† Gardthausen: Lateinische Paläographie, 425.
†† Realencyklopädie für protestantische Theologie IX, 183.
††† C. de Harlez: Etudes Eraniennes I 47—50 ⟨Ein Kapitel aus der Yaçna⟩ Paris 1880.

gunsten der Lateinschrift zu veranlassen*. Die kleine Gruppe der heutigen katholischen Griechen gebraucht auch in der Gegenwart in ihren liturgischen und auch sonstigen profanen Werken für Neugriechisch das lateinische Alphabet. Die britische Missionsgesellschaft druckt für diese katholischen Neugriechen auch Propagandabibeln in einem lateinschriftlichen Neugriechisch. Die politischen Repräsentanten der abendländischen Welt gehen oft noch in der jüngsten Zeit im nahen Orient unbewußt am Leitseil konfessioneller Schriftintoleranz. Im Jahre 1914 ließ die internationale Kommission in Albanien an die dortige griechische Bevölkerung griechisch-sprachliche Proklamationen in Lateinschrift verteilen.**. Ein neugriechisch-italienisches Wörterbuch in Lateinschrift erschien in Venedig im Jahre 1582***. Den mit italienischen Worten gemischten griechischen Handelsdialekt »Rumeca linga«, »linga graghesca«, der einst von den griechischen Kaufleuten auf den Inseln des Archipelags zur Zeit der Venetianerherrschaft gebraucht wurde, schrieben die Italiener mit lateinischen Lettern. Gedichte in diesem lateinschriftlichen Griechendialekt veröffentlichte im Jahre 1564 der Italiener Blessi****.

Griechisch wurde von Katholiken auch im Westen gebraucht. In Süditalien und Sizilien lebten im Mittelalter viele Griechen, denen aus Rücksicht auf die alte Kirchentradition bei vollständiger Anerkennung des päpstlichen Primats eine eigene Liturgie in griechischer Sprache zugestanden wurde. Im Königreich Neapel wurde einst in vielen Kirchen der griechische Ritus beobachtet. In Messina führten einst die Normannen den lateinischen Gottesdienst ein, doch wurde noch bis ins 16. Jahrhundert hinein in den meisten Kirchen Messinas die Messe griechisch gelesen†. In Brundusium wurden am Palmsonntag noch im 18. Jahrhundert die Epistel und Evangelien nach einer alten und undenklichen Sitte in griechischer Sprache vorgetragen††. In Rom, wo unter byzantinischer Herrschaft im 7. bis 8. Jahrhundert sich eine starke Griechenkolonie ansässig machte, fand die griechische Sprache im Mittelalter in manchen liturgischen Zeremonien Eingang†††. Während der päpstlichen Messe singt bis heute ein Diakonus in griechischer Sprache††††. In der Peterskirche in Rom dauern noch bis auf die Gegenwart Reste des katholisierten Hellenentums fort, und noch heute werden in diesem »Capo e maestra di tutto christianesmo« oft die Psalmen, die heiligen

* Achilles Rose: Die Griechen und ihre Sprache seit der Zeit Konstantins, 33. Leipzig 1899.

** »Neue Freie Presse« ⟨Wien⟩ vom 8. Februar 1914 ⟨Morgenblatt⟩.

*** Vocabulario nuovo Italiano-Greco. Venetia 1582. Cf. Legrand. Bibl. Hell. II, 224, Paris 1885.

**** Di Manoli Blessi: Il primo libro della Graghesche. Venetia 1564 cf. Legrand ib. II, 191.

† Contributio alla storia del Rito greco in Italia: Roma et l'Oriente, IV, 341 Badia di Grottaferrata ⟨Roma⟩.

†† Andreas da Monacha: Historiae Brundusinae I 1. I c XI 8.

††† Duchesne: Laudi greche et latine: Roma et l'Oriente IV 319.

†††† Scipio Maffei: Historia Theologica 256 Francoforti ad Moenum MDCCLVI.

Lektionen, die Symbole und manche Gebete in griechischer Sprache abgehalten*.

Das katholische liturgisch-griechische Italiens wurde mit lateinischen Lettern geschrieben, wie dies Giangirolamo Gradenigo in seinen historisch-kritischen Studien über die griechische Literatur in Italien** ausdrücklich bezeugt. Exemplare des lateinschriftlichen Griechisch der Kirchen Italiens sind in den Handschriftensammlungen der verschiedenen großen Bibliotheken zahlreich vertreten. Zu dieser Spezies gehören das Berliner Psalterium***, das Psalterium Cusanum****, das Psalterium der Libreria des Kapitels in Verona†, das Psalterium des Königs Athelstan 924—941††. Der griechische Kodex des Pater noster, den Michael Dukas an den heiligen Ludwig im Jahre 1269 schickte, war mit lateinischen Lettern geschrieben†††. Ein griechischer Hymnus an Papst Inozenz II. ⟨1130—1141⟩ ist auf uns in einer lateinischen Transkription gekommen††††. Griechische Zitate in Lateinschrift anzuführen, war noch im 17. Jahrhundert oft üblich §.

Überall, wo die sinnfällige, reale katholische Welt, jenseits der künstlichen Atmosphäre der Kammerstube des Gelehrten, mit der griechischen Sprache in Berührung kam, suchte sie der Schrift Hellas' den Garaus zu machen und der Sprache des Schismas ein lateinschriftliches Mäntelchen umzuhängen. Literaturästhetische Duseleien vermochten gegen diese eiserne Folgerichtigkeit nichts auszurichten. Wären die Lockungen des Katholizismus bei den Rhomäern im größeren Stile von Erfolg gekrönt gewesen und sich das neugriechische Volk ganz zur katholischen Religion bekehrt hätte, da wäre längst jede Spur der Griechenschrift aus dem Leben dahin und die modernen Hellenen würden vom Alphabet der Hellenen, der Antike, so viel Kunde haben, wie der Perser der Jetztzeit vom Pahlavi, der Türke von der Uigurenschrift oder der indische Muslim vom Dewanagari. Die nivellierende lateinschriftliche Tendenz im Verhältnis zu den Sprachen der größten Kulturvölker kommt kraß in einem hundertsprachigen Vaterunser vom Jahre 1855 zum Vorschein. Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Arabisch, Russisch, Türkisch, Persisch, Sanskrit, Chinesisch usw., figurieren alle dort in derselben Schrift, Roms§§.

* Giangirolamo Gradenigo: Ragionamente istorico critico intorno alla Letteratura Graecoitalica 31. Brescia 1759.

** Ibidem.

*** C. de Boor: Verzeichnis der griechischen Handschriften II, 236, im Verz. d. Hss. der königl. Bibl. in Berlin. Berlin 1897.

**** Gardthausen: Griechische Bibliographie 422 ff.

† Gaetano Marini: I papiri diplomatici 253. Roma 1805.

†† Gardthausen l. c.

††† Ibidem.

†††† Marini l. c.

§ Morinus: De lingua primaeva 179. 1694.

§§ Sacerdote Giuseppe Giorgio Sulzer: Delle origine et della natura dei dialetti 217—260. Trento 1855.

Das Walten rücksichtsloser Schriftausbreitung bei Missionsarbeit tritt auch in der Geschichte der Religionspropaganda der römischen Kirche bei den Völkern Mittel-, West- und Osteuropas zutage. Auch hier leistete die kuriale Schriftexpansion keine wirklich ursprüngliche Kulturarbeit, füllte kein vorhandenes zivilisatorisches Schriftvacuum aus, brachte nicht einen bis nun unbekannten Geistesbehelf.

Die übliche Geschichtsschreibung zeichnet zum größeren Ruhm des Christentums die heidnische Vergangenheit des nicht südländischen Europa in den dunkelsten Farben. Geistlose, literaturlose Barbaren sollen die Ahnen der jetzigen führenden Kulturvölker gewesen sein, denen erst die Religion Christi die kulturelle Erlösung brachte. Das ist nicht richtig. Die germanischen, slavischen und sonstigen kleineren Völker des nördlichen Europa, die jetzt ihre Zugehörigkeit zum Schriftkreise des Latein-, bezw. Frakturalphabets als selbsverständlich erachten, hatten einst eine eigene Schriftvergangenheit, über die, christliche Glaubenseiferer dann ein Bahrtuch breiteten. Ohne die Walze der katholischen Glaubensverkünder, würde an der Stelle der heutigen Schrifteintönigkeit des Abendlandes gegenwärtig eine bunt schillernde Mannigfaltigkeit an selbständigen, eigenartig ausgebildeten Schriftsystemen prangen.

Die Germanen schrieben nicht immer mit lateinischen Schriftzeichen oder deren spitzbogenartigen Sekundogenitur. Auf den Gefilden Germaniens blühte einst eine andere vorchristliche Schrift. Lange bevor katholische Mönche, Apostel der Vulgata und der römischen Liturgie, lange bevor iroschottische Sendlinge aus dem Nordwest, in den Urwäldern jenseits des Rheins die Kenntnis der Lateinschrift verbreiteten, kannten die germanischen Völker Nordeuropas ein eigenes, vollständig entwickeltes Alphabet: die Runen.

Ein Zeitgenosse Karl des Großen, Rabanus Maurus, schreibt, daß »die Buchstaben der Markomannen, die wir Nordmannen ⟨Normannen⟩ nennen, werden von denen, die heidnischen Ritus befolgen, zur Niederschreibung von Liedern, Beschwörungen und Prophezeiungen verwendet«*.

Der ehemalige ausgedehnte Gebrauch der Runen im vorchristlichen Deutschland, Skandinavien und England, wird durch unzählige Funde bestätigt. Grabsteine, Waffen, Münzen aus verklungenen Zeiten bringen uns die Kunde von der ehemaligen Geltung der Runen. Runenprägungen auf Münzen waren in Dänemark bis auf Sven II. Estridson ⟨1047—1074⟩ üblich. Runeninschriften, die bis 400 Zeichen enthalten, wurden in Röky und Akraby gefunden. Und wenn auch von den epigraphischen Denk-

* Rabanus Maurus: De inventione linguarum ⟨Cursus Patrologiae latinae ed. Migne CXII. 856⟩. »Litteras quippe quibus utuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus .... cum quibus carmina sua, incantationesque ac divinationes significare procurant qui adhuc paganis ritibus involvuntur.«

mälern der germanischen Vorzeit keine nordische Geschichte zu lernen ist*, manches historische Detail bringen sie doch, so das Runendenkmal, das König Harald von Dänemark im Jahre 980 seinem Vater Gorm zu Ehren errichten ließ. Die Verwendung der »barbara runa« erwähnt auch Bischof Venantius, ein gebürtiger Norditaliener im VI. Jahrhundert. Runenhandschriften sind auf uns nur wenig gekommen: Das Schon'sche Provinzialgesetz und der unter dem Namen Fasti Danici bekannte Kalender.** Magnus Olsen glaubt, daß die ganze, sogenannte altgermanische oder altnordische Literatur, die Eddas etc. ursprünglich in Runen niedergeschrieben waren und die Arbeit der Sagasammler sich ausschließlich auf das bloße Umschreiben aus den Runen in die Lateinschrift beschränkte***.

Die Runenliteratur als solche dürfte in Buchenholz geritzt worden sein, worauf der »Buchstabe« hinweist und was im Grunde der Verwendung der Schrift, Ziegel, Stein, Leder, Wachstafel usw. nicht nachsteht. Die Kalmücken besitzen ganze Bücher, die aus beschriebener Baumrinde bestehen. Es scheint, daß auch die alten Lateiner ursprünglich ihre Bücher in Holz ritzten. Das Wort codex alte Handschrift, entstand aus caudex, Holzklotz.

Als das Christentum in die Wohnsitze der Germanen einzog, herrschte dort kein Bedürfnis nach einer neuen Schrift. Mag sein, daß auch die Runen keinen reinen Stammbaum besaßen. Bloß eine Minorität der Forscher glaubt an einen nationalen, bodenständigen Ursprung der altgermanischen Schrift und leitet sie aus einer prähistorischen Piktographie ‹Liljegren, Weingartner› oder aus den bei Tacitus erwähnten Zauberzeichen »notae« ‹Losch, R. M. Meyer› her. Die meisten Gelehrten sehen in den Runen eine Umformung der altlateinischen Schrift oder denken an andere südliche Verwandtschaften, an Beziehungen zu den Nordetruskern ‹Bugge›, zu den Griechen durch Vermittlung der Goten, die am Dniepr wohnten ‹Taylor› oder sogar an eine Rezeption von den phönizischen Weltumseglern ‹U. W. Dietrich, Lenormant›. Im 17. Jahrhundert glaubten manche an eine Entlehnung der Runen aus dem Hebräischen ‹Claus Wormius›.

Dem Volke sind jedoch Herkunftsfragen Hekuba. Genealogische Alphabetnachforschungen sind ein Betätigungsfeld für Wissenschaftler und formen keine Geschichte. Tatsache ist es, daß die Germanen zur Zeit, als das Kreuz in Mittel- und Nordeuropa aufblitzte, ein Alphabet verwendeten, das ein charakteristisches, unabhängiges autochthones Gepräge trug und die Volkserinnerung dies Alphabet als ureigenes Erzeugnis ansah und von keinen Be-

* C. F. Dahlmann: Geschichte Dänemarks 11. In Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heekn und Ukert.

** Wimmer: Die Runenschrift 69. 275, Berlin 1867 ‹übersetzt aus dem Dänischen von Holthausen›.

*** Eduard Sievers: Runen und Runenhandschriften von Paul: Grundriß der germanischen Philologie I. 248–262, Straßburg 1901.

ziehungen zu einem fremden Lande zu berichten wußte. Kein Chronist des Mittelalters erwähnt irgendwelche außergermanische Provenienz des Alphabets der vorchristlichen Germanen. Odin galt allgemein als selbständiger Erfinder der Runenschrift.

Die Germanen mußten dennoch ihr lebensfähiges, heimatliches, ihrer Eigenart angepaßtes Alphabet aufgeben. Mit dem Ertönen der Siegesschalmei des Christentums mußte die Schicksalsstunde der Runen schlagen. Der triumphierende galiläische Heiland schlug in Trümmer sowohl Odin und Baldur und Thor, wie auch die Schrift ihrer Anbeter.

In Schweden wurden offiziell die Runen beseitigt und die Lateinschrift eingeführt, unter Claus Scottkoning, als dieser das Christentum annahm*. In Norwegen wurde gesetzlich der Gebrauch der Runen unter Strafe des Vermögensverlustes und Landesverweises in christlicher Zeit verboten**.

Das Wegräumen der Runenschrift war keine leichte Sache. Die altgermanische Schrift wurzelte tief im Herkommen des Volkes. Was daseinstüchtig und kraftbegabt und einen saftigen Nährboden hat, läßt sich nicht im Handumdrehen entzweiknicken. Lange und zähe stemmten sich die Runen gegen die Lateinschriftinvasion. In Skandinavien, wo das Volk sich an heidnische Sitte und Anschauung sehr lange hartnäckig klammerte, war trotz aller offiziellen Bestrebungen der Widerwille des Volkes gegen eine Beraubung der angestammten Schrift durch einen Repräsentanten des fernen Südens ungewöhnlich ausdauernd. Im 13. Jahrhundert wurden im Norden vereinzelt sogar lateinsprachliche Inschriften in Runen geritzt. Runenzeichen auf dem Lande im Kalender erhielten sich in Skandinavien bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die Handschrift des Fasti Danici stammt aus dem Jahre 1348. Die jüngste erhaltene skandinavische Runenschrift stammt aus dem Jahre 1449***. Der Runengebrauch in der konservativen schwedischen Provinz Dalekarien war noch im 18. Jahrhundert ein sehr intensiver und europabekannt. Es wurde damals in einer deutschen Kompilation berichtet, daß in Dalekarien »zweyerlei Buchstaben gebräuchlich: die alten, welche wirklich in Dalekarien anzutreffen sind und nach ihrer Sprache Runen heißen und die neueren, welche sie mit den Schweden und anderen Europäern gemein haben«****.

Die Runen suchten sich in manchen Ländern mit der Lateinschrift irgendwie zu vereinigen, um nicht ganz dem Triumphator zu erliegen. Bei den Franken auf romanischem Boden bemerkt man auf vielen Inschriften in Lateinschrift den Runenbuchstaben »F«. Auf eine ähnliche Weise schimmert der Einfluß der Runen durch in den

* Petrus Ubsalensis: Chronica Sveticorum lib I.

** Claus Wormius: Danica Literatura antiquissima 14 Hafniae MDCLI. Ef madr foer met Spaadom, Runum etc. sem domizd syri villa etc.

*** J. Taylor: Greeks and Goths, a Stude on the Runes. 89. London 1879.

**** Anonymus: Oriental. und Okzident. Sprachmeister 56, Leipzig 1748.

lateinschriftlichen Westgoten-Manuskripten aus Spanien, aus den ersten Jahrhunderten, die der Bekehrung zum Christentum folgten*.

Runen, die mißverstanden wurden, stellen vielleicht, wie Claus Wormius vermutet, manche jener Buchstaben, die der Frankenkönig Chilperich dem Lateinalphabet angliedern wollte, dar.

Ein schweres Ringen hatte die Lateinschrift in England. Der Ankömmling aus Latium entsprach den Lauteigentümlichkeiten der angelsächsischen Sprache viel weniger als die Runen. Die Missionäre Roms sahen sich darum sogar genötigt, um der Lateinschrift zum Siege zu verhelfen, sie durch Runenzeichen zu ergänzen. Sie entnahmen für das bilabiale, fast halbvokale »w« ‹neuenglisch »double u«› und die interdentale Spirans ‹neuenglisch »th«›, der altgermanischen Schrift die Zeichen »wen« und »thorn« ‹ᚹ ᚦ›. »Wen« tritt schon in der uncialen Urkunde vom Jahre 692 auf und bleibt von da an im Gebrauch bis in die mittelenglische Zeit. »Thorn« tritt im Jahre 811 auf, das dann vom 10. Jahrhundert an die Oberhand gewinnt und bis in die Neuzeit, zuletzt in der Gestalt eines »y«, hauptsächlich für den Artikel »the« sein Dasein fristete**. Das letzte bekannte Runendenkmal aus England stammt aus der Zeit 1160—1170***.

Die Angelsachsen trugen ihre mit der Lateinschrift vermischten Runenzeichen auch nach dem Ausland. Die Rune »wen« verwendeten die britischen Missionäre auch in Deutschland. Die findet sich in verschiedenen deutschen Manuskripten aus der ersten Hälfte des Mittelalters ‹in der Lex Salica, in dem vor dem Jahre 840 geschriebenen Leipziger althochdeutschen Glossar, im Hildebrandslied›****.

Auf den einstigen starken Gebrauch der Runen im vorchristlichen England weist auch die sprachliche Terminologie der Schreibart im Englischen hin: »Write« bedeutet eigentlich: einreißen, ritzen, was an die ursprüngliche Handhabung der geritzten und gravierten Runen erinnert.

Bei den christianisierten Angelsachsen behaupteten sich die einst viel verwendeten Runen zuweilen als Geheimschrift. Der heil. Bonifacius hat in seinen Briefen wiederholt die eine oder die andere Stelle in einer Geheimschrift geschrieben, in der Elemente aus dem Runenalphabet vorkommen†.

In dem Gedächtnis der Germanen des Mittelalters wurde die Erinnerung an die Runen sehr lange mit einem Glorienschein umgeben. »Die Runen waren einst eine berühmte Schriftart« schrieb im 12. Jahrhundert Saxo Danicus. Noch im 17. Jahrhundert erzählte man sich bei den kontinentalen Germanen wie Morinus†† mitteilt, daß das Runenalphabet älter als alles andere wäre und die alten

* Eduard Schum: Die schriftlichen Quellen zur romanischen Philologie in Gröber: Grundrisse der romanischen Philologie I 159, Straßburg 1888.

** Keller: Angelsächsische Paläographie 13.

*** Taylor: Greeks and Goths ib.

**** Keller ib.

† Wattenbach: Anleitung zur lat. Paläographie 10. Meister: Diplomatische Geheimschrift 10.

†† Stephanus Morinus: Exercitationes de lingua primaeva II c. II Ultrajecti 1694.

Goten ⟨Germanen⟩ Buchstaben fortsetzten, die zu Beginn der Dinge von Gott dem ersten Menschen Adam übergeben wurden. Der Schwede Joannes Magnus und sein Bruder Claus suchten zu beweisen, daß Runenschriften, die auf Felsen gefunden wurden, von den vorsintflutlichen Giganten noch herrührten. Ähnlich glaubte sogar der Erzbischof von Toledo Salicaeus, was F. Ludwig aus Portugal zur Gegnerschaft veranlaßte*. Das Hinaufschieben des Alters bedeutete in früheren Jahrhunderten auch eine Wertsteigerung, so wollte gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein deutscher patriotischer Gelehrter namens Goropius in einem dickleibigen Foliant nachweisen, daß Deutsch ⟨lingua Cimbrica⟩ die älteste aller Sprachen wäre**, die wurde von Janus, Noeh und allen anderen bis Adam gesprochen***, es bedienten sich ihrer in ihren Heiligtümern die Ägypter****. Nicht die hebräische Sprache wäre die erste gewesen, wie die Kirche behauptete†, der Sinn der hebräischen Wurzel sei aus der ersten Sprache, die deutsch war, zu erklären††. Ein ungewöhnlich hohes Alter wurde den Runen auch von dem Dänen Claus Wormius zugeschrieben, der glaubte, die Runen wären von den Germanen aus Asien mitgebracht worden, wo diese Schrift durch Anlehnung an das Alphabet der Hebräer entstanden sein sollte†††.

Die Lateinschrift traf bei manchen Germanenstämmen sogar kulturwichtigere Schriftsysteme an, als die Runenschrift. Die Goten als Arianer gebrauchten ursprünglich eine grăcoide Schrift, die dem Ulfilas zugeschrieben wird. Der Sieg der lateinischen Kirche über die arianische Häresie der Goten in Westeuropa trug auch die sogenannte Ulfilasschrift zu Grabe. Am gründlichsten wurde mit der Ulfilasschrift in Spanien aufgeräumt. Es existiert kein einziges westgotisch-spanisches Dokument in der altgotischen Schrift. Die Spanier hatten bereits in der frühesten Zeit ein Element der Inquisition in ihrem Blute. Im Chronicum Fredegarii Scholastici wird erzählt: »In jenem Jahre 588 ließ sich der Gotenkönig Richaridis taufen, dann ordnete er an, daß alle Goten, die am arianischen Glauben hielten, nach Toledo kommen sollen und befahl, daß ihm alle arianischen Bücher gezeigt werden; dann ließ er alle arianischen Bücher, die in seinem Hause zusammengebracht wurden, verbrennen, alle Goten aber ließ er taufen††††. »Die Gotenschrift dauerte in Spanien nicht viel Zeit, geradeso wenig wie der Arianismus als Staatsreligion§.

* F. Ludovicus Portugalensis: Globi Canonum lib. I c. I. Claus Wormius: De antiquitate Danica 104.

** »Lingua cimbrica prima omnium linguarum«. Goropius: Hermathenae IX. p. 204. Antverpiae 1580.

*** idem: Gallicorum liber III, p. 62.

**** idem: Hieroglyphica II, p. 28.

† idem: Hispanica, p. 9.

†† »Hebraicarum radicum rationes a primo sermone, qui est Teutonicus petendae sunt«. Hermathenae p. 13, 80.

††† Claus Wormius: De antiquitate Danica 107.

†††† Chronicum Fredegardi Scholastici. Anno DLXXXVIII ⟨p. VIII⟩. ⟨Cursus Patrologiae latinae LXXI 613 editio Migne⟩.

§ Esta escritura no duro en Espana mas tiempo que el arrianismo como religio del Estada. Munoz: Paleografia Visigoda 13, Madrid 1881.

Ähnlich dürfte es auch in Italien nach der Katholisierung der dortigen Goten geschehen sein. Die gotische Schrift und Literatur verschwanden bis auf geringe Bibelübersetzungsreste vollständig.

Die Vernichtung der gotisch-arianischen Literatur war eine so durchgreifende, daß nicht einmal die Erinnerung an den Bestand einer ehemals großen gotischen Literatur, die doch für das Gotentum Spaniens belegt ist, sich im Bewußtsein des gelehrten Europa erhielt. Eine wissenschaftliche Autorität vom Range eines Harnack konnte jüngst sein Staunen darüber äußern, daß die Goten der Bibelübersetzung von Ulfilas keine Übersetzungen anderer christlich-griechischen Bücher hinzufügten, obwohl alle Nationen, die von hellenischen Gelehrten die Übersetzung der Bibel in ihrer Sprache erhielten, alsbald durch weitere Übersetzungen eine reiche christlich-nationale Literatur ausbildeten. »Die Übersetzung des Ulfilas ist bei ihnen, so viel man weiß, ohne jede literaturgeschichtliche Frucht geblieben. Woher das? Waren sie barbarischer als Kopten, Äthiopier, Armenier und Georgier? Haben andere Gründe gewaltet? Ich weiß keine Antwort*.« Die gotische Bibelübertragung blieb in Wirklichkeit ebensowenig ohne Frucht, wie die koptische, armenische u. s. w. Daß sich von der gotischen Literatur nichts mehr als wenige Bruchteile und das zufällig bloß von der Bibel erhielten, ist dem Übertritt der Goten zum Katholizismus zuzuschreiben, der mit der Literatur eines arianischen Volkes radikal Ordnung machen mußte. Die gräcoide Schrift geriet bald in Vergessenheit. Kein Mensch konnte die alten Literaturwerke mehr lesen und mochte an deren Erhaltung mehr kein Interesse gehabt haben. Die orientalischen Völker, bei denen ein großer Schatz altchristlicher Übersetzungen sich bis auf die Gegenwart erhielt, blieben bis dato ihrer alten Religionsform treu und machten bei aller Umgestaltung nie den tilgenden Riß eines Religionswechsels durch. Die Reste der gotischen Bibelübersetzung konnten eher als alles andere sich hinüberretten, da diese, als Wiedergabe eines alten Textes, doch keine positiven häretischen Ideen enthielt. Eine spätere Beeinflussung derselben durch die Vulgata ist nicht ausgeschlossen. Möglich, daß in dieser Zeit auch die einigen lateinischen Lettern in die gräcoide Schrift der Goten eindrangen.

Es gibt Berichte auch von manchen anderen Teilen der Germanen, daß sie sich vor der Rezeption der Lateinschrift der griechischen Schrift bedienten, aber alle beruhen auf einer Mystifikation. Agrippa von Nettesheim teilt mit, daß die alten Franken, die unter Marcomir Pharamund nach Gallien eindrangen, ihre eigenen Buchstabencharaktere besaßen, die von den griechischen nur wenig verschieden waren. In dieser Schrift schrieb Vuastaldus in ihrer Sprache ein Geschichtswerk. Außer diesem Alphabet besaßen noch die Franken zu jener Zeit eine von der vuastaldischen ganz verschiedene Schrift, deren Erfinder Doriacus war. Dazu gab es noch bei den Franken ein Alpha-

* Harnack: Bericht über die Ausgaben der griechischen Kirchenväter in: Sitzungsberichte der preuß. Akademie der Wiss. 107 Jahr 1916.

bet, dessen Erfinder Hichus war, der mit Marcoimr bis nach den Mündungen des Rheins aus Scythien kam*.

Dieselbe Mitteilung unter Anführung der verschiedenen Schriftzeichen in ihrer graphischen Anschaulichkeit und Berufung auf einen Gewährsmann namens Hunbald führte im Jahre 1586 Thurneissen an**. Eine historische Quelle, deren Autor ein frühmittelalterlicher Chronist Hunbald gewesen sein sollte, ist eine Fälschung, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts vom Sponheimer Abt Trithemius ⟨Heidenberg⟩ verfertigt, mit dreister Stimme in die Welt gesetzt wurde und selbst in der ersten Zeit mehrere Auflagen erlebte ⟨Compendium de origine Francorum, Moguntiae 1515, Basileae 1539, 1544⟩***. Trithemius selbst in seiner Polygraphia, berichtet unter Angabe des Hunbaldus als Quelle über die Schriftsysteme der alten Franken****. Trithemius betrieb die Mystifikation als eine gelehrte Kunst, die er in seinem dickleibigen Buche »Steganographia« in methodische Formeln brachte. Die Nachwelt war seiner Meisterschaft in der Irreführung nicht besonders dankbar. Friedrich II. von der Pfalz witterte in derselben Magie, die auch als äußere Hülle in der Steganographie einen breiten Raum einnimmt und ließ alle in seiner Bibliothek sich befindenden Handschriften des schlauen Abtes verbrennen†.

III.

Ebensowenig wie bei den Germanen traf die Lateinschrift unbebauten, jungfräulichen Acker bei den Slaven an. Das Alphabet Roms hatte hier mit einem wohlausgebildeten, bis heute noch nicht ganz getilgten Alphabet lange Zeit einen schweren, hartnäckigen Strauß auszufechten, ebenso wie die Lateinmesse hier lange mit einer slavischen Messe zu ringen hatte. Die jetzt lateinschriftlichen Slaventeile der Balkanhalbinsel, wie auch die der Länder an der Donau bis nach Pannonien und weiter bis nach Mähren schrieben ursprünglich mit glagolitischen Lettern, doch überall wurden dieselben mit dem kompletten Sich-Durchsetzen der römisch-katholischen Kirche fallen gelassen††. Tief in Mitteleuropa, in Böhmen, wurden Märtyrerlegenden im 9. Jahrhundert von den dortigen Christen mit eigener nicht römischer Liturgie, mit glagolitischen Charakteren geschrieben†††. Das kroatische Küstenland tief ins Binnenland hinein, das sehr lange dem eigenartigem Slavokatholizismus huldigte, verwendete noch im 15. Jahrhundert die glagolitische Schrift nicht bloß für kirchliche, sondern auch für weltliche Zwecke††††. Kroaten des slavokroatischen Ritus, die das glagolitische Alphabet gebrauchen, gibt es noch heute. Deren Zahl übersteigt nicht 90.000 Seelen.

* Agrippa de Nettesheim: De vanitate literarum c. II ⟨Bd. II, p. 6⟩.
** Thurneissen: Alphabete verschiedener Sprachen 1586.
*** August Potthast: Bibliotheca historica medii acvii 382, Berlin 1862.
**** Joh. Trythemius: Polygraphia. Liber VI. p. 1111, Oppenheim 1508.
† Collin de Plancy: Dictionnaire infernal 2/V 505, Paris 1825.
†† Jagič: Entstehung der kirchenslavischen Sprache 127, Wien 1913.
††† Archiv für sl. Philologie, XXV 610.
†††† Jagič, l. c. 123, 127.

Der Ursprung der Glagolitza ist in ein Dunkel gehüllt. Die Tradition, die eine päpstliche Bulle schon im Jahre 1248 erwähnt, führte diese Schrift auf den heil. Hieronymus zurück. »Die Kleriker jener Gegend versichern, daß sie ihre Spezialschrift vom heil. Hieronymus haben«*. Die meisten neueren Forscher glauben, daß die Glagolitza mit der vom heil. Kyrill Konstantin erfundenen Schrift identisch wäre und daß die den Namen des Kyrill gewöhnlich tragende Kyrillitzaschrift eine Schöpfung des heil. Klemens darstelle. Eine Ansicht, die ihre Entstehung einer willkürlichen, einer jeden faktischen Begründung entbehrenden Kombination Safařiks verdankt**. Andere wieder sehen in der Glagolitza eine pure Umformung griechischer Schrift ⟨Friedrich Müller⟩, eine Verbindung von griechischen mit orientalischen Lettern ⟨Vondrak⟩, eine Umgestaltung der Lateinschrift ⟨Louis Leger⟩ oder vermuten in ihr eine Schrift, die eigentlich für eine fremde Sprache erzeugt wurde. »Die ältere Glagolitza war einst im Dienst einer unslavischen Sprache gewesen, ehe sie mit manchen unmöglichen Unförmlichkeiten durch Kyrill der altslavischen Sprache adaptiert wurde. Solche Unförmlichkeiten sind das doppelte i oder das dreifache z, schreibt Hanuš***. Manche leiten auch die Glagolitza von der grusinischen Schrift ⟨Gaster, Abicht⟩ oder von einem altalbanesischen Alphabet ⟨Miklosich, Geitler⟩ ab.

Kann nicht möglich sein, daß die glagolitische Schrift des Slavokatholizismus das vorchristliche Buchstabensystem der Slaven sozusagen die slavischen Runen darstellt, die ebenso wie die slavische Sprache als Idiom der Liturgie aus der Heidenzeit her auf diesem Grenzgebiete beider europäischen Hauptkirchen lange beibehalten wurde? Die Erfindung einer slavischen Schrift in christlicher Zeit, die vom Standpunkt der Kirche als Loslösungsmittel von ihrer Gemeinschaft angesehen werden mußte, würde aller historischen Erfahrung widersprechen.

Die vorchristlichen Slaven entbehrten nicht die Kenntnis einer Schrift. Konstantin Porphyrogennetos erwähnt in seinem Chronicon paschale ⟨354—630⟩, daß die Kroaten im Jahre 635 auf eigenen Handschriften dem römischen Kaiser Gehorsam, Treue schworen. Der deutsche Chronist Thietmar ⟨† 1018⟩ berichtet, daß die Elbeslaven im Tempel zu Radegast Götterstatuen, auf denen Namen eingegraben sind, besitzen****. Die isländischen Schriftsteller sollen Slavenrunen erwähnen ⟨Vindarun⟩†. Die Polen sollen nach mancher Ansicht Runen in der heidnischen Zeit besessen haben. Diese Ansicht wird allerdings von vielen bestritten††.

* Littera specialis, quam illius terrae clerici se habere a b. Hieronymo asserantes vgl. Jagič, l. c. 130.

** Safařik: Der Ursprung und die Heimat des Glagolitismus. Prag 1858.

*** J. J. Hanuš: Das Schriftwesen und Schrifttum der böhmisch-slavischen Völker 18, Prag 1867.

**** l. c. 6, Gregor Krek: Einleitung in die slavische Literaturgeschichte 44, Graz 1867. Konstantin Phorphyrogennetos: De administr. imp. Patr. gr. CXIII. 283.

† Thummann: Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nord. Völker, Berlin 1772.

†† Jan Leciejewski: Runy i runiczne pomniki słowiańskie, Lemberg 1906, vgl. auch Jagić: Archiv für slav. Philologie XXVII. 385.

Gewöhnlich wird gegen die Schriftkunde der heidnischen Slaven die Apologie Chrabrs »O pismenach« zitiert, in der behauptet wird, daß die Slaven in ihrer vorchristlichen Zeit keine Schrift besaßen, und mit Stäbchen zählten und aus Einschnitten wahrsagten. Die Apologie gibt vor, von einem nahen Zeitgenossen der Slavenapostel zu stammen, »als noch Leute lebten, die Kyrill und Methodius gesehen haben«, also von einer Person, der die Verhältnisse der vorchristlichen Slaven nicht fremd sein konnten. Doch literarischen Denkmälern des Mittelalters gegenüber muß man etwas Vorsicht wahren. Die Apologie Chrabrs ist eine tendenziöse Streitschrift zum Schutze der kyrillischen Schrift gegen die Angriffe der Griechen. »Manche sagen, wozu die slavischen Buchstaben? Es schuf sie weder Gott, noch die Engel, auch sind sie nicht uralt . . . Und andere meinen, daß Gott nur in drei Sprachen den Büchern zu sein gebot. Wir antworten aber aus den heiligen Büchern, wie wir sie erlernt haben, daß alles von Gott zu sein pflegt und von niemand anderem . . . Die slavischen Buchstaben aber sind heilig und ehrbar, denn ein heiliger Mann hat sie erfunden, die griechischen aber die heidnischen Hellenen.« Die apologetisch herangezogene Leistung dieses heiligen Mannes mußte natürlich aus taktischen Gründen vergrößert, die anders geartete, vorangehende Vergangenheit reduziert, verwischt werden. Die Slaven, denen das Licht der heiligen Buchstaben Kyrill brachte, mußten geistig ganz blind gewesen sein. Die berichtete Schriftlosigkeit der früheren Zeit darf daher nicht wörtlich geglaubt werden. Die Apologie Chrabrs ist keine historische Urkunde. Dazu ist noch eines auffällig und verdachterregend. Die Apologie erwähnt bloß e i n e slavische Schrift, während doch im 10. Jahrhundert, der angeblichen Lebenszeit Chrabrs, die Slaven Bulgariens wie auch des sonstigen Balkan sowohl mit glagolitischen wie auch mit kyrillischen Lettern schrieben, also damals noch bei den Südslaven orthodoxen Glaubens eine zweifache slavische Schrift vorhanden war, das bringt diese Apologie in den Verdacht eines Apokryphs. In Bulgarien war die Glagolitza vollständig erst im 14. Jahrhundert erloschen. Eigentümlich ist es in Anbetracht dieser Tatsachen, daß die ältesten Handschriften der Apologie aus keiner anderen Zeit als aus dem 14. Jahrhundert entstammen. Also Vorsicht! Ein Chrabr, der wahrscheinlich erst im 14. Jahrhundert wirkte, kann nicht als Zeuge für den Kulturzustand der Slaven im 9. Jahrhundert angeführt werden. Die Apologie Chrabrs hat soviel historischen Wert wie der Bericht der kleinen Legende Kliments über die Erfindung einer deutlicheren Schrift durch diesen Heiligen. Apokryphe Machwerke schossen in jener dunklen Zeit des Mittelalters wie Pilze nach dem Regen auf, mit der bewußten Absicht, ad majorem gloriam ecclesiae Verschiedenartigstes den Lesern aufzubinden.

Unter den Slaven konnten in der Apologie Chrabrs in erster Linie die engeren Landsleute dieses Pseudoapologeten gemeint gewesen sein: die Bulgaren. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese in ihrer Heidenzeit keine schriftlosen Wilden waren. Wer

die byzantinischen Texte, die sich auf die noch heidnischen Bulgaren beziehen, liest, der hat niemals das Empfinden, daß von einem durchgängig barbarischen Volke von Illiteraten die Rede wäre. Die Herrscher Bulgariens kannten ausdrücklich auf ihrem Hofe die Kunst des Schreibens und standen in brieflichem Verkehr mit den Imperatoren Ostroms. Crummus der Bulgarenfürst, richtet an den byzantinischen Kaiser Michael Rhangabe ein Schreiben*, ebenso wendet sich die byzantinische Kaiserin Theodora im Jahre 843 mit einem Briefe an den Herrscher der Bulgaren**. Wir wissen auch, daß die Bulgaren, kaum sie zum Christentum sich bekehrten, den Papst anfragten, was mit ihren Büchern, die sie von den Sarazenen haben, zu geschehen hat***, dann verlangten sie vom Papst christliche Bücher****, und diese waren Halbwilde, die nach Stäbchen zählten? Ist es möglich, daß die jahrhundertlangen politischen Beziehungen der Byzantiner zu den nachbarlichen Bulgaren ohne jeden tieferen Einfluß auf den geistigen Habitus dieser Bulgaren haben bleiben können? Wer eine Literaturgeschichte der Bulgaren, die natürlich mit der Einführung des Christentums beginnt, zur Hand nimmt und ihre Anfänge studiert, der merkt sofort, so schaut nicht der Beginn des Schrifttums eines Volkes aus, das unmittelbar aus vollständiger Barbarei kam. Im Jahre 865 nahmen die Bulgaren das Christentum an und schon Fürst Simeon ⟨893—927⟩, der Nachfolger des ersten Christen auf dem Throne Bulgariens, des Fürsten Boris, nahm in sich die höchsten Blüten der griechischen Kultur auf, las Aristoteles und Demosthenes† und vereinigte um sich einen ganzen Kreis gebildeter Männer, die auf seine Anordnung die Kirchenliteratur der Griechen ins Bulgarische übertrugen. Die Zeit des Bulgarenfürsten Simeon war das goldene Zeitalter der bulgarischen Literatur, die dann von der größten Bedeutung für das sonstige Slaventum wurde††. »In der Tat existiert neben der lateinischen keine zweite europäische Literatur, welche gleich der altbulgarischen den ganzen ungeheuren Vorrat biblisch-theologischer Werke der christlichen Griechen in solch früher Übersetzung aufweisen konnte« †††. »Im Altertum ⟨Mittelalter⟩ nahm die bulgarische Literatur die erste Stelle im rechtgläubigen Slaventum ein, sowohl der Zeit wie der literarischen Bedeutung nach« ††††. Der rasche und verblüffende Anschluß der Bulgaren an die griechische Kultur, kann nur aus der Tatsache erklärt werden, daß die Kultur für die Bulgaren kein Novum war und nur das Christentum, das eine ältere Landeskultur verdrängte, neu war. In der ganzen altbulgarischen Literatur gibt es keine

* Stritter: Memoriae populorum olim ad Danubium, Pontum euxinum etc. incolentium a scriptoribus historiae byzantinae erutae 542, Petersburg 1778.
** ibidem 562.
*** Responsa Nicolai papae ad consulta Bulgarorum. Migne CXIX 1014.
**** ibid. 994.
† Wilhelm Roland: Geschichte der Bulgaren, 22, Berlin 1911.
†† Pypin: Geschichte der slavischen Literaturen, I, 75, Leipzig 1888.
††† Jagič im Archiv f. sl. Philologie, II, 2.
†††† Pypin, ib. 66.

poetischen Werke. Wir wissen auch warum. Das Christentum, das dem bulgarischen Heidentum ein Ende setzte, verbot den Bulgaren ausdrücklich ihre früheren Lieder und Spiele, als das Werk des Teufels*. Schon am Hofe des rassenverwandten Attila, wurden Gedichte, die Siege und kriegerische Tugenden verherrlichen, gepflegt**.

Die altslavische Heidenkultur mußte bereits auf längere Vergangenheit zurückgeblickt haben. Schon Tacitus findet die Slaven kulturell den Germanen näher als den Sarmaten und Finnen stehend. Während die Sarmaten auf Pferden und Wagen leben und die Finnen durch ihre merkwürdige Wildheit und abscheuliche Armut sich abheben, weder Waffen noch Pferde, noch Penaten kennen und Kräuter essen, mit Fell sich kleiden und auf dem Boden schlafen, ist es mit den Slaven ganz anders bestellt: die bauen Häuser, führen Schilder und gehen auch zu Fuß«***. Im 6. Jahrhundert erzählt Procopius, daß die Slaven in Hütten wohnen, die ihm allerdings arm vorkamen, ihm, dem prunksüchtigen Byzantiner****. Slavenstädte an Sümpfen und zwischen Wäldern erwähnt Jornandes der Bischof von Ravenna ca. 552†.

Die Slaven der Heidenzeit waren in der geistigen Verfassung, eine Schrift zu besitzen und besaßen auch nach vielen Zeugnissen eine solche. War diese Schrift aber die Glagolitza oder vielleicht eine andere unbekannte?

Rabanus Maurus, der uns über die Runen seiner zeitgenössischen heidnischen Konnationalen des Nordens berichtet, teilt uns auch eine Schrift der Scythen mit, die er dem Kirchenvater Hieronymus entnahm. »Wir finden auch Lettern des Äthicus eines Kosmographen scythischer Nation von edler Abkunft, die der ehrwürdige Presbyter Hieronymus anführt, seine Worte erklärend. Da er sein Wissen und seine Tüchtigkeit hochschätzte, wollte er auch dessen Buchstaben verbreiten«††.

Die Kosmographie des Äthicus, der zu Beginn des 4. Jahrhunderts gelebt haben soll, griechisch schrieb, hat sich bis heute in einer lateinischen Übersetzung erhalten, die von Hieronymus herrühren soll und erlebte um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Veröffentlichung durch den Druck†††. Diese Schrift wird dort angeführt, aber nicht als Privaterfindung des Äthicus, sondern als ein von vielen Schriftstellern gebrauchtes Alphabet. Äthicus benützte diese Schrift bei einem graphischen Kunststück gleichzeitig mit den lateinischen, griechischen und hebräischen Lettern††††.

* Consultae papae Nicolai. Migne CXIX, 993. »... joca et carmina, pompae ac operationes diaboli sunt.«

** Priscus Rhetor: Hist. Goth. Patr. gr., CXIII, 739.

*** Tacitus: Germania, XLVI.

**** Procopius: De bello Gothico, III ⟨Stritter, II, 29⟩.

† Jornandes: De Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis. CIV. Migne LXIX, 1255.

†† Rabanus Maurus: De inventione linguarum. Migne CXII, 856.

††† Athicus Istricus: Cosmographia, c. 113, Lipsiae 1853.

†††† ib. c. 73, c. 66.

Wer sind diese Scythen, deren Schrift wir durch Äthicus und seinen Interpreten Hieronymus kennen lernen?

Die Scythen der Antike waren zur Zeit Äthicus schon lange nicht vorhanden. Zu Beginn des Mittelalters war Scythien ein Sammelname für ganz Osteuropa und die anliegenden Teile Ostasiens. »Scythien dehnt sich weit aus, von Osten hat es Seres ⟨China⟩, vom Westen die Germanen und den Weichselfluß, nördlich ist es vom Ozean ⟨Ostsee⟩, südlich von Persien, Albanien, Iberien ⟨beide im Kaukasus⟩ umgeben«*. So bei Jornandes. Ähnlich, aber mit einer engeren Einschränkung auf Osteuropa, bei Rabanus Maurus**.

Das Wort Scythe verlor im Mittelalter seine ehemalige antike Bedeutung eines speziellen Volkes und verallgemeinerte sich zur Bezeichnung aller Völkerschaften Osteuropas überhaupt, die mit den alten Scythen nichts gemein hatten. Diese Methode der Benennung einer Nation, einer Völkergruppe, der Einwohnerschaft eines Gebietes mit dem Namen einer fremden Nation, die bereits längst verschollen war, war allgemeine Sitte in vielen Kulturkreisen des Mittelalters. Wir sehen dies bei den Byzantinern, die meist die bei dem gegebenen Volke übliche Nationalbenennung verschmähten und mit großer Vorliebe zu alten, womöglich auch bei den großen Geschichtsschreibern der klassischen Zeit bezeugten Volksnamen griffen und nannten hartnäckig Pannonien »Paionia«, obwohl schon Dio Cassius gegen die Verwechslung mit dem herodotischen Volke sich auflehnte, sich selbst nannten die Byzantiner Rhomaioi, die Türken Persai, die Serben Triballoi, die Bulgaren Mysoi***. Geradeso operierten in der Geographie auch die Juden des Mittelalters, diese nannten die Slaven Kananäer, Deutschland Aschkenas ⟨ein kleinasiatischer Volksname⟩, Spanien »Spharad» ⟨= Lydien⟩, Frankreich »Zarphath« ⟨= Sarepta⟩, Italien »Kithim« ⟨= Cypern⟩, die Türkei »Thogarma« ⟨= Armenien⟩, Ungarn »Hagrim« ⟨= arabischer Klan⟩, Rom »Babel«, Rußland und Moskau »Rosch und Meschech« ⟨= kleinasiatische Stämme⟩, Nîmes »Kirjath j'a rim« ⟨= Stadt in Palästina⟩ usw.

Welchem »scythischen«, d. h. osteuropäischen Volke konnte Äthicus angehört haben? Äthicus wird Istricus benannt. Darunter ist nicht das Istrien am Adriatischen Meere zu verstehen, hat schon Wuttke festgestellt. Am Adriatischen Meere wurde die Bevölkerung nicht mit dem Namen Scythen belegt. Äthicus stammte aus dem Gebiete am unteren Laufe der Donau ⟨Ister⟩ an den Marken des Byzantinischen Reiches****.

Am Unterlauf der Donau wohnten Slaven seit undenklichen Zeiten†. Seit dem Jahre 449 brachen sie in immer stärkeren Scharen

* Jornandes ibid.
** Rabanus Maurus: De universo, II, Migne, CXI, 542.
*** Byzantinische Zeitschrift XXI, 486.
**** Wuttke: Vorrede zur Cosmographia Ethici ibidem, LXXXVIII.
† A. Hilferding: Geschichte der Serben und Bulgaren I, 1 Bautzen 1856. Stritter ib. II 17, 21.

über die Donau ins Byzantinerreich ein*. Diese Slaven wurden oft ausdrücklich Scythen benannt. In der Armee Attilas dienten Scythen, »die in ihrer eigenen barbarischen Mundart, nach dem Bericht von Priscus das den Wein ersetzende Getränke Med nannten«**. »Med« ist ein gutes slavisches Wort. Jornandes teilt mit, daß die kräftigsten Slaven, die Anten vom Danaster ‹Dniestr› am Schwarzen Meer bis zur Donau wohnen***.

Die Donauscythen, die ins Byzantinische Reich teils einbrachen, teils einsickerten, waren für griechische Kultur leicht empfänglich. Kaiser Justinian war ein Slave, hieß Upravda, kodifizierte das römische Recht und war auch ein Slavenbesieger; seinen Namen schmückte unter anderem der Titel »Anticus« ‹der Slavische›****. Den Oberbefehl über eine Abteilung byzantinischer Reiterei führten im 6. Jahrhundert Barbaren von Geburt mit slavischen Namen Dobrogost und Vsegord. Als Oberbefehlshaber über Thrazien wird ein Slave Chilbudios ‹Chwilibud› um jene Zeit erwähnt†. Äthicus, ein Donauscythe, der die byzantinische Kultur sich aneignete — und griechisch schrieb, wird derselben Kategorie der slavischen Eindringlinge angehört haben, die dank ihrer Begabung im Byzantinischen Reiche zur Stellung und zum Ansehen gelangten. Auf literarischem Gebiete war er auch nicht vereinzelt. Gennadius führt einen Kirchenschriftsteller Cassianus an, aus jener Zeit, der »natione Scytha« war††.

Äthicus selbst in seiner Kosmographie, obwohl er alle möglichen Nationen beschreibt, erwähnt mit keinem Sterbenswörtchen die eigentlichen Slaven, schildert uns auch nicht die Bewohner seiner istrischen Heimat. Das zeigt auf Ostentation. Er wollte, scheint es, in seinem byzantinischen Milieu nichts berühren, was an seine »barbarische« Herkunft hätte gemahnen können. Das doppelte Schweigen des Äthicus bestätigt auch die Identität des Verschwiegenen.

Äthicus, der Donauslave, der uns die Schrift seiner Landsleute anführt, demonstriert vor uns kein anderes Alphabet, als das der Slaven seiner Zeit. Umsomehr wird Äthicus ein Slave gewesen sein, wenn die Vermutung dieser stimmt, daß er im siebenten Jahrhundert lebte und aus Istrien stammte.

Hat dieses Slavenalphabet zur Glagolitza welche Beziehungen? Diese Frage hat seinerzeit Pertz bejahend beantwortet†††, wurde aber unverdienterweise von den Routiniers der Wissenschaft totgeschwiegen. Er hatte doch recht. Wer unvoreingenommen von der Glagolitza an das Slavenalphabet Äthicus herantritt, dem wird es nicht entgehen können, daß tatsächlich gewisse engere Familienähnlichkeiten zwischen der Schrift des Glagol und der der slavischen Urzeit bestehen.

* ib. 91.
** Hilferding ib. I 3.
*** Jornandes ib. Migne LXIX 1253.
**** Migne LXIX, 227.
† Hilferding ib. I, 3.
†† Gennadius: De scriptoribus ecclesiasticis LXI Migne LVIII 1094.
††† K. d. Fr. Pertz: De cosmographia Äthici libri tres 158 ff.

Die Slavenschrift Äthicus variiert in den verschiedenen handschriftlichen codices von 22 bis 32 Lettern. Auch die Benennungen weisen gewisse, wenn auch geringe Varianten auf. Die Überlieferung war etwas fahrlässig in der Erhaltung des verkannten Schriftsystems. Wir nehmen als Maßstab das Alphabet, das uns Rabanus Maurus nach Hieronymus anführt, als wie es scheint am besten erhalten. Vor allem stimmen zwischen der Glagolitza und der Scythenschrift mehrere Buchstabennamen überein. »Becha=Buki, Lethfu=Lijudi, Malathi=Muisliti, Phitirin=Fert, Req=Reci, Yrchoim=Yerek, Salathi=Slowo«. Dann erinnert die äußere Gestalt der Scythenschrift mit ihren typischen Verschnörkelungen und Sternchen auffallend an das asterale Exterieur der Glagolitza, das seinerzeit Šafařik dazu veranlaßte, bis an Äthiopien zu denken. Schon der Übersetzer und Kürzer der Kosmographie von Äthicus nannte seine Buchstaben »apices«*, wahrscheinlich nach den vielen Häkchen und Schnörkeleien. Die Reihenfolge der Scythen=Buchstaben ist allerdings von der der Glagolitza ganz verschieden und ist nach dem Nacheinander des Latein=Alphabetes geordnet, doch dies dürfte wahrscheinlich von dem Übersetzer oder irgend welchem, fremden Kopisten herrühren. Bei Rabanus Maurus rangieren auch die Runen nach der Reihenfolge des Lateinalphabets. Abgesehen vom Gleichklang vieler Namen und dem physiognomischen Typus, erweisen sich viele Buchstaben auch in der Form indentisch. Der Buchstabe »m« ⟨muislite⟩ ist in beiden Schriftsystemen ganz derselbe. Die »x«=Gestalt als »z« ⟨zeta⟩ in der Scythenschrift entspricht dem glagolitischen »zhivete.« Das »K« ⟨Kaitu⟩ der Scythen ist dem glagolitischen Kako sehr ähnlich. Manche Buchstaben, die in der Glagolitza keinen Namen haben, werden in der Scythenschrift gut slavisch benannt. So z. B. der Buchstabe »o« heißt in der Scythenschrift »ozech« ⟨Nuß⟩ und hat die Gestalt einer Kugel ⟨Nuß⟩ mit einem Stil. In der Glagolitza ist diese Kugel verdoppelt. Der komplizierte Buchstabe der Glagolitza »i« hat in der Scythenschrift eine prinzipiell identische, an die griechische Ϙ Majuskel gemahnende Gestalt und besitzt auch einen darnach entsprechenden Namen »iofitu«. Allerdings variiert auch das »Scythen«=Alphabet noch um vieles von der Glagolitza, doch muß man die Zeitverschiedenheit bedenken. Äthicus und sein Überlieferer Hieronymus lebten im 4. bezw. 5. Jahrhundert, oder wie andere wollen im 7. Jahrhundert und die älteste uns bekannte glagolitische Inschrift stammt aus dem Jahre 993. Dann waren die mittelalterlichen Kopisten keine genauen Nachzeichner, wie auch das Scythenalphabet in den verschiedenen Handschriften die diversesten Abzeichnungen aufweist. Wie es mit der Kopistentreue bezüglich fremder Buchstaben im Mittelalter ausgeschaut hat, genügt, sich das hebräische Alphabet bei Rabanus Maurus anzusehen, das auf derselben Seite wie die Scythenschrift angeführt wird. Die Lettern des hebräischen Alphabetes sind in einer Weise entstellt, daß sie kaum zu erkennen sind.

* Äthicus: Cosmographia c 73, p. 57.

IV.

Die ursprüngliche Identität der Slavenschrift Äthicus' mit der Glagolitza, die Tatsache, daß das Alphabet der sogenannten Scythen die Schrift der vorchristlichen Slaven war, kann auch durch direkte Beweise erwiesen werden.

Die neubekehrten Bulgaren fragten den Papst an, ob sie die Bücher der Sarazenen beibehalten dürfen. Was war diese Sarazenenliteratur, die den Bulgaren so weit am Herzen lag, daß sie diese auch in christlicher Zeit bei sich behalten wollten?

Sarazenen, das war seit dem Altertum gemeinhin der Beiname der Araber. »Madianitae Sarraceni nunc appellantur«*. Mittelalterliche Autoren verwenden sehr oft für Muslims den Namen Sarazenen. Petrus Venerabilis schrieb im Jahre 1158 gegen den »Liber legis Saracenorum quem Alcoranem vocant«**. Jedoch ist es höchst unwahrscheinlich, daß es mohammedanische Bücher gewesen wären, jene sarazenischen Literaturerzeugnisse der alten, vorchristlichen Bulgaren. Araber waren zwar den vorchristlichen Bulgaren nicht ganz fremd. Als der Bulgarenfürst Crummus im Jahre 812 gegen den Kaiser Michael Rangabe kämpfte, hatte er einen Araber in der Armee, der die Belagerungsmaschinen gegen das kaiserliche Mesembria leitete, dieser Araber war jedoch bereits früher in kaiserlich-byzantinischen Diensten Christ geworden***. Richtige mohammedanische Araber stützten die Bulgaren von Afrika aus in ihren Kämpfen am Pelopponesos gegen Kaiser Nikephor I. in den Jahren 801—811****. Auch der schon christliche Bulgarenkönig Simeon stand mit dem Herrscher der nordafrikanischen Araber im diplomatischen Verkehr und schlug ihm durch Gesandte eine gemeinsame Allianz gegen Konstantinopel vor. Die Araber sollten mit ihrer Flotte Konstantinopel von der Seeseite angreifen, während die Bulgaren die byzantinische Hauptstadt von der Landseite stürmen. Diese politischen Beziehungen scheinen jedoch ganz peripherische gewesen zu sein. Wir hören nirgends von einer muslimischen Glaubenspropaganda auf dem Balkan in so früher Zeit. Unter der Sarazenenliteratur der heidnischen Bulgaren wird gewiß etwas ganz anderes als das Koranschrifttum zu verstehen sein.

Unter der Sarazenenliteratur der Bulgaren der Heidenzeit wird nichts anderes gemeint gewesen sein, als eine Literatur in der sogenannten Scythenschrift, dem Vorläufer der Glagolitza.

Ein Autor des 14. Jahrhunderts, der Reisende John de Mandeville, führt das Scythenalphabet des Äthicus als Sarazenenalphabet an†, dasselbe geschah auch bei den Brüdern Bry im Jahre 1596, bei Hermann Hugo im Jahre 1618, bei Alphonse Costadau im Jahre 1724††, im

* Augustinus: Migne XXXVI 883.
** Migne CLXXXIX 657.
*** Stritter II 544.
**** ib. II 84.
† Mémoire de l'Academie des Inscriptions et belles lettres II. 541 Paris 185 cf. F. Wuttke: Einleitung zur Kosmographie Athicus'.
†† J. Th. und J. J. Bry: Alphabeten F II. Frankfurt MDXLIV. H. Hugo: De prima origine scribendi 68. Alphonse Costadau: Traité de principaux signes II 60, Lyon 1724.

anonymen Leipziger »Orientalischen und okzidentalischen Sprachmeister« ⟨S. 61⟩ vom Jahre 1748.

Diese kuriose Benennung verdankt die altslavische Schrift unzweifelhaft einer merkwürdigen Verquickung mit der Nomenklatur der ursprünglichen Rasse der Urbulgaren.

Die Protobulgaren waren ursprünglich türkotatarischer Sprachzugehörigkeit und erlagen erst nach jahrhundertelangem Zusammenwohnen mit den Südslaven einer Slavisierung. Die Türkotataren wurden in älterer Zeit, ohne jede Beziehung zum Islam, Sarazenen benannt.

Jacob de Vitriaco nennt zu Beginn des 13. Jahrhunderts die zahlreichen Völker, die die nördlichen Regionen um das Asowsche Meer, im Gebiete Bulgariens, Kumaniens bis zu den Grenzen Ungarns bewohnen und im Heidentum beharren und das Gesetz Mohammeds anzunehmen sich weigern, da sie von den westlichen und östlichen Sarazenen ⟨= Mohammedanern⟩ entfernt sind, die nördlichen »Sarazenen«. Von diesen nördlichen Sarazenen, Komanen genannt, stammen nach diesem Gewährsmann die Turkomanen ab*.

Das türkische Sarazenentum ist älter als das 13. Jahrhundert, als Jacob de Vitriaco. Fredegar, der Scholastiker, nennt mit dem Namen Sarazenen im 6. Jahrhundert ein beschnittenes Volk, das am kaspischen Meer beim kaukasischen Gebirge lebte**. Araber hat es dort nie, weder um jene Zeit, noch auch später, gegeben. Es werden gewiß die in jener Gegend noch heute nomadisierenden Türkstämme unter diesen kaukasischen Sarazenen zu verstehen sein. In dem frühmittelalterlichen »Liber generationis« kommen diese kaspischen Sarazenen im selben Sinne vor. Es werden dort Völker in folgender Reihenfolge aufgezählt: »Saraceni, Saraceni alii, Albani contra pylos Caspos«***. Es gab also neben den üblichen Sarazenen auch »andere Sarazenen«, in deren Nachbarschaft gewiß die Albaner bei den kaspischen Toren wohnten.

Der Gleichklang von Namen ganz verschiedener Völker ist keine seltene Erscheinung. »Iberier« wurde im Altertum sowohl die Bevölkerung der westlichsten Halbinsel Europas benannt, wie ein kaukasisches Volk. Albanesen wohnen auf dem Balkan und Albaner war der Name eines kaukasischen Volkes. »Grecas« heißt heute ein Mestizenvolk im südlichen Afrika, nigrisch-holländisches Mischblut. Die Zigeuner nennen sich »Rom«.

Das Wort Sarazene geriet in Verbindung mit dem mittelalterlichen Türkentum wahrscheinlich infolge welcher sprachlicher Anklänge. Die Wurzel »Sar« steckt in einer ganzen Menge türkischer Orts- und Flußnamen in Kleinasien, Mittelasien, wie auch am Kaspischen Meer ⟨Saraitschuk, Sari Bulak, Sari Tschaganak, Sarykemer, Sarymsakly, Sary Tschai, Sarytscham⟩ usw.****. Oberhalb des

* Jacob de Vitriaco: Libri duo quorum prior Orientalis sive Hierosolimitanae alter Occidentalis historiae nomine inscribitur c. 11, p. 36, s. Duaci 1597.

** Chronicon Fredegarii Scholastici, Migne LXVI. 647.

*** Geographi latini minores 169. Heilbronn 1878.

**** J. J. Egli: Nomina geographica ⟨Versuch einer allgemein geographischen Onomatologie⟩ 502, Leipzig 1872.

Kaspischen Meeres, im Lande wo einst die Wolgabulgaren ihren Hauptsitz hatten, befindet sich noch heute der Nebenfluß der Wolga Sarpa und nördlich von Astrachan die Stadt Saratow. Im früheren Mittelalter, im Jahre 834, erbauten die Chasaren, ein Volk türkischen Stammes, die Festung Sarkel am Don. Der spanisch-jüdische Gelehrte Chasdai erwähnt im 10. Jahrhundert in seinem Briefe an den Chasarenfürsten das Gerücht, daß die Chasaren an einem Berge »Seir« wohnen. Im 14. Jahrhundert wurde die von Batuchan damals erbaute Hauptstadt der Kiptschak an der unteren Wolga »Sara« benannt. Acht Tage von Sara befand sich ein bedeutender von mittelalterlichen Kartographen als Saratellis oder Saracanco angeführter Ort. Italienische Geographen nannten im Mittelalter das Kaspische Meer »Mar de Sara«* nach der Hauptstadt der türko-tatarischen Goldenen Horde, die gleichzeitig der wichtigste Handelsplatz jener Gegend war.

Das Etymon »Sar« steckte schon in der ältesten Benennung der türkischen Rasse im Abendlande im Worte »Sarmaten«. Tacitus, der die Bevölkerung jenseits des Rheins und der Donau in Germanen, Veneten ⟨Wenden-Slaven⟩, Fennen ⟨Finnen⟩ und Sarmaten einteilt und das Nomadenleben der letzten hervorhebt, kann mit dieser letzten Bezeichnung keine andere Völkergruppe meinen, als die der späteren nördlichen Sarazenen, die Türkenstämme**. Einen guten Teil zur sarazenischen Nomenklatur der Tataren dürfte gewiß die mittelalterliche Ethnologie, die mit biblischen Analogien gern operierte, beigetragen haben. Jacob aus Vitry erklärt die auffällige Namensgleichheit der heidnischen Komanen mit den mohammedanischen Arabern damit, daß die Komanen den Beduinen gleich nomadisieren. Matthias Paris im 13 Jahrhundert nennt die Tataren Ismaeliter, obwohl sie bei ihm mit den Muslims nichts gemein haben und zitiert den heil. Methodius, der die Tataren Ismaeliter und wilde Esel nannte. Viele glaubten nach dem Berichte eines russischen Erzbischofs Petrus aus dem 13. Jahrhundert, daß die Tataren von den Midianitern abstammen, die als wildes Räubervolk arabischer Herkunft in der Bibel erwähnt werden***. Möglich, daß das für die türkischen Völker verwendete Wort »Sarazenen« bloß eine andere Form für den Völkernamen »Saraucae« darstellt und dann irrtümlich in Gleichklang mit den bekannten arabischen »Saraceni« gebracht wurden. Die Saraucae sind bei Trogus ein mittelasiatisches, also türkisches Volk, das zusammen mit den Asiani das indo-skythische Reich gründete****. Der Türkeneinfall, der sich rund um anderthalb Jahrtausende später wiederholte, führte ebenso und noch in einem viel größeren Maßstabe zur Gründung eines großen indischen Reiches, des Kaisertums der Mogule. Die »Saraucae«

* Theobald Fischer: Beiträge zur Geschichte der Erdkunde und der Kartographie in Italien im Mittelalter, 93, 177, 189, Venedig 1886.
** Tacitus: Germania XLVI.
*** Matthias Paris: Historia Major 570, 1129.
**** Pompeius Trogus: Historiae ⟨Justinus⟩.

gehen vielleicht auf ein ganz anderes Etymon als »Sar« zurück. Im asiatischen Scythien wohnten in der Antike die Salzen ⟨Salcae⟩, deren Zweig die Sakaurauler war, welche Benennung noch heute in den Karaul-Kirghisen fortleben soll*. Die Saraucen-Sarauken sind möglicherweise keine anderen als Sakarauler, deren Verschiedenheit durch eine Umstellung der Lettern entstanden sein konnte. In chinesischen Quellen heißen die indoskythischen Eroberer »Saiwang«, also eine weitere Variante des Namens Sakarauler-Sarauker**.

Eigentümlich ist es, daß im Mittelalterlichen Hebräisch die Tataren mit dem Namen eines arabischen Stammes »Kedar« belegt werden, wozu Levita zu Beginn des 16. Jahrhunderts bemerkt, die Tataren werden wie die Araber benannt, weil sie wie dieselben in Zelten leben ⟨Thisbites s. v. Kedar⟩.

Papst Nikolaus, der von der einheimischen Bulgarenliteratur als »sarazenischen« Büchern spricht, dachte an die Bulgaren als Angehörige der türkischen Völkergemeinschaft.

Es besteht eine Hypothese, die von Wssewolod Müller herrührt, daß die Glagolitza von den alttürkischen Runen stammt. Möglich, daß doch was daran ist und die Urform der Glagolitza darum Sarazenenalphabet hieß, weil sie irgendwelche Beziehungen zum Türkentume hatte. Es würde eine verdienstliche Aufgabe für einen Turanisten sein, die Buchstabennamen der Glagolitza-Scythenschrift vom Standpunkte der türkischen Sprachwissenschaft zu prüfen.

Mandeville führt im 14. Jahrhundert das Sarazenenalphabet an, als noch irgendwo im Osten zu seiner Zeit gebräuchlich. Jedoch ist es unwahrscheinlich, daß dieses noch damals in seiner ursprünglichen Form bestanden hätte. Mandeville war ein Kompilator, der nirgends, mit alleiniger Ausnahme Ägyptens, gewesen ist und bloß ältere Autoren plünderte***. Wir resümieren das bisher Gesagte. Die Glagolitza ist vorchristlichen Ursprungs und verdankt einem Buche, das vorgibt, vom heiligen Hieronymus übersetzt worden zu sein und als solches bereits am Anfang des 9. Jahrhunderts allgemein geglaubt wurde, ihre Erhaltung in ihrer Urform. Die Scythenschrift bekam daher auch durch Hieronymus Weihe. Schon frühzeitig beurteilte der Abendländer die Schrift der Scythen als eine Hieronymische Überlieferung. Bereits Rabanus Maurus führte den großen Stridonensischen Kirchenvater als Tradenten der Scythenschrift an. Die Glagolitza knüpfte in der Kirche an Hieronymus an. Die mittelalterlichen Kleriker, die sich in der Verteidigung der glagolitischen Schrift auf Hieronymus beriefen, hatten demnach nicht so ganz unrecht. Hieronymus war zwar kein Erzeuger der Scythenschrift, aus der sich dann die Glagolitza herausbildete, jedoch ihr einziger, wirklicher oder vermeintlicher Erhalter im Abendlande.

* Pauly und Wyssowa: R E des klassischen Altertums VI 629, Stuttgart 1852.

** Sten Konow: Indoskyth. Beiträge im Sitzungsberichte der Kön. pr. Ak. d. Wiss. 787 f., 1916.

*** A. Bovenschen: Joh. von Mandeville und die Quellen seiner Geschichtsschreibung 201. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1888. Richard Garnett: English Literature 198, London 1903.

»Habere a. b. Hieronymus« besagte auch vielleicht ursprünglich nichts anderes als Vermittlerschaft.

Die Glagolitza wurde als eine Schrift heidnischen Ursprungs bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts von einem kroatischen Gelehrten namens Grubisich erkannt*, jedoch dieser diskredierte seine intuitiv richtig gefaßte Hypothese durch allerhand historische Akrobatensprünge. In der neueren Zeit dachte Ph. Berger an die Möglichkeit des Ursprungs der glagolitischen Schrift aus slavischen Runen.

V.

Bei den Slaven wurde durch das Lateinalphabet auch noch eine bedeutend literaturreichere Schrift als die Glagolitza fortgeschafft. Der römische Katholizismus brachte bei manchen slawischen Völkern auch das kyrillische Alphabet zur Strecke.

Die römische Kirche, die selten initiatorisch auftrat und fast überall das Erbe fremder Agitation antrat und in den meisten Ländern die Saat der Ostkirche einheimste, war auch auf mehreren Slavengebieten die Nachfolgerin der orthodoxen Kirche. Bei den Westslaven missionierten ursprünglich die Schismatiker. Byzanz machte für das Christentum Böhmen, Mähren, selbst Polen urbar. Bei diesen Slaven wurde zweifelsohne die kyrillische Schrift eingeführt, die dann mit dem ökumenisch-orthodoxen Rückgang verschwand. Bezüglich des Übergangs von der Kyrillitza zur Lateinschrift bei den Westslaven berichtet eine russische orthodoxe Quelle folgendes: »Nach vielen Jahren kam Adalbert nach Mähren, Böhmen und Polen, schaffte daselbst den wahren Glauben und die slavische Schrift ab, führte hingegen den lateinischen Glauben und die lateinische Schrift ein**. In Böhmen war der slavische Ritus noch um die Hälfte des 11. Jahrhunderts üblich. In Polen wurde die Liturgie noch im Jahre 1026 nicht nur in lateinischer aber auch in slavischer und griechischer Sprache gelesen. Ein Brief der Herzogin Mathilde an den damaligen Polenkönig Mieczysław II. bezeugt das ausdrücklich. Der Fastenritus in Polen war noch im 13. Jahrhundert ein griechisch-orthodoxer. Die ältesten polnischen Kirchen zeigen griechischen Baustil und byzantinische Malerei. In Polen hat sich eine Tradition von einer ehemaligen Verbreitung der kyrillischen Schrift bis nun erhalten***. Merkwürdig ist es, daß noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein abendländischer Autor erzählt, daß mit kyrillischen Lettern neben den Moskowitern und Illyriern auch die Polen, Böhmen und Litauen schreiben****.

* Clemens Grubisich: In Originem et historiam Alphabeti Sclavonii Glagolitici 51, Venitiis 1756 »Glagoliticae litterae ad Originem runicam sunt reducendae«. Grubisich dachte sogar dabei an die Scythen und zitiert ein mir nicht näher bekanntes Buch von Belius »De veteribus litteris Hunorum, Scythorumque«, in welchem ein gewisser Fenisius als Schöpfer einer Scythenschrift figurieren soll.

** Das Leben des Heiligen Kyrill (Handschrift der Moskauer Geistlichen Akademie) vgl. Ruthenische Schriftfrage 13, Lemberg 1861.

*** Jezbera: Kyrill a Method 37, Prag 1858. R. E. F. pr. Theol. IX. 763, Leipzig 1863.

**** Paulus Jovius: Libellus de legatione Basilii principis Moschoviae, 1525.

Von den Ostslaven wurde ein Bruchteil im 15. und 16. Jahrhundert der orthodoxen Kirche entrissen. Ein Teil der litauischen Weißrussen ließ unter den Jagiellonen eine Eingliederung in die lateinische Glaubensgemeinschaft über sich ergehen. Die konfessionelle Eingliederung bedeutete auch eine Lossage von der bisherigen kyrillischen Schrift. Auch die sonstigen litauischen Orthodoxen lebten in steter Furcht vor Angriffen der katholisch gewordenen, papistisch-aggressiven Machthaber Polen-Litauens auf ihre angestammte Kyrillitza. Die Schriftrechte des schismatischen Weißrussentums Litauens mußten gesetzlich vor katholischen Übergriffen geschützt werden. Im Statut von Litauen aus dem Jahre 1556 wurde die Verordnung getroffen, daß »die Landschreiber alle Briefe und Einladungen russisch ‹weißrussisch› mit russischen Buchstaben und Worten zu schreiben haben«*.

Die unter dem Deckmantel der Union, der katholischen Kirche angekitteten exorthodoxen Ruthenen hatten nicht wenigen Versuchen des katholischen Klerus zu widerstehen, die darauf losgingen, ihre Kyrillitza durch die Lateinschrift zu ersetzen. Auch die britische Bibelgesellschaft druckt ruthenische Pentateuche und Evangelien in Lateinschrift.

Bei den Südslaven, wo von Schismatikern missionierte Gebietsteile dem Katholizismus zufielen, hatte die Lateinschrift schwere Arbeit. In Bosnien wurde bis ins 17. Jahrhundert hinein von den Katholiken mit kyrillischen Lettern geschrieben**.

Die katholische Propaganda hat auch in der orthodox-rumänischen Literatur in der Neuzeit die Kyrillitza beseitigt.

Die orthodoxen Rumänen in Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei wechselten ihr kyrillisches Alphabet mit der Lateinschrift um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Das zu einem neuen Leben erwachte orthodoxe rumänische Volk brach mit seiner bisherigen Schriftvergangenheit. Warum? »Die katholische Propaganda spielte eine große Rolle in der Geschichte des Erwachens der Rumänen. Die ethnische Frage wurde von der römischen Kirche benützt, um ihre Bekehrungszwecke und die gründliche Latinisierung der Rumänen zu fördern.« »Ein erster und wichtiger Faktor in diesem Bestreben war zunächst die Änderung der Buchstaben, um äußerlich durch die lateinischen Buchstaben den Zusammenhang mit dem alten Rom zu erwirken«***. »Von Rom wurde der Gedanke des römischen Ursprunges der Rumänen belebt.« Dieser Ursprung galt bei den katholischen Propagandisten »indirekt als Argument für die Bekehrung der Rumänen zu der, wie ihnen beigebracht wurde, altväterlichen Kirche«****.

Die römische Propaganda, den Nationalstolz der osteuropäischen Romanen sich zu Nutze machend, vermochte diesem orthodoxen Volke seine Schrift zu nehmen. Die Rumänen warfen jedoch ihren

* Pypin: Geschichte der slawischen Literatur, I. 420.
** Jireček: Archiv für slavische Philologie, XIX, 59.
*** Gaster in Gröber: Grundrisse der romanischen Philologie. I. 363, 397.
**** Tyktin ibidem, II. 1, 572.

alten Glauben nicht über Bord. Sie brachten es in ihrem religiösen Änderungseifer nicht weiter, als die fremde Liturgie der Griechen, resp. der Slaven im Jahre 1856 abzuschaffen, eine eigene rumänische Liturgie einzuführen und sich als eine autokephale Kirchengemeinschaft, die unabhängig und auf sich gestellt ist, zu konstituieren. Die österreichischen orthodoxen Rumänen, die bis zum Jahre 1865 dem Karlowitzer Serbenpatriarchat unterstanden, besitzen nun ein eigenes selbständiges Erzbistum Czernowitz. Die orthodoxen Reichsrumänen lösten sich im Jahre 1885 vom Konstantinopler Patriarchat los. Das orthodoxe Dogma, der orientalische Ritus, das Schisma, das Nichtanerkennen des päpstlichen Primats, bestehen auch heute bei den orthodoxen Rumänen weiter. Diese Halbheit hatte zur Folge, daß, obwohl die Lateinschrift nun im öffentlichen Leben, in der Literatur und im sonstigen Verkehr der Rumänen im Königreich und in Österreich-Ungarn, überall verwendet wird, ihr dennoch die Pforten der orthodox-rumänischen Kirchen geschlossen sind. Die liturgischen Bücher der rechtgläubigen rumänischen Geistlichkeit werden auch heute in rumänischer Sprache mit kyrillischen Typen gedruckt.

Im Gebrauch der lateinischen Schrift für Rumänisch gingen den orthodoxen Rumänen um Jahrhunderte ihre unierten Brüder in Siebenbürgen voraus. Die rumänischen katholischen Lehrbücher, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts herausgegeben wurden, erschienen ohne Ausnahme mit lateinischen Lettern. Ebenso publizierten die Prediger des Protestantismus ihre rumänischen Missionsbücher in jener Zeit in Lateinschrift*. Doch so lange die römische Propaganda nicht über den Kreis der Unierten herübergriff, kümmerten sich die orthodoxen Rumänen nicht im geringsten um diese Extratour ihrer andersgläubigen Sprachgenossen. Die walachischen Grammatiker, die um die Wende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Kyrillitza als reformbedürftig für Rumänien fanden, schlugen nie ein Abschaffen derselben vor, sondern befaßten sich mit Verbesserungsprojekten. Auch in Siebenbürgen druckten die Schismatiker noch im 19. Jahrhundert, lange unbekümmert um die katholisch-rumänische Literatur, für ihre Schulen Bücher mit kyrillischen Typen.

Das Reformwerk der rumänischen Schrift nach abendländischem Muster wurde von Jesuiten und sonstigen klerikalen katholischen Siebenbürgern gegen Schluß des 18. Jahrhunderts ausgearbeitet. Sincai, ein Doktor der Theologie und der nicht minder päpstliche Klain hatten hier ihr Hauptverdienst. Das orthodoxe Rumänentum nahm von dieser Leistung erst Kenntnis, als nach dem Pariser Kongreß katholische Rumänen nach den vereinigten Donaufürstentümern herüberströmten, Schule und Sprachakademie okkupierten und allenthalben die Botschaft von dem römischen, also katholisch-kurialen Ursprung der Rumänen kündeten. Das akademische Wörterbuch, das im Jahre 1873 in Bukarest erschien und der

* Gaster ib. I, 363, 281.

Lateinschrift in Rumänien endgiltig den Sieg brachte, war ein Werk Siebenbürger Elemente*. Den katholischen Siebenbürgern rumänischer Zunge blieb jedoch ihren orthodoxen Konnationalen gegenüber ein Vorsprung: der lateinschriftliche Charakter auch der kirchlichen Werke.

Von der römisch-siebenbürgischen Propaganda blieben manche Bruchteile der rumänischen Nation geschützt. Die bessarabischen Rumänen bewahren bis heute ihren slavischen Ritus und betrachten sich als Glieder der allgemeinen pravoslaven Kirche. Sie setzen auch noch gegenwärtig ungestört den Gebrauch der kyrillischen Schrift für Rumänisch fort. Die mazedonischen Rumänen, die die griechisch-sprachliche Liturgie als allein seligmachend glauben, schreiben auch jetzt, unbeirrt durch das Beispiel der dazischen Neulateiner Rumänisch mit griechischen Lettern**.

VI.

Auch die anderen kleineren Völker Europas besaßen in ihrer heidnischen Zeit eigene Schriftsysteme, die vom einziehenden katholischen Christentum beseitigt wurden.

Die westlichen Nachbarn der Germanen, die Irländer, bedienten sich in ihrer vorchristlichen Periode der Oghamschrift. Zweihundert Inschriften in Stein geritzt, künden uns noch gegenwärtig die ehemalige Verbreitung der Schreibkunst der Einheimischen auf der hibernischen Insel***. Die irländischen Sagas gedenken oft der bodenständigen Landesschrift. Ein besonderes altirisches »Beth-luis-man«-Alphabet erwähnt Kennedi****.

Das Christentum hatte mit dem Wegräumen des Ogham nicht wenig Mühe. St. Patricius gab den einziehenden Lateinbuchstaben neue Namen, um die einheimischen Benennungen der heidnischen Schriftzeichen zu verdrängen†. Handschriften in lateinischer Schrift mit Anmerkungen im Ogham-Alphabet waren im alten Irland keine Seltenheit. Ein solches Manuskript aus dem 9. Jahrhundert führt Lindsay an††. Eine vollständige Liste der Oghamnotizen auf Lateinhandschriften stellten Stoken und Strachan zusammen†††. Die Oghamschrift fand zur Zeit des Verfalls des irländischen Heidentums auch in der Geheimschrift Verwendung. In einer Geheimschrift in einem altirischen Fuldamanuskript, das sich gegenwärtig in München befindet, erinnern die Vokalzeichen oft an den Oghamgebrauch††††.

Der der Lateinschrift den Weg bahnende römische Katholizismus

* Tyktin ib. II, 1, 572.

** Lazar: Die Südrumänen, Bukarest 1916. Deutsche Literaturzeitung, XXXVI. Jahrgang, S. 462. Annalen der rumänischen Akademie der Wissenschaften, Lit.-Abt. I. Reihe, B. XXXV.

*** Hyde Douglas: A literary history of Ireland, 110. London 1899.

**** Kennedi: A chronological dissertation of the royal fam. of Stuarts 27, 28, Paris 1705.

† Faulmann: Entstehung der Schrift, 10.

†† Lindsay: Early Irish Minuscal Script 47 Oxford 1910.

††† Stoken and Strachan: Thesaurus Palaeohibernicus II. Praef.

†††† Lindsay l. c. 46.

löschte auch bei den Basken jede Erinnerung an das ehemalige Alphabet ihrer iberischen Vorfahren. Die Schriftsysteme der alten Iberier und Keltiberier sind den heutigen Überresten der ehemals über ganz Spanien verbreiteten Rasse der autochthonen europäischen Nichtarier, die im Besitze einer hohen Kultur waren und der römischen Kultur einen Seneca und einen Trajan gaben, vollständig seit anderthalb Jahrtausenden aus dem Gedächtnis weggewischt worden. Die antiken Schriftsteller rühmten die Größe der Literatur der Toledaner*. Epigraphische Denkmäler und Münzinschriften gemahnen uns an das vorchristliche Iberien. Doch keine Brücke bindet dieses mit der Literatur seiner späteren, sprachlich identischen baskischen Nachfahren**. Die phantastische Schwärmerei der neuzeitlichen Basken für ihre iberische Vergangenheit die Baskisch für die älteste Sprache der Welt erklären und das griechische Alphabet vom altiberischen herleiten wollen, vermag das tote Iberiertum nicht mehr um das geringste zu beleben***.

Die Kelten der Bretagne scheinen in ihrer heidnischen Zeit besondere Schriftzeichen besessen zu haben. Zwei solche altbretonische Schriftsysteme führt Hyacinth Morice in seinem Dictionnaire de la langue bretonne ⟨1772, Préface⟩ an****.

Das ursprüngliche von fremden Glaubenseinflüssen noch intakte Albanien war ebenfalls im Besitze eigener Landesschriftzeichen, die noch bis auf die Gegenwart nicht ganz erloschen sind. Hahn führt ein eigenes albanesisches Alphabet an, das noch gegenwärtig in Elbassan gebraucht wird und sich nicht einmal auf kirchliche Zwecke beschränkt, sondern auch von Kaufleuten zur Korrespondenz mit abwesenden Landsleuten benützt wird. Die Tradition knüpft diese Schrift an einen gewissen Theodor, der im 18. Jahrhundert gelebt haben soll und in Elbassan Lehrer der griechischen Schule und Stadtprediger war†. Doch glaubt Geitler in dem Alphabet Elbassans ein bodenständiges altalbanesisches Schriftsystem, das nach ihm den Grundstock zur Glagolitza abgab, zu sehen††.

Die süditalienischen Albanesen, die teilweise noch einen eigenen liturgischen Ritus besitzen, gebrauchen an manchen Ortschaften ein ganz merkwürdiges Schriftsystem, »ein Kirchenalphabet«, das aus dreißig Lettern besteht, die nach Giuseppe Crispi teils an phönizische, hebräische und palmyrenische Buchstaben, teils an die hieratische Schrift, teils wieder an die bulgarischen und mösogotischen Lettern gemahnen. Dieses Alphabet soll nach Crispi sehr alt sein, aus dem

* Mommsen: Römische Geschichte I. 167, Berlin 1881.

** Georege Philipps: Über das bask. Alph. in Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. d. akad. d. Wiss. in Wien, XVI. 8, Jahr 1876.

*** Montuenga: Censura Critica del Alfabeto primitivo de Espana 44, Madrid 1806.

**** Paleographie par deux religieux benedictins de la congreg. de Saint Maur in Encyclopedie Theologique, tome 47, Paris 1850.

† J. G. v. Hahn: Bemerkungen über das albanesische Alphabet, 25 ⟨Abdruck aus dem Dez.-Heft, 1850 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Kl. der kais. Ak. d. Wiss., Wien.⟩

†† L. Geitler: Die albanesischen und slavischen Schriften, 65, Wien 1883.

2. oder 9. Jahrhundert stammen, da es manche Elemente enthält, die aus noch älteren Alphabeten, die einst in Illyrien, Mazedonien und Illyrien gebraucht wurden, herrühren sollen*.

Die Lateinschrift, die bei den katholischen Albanesen die autochthonen Schriftzeichen verdrängte, ist mit einigen eigentümlichen Zeichen versetzt, die bereits in den ältesten albanesischen Lateinschriftdrucken vorkommen. Schon im Jahre 1635 schrieb Blanchius in seinem »Dictionarium latino epiroticum«, das in Rom gedruckt wurde, das »praeter Latinorum litteras tres praecipuas et singulares habent Epirotae«. Diese eigentümlichen Zeichen dürften ebenso wie »thorn« und »wen« im alten Englisch aus einem verdrängten alten Landesschriftsysteme herrühren.

Selbst das aus dem dunklen Steppenasien nach Europa eingewanderte Reitervolk der Magyaren, das sowohl in sprachlicher wie in anthropologischer Hinsicht gleich einem erratischen Block in Mitteleuropa ragt, hat sich der römischen Religionspropaganda nicht als tabula rasa präsentiert, als ein völlig kulturloses Volk, das aus zivilisatorischen Motiven die Lateinschrift zu lernen hatte. Die Magyaren besaßen vor Ankunft der Sendboten Roms in ihrer vorchristlichen Zeit ein eigenes Alphabet, das sogar sehr lange der Lateinschriftinvasion Widerstand leistete. Noch im 17. Jahrhundert zählte die altmagyarische Schrift eine ansehnliche Anhängerschaft, die sich mit der Lateinschrift nicht abfinden wollte. Die oppositionelle Zähigkeit der asiatischen, stolzen, ritterlich unerschrockenen Uralaltaier Zentraleuropas gegen die Walzmaschine der Lateingemeinschaft sucht in ihrer von der Intelligenz gepflegten kräftigen Hartnäckigkeit, umsonst ihresgleichen bei den sonstigen Nationen Europas. Die Reformation wollte aus Gegensatz zu Rom die altmagyarische Schrift beleben. Im Jahre 1645 klagte Stefan Katona de Gelej, Superintendent der Reformierten in Siebenbürgen, daß die Magyaren, die doch »ihre selbsteigenen Buchstaben« besitzen, sich von ihnen lossagen und »mit fremden lateinischen Buchstaben« schreiben und »zwar noch über die Maßen verschieden und fehlerhaft«. Inschriften in altmagyarischer Schrift sind in Ungarn zahlreich zu finden, so z. B. im Udvarhelyer Komitat an der Decke der unitarischen Kirche zu Euleka, im reformierten Kolleg zu Edvarhelye etc. Beim Volke in Siebenbürgen, bei den dort ansässigen Szeklern, ist eine alte magyarische Schriftgattung, das sogenannte Hunenalphabet bis dato nicht erstorben**. Die Spuren des Paganismus der Vorzeit lassen sich nicht leicht tilgen.

c) Griechisch-orientalische Religionsbekehrung und die griechische Schrift.

I.

Die Expansionskraft einer Schrift wird nicht einmal von der Organisationskraft, wie sie der katholischen Kirche eigen ist, bedingt.

* Giuseppe Crispi: Memoria sulla lingua albanese, 126, cf. Hahn 26.

** Maurus Jokai: Das magyarische Volk in »Die österreichisch-ungarische Monarchie«. Band: Ungarn, S. 287, Wien 1888.

Auch die griechische Kirche, in der partikularistische Tendenzen immer stark waren, hat allenthalben der griechischen Schrift, selbst bei alten Literatursprachen, Eingang verschafft. »Völker, welche von der ‹griechisch-› orientalischen Kirche christianisiert wurden, erhielten mit dem Christentum auch die griechische Schrift«, bemerkt der Paläograph Gardthausen*. Dies geschah unter allen Umständen. Der Kirchenvater Epiphanius berichtet, daß unzählige Völker die griechischen Buchstaben verwenden, obwohl viele auch eigene haben ‹haer. 66, 13›.

Zu den Völkern, die mit dem griechischen Christentum das griechische Alphabet übernahmen, gehören die christlichen Ägypter, die Kopten. Die Christen des Nillandes gebrauchen seit dem 4. Jahrhundert für ihre Nationalsprache ein Alphabet, von dessen 32 Zeichen 26 griechischer Herkunft sind** und doch als die Lehre des Meisters von Nazareth ihre Trophäen auf den altersgrauen, bemoosten Pylonen Thebens und Memphis' aufpflanzte, blühten im Lande des Lotos urdenkliche, vieltausendjährige einheimische hieroglyphische, hieratische und demotische Lettern, die aufzugeben auch während der Glanzperiode des Hellenismus bis nun kein Ägypter die Lust verspürte. Die Posaune der neuen Religionsbotschaft, deren dröhnender Donner die alten Gottheiten der Pharaone, den Osiris und die Isis, den Horus und die Neith aus ihren lichten Höhen des nationalen Glaubens stürzte, mußte auch aus dem Gebrauch der christlich gewordenen Ägypter die wurzelstarken Schriftzeichen von hundert Generationen Heidentum beseitigen. Das stolze, kulturalte, auf die Griechen als Kinder herabsehende Ägypten mußte im Zeitalter der Christianisierung in die griechische Schriftschule gehen und die ägyptische Literatur ein griechisches Schriftäußeres bekommen. Der religiöse Charakter der ägyptischen Schriftumwälzung wurde von Forschern bereits entsprechend gewürdigt***.

Der Triumph der griechischen Schrift hielt genau mit dem Siegeswagen des Christentums Schritt. Der offizielle Einzug der Religion Jesu ins Ägypterland im dritten bis vierten Jahrhundert bedeutete noch nicht überall in allen Gauen und Winkeln Ägyptens den Schluß des Heidentums. Noch lange, sehr lange nachdem das Gros der ägyptischen Bevölkerung die Religion Jesu angenommen hat, hatten noch die Idole des Nillandes ihren Verehrerkreis. Noch in mohammedanischer Zeit hatte der altägyptische Götterglaube nicht seine gesamte Anhängerschaft eingebüßt. Arabische Schriftsteller der ersten Jahrhunderte der Hedschra erzählen noch von zeitgenössischen Ägyptern, die sich von Ssabi, dem Sohne Hermes herleiten, zu den Pyramiden wallfahren und dort Hennen opfern, die Sphinx verehren und ihr Sandelholz räuchern****. Die Einführung der griechischen Schrift in der offiziellen Literatur der christlichen Ägypter

* V. Gardthausen: Griechische Paläographie, 108, Leipzig 1879.

** H. Steindorff: Koptische Grammatik, IV., Berlin 1884.

*** Stephan Gaslee: The native literature of Christian Egyptians 29. ‹Transactions of the Royal Society of London. Second Series, vol. XXXIII, part. I, 1911.›

**** Daniel Chwolsohn: Die Ssabäer, II, 410, 605.

bedeutete auch dementsprechend nicht den sofortigen allgemeinen Tod der bodenständigen, alteinheimischen Schriftzeichen. Die wenigen Kontinuatoren des Heidentums blieben trotzdem unentwegt bei den Hieroglyphen und ihren Abarten, lehnten die griechische Schriftinnovation ab und ritzten beharrlich noch viele Jahrhunderte, von den offiziellen Sphären ignoriert, nach alter Weise ihre alten Priesterbuchstaben in Fels und füllten mit ihren demotischen Lettern ihre Bücher und ihre Papyri aus. Die letzte uns bekannte hieroglyphische Inschrift stammt aus dem Jahre 394, die letzte demotische aus dem Jahre 487 n. Chr.* Daß kein ägyptisches Schriftstück aus späterer, noch viel späterer Zeit auf uns gelangt ist, ist purer Zufall. Noch die Ssabi, die letzten Reste der altägyptischen Heiden des islamitischen Zeitalters gebrauchten nach mohammedanischen Berichten »ein eigentümliches, sehr merkwürdiges hieroglyphenartiges Alphabet von 37 Buchstaben«**. Diese ganze spätheidnische Kultur, diese Nachblüte des paganistischen Greisenalters, ging spurlos mit den letzten ägyptischen Polytheisten unter. Von der demotischen Schrift drangen ins christlich-griechische Alphabet des koptischen Ägypten sechs Lettern als einzige Erinnerung an eine große, viele Jahrtausende umfassende Kulturzeit***. Das alte Ägypten wurde zur Mär. Die neue Religion stieß in die Wellen der Lethe eine der ältesten und zeitlich wichtigsten Weltliteraturen. Erst das neunzehnte Jahrhundert vermochte den Schlüssel zu der vergessenen altägyptischen Landesschrift zu finden.

Der Griechenschrift wich nicht nur die mehr oder weniger ideographische, in keinem Falle zur vollständigen phonetischen Vollkommenheit gelangte ägyptische Schrift.

Südlich von Ägypten wohnte im Altertum ein Volk von nicht geringer Kultur, die Nubier. Diese schwarzen Hinterländer, unter dem Einfluß des zu ihnen übersiedelten Ammonklerus zu geistigem Leben erwacht, errangen sich infolge ihrer Frömmigkeit bald ein großes Ansehen, befaßten sich auch mit Gewerbe im großen Stile, Diodor Siculus spricht von 400.000, Plinius von 250.000 Handwerkern in Äthiopien. Die äthiopischen Heiligtümer galten bei den Griechen als besonders gottgefällig. Die hieratische Schrift war volkstümlich. Die Kultur verselbständigte sich in einem Maße, daß die Griechen glaubten konnten, Äthiopien wäre sogar das Stammland der ägyptischen Kultur****. Die Ägypterschrift vereinfachte sich in Äthiopien so, daß es aus 33 Lettern bestand und mit größter Wahrscheinlichkeit eine rein phonetische Schriftart darstellte. In dieser Schrift ließen die Nubier zahlreiche Inschriften zurück, die allerdings noch der Entzifferung harren.

Nun kam wenige Jahrhunderte nach der Christianisierung Ägyptens die »frohe Botschaft« auch nach Nubien, gerade wie einst in früh-

* Wilhelm Spiegelberg: Schrift und Sprache der alten Ägypter, 18, Leipzig 1907. (Der alte Orient, VII, 2.)

** Chwolsohn, ib. II, 846.

*** G. Steindorff: Koptische Grammatik. Einleitung.

**** Diodor Siculus III 2, Plinius: Hist. Nat. VI., 29.

hellenstischer Zeit zu König Ergamenes von Äthiopien über Ägypten ein starker Zustrom griechischer Kultur gelangte. Das ostafrikanische Negerland trat im Jahre 545 der christlichen Glaubensgemeinschaft bei. In diesen Teilen des Orients war es in jenen Jahrhunderten des beginnenden Mittelalters, als noch der islamitische Nebenbuhler nicht dazwischentrat, mit dem Glauben des Nazareners ganz anders als in der Neuzeit bestellt. Dem nubischen Reiche, das ein politisches Gebilde von großer Macht und Ausdehnung war, schloß sich damals noch weiter südlich ein anderes christliches Negerreich an, das Aloa hieß mit der Hauptstadt Soba am Ostufer des blauen Nils. Von Ägypten bis Abessinien ging im frühen Mittelalter eine ununterbrochene Reihe christlicher Reiche. Der Metropolit von Abessinien untersteht noch heute dem Patriarchen von Alexandrien, der ihn einsetzt. Die damaligen christlichen Zwischenstaaten waren kirchlich Ägypten botmäßig*. Das in den Kreis des über Ägypten gekommenen Christentums gezogene Nubien vergaß sofort die Schrift der Napata-Kultur des meroitischen Reiches und nahm das griechische Alphabet ebenso wie das christliche Ägypten an. Von einer Verwendung des einheimischen Alphabets in christlicher Zeit war nicht mehr die geringste Rede. Das meroitische Alphabet erstarb, ohne je mehr ein Auferstehen feiern zu können. Dasselbe Schicksal traf dann auch wieder in diesen Teilen Afrikas die griechische Schrift, als dann der Islam siegte und das arabische Alphabet hier überall das Szepter erlangte.

Christliche Handschriften in nubischer Sprache im Alphabet der ökumenischen Kirche haben sich bis heute trotz jahrhundertlanger Dauer der Islamherrschaft in Nubien, die hier im 13. Jahrhundert eindrang — erhalten, so z. B. der Menas-Text, der nicäanische Kanon, ein Kreuzeshymnus usw. An der mittelländischen Kultur nahmen einst auch Schwarze teil; die Menschheit ist im Grunde einheitlich. Die nubische Sprache scheint einst bei den christlichen Negern aller Zungen sogar als Kirchensprache gegolten zu haben. Die Inschriften des christlichen Reiches Aloa wurden in nubischer Sprache abgefaßt**.

Das meroitische Literaturdasein der heidnischen Zeit konnte nicht vollständig spurlos untergehen. Ein Alphabet, das leben wollte und konnte, bot Widerstandskraft, die auch in der neurezipierten Schrift zum Ausdrucke kommen mußte. In der griechischen Schrift der christlichen Nubier befinden sich einige fremdartige Lettern, die aus dem Alphabet der Napata-Kultur herrühren dürfen. Analoga zu diesem Vermächtnis der alten Glaubenszeit wurden bereits bei verschiedenen Völkern nicht wenige angeführt. Beim δ ist in der christlich-nubischen Schrift die Erborgung aus der meroitischen

* R. Lepsius: Nubische Grammatik ⟨Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas⟩ CXVIII Berlin 1880,

** K. Schmidt: Altnubische christliche Texte in: Sitzungsberichte der preuß. Akad. der Wissenschaften 785. Berlin 1906. F. Le. Griffith in: Sitzungsberichte ib. No. 8, 1913 ⟨Phil. hist. Cl.⟩. Idem: Meroitic Inscriptions in Eckley. B. Cosce Junior: Expedition to Nubia 47—71, Oxford 1909.

Kursive von Fachleuten auf diesem Gebiete der Orientalistik leicht zu erkennen*.

Die Schrift Hellas', die das Christentum auf seinem Siegeszuge begleitete und weite, gut gepflegte Kulturgebiete sich zu eigen machte, ließ es nicht an Bestrebungen fehlen, auch der hebräischen Sprache ihre Schrift zu rauben und den Urtext des Alten Testamentes unter das Szepter der Lettern Joniens zu bringen. Eusebius umschrieb die hebräische Bibel mit griechischen Charakteren und brachte sie in dieser Form in seiner Hexapla unter, die als standard work der rechtgläubigen Kirche zu gelten hatte. Ziemlich zahlreiche Fragmente dieses kuriosen hebräischen Bibelkodexes in griechischer Schrift, führt der lateinische Kirchenvater Hieronymus an**. Einige Jahrhunderte nach Eusebius, im Jahre 612 ungefähr, transkribierte auch Johannes Philipponus in seinem Hexameron den hebräischen Bibeltext mit griechischen Lettern***.

Ähnlich verfuhr die griechische Kirche auch in Armenien. Die heutige Armenierschrift trägt den Namen des heiligen Miesrob und wurzelt höchstwahrscheinlich in der griechischen Schrift. Das Volk des Araratgebietes war jedoch zur Zeit seiner Bekehrung kein schriftloses Barbarenvolk. Die ältesten christlich-armenischen Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Völker des Ostens vor der Erfindung des armenischen Alphabets durch Miesrob ihre eigenen Lettern gehabt haben****. Auch antike Zeugnisse berichten dasselbe. Der römische Schriftsteller Philostratus, der um das Jahr 200 lebte, erwähnt eine Halskette, die mit armenischen Lettern beschrieben war »torquis . . . cum armenis inscriptus litteris«†. Ein chr.-lat. Chronist, der zirka im Jahre 226 lebte, zählt die Armenier zusammen mit den Lateinern, Griechen und Spaniern zu den schriftkundigen Völkern††. Die Literatur, die die heidnischen Armenier in dieser Schrift besaßen, dürfte von ansehnlichen Dimensionen gewesen sein. Sechs Autoren haben sich in Erinnerung des armenischen Volkes aus jener Zeit erhalten. Bruchstücke der vorchristlichen, armenischen Literatur finden sich beim armenischen Autor Moses von Chorene.

Die Boten des Christentums in Armenien bestrebten sich sofort im ersten Anlauf das heimische, wie auch das ihm den Platz streitig machende Pahlavialphabet zu verdrängen. Mit syrischen und griechischen Lettern wurde versucht. Und als sich dann auf Grund des griechischen Alphabets ein eigenes christlich-armenisches Alphabet formte, da war es »von dem Katholikos Sahak Parthew . . . als wirksames Mittel, dem Einfluß des zoroastranischen Wesens den

* K. Schmidt ib.

** Hieronymus: Divina Bibliotheca II 830—886, Parisiis 1693 ⟨Origenis Hexaplorum pars non minima⟩.

*** M. O. Gerhard Tychsen: Tentamen de variis codicum hebraicorum veteris Testamenti Ms. 132, Rostochii 1772.

**** Th. Kluge in Oriens Christianus, Halbjahresschrift für Kunde des christlichen Orients, 4. B. N. S., 1. Heft, Leipzig 1914.

† Philostratus: Vita Apollonii de Tyana liber II, c. II.

†† Chronicon Anonymi Sectio III, Migne III 661.

Boden zu entziehen, erkannt worden.« Die ganze alte heidnische Literatur des armenischen Volkes wurde nach Mitteilung einheimischer christlicher Autoren aus Angst vor einem Rückfall dem Feuer überliefert und eingeäschert und hat sich nur in wenigen Zitaten in christlich-armenisch-schriftlicher Transkription erhalten*.

In Georgien wird für liturgische Bücher eine Sakralschrift verwendet, die der griechischen Schrift entstammt und die die Sage ebenso auf den heiligen Miesrob zurückführt. Neben der Sakralschrift gebraucht das georgische Volk noch eine Profanschrift, die vorchristlich sein soll, eine Erfindung des georgischen Königs Pharnavaz ⟨302 v. Chr⟩, die vom Christentum dann zur profanen Alltagsschrift herabgedrückt wurde**.

II.

Ähnlich machte sich die griechische Kirche auch in Europa zu schaffen. Wulfila, oder wer das immer sein mochte, schrieb seine gotische Bibelübersetzung mit den Lettern der Griechen, und wo diese mangelhaft waren und nicht ausreichten, um den ganzen Reichtum germanischer Laute wiederzugeben, da nahm er das lateinische Alphabet dazu. Von den Runen als solchen wollte er nichts wissen. Doch, so festgewurzelt waren die Runen im Bewußtsein des Volkes, daß es schwer war, sie auszurotten***. Die gotischen Buchstaben des Wulfila bekamen die Namen der Runenzeichen. Die Namen des Wulfilaalphabets stimmen fast durchwegs mit den Benennungen der angelsächsischen und nordischen Runen überein****. Zwei Runenzeichen vermochten sich auch im neuen gotischen Alphabet durchzusetzen, das »o« und das »i«. Die Runen scheinen schon in den ersten christlichen Jahrhunderten ein wohlentwickeltes Schriftsystem, das für eine Literatur verwendet wurde, dargestellt zu haben. Jornandes erzählt, daß die Goten seit altersher geschriebene Gesetze besaßen, die von Dicineus hergerührt haben sollten†. Müllenhof bestreitet allerdings die Richtigkeit des Berichtes von Jornandes, indem er auf die Mitteilungen Isidors in seinen Chroniken hinweist, daß die Goten vor König Euricus, der vom Jahre 466 bis 484 regierte, keine geschriebenen Gesetze besaßen. Doch mit dieser für alle konventionellen Historiker symptomatischen Verkleinerungssucht der vorchristlichen Zeit Europas können Tatsachen aus der Welt nicht geschafft werden. Schon zu Beginn des 5. Jahrhunderts ⟨J. 405⟩ gab es solche gelehrte Goten, die ernste, wissenschaftliche Studien trieben, daß zwei gotische Brüder, Sunnia und Fretela, sich an Hieronymus wenden konnten mit einer Anfrage, wie gewisse Stellen im hebräischen

* Placido Sukias Somal ⟨abate generale della Congregazione de Monaci Armeni Mechitaristi di San Lazaro⟩: Quadra della Storia Letteraria di Armenia 4, Venezia 1829.

** F. Justi in: Grundriß der iranischen Philologie ⟨Geiger und Kuhn⟩ II, 528.

*** Wimmer: Die Runen, 72, 271.

**** A. Kirchoff: Das gotische Runenalphabet, 49, Berlin 1854.

† Jordanes: De origine actibusque Getarum XI, 69 ⟨p. 74⟩ Dicineus »propriis legibus vivere fecit, quas usque nunc conscriptas belagines nuncupant«. ⟨Monumenta Germaniae Historica V, Jordanis Romana et Gotica, Berolini 1882⟩.

Originaltext der Psalmen lauten, da die griechischen und lateinischen Übersetzungen der Psalmen miteinander nicht übereinstimmen*. Ein Volk, das in vollständiger Schriftlosigkeit bis vor kurzem lebte, wird nicht so raschen Fluges sich ein solches Maß von literarisch-wissenschaftlicher Intelligenz aneignen, um vergleichende Textforschungen betreiben zu können. Das rasche Zugreifen der Goten zur christlich-antiken Literatur kann nur aus einer lang andauernden, eigenen Kulturvergangenheit heraus erklärt werden. Grimm beweist, daß schon Ulfilas bei den Goten Worte für »schreiben«, »Buch«, »lesen« vorfand**. Die arianischen Goten erzeugten auch bald eine nicht geringe Literatur in der eigenen Muttersprache, die dann allerdings katholischem Eifer, bis auf wenige zufällige Reste, erlag.

Wie bei den Goten die Runen, räumte bei den Slaven, die orthodox wurden, die glagolitische Schrift nach Einzug des griechischen Christentums das Feld.

Der Slavenapostel Kyrill-Konstantin begann seine Missionstätigkeit bei den Bulgaren, mit der Anpassung der griechischen Schrift an die slavischen Laute durch Hinzufügung künstlich kombinierter oder erdachter Lettern***. Papst Johann VIII. lobte damals seine Leistung »Litteras sclaviniscas Constantino Philosopho repertas . . . jure laudamus«, »die slavischen Lettern, die Konstantin, der Philosoph, erfand . . . loben wir mit Recht«. Der slavische Osten bekam seine Kyrillitza.

Das gemeinslavische vorchristliche glagolitische Alphabet, das in Bulgarien zu einer ganzen Literatur verwendet wurde, mußte hier ebenso wie auf katholischem Gebiete verschwinden. Der Vernichtungsprozeß war hier sogar ein etwas rascherer und viel gründlicher als dort. Das Verbrennen der Sarazenenliteratur empfahl Papst Nikolaus den Bulgaren an. In Ostbulgarien hielt sich die Glagolitza bis gegen Schluß des 10. Jahrhunderts. In Westbulgarien, Mazedonien, im Athosgebiet wurden glagolitische codices noch im 11. Jahrhundert geschrieben. Erst im 12. Jahrhundert scheint die kyrillische Abart der griechischen Schrift das Übergewicht erhalten zu haben****. Ganz unbekannt war die glagolitische Schrift in Bulgarien nicht einmal im 14. Jahrhundert. In Bosnien gewann die Kyrillitza im 12. Jahrhundert die Oberhand†. Die einstige Bedeutung der Glagolitza bei den Schismatikern und ihr Niederringen durch das Alphabet Kyrills werden durch zahlreiche Palimpseste bezeugt, in denen die glagolitische

* Hieronymus: Epistola ⟨scripta videtur anno 405⟩ »Dilectissimis fratribus Sunniae ac Fretelae . . . quis hoc credat ut barbara Getarum lingua, hebraicam quaereret veritatem«. Die Anfrage lautete: »loca multa ex Psalteriis in quibus graeca latinaque exemplaria inter se non consentiebant« und daher: »observantes ut ipse ex Hebraicis quaenam horum locorum est veritas declararet« ⟨Opera II, 626⟩.

** Grimm: Deutsche Runen, 45. Auch Waitz schließt sich der Ansicht an, daß die Goten vor Ulfilas eine eigene Schrift besaßen. ⟨Waitz: Leben des Ulfilas, 53⟩.

*** W. Vondrak: Altkirchenslaw. Grammatik, 41, Berlin 1900, Jagič im Archiv f. sl. Phil., VI., 470.

**** Archiv f. slav. Phil. XXIV, 314.

† Jagič: Entstehungsgeschichte der kirchenslav. Sprache, 127, Berlin 1913.

Schrift verlöscht und mit einem kyrillischen Text bedeckt ist. Umgekehrt ist nie der Fall*.

Auch in Rußland traf die Kyrillitza die glagolitische Schrift an. Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Glagolitza einst auch bei den Ostslaven, wenn auch in weit geringerem Maße als die kyrillische Schrift bekannt war, nur hatte sie in christlicher Zeit nie mehr offizielle Geltung**. Die offizielle Geltung der Glagolitza scheint hier nur der vorchristlichen Epoche angehört zu haben. Nestor spricht von schriftlichen Verträgen in Rußland im Jahre 912—945, also noch vor Annahme des Christentums***.

d) Syrische Christianisierung und die Lettern Syriens

I.

Einem fremden Gebiete ein neues Schriftgepräge aufdrücken und die frühere Literatur der Vergessenheit anheimfallen lassen, können auch selbst solche Religionen, die alle säkular-politische Tendenzen entbehren. Das syrische Christentum war immer eine rein religiöse Erscheinung, die nie in die Speichen des politischen Getriebes greifen wollte und zu keiner Zeit weltlichen Imperien als Vehikel diente, und doch auch seine Schrift suchte sich allenthalben durchzusetzen.

In erster Reihe machte sich die syrische Schrift in nächster Nachbarschaft des Stammgebietes zu schaffen. In den ersten christlichen Jahrhunderten war in Nordarabien die nabatäische Schrift in Schwang, in der sehr viele epigraphische Denkmäler sich erhalten haben. Dann kam die Predigt der syrischen Missionäre des Christentums und setzte in Arabien die syrische Schrift ein. Die heutige kufische Schrift der Araber hat nichts von den kapriziösen Allüren des Nabatäeralphabets, sie erinnert unstreitbar an die syrische Schrift, die dem Christentum ihren Einzug ins Araberland verdankte****.

In Mesopotamien hat das syrische Christentum der sich zäh haltenden heidnisch-assyrischen Literaturtradition des großen altorientalischen Kulturzentrums Westasiens den Todesstoß versetzt, die Keilschrift außer Gebrauch gesetzt, ihre Kunde vollständig vergessen lassen und so über einer wichtigen Partie der menschlichen Geistesentwicklung den Sargdeckel zugeschlagen.

Die alte assyrisch-babylonische Literatur erstarb nicht, als in dem Zweistromland die Sprache der Aramäer Volksidiom wurde, ging nicht unter als Perser und Mazedonier in Babylon regierten. Keilinschriftliche Denkmäler aus der Seleukidenzeit haben sich bis auf heute erhalten. Die Keilschrift beharrte noch viel länger. »Noch bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christo war der alte babylonische Dialekt, als Gelehrtensprache, zumindest als Lehrgegenstand im Gebrauch«, »auch die Keilschriften wurden in jener Zeit gelesen

* Šafařik: Über den Ursprung und die Heimat der Glagolitza, 127, Prag 1858

** Jagič ib. 126.

*** Hanuš ib. 6. Das Schriftwesen und Schrifttum der böhm.-slav. Völker 27, Prag 1867.

**** Ph. Berger: Histoire de l'écriture, 293.

und wissenschaftlich behandelt«*. Tacitus führte im zweiten nachchristlichen Jahrhundert Ansichten von Chaldäern an, die sich auf Ziegelinschriften stützten**, der vieltausendjährige assyrisch-babylonische Quell mittelländischen Kulturwesens wurde erst verschüttet, als das Christentum den Einzug hielt und den Schlüssel zur alten Literatur, die Kenntnis der Keilschrift, durch das zur allgemeinen Herrschaft gelangte Syreralphabet verdrängte. In den Zirkeln mesopotamischer Heiden, die bis tief ins Mittelalter vereinzelt sich hielten, dürfte die Keilschrift noch lange nach dem Verschwinden aus dem öffentlichen Leben der Mesopotamier stille und emsige Pflege gefunden haben. Die eindringenden Araber fanden in der ersten Zeit nach der Hedschra in gewissen Teilen Mesopotamiens die Schrift eines Schischin vor, die auf gebranntem Lehm geschrieben wurde***. Der babylonische Talmud weiß noch ebenso von der zeitgenössischen Existenz einer Ziegelschrift ‹kthabh libunaah› zu berichten****.

Die Missionäre des syrischen Christentums drangen auch ins ferne Ausland vor. Die nestorianischen Glaubensprediger, die aus dem, dem persischen Staate der Sassanidenzeit angehörenden Mesopotamien sich rekrutierten, zogen in den, den Bewohnern der römisch-griechischen Ökumene unbekannten weiteren asiatischen Orient und kündeten in Mittel- und Ostasien die Lehre vom christlichen Heil. An die Ferse dieser Glaubensagitatoren heftete sich auch in jenen exotischen Regionen die Expansion der syrischen Schrift. Unter keinen Umständen kann ein Volk voll und ganz einer neuen Religion huldigen und dabei ein Schriftsystem, das an ein überwundenes Bekenntnis gemahnt, verwenden.

Die zentralasiatischen Türken empfingen von den Syrern, deren Schrift samt dem Christentum. Den christlich gewordenen Türken jener Zeit, war der Schriftgebrauch als solcher keine neue Offenbarung. Die Türken, denen dann die Syrerschrift durch die islamitische Araberschrift entrissen wurde, hatten auch eine dem Nestorianeralphabet vorangehende Schriftperiode des Heidentums gehabt. Die Vorzeit der großen Geschichtsvölker war nie tabula rasa. Lange noch bevor die Botschaft Christi bei den Türken Zentralasiens verkündet und das Alphabet der nestorianischen Syrer eingeführt wurde, herrschte bei ihnen der Gebrauch eigener Runen, die der Neuzeit vergönnt war zu entdecken. In Sibirien am Yenisei und Orchan, wie auch in der Mongolei südlich vom Baikalsee wurden im Jahre 1889 türkische Inschriften aus den ersten Jahrhunderten der üblichen Ära gefunden, in einem Alphabet, das merkwürdigerweise eine gewisse oberflächliche Ähnlichkeit mit den germanischen Runen hat und von einer Abart der aramäischen Schrift, dem Per-

* G. I. Gutbrod: Über die wahrscheinliche Lebensdauer der assyrisch-babylonischen Sprache. Zeitschrift für Assyrologie, Jahrgang 1903, Seite 6.

** Tacitus: Annales XI 14.

*** Chwolsohn: Die Ssabier II 886.

**** Sanhedrin 21.

seralphabet der Arsakidenmünzen gestammt haben dürfte*. Diese Heidenrunen der Türken waren auf Steindenkmäler nicht beschränkt. Es sind Manuskriptfragmente in türkischen Runen bekannt, die auf das Bestehen einer richtigen Literatur in dieser Schrift hinweisen. Interessant ist ein Blatt aus einem größeren alttürkischen Werke in Runenschrift, dessen Inhalt mystisch-magische Mineralogie ist und vor zirka einem Jahrzehnt gefunden wurde**. Die von Syrien aus christianisierten Türken sagten ihren Runen auf immer Valet. Die späteste uns bekannte türkische Runeninschrift stammt aus der Zeit 835—832***.

Die syrische Schrift hat ihre Expansionskraft auch in Persien versucht. Unter den mittelasiatischen Manuskripten aus Turfan, die vor einem Jahrzehnt gefunden wurden und soviel Schätzenswertes über die Kulturzustände weiter asiatischer Gebiete im frühen Mittelalter aussagen, sind auch persische Handschriftenreste in syrischer Schrift vorhanden****. Die mesopotamischen Christen entfalteten bei der damals über sie herrschenden Persernation des beginnenden Mittelalters eine rege geistige Tätigkeit. Bekannt ist Ma'na, ein Zögling der Schule in Edessa, der gegen das Jahr 420 syrische Bücher ins Persische übertrug. Ein anderer Syrer, namens Ma'na, verfaßte um das Jahr 507 religiöse Oden und Poesien, die in der christlichen Kirche Persiens gesungen wurden. Im frühmittelalterlichen eigentlichen Persien ‹Persis› bestanden sieben Bistümer und ein zentrales Erzbistum†. Die Syrer verbreiteten bei den Persern auch abendländisches Wissen. Syrische Christen übersetzten ins Persische des frühen Mittelalters die aristotelische Logik††, sie bestrebten sich auch, ihnen die galiläische Religion beizubringen, auf den Höhen des Iran die Standarte der mittelländischen Christusreligion aufzupflanzen. Es gab einst eine nicht zu unterschätzende »persische Kirche«. Die syrische Schrift verschwand jedoch mit der Zeit aus dem persischen Schriftgebrauch vollständig. Das Christentum vermochte der zoroastranischen Unduldsamkeit nicht standzuhalten und war nicht imstande, das zu vollbringen, was nachher der in seinen Ursprüngen viel energischere Islam geleistet hat. Die Feuerpriester der mazdeischen Religion des iranischen Hochlandes verfolgten rücksichtslos die Bekenner Christi. Bei einer solchen Christenverfolgung des Königs Sopor fielen 60.000 Menschen als Opfer der Intoleranz†††.

Mit syrischen Lettern schrieb man im frühen Mittelalter eine Zeitlang nicht nur Persisch, aber auch den sogenannten soghdischen Dialekt eines iranischen Volkes. Mehrere Dokumente in dieser

* British Encyclopaedia 11th Edition, XXVII, 473.
** Sitzungsbericht der preuß. Akad. d. Wissensch. in Berlin, J. 1909, S. 1047.
*** ibidem, J. 1910, S. 299.
**** Journal asiatique, X. Serie, Tome XII, p. 321, Paris 1908.
† E. Sachau: Das Christentum in der Persis: Sitzungsber. d. pr. Ak. d. Wiss. in Berlin 979, Jahr 1916.
†† Zeller: Geschichte der griechischen Philosophie, III. 2, 1916.
††† Cassiodor: Historia Tripartita III 2, Migne LXIX, 943.

Sprache im Estrangheloalphabet sind in Turfan zutage gefördert worden*.

Die syrischen Fahnenträger des Christentums gelangten bis in das südliche Hinterindien und bekehrten einen Teil der Bevölkerung Malabars, der bis heute an der christlichen Religion festhält. Die malabarischen Christen, »Thomaschristen« genannt, gebrauchen noch gegenwärtig für ihre dravidanische Sprache die syrische Schrift. Die Liturgie der malabarischen Christen ist bis heute auch eine syrische, identisch mit dem ostsyrischen Ritus des Adai und Mari. Von Haus aus waren diese Dravidaner in ihrer vorchristlichen Zeit nicht schriftunkundig. Hinterindien ist ein seit uralten Zeiten urbar gemachtes Kulturgebiet. Das Gros der Malabarier, das der christlichen Botschaft sein Ohr nicht zuneigte, besitzt bis auf die Gegenwart ein eigenes Alphabet, das den Namen »Vateluttu« trägt. Die Ahnen der heutigen Thomaschristen verwendeten auch einst in ihrer Heidenzeit dies Alphabet. Zahlreiche Grabinschriften und sonstige graphische Überreste der christlichen Malabarier in Travancore beweisen, daß das heidnische Vateluttu mit der Syrerschrift sogar sehr lange rang**. Das siegreiche syrische Alphabet in Malabar ermangelt nicht, auch noch heute die Spuren des langen Widerstandes der einheimischen Schrift zu tragen. Elf Vateluttu-Schriftzeichen gliederten sich in das Alphabet der christlichen Dravidaner ein***.

Es ist möglich, daß die Syrer auch nach Rußland des frühen Mittelalters vordrangen und dort ihre Schrift auszubreiten suchten, natürlich auf Kosten der vorchristlichen Glagolitza. M. Frähn fand bei einem arabischen Autor Ibn Nabi Jakob el Nedim ⟨J. 987⟩ die Erwähnung einer Schrift der damals noch nicht christlichen Russen, die auf Holz eingekerbt zu werden pflegte. Der arabische Gewährsmann führt Charaktere dieser Schrift an. Frähn glaubt eine frappante Ähnlichkeit zwischen diesen altrussischen Schriftzügen und dem nabatäisch-syrischen Alphabet feststellen zu können****.

Der vermutlichen Expansion der Syrerschrift im vorhistorischen Rußland stehen auch analoge konfessionelle Geschehnisse zur Seite. Syrische Missionäre missionierten frühzeitig in Osteuropa. Schon bei den Goten predigte noch vor Ulfilas ein syrischer Mönch aus Mesopotamien namens Adidius das Christentum. ⟨Epiph.: haeres 70, 14⟩. Die russische Kirchentradition weiß zu erzählen von der Verbreitung des Christentums in den Ländern der osteuropäischen Slaven in der frühesten Zeit, durch Männer, die aus Syrien kamen, durch den heiligen Andreas und seine drei Schüler†. Wenn auch dieser Bericht cum grano salis zu nehmen ist, jedenfalls hat er symptomatische Bedeutung. Der arabische gelehrte Geograph Massudi, der

* Recherches de Science religieuse 23, Paris 5. Année.

** Burnell: South-indian Paleography 58.

*** Lenormant: Essai sur la propagation de l'alphabet phénicien, II, 41, Paris 1879.

**** M. Frähn: Mèm. de l'acad. Imper. des sciences de St. Petersbourg Sciences polit. III, 507, 1836.

† Bestuschew-Rjumin: Geschichte Rußlands 3, Mitau 1864.

im 10. Jahrhundert lebte, erzählt, daß die christlichen Slaven der Sekte der Jakobiter angehören*. Massudi hatte für europäische Kirchenverhältnisse ein sachliches Verständnis. Die Franken erklärt er richtig für Melkiter (=Katholiken). An der Zuteilung der Russen zu den Jakobiten durch Massudi mußte etwas gewesen sein. Von Christen unter den nördlichen Scythen berichtet im allgemeinen im 6. Jahrhundert auch Kosmas Indopleustes**. Der Bestand von christlichen Gemeinden in Rußland unter Oleg und Igor vor dem Überitt der herrschenden Dynastie zum Christentum steht anderweitig fest. Russische Chronisten teilen allerdings nichts von eines eigentlich jakobitischen Vorarbeit mit, doch dies beweist nichtr. Verschweigen mißliebiger Dinge, Ignorieren schismatischer oder häretischer Konkurrenz gehört zur Methode kirchlicher Autoren aller Konfessionen. So sehen wir z. B. in einem anderen Falle bei der Katholisierung Litauens durch die Polen im Jahre 1386, die Sache von allen möglichen katholischen Chronisten, Johannes Longinus (Długosz) voran, so dargestellt, als wenn ganz Litauen bis damals samt und sonders heidnisch gewesen wäre und doch waren unter den Litauern vor ihrem Beitritt zur katholischen Kirche, sehr viele Christen, aber orientalischen Ritus'. Schon der Vater von Jagiello, dem damaligen Litauerherrscher, war orthodoxer Christ, wie auch der Großvater mütterlicherseits***. Die katholische Kirche wollte sich jedoch die Initiative zuschreiben und da wurde über die Vergangenheit ein Dunkel gebreitet. Die vermuteten vororthodox-jakobitischen Schriftzeichen Rußlands scheinen für die spätere russisch-kyrillische Schriftperiode nicht ohne jede Bedeutung gewesen zu sein. Die nabatäischen Syrer waren die einzigen unter den antiken Völkern, die den letzten Schritt, welcher die Alphabete des Altertums von der Kursivschrift schied, durch die Erzeugung von Ligaturen vollzogen****. Ligaturornamente waren dann in der Kyrillitza-periode sehr im Schwang. In der russischen Kunst war jahrhundertelang kalligraphische Ligaturschrift sehr beliebt und noch heute erfreut sie sich in Raskolnikenkreisen großer Verbreitung†. Diese charakteristische Eigentümlichkeit dürfte ein von der Kyrillitza ererbtes Gut aus der vorkyrillischen Zeit sein. Das slavische Wort für »schreiben« »pisaty« ist bis heute ein persisches Lehnwort††. Das östliche Ausfalltor der Syrer war Persien.

Mancher neuere Forscher, für den die Periode des nördlichen und östlichen Europa, die der Einführung des Christentums vorausging, als ein Zeitalter tiefster australnegerartiger Barbarei und Wildheit gilt, hat Zweifel an der Richtigkeit des arabischen Berichtes bezüglich der vorkyrillischen Syrerschrift Rußlands geäußert. Gerade

* Massudi: Les Prairies d'or, III, 63, Paris 1864.
** Kosmas Indopleustes: Kosmographia, Patrol. gr. LXXXVIII.
*** Ign. Chrzanowski: Historya literatury niepodległej Polski 19, Warszawa 1908.
**** Ph. Berger: Histoire de l'ecriture 276.
† Archiv für slavische Philologie XXVIII 121.
†† Fr. Spiegel: Eranische Altertumskunde, III. 759, Leipzig 1876. O. Schrader: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde 739, Straßburg 1901.

wie der oben erwähnte Äthicus ignoriert wird, so wird auch el-Nedim nicht ernst genommen. Speziell schadete in den Augen der Forschungskärrner dem Berichte von el-Nedim die Bemerkung Frähns, bezüglich des syronabatäischen Verwandtschaft der altrussischen Schriftzeichen*. Syrien und das russische Slaventum, welche, jede Berührung ausschließende Distanz!

Ein Zuviel an Skeptizismus bringt der Wissenschaft keinen Vorteil. Mehr Sachkenntnis vermindert die Zweifelsucht. Die Forschung sollte die staatlosen, aber kulturverbreitenden Völker etwas gründlicher ins Auge fassen.

Die Syrer des frühen Mittelalters waren eine Gemeinschaft von fabelhafter Ausbreitungsfähigkeit, wahre Erben der Phönizier. Die von Syrochaldäern bewohnte Stadt Batnae in Mesopotamien war zu Beginn des Mittelalters der Zentralpunkt des orientalischen Handels und es kamen dorthin Händler aus aller Welt, um indische und chinesische Waren anzukaufen**. Von ihrem kosmopolitischen, kommerziellen Mittelpunkt aus, drangen die damaligen Syrer in die fernsten Gebiete vor. Sie missionierten nicht nur Arabien, Zentralasien, Iran und Südindien. Die Syrer warben selbst in China für ihr Christentum Anhänger. Es gibt eine syrische Inschrift in China aus dem Jahre 781***.

Nordöstlich sich wendend schlugen syrische Pioniere zu jener Zeit im Kaukasus, in Georgien, ihren Sitz auf und leisteten dort Bekehrungsarbeit. Sie kamen dorthin über Nordpersien, wie zahlreiche Lehnwörter in der georgischen Kirchensprache beweisen****. Das persische Mesopotamien war der Ausgangspunkt der Syrer nach Osten. Die syrischen Missionäre aus dem 5. Jahrhundert, »die dreizehn syrischen Väter«, werden noch heute in dieser weltfernen Gebirgsgegend »als ideale Vorbilder gottbegnadeter, schlichter und ganz dem geistigen Leben gewidmeter Mönche verehrt«†.

Die Syrer rückten auch zahlreich nach Europa vor. In Thrazien gab es im 8. Jahrhundert syrische Ansiedlungen. In der byzantinischen Literatur des Mittelalters nahmen die Syrer eine dominierende Position ein. Die besten byzantinischen Dichter ‹Romanos, Malalas usw.› wie auch die großen neuplatonischen Philosophen des sterbenden Heidentums, waren sämtlich Syrer.

Im westlichen Europa war das Syrertum in der letzten Hälfte des Mittelalters stark vertreten. Massenhaft wohnten damals Syrer in Italien ‹Verona, Ravenna, Neapel›, Frankreich ‹Narbonne, Bordeaux, Vienne, Lyon, Orleans usw.›, Deutschland ‹Straßburg, Trier, Rheinzabern› ††. Zahlreiche Inschriften bezeugen bis heute ihre ehemalige Anwesenheit im europäischen Abendlande. Zu Beginn

* Archiv für slavische Philologie, XXVII, 17 ff.

** Ammianus Marcellinus: Res gestae. Textes d'auteurs grecs et latins relatifs à l'extreme Orient par George Coedes, Paris 1910.

*** G. Pauthier: L'inscription syrochinoise de Si Ngar Feu Paris, 1858.

**** Oriens Christianus IV N. S. Leipzig 1914.

† Leist: Das georgische Volk, 101.

†† Helmolt: Weltgeschichte, V, 55. Loebell: Gregor von Tours.

des 5. Jahrhunderts erlangten die Syrer den Bischofsitz von Paris. Im 7. Jahrhundert gab es Päpste syrischer Nation ⟨Johannes V. J. 685—686, Konstantinus 708—715, Gregor III. 731⟩. Die altchristliche Kunst Europas soll nach neueren Kunsthistorikern, von den Syrern erzeugt und nach Europa getragen worden sein. Ravenna mit seinen Basiliken war ein Vorort aramäischen Kunstwirkens*. Die Kunst der Wendezeit des Altertums, die von Christen gepflegt wurde, war keine christianisierte Form antiker Kunst, sondern eine Offenbarung, des durch das Christentum freigewordenen altorientalischen heimatlichen ästhetischen Wirkens Syriens**. Ausdrücklich syrische Flächenfüllung hat die aus dem frühen Mittelalter stammende Reliquienhülle des Schatzes zu Aachen. Der Grundstock der Faustsage, die Teophiluslegende, kam nach Europa aus Syrien.

Ist es demnach so unmöglich, daß die Syrer auch in Osteuropa ihren Einfluß geltend machen konnten? Für das 14. Jahrhundert ist der Aufenthalt von syrisch-nestorianischen Christen auf der Krim belegt. Ein persisches Evangelium wurde dort im Jahre 1374 von einem Nestorianer geschrieben***. Konnten die auch früher in Osteuropa nicht gewirkt haben? Die Slaven durften den syrischen, östlich von Persien aus wirkenden Globetrotters jedenfalls viel näher gelegen sein, als der ferne Orient oder der europäische Okzident.

Die slavische Sprachfamilie gehört in dieselbe Sprachgruppe wie Perser, Armenier und Hindus. Die phonetische Eigenart der slavischen Sprachen charakterisiert diese als ostarische, als zur orientalisch-arischen Šatem-Gruppe zugehörig, im Gegensatze zu der westarischen, eigentlich europäischen Centum-Sprachgruppe, die die Idiome der Kelten, Germanen und Gräcoitaliker umfaßt.

Die alten Slaven unterhielten einst sehr rege Beziehungen zum westasiatischen Orient. Die meisten älteren Kulturbegriffe in den slavischen Sprachen sind Lehnworte aus dem Persischen****. Mit dem Aufkommen der arabischen Weltherrschaft im Orient, war der gesamte Handelsverkehr der Slaven ein arabischer. Von Mittel- und Westasien bis zur Küste des baltischen Meeres ging während des beginnenden Mittelalters ein intensiver Warenaustausch von statten. Eine Unmenge arabischer Münzen, mit dem Prägedatum des 9.—10. Jahrhunderts, wurden in russischer Erde gefunden†. Kufische Münzen werden auch in dem einst ganz slavischen Pommern und lettoslavischen Ost- und Westpreußen gefunden. Auch das nördliche und östliche an die Slaven anrainende Germanentum blieb von dem orientalischen Handelsverkehr im frühen Mittelalter nicht verschont.

* Strzygowski in: Oriens Christianus, 1915.

** Baumstark: Vom Kampfe um die Orient-Hypothese in der Geschichte der christlichen Kunst ⟨Katholische Blätter, 1913, II, 737—748, 843—854⟩.

*** Le monde Chrètien, XVIII, 11.

**** A. Meillet: Les dialects indoeuropéens 132, Paris 1908.

† Bestuschew Rjumin: Geschichte Rußlands ⟨übers. von Th. Schiemann⟩ 45 Mitau 1874.

In Schweden kennt man bisher dort gefundene 20.000 arabische Silbermünzen aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Im nördlichen Deutschland wurden im 10. Jahrhundert selbst Bilinguen geprägt, welche auf der einen Seite eine Nachbildung arabischer Münzen mit dem Namen des Kalifen trugen und auf der anderen Seite jedoch mit einer Legende in lateinischer Schrift Henricus ⟨Kaiser Heinrich II.? 973—1024⟩ versehen waren. Das von den Slaven entferntere südliche Deutschland wie die Schweiz, haben keinen einzigen arabischen Münzfund aufzuweisen, ebensowenig wie das restliche West- und Südeuropa*.

Die alten Geographen zählten Osteuropa von der Weichsel an zu Nordasien und benannten sie gemeinsam »Scythien«. Der bekannte russische Revolutionär Herzen erklärte, bei Eydkuhnen stehe der Grenzpfahl Europas. Im russischen Volksempfinden ist bis heute Europa nur der nichtrussische Teil des Kontinents**, wobei jedoch gewiß der Gegensatz zum Katholizismus und Protestantismus eine gewisse Rolle spielt. Noch Voltaire wollte das Wort »Zar«, eher von »Schah« als von »Kaiser« abgeleitet sehen***. Rußland riß vom Orient los, brach seine Beziehungen zu dem ihm in jeder Hinsicht nahestehenden asiatischen Osten erst ab, als es um die Wende des 10. Jahrhunderts sich von demselben durch den Anschluß an die christliche Kirche Konstantinopels loslöste. Bemerkenswert ist es, daß die heutigen buddhistischen Kalmücken an der Wolga mit einer Abart der Syrerschrift, die sie den Mongolen-Uiguren entlehnt haben, schreiben und daß das russische Judentum dieselbe Aussprache des Hebräischen hat, wie die persischen Juden****. Wo der Glaube nicht scheidet, dauert der Verkehr weiter.

e) Mosaischer Proselytismus und das jüdische Alphabet.

I.

Das Gesetz der rücksichtslosen Schriftausbreitung findet seine Anwendung auch auf das Judentum.

Das mosaische Glaubensbekenntnis trägt einen scheinbar exklusiven Charakter, aber auch dieses hatte starke, die engen Schranken der jüdischen Nationalgemeinschaft überschreitende Propagandatendenzen. Überall, wo diese Propaganda von Erfolg gekrönt war, gewann auch die jüdische Schrift an Herrschaftsgebiet.

In den ersten Jahrhunderten der üblichen Ära finden wir Sprossen der hebräischen Quadratschrift in Palmyra und bei den Nabatäern. Die paläographischen Denkmäler der Palmyraner und der Nabatäer weisen ein ganz anderes Antlitz auf, als das der sonstigen Syrer. Warum? Weil die Religionsboten des Mosaismus bei diesen syrischen Stämmen viel Anhängerschaft um sich zu scharen wußten.

* Georg Jacob: Der nordisch-baltische Handel der Araber 44, 64, Leipzig 1887.
** W. P. Wassiljew: Die Erschließung Chinas ⟨deutsch von R. Stube⟩, Leipzig 1909.
*** Voltaire: Pierre Ier.
**** Monatsschrift für Wissenschaft des Judentums, Breslau 1913. LVII 699.

Die Palmyraner besaßen unter sich sehr viele Bekenner der jüdischen Religion*. Besonders blühte in Palmyra die Kultur des Zeus Hypsistos, der sich überall an die Verehrung des Jahrhunderts anlehnte. ⟨Cumont: Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum 292, Leipzig 1910.⟩ Selbst die Kaiserin des Orients Zenobia, die Herrscherin Palmyras, war judaisiert**, wie ein christlicher Autor aus jener Zeit berichtet. Dies wird auch epigraphisch bestätigt. Zenobia ließ in Ägypten eine Synagoge restaurieren, ⟨Revue Archeol, 1873, 111.⟩ Der einzige heidnische Autor aus der Antike, der ein wörtliches Zitat aus der Bibel und dazu mit Bewunderung anführt, war der auf dem Hofe Zenobias lebende Longinus***. Bei den Juden galten die Palmyraner als Nachkommen salomonischer Sklaven****.

Unter den Pamyranern gab es auch viele Heiden. Dies erklärt auch, warum die palmyranische Kaiserin sich an die gemeinsyrische Schrift anschloß†. Das Zwitterwesen Palmyras veranlaßte viel Haß gegen sie seitens der Juden. R. Jochanan sagte im 3. Jahrhundert n. Ch. wohl dem, der den Fall Palmyras sieht, die nahmen an den beiden Zerstörungen des Tempels zu Jerusalem teil. ⟨Threni Rabba II.⟩

Die Nabatäer lebten in den herzlichsten Beziehungen zu den Juden††. In den Hasmonäerkriegen versteckten die jüdischen Glaubenskämpfer ihre Güter und Angehörigen bei den Nabatäern†††. In dem Bürgerkrieg zwischen König Hyrkan und dem volksfremden Aristobulos half Aretas, der Nabatäerkönig, dem König Hyrkan, dem bodenstämmigeren††††, da auch das jüdische Volk auf Seiten Hyrkans stand §. Die Nabatäer stellten sich immer dort, wo das Interesse des geschichtlichen Judentums lag und leisteten dem Judenkönig Hyrkan Hilfe gegen den edomitischen Thronräuber Herodes §§.

Das Judentum verfehlte nicht, seinen religiösen Einfluß auf die ihm freundliche Völkerschaft des Nachbargebietes, geltend zu machen. Strabo berichtet, daß das nabatäische Volk zum Judentum sich bekehrt hätte §§§, das ist gewiß Übertreibung. Teile der Nabatäer dürften jedenfalls dem mosaischen Glauben sich angeschlossen haben. Die Mischna erwähnt gegen Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. Bekenner des Judentums in Nordarabien §§§§. Der Apostel Paulus ging mit der Verkündigung Christi nach Arabien*. Unter »Arabien« wird gewiß die nabatäische »Arabia petræa« zu verstehen sein. Die arabische Tradition weiß von Bekennern

* Phil. Berger: Hist. de l'ecriture, 268.
** Filastrius: Liber haereseon, XXXVI Migne.
*** Reinach: Textes 114.
**** Jebamoth 17.
† Berger ib. 267 f.
†† 1 Makk. 5. 25.
††† Josephus: Antiquitates XIII. 1.
†††† ib. XIV. 1.
§ Josephus: ib. XV 1.
§§ ib.
§§§ Strabo: Geographia, XVI, 34.
§§§§ Sabbath 65 a.
* Galat. Brief I 17.

des Monotheismus im vormohammedanischen Arabien zu erzählen. Die Nabatäer als Ganzes nahmen dem Griechentum gegenüber eine eigene, an das Judentum erinnernde Haltung ein. Auf den nabatäischen Münzen bezeichneten sich die Könige mit dem Titel »Liebhaber des Volkes« ‹rchem ʼameh›, um ihren Gegensatz auszudrücken gegen die sich Philhellenen nennenden sonstigen Kleinkönige des sonstigen, damals schrankenlosem Heidentum ergebenen Syrien*. In der talmudischen Literatur des ausgehenden Altertums sind die »Araber«, unter denen der, Palästina nächst wohnende Stamm der Nabatäer zweifelsohne zu verstehen ist, dank ihren judaisierenden Neigungen gut angeschrieben. »Die Zelte der Araber sind draußen häßlich, aber drin schön,« heißt es in einem alten Midrasch**. Es ist besser unter arabischer, als unter römischer Herrschaft zu wohnen, heißt es an einer anderen altrabbinischen Stelle***.

Der auffällige, enge Anschluß der palmyranischen und nabatäischen Schrift an das Quadratalphabet der Juden ist nichts anderes als das Ergebnis einer ziemlich erfolgreichen religiösen Propaganda der alttestamentlichen Religion bei den Völkern Palmyras und der Nabatäa.

Die Juden missionierten ehemals stark auch in Abessinien. Die heutigen Anhänger des Mosaismus im ostafrikanischen Berglande, die Falaschas, sind keine ethnischen Juden, waren aber einst bedeutend zahlreicher und vermochten im 9. Jahrhundert selbst die herrschende Dynastie christlichen Glaubens zu stürzen und eine eigene mosaische Konfession auf den Thron Abessiniens zu setzen. Die königliche jüdische Familie, Zague genannt, behauptete ihr Szepter bis 1262, als eine Volksbewegung unter Führung des Erzbischofs Tekla Hamanot, dem Christentum in Abessinien wieder zur Herrschaft verhalf. ‹Helmolt: Weltgesch. III, 559.› Die Spuren der ehemaligen großen Ausbreitung des Judentums sind noch heute aus der abessinischen Schrift nicht getilgt. In den Kinderfibeln sind die äthiopischen Konsonanten nach der Reihenfolge der hebräischen geordnet. ‹M. Cohen: Rapport 12. Paris 1910.›

Die Juden wirkten für die Ausbreitung ihres Gottesglaubens nicht nur unter den blutverwandten Nachbarn Syriens. Den Juden gelang es im 8. Jahrhundert n. Chr. die herrschende Klasse und einen großen Teil des in der ersten Hälfte des Mittelalters lange machtvollen Chasarenvolkes, zur mosaischen Religion zu bekehren. Die Chasaren, an der Wolga zur Zeit ihrer Machtentfaltung ansäßig, waren höchstwahrscheinlich Angehörige der türkischen Rasse und dürften von Haus aus mindest die alttürkischen Runen mitgebracht haben. Eine vormosaische Chasareninschrift in eigentümlichen Charakteren befindet sich in einer englischen Kollektion****, sie verwendeten jedoch dann seit ihrer Judaisierung, nach Bericht eines arabischen Gelehrten des zehnten

* Schürer: Geschichte der Juden ‹3. Ausgabe› I 738. Leipzig 1898.
** Midrasch Rabba Exodus III.
*** Sabbath 11a.
**** Collection of Dr. Meade in Copper of C. Forster: A harmony of Primeval Alphabets.

Jahrhunderts, für ihre Muttersprache keine andere Schrift als die hebräische*. Viel näher den Chasaren als das jüdische Palästina lag das byzantinische Reich, mit dem das Chasarenreich noch in seiner vorjüdischen Zeit sehr rege, vielhundertjährige politische Beziehungen verknüpften und doch entschied nicht der politische Verkehr und nicht der Glanz des rhomäischen Imperiums für die Annahme einer neuen Schrift, nur die Rezeption des Glaubens einer zerstreuten Religionsgemeinschaft. Die hebräische Schrift war bei Teilen der Turko-Tataren noch im 13. Jahrhundert im Gebrauch. So geht es mindest aus einem Briefe eines ungarischen Bischofs bei Matthæus Paris hervor**. Den Tataren wurde noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts nachgesagt, daß sie sowohl Mahomet verehren, wie dem Pentateuch gehorchen***.

In manchen altarmenischen Amuletten kommen einzelne hebräische Lettern vor****. Da einzelne Lettern überall den Niederschlag eines früheren Alphabets darstellen, muß angenommen werden, daß diese palästinensischen Schriftzeichen in Armenien den Überrest einer ehemaligen, durch jüdische Religionsagitation bei Teilen der Bevölkerung des Hochlandes des Ararat eingeführten Schrift bildeten.

Eine jüdische Glaubenspropaganda in Armenien und seinem kleinasiatischen Nachbargebiet in älterer Zeit, läßt sich tatsächlich feststellen. Zu Beginn der christlichen Ära bekehrte sich zum Judentum König Polemon II., der über Pontus und Kilikien herrschte und die Witwe nach Herodes dem jüdischen Fürsten von Chalcis heiratete. In Kappadozien existierte im 4. nachchr. Jahrhundert eine Sekte der Hypsistarier, die Gott den Einzigen anbeteten und Götterbilder verwarfen. Der jüdische Einfluß setzte sich in jenen Landstrichen im Nachbargebiete Armeniens im Altertum so fest, daß jüdische Sagen auch bei den Heiden volkstümlich und als Münzmotive verwendet wurden. Die jüdische Sintflutsage lokalisierte sich in Apamäa in Phrygien und die Kaiser Septimus Severus und Macrinus prägten dort Münzen mit der Inschrift »Noe«. Sabbathütende Armenier, die Athinganen genannt wurden, die allerdings sowohl Beschneidung wie Taufe verschmähten†, hat es noch im 9. Jahrhundert in Armenien gegeben. Dem jüdischen Glaubenseinfluß in Armenien, von dem noch heute kümmerliche Buchstabenreste auf vergilbten, magischen Urkunden künden, machte das viel weniger strenge Christentum ein Ende. Die jüdische Vorarbeit hat den Zusammenbruch des Heidentums beschleunigt. In Armenien wurde das Christentum früher Staatsreligion, als im Römischen Reiche. Die Halbjudaisierten fielen ab. Der Vater des großen Kirchenvaters Gregor von Nazianz war Hypsistarier. Der byzantinische Kaiser

* Flügel in: Zeitung der Morgenl. Gesellschaft, XIII 56 ⟨Jahrgang 1856.⟩

** Matthæus Paris Monachus Albanensis: Historia major, p. 1128, Londini MDCLXXXIV »Epistola Episcopi Ungar. quæsivi de fide, et ut breviter dicam, nihil credunt ... Literas habent Judæorum, quia prius proprias literas non habuerint.«

*** Michov: De Sarmatia etc. I, 5, in Orbis novus regionum 491, Basileae 1537,

**** Revue intern. d' ethnographie et de linguistique: Anthropos, IV, 182. armée 1909.

† cf Formulam abjurationis Athinganorum. Patr. graeca, CVI, 1224.

Michael II. ‹820—829› war ursprünglich Mitglied der Sekte der Athinganen*. Die armenischen Fürstengeschlechter der Baghratuni und Amatuni rühmen sich noch in der Gegenwart jüdischer Herkunft**. Möglich, daß der heftige Rückschlag, den das Christentum verursachte, auch ethnisch-jüdische Elemente mitzog. Dafür spricht die schreiende Ähnlichkeit der armenischen Gesichter zu Juden. Der Adel des, den Armeniern benachbarten Georgervolkes, hat ebenso einen ausgesprochen jüdischen Typus***.

II.

Die Ausbreitung der jüdischen Religion ging mit der Expansion der jüdischen Schrift Hand in Hand, auch bei den Slaven. Die eigentliche Slavenschrift, die Glagolitza, besitzt einige Lettern, deren Ursprung auf Palästina zurückgeht. Šafařik schreibt: »Der Urheber der Glagolitza war ein schriftkundiger Orientalist, er schöpfte aus dem Phönizischen und Hebräisch-Samaritanischen die Buchstaben Aleph, He, Jod, Tsade, Koph und Schin, vielleicht auch andere«****. Vondrak behauptet ebenso, »das glagolitische Alphabet . . . . scheint etwas dem samaritanischen, etwas dem hebräischen Alphabet entlehnt zu haben«. Es verdient Beachtung, daß z. B. „»scha« . . ., das ursprünglich in der glagolitischen Schrift nur den halben, und zwar den oberen Zeilenraum ausfüllte, geradeso auch in den samaritanischen Handschriften geschrieben wurde. Das glagolitische »est« e ‹schaut nach links› kann samaritanisch sein, dagegen ist wohl das glagolitische »kako« k entschieden hebräisch Koph, nur so erklärt sich die Tatsache, daß für einen einfachen Laut der Buchstabe aus zwei getrennten Teilen besteht, wie bei keinem der griechischen Minuskelbuchstaben†, ‹die das Vorbild für die Glagolitza abgegeben haben sollten›." Die Einwendung von Friedrich Müller gegen den Hebräismus in der Glagolitza ist nicht stichhältig††.

Woher diese Buchstabenentlehnung aus den Schriftsystemen beider mosaischer Glaubensgenossenschaften, der Juden und der Samaritaner? Šafařik wie Vondrak denken sich, daß Kyrill, den die Tradition als Kenner der hebräischen Sprache rühmt, ohne tiefere Ursachen, aus seinem Gutdünken, bei seiner Adaptierung des griechischen Alphabets für Slavisch, die fehlenden Laute aus dem hebräischen Schriftsystem ergänzte†††. Dies ist unrichtig. Vor allem war Kyrill nicht der Schöpfer der Glagolitza, die Tradition weiß nichts von welchen Beziehungen Kyrills zur Glagolitza. Die glagolitische Schrift dürfte um viele Jahrhunderte der Einführung des Christentums bei den Slaven vorausgegangen sein. Die hebräischen Lettern sind auch

* S. Kraus: Studien zur byzantinischen Gechichte 41, Wien 1914.
** W. Slousch: Les origines du Judaisme dans l'Europe orientale in Melanges Dernbourg, 67, Paris 1909.
*** Leist: Das georgische Volk, 25, Dresden 1903.
**** P. J. Šafařik: Über den Ursprung und die Heimat der Glagolitza, Prag 1858.
† M. Vondrak: Altkirchenslavische Grammatik 27, Berlin 1910.
†† Fr. Müller: Archiv für slav. Phil. XIX., 554.
††† Vondrak: Archiv für slav., Phil. XIX. 167.

ein Zusatz, der nicht vom Urheber der Glagolitza herrührt. Die Urform der Glagolitza, die Scythenschrift, entbehrt noch diese Lettern. Dann lehrt uns die Erfahrung, daß Zusatzbuchstaben aus einem fremden Alphabet nie der Willkür einer einzelnen Person entspringen. Wenn das griechische Alphabet bei den Kopten sieben Lettern aus dem demotischen besitzt, wenn im altnubischen Alphabet einzelne Lettern aus dem meroitischen zu finden sind, wenn das Karschuni der Thomaschristen ein Dutzend Buchstaben aus dem Malalayam erborgt, wenn der angelsächsischen Lateinschrift das wen und thorn aus den Runen beigemischt hat, so geschah dies nur, weil das Demotische, bezw. Meroitische, Malalayam, Runen für diese Sprachen früher verwendet wurden. Zusatzbuchstaben, die einem fremden Schriftsystem entnommen wurden, stellen überall den Ableger einer Kollektiverscheinung dar, Überreste eines von großen Velksmassen gebrauchten Alphabets. Wenn ein Alphabet das reine praktische Bedürfnis nach neuen Lautzeichen hat, da erfolgt die Vermehrung von innen heraus. Die arabische Schrift wuchs bei den verschiedensten Völkern, bei den Persern, Türken, Afghanen, Hindus etc. stark an, die kyrillische Schrift vermehrte sich bei den Serben und Bulgaren, die Lateinschrift bei den Polen und Tschechen, ohne irgendwie in der Fremde Anleihen zu machen. Durch diakritische Zeichen, Verkoppelung von Buchstaben, künstliche Letternumbildungen, wird der Lautnot in mangelhaften Schriftsystem Genüge geleistet. Nicht aus praktisch-phonetischen Motiven wurden der Glagolitza die hebräischen Lettern beigegeben, auch nicht infolge der Gelehrsamkeit ihres Urhebers. Per analogiam urteilen wir. Auf Grund empirischer Schlüsse müssen wir folgerichtig annehmen, daß die Glagolitza Zusätze aus dem samaritanischen und jüdischen Alphabet besitzt, weil einst diese beiden Schtiftsysteme bei Teilen der für die Schöpfung in Betracht kommenden südlichen Slaven in der Zeit, die ihrer Christianisierung voranging, herrschten.

Läßt sich dieser Syllogismus durch irgendwelche unmittelbare Beweise erhärten? Ist das Vehikel der Schriftexpansion, eine Religionspropaganda der samaritanischen und jüdischen Form des Mosaismus, bei den vorchristlichen Südslaven nachweisbar?

Die erste Hälfte des osteuropäischen Mittelalters, die vorchristliche Slavenzeit, ist in ein schwarzes Dunkel gehüllt. Dennoch lassen sich aus dem Nebel der Vorgeschichte der Slavenzeit, genügende Tatsachen für das mosaisch-konfessionelle Substrat zu den glagolitischen Entlehnungen an den Tag fördern.

In erster Linie läßt sich bei den Südslaven eine jüdisch-rabbinische Glaubensagitation in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters feststellen. Unter den Bulgaren in ihrer vorchristlichen Zeit zählte das Judentum zahlreiche Anhänger. Papst Nikolaus schreibt in seinem Briefe an die neubekehrten Bulgaren im Jahre 865: »Ihr versichert, daß in eurem Vaterlande viele von einem gewissen Juden getauft wurden, von dem ihr nicht wisset, ob er Heide oder Christ ist und ihr fraget mich an, was mit denen zu geschehen hat. Nun, verhält

es sich so, wurden diese im Namen Christi oder der Dreieinigkeit, wie wir es in der Apostelgeschichte lesen, getauft, so steht es fest, daß diese keiner neuen Taufe mehr benötigen, doch vor allem muß untersucht werden, ob jener Jude Christ oder Heide ist, oder ob er nicht Christ geworden ist«*.

Die naiven Bulgaren, die über die Stellung des Judentums unter den Religionen nicht informiert waren, wußten nicht, was mit den von einem jüdischen Religionsmissionär Getauften zu geschehen hat. Was für eine Religion dieser taufende Jude verbreitete, dessen Bekenntnis vor allem festzustellen der gescheite Papst anriet, und wie weit diese Religion in die Massen griff, ist aus der weiteren Folge des Briefes leicht zu ersehen. Der Papst schreibt in seinem Briefe weiter: »Ihr wollet wissen, ob jemand am Sabbat oder am Sonntag arbeiten darf, es soll euch zur Kenntnis dienen, daß, wer auf eine Judaisierung des Volkes hinarbeitet, damit es den äußeren Ritus des Gesetzes beobachtet und sich zum jüdischen Unglauben bekennt, den Sabbat verehren will«**. Die Bulgaren fragten auch an, welche Tiere und Vögel man essen darf, worauf der Papst mit einer ausdrücklichen Remonstration gegen jeden Versuch aus dem Alten Testament einen Beweis für das Eßverbot mancher Tiere zu führen, erwidert***.

Zur selben Zeit missionierten die Juden auch bei einem zweiten großen, südslavischen Volke. In Illyrien lebten im 8. bis 9. Jahrhundert mehrere jüdische Stämme, wie dies aus dem in jener Zeit entstandenen Geschichtswerke Josippon hervorgeht****.

Die Südslaven boten den christlichen Missionären des früheren Mittelalters ein an die Chasaren erinnerndes Bild. Die slavische Tradition erzählt, daß Konstantin Kyrill sich ins Chasarenland begab und die Chasaren taufte und dann sich zu den Bulgaren wendete und auch diese der christlichen Religion zuführte†. Die Sachlage dürfte eine ähnliche gewesen sein.

Der frühere Judaismus hat bei den Südslaven lange in verschiedenen Einzelheiten nachgewirkt. Hebräische, alttestamentliche Namen waren bei den Bulgaren z. B. lange noch in christlicher Zeit ziemlich verbreitet. Im 10. Jahrhundert standen an der Spitze Westbulgariens vier Kanitopulen: David, Moses, Aron, Samuel††.

Für eine Propaganda des Samaritanismus bei den Balkanslaven läßt sich kein direkter Beweis anführen, aber sie ist nicht ausgeschlossen. Die samaritanische Glaubensgemeinschaft, die heute auf Nablus

* Nicolai Papae Responsa ad consulta Bulgarorum. Patrologia ed. Migne CXIX 1014 »a quodam Judaeo, nescitis utrum Christiano an pagano multos in patria vestra baptizatos asseritis et quid de his sit agendum consulitis,« etc.

** Nosse cupitis si liceat alicui Sabbato vel Dominico die, laborationem aliquam exercere »et quia judaizare populum compellit et exteriorem legis ritum revocet et sibi Judaeorum perfidiam subdat, coli vult Sabbatum« (quaestio X).

*** ib. Quaestio, XLIII.

**** Josippon ben Gorion c. XIV.

† F. J. Jezbera: Kyrill a Method 13 v Praze 1859.

†† Archiv für slavische Philogogie, XXI, 550.

kleinlaut eingeschränkt ist, erfreute sich einst einer nicht unbedeutenden Ausbreitung. In der Antike wurden in das Pantheon Alexander Severus' auch samaritanische Religionsgestalten aufgenommen. Auf dem Balkan waren im früheren Mittelalter die Samaritaner zahlreich vertreten. Im Konstantinopel der frühbyzantinischen Zeit befanden sich so viele samaritanische Tischler, daß die Gehilfen der Tischler im Mittelgriechischen den Namen Samariter bekamen. Die Samaritaner beherrschten damals auch den Geldwechsel in der Metropole der byzantinischen Welt*. In der von Byzanz nicht fernen taurischen Halbinsel wohnten um jene Zeit, auch manche Bekenner des Glaubens Samarias. In der Vita Constantini wird erzählt, daß der heilige Konstantin-Kyrill auf der Krim hebräisch und samaritanisch lernte und sogar einen Samaritaner dort zum Christentum bekehrte**.

Möglich ist es, daß die samaritanischen Lettern durch einen anderen Weg als den des samaritanischen Bekenntnisses, zu dem Glagol herübergeleitet wurde. Die samaritanischen, althebräischen Lettern waren ursprünglich vor dem Esras'chen Schisma auch bei den Juden gebräuchlich und blieben dann aus noch zu erörternden sakral-archaistischen Motiven, ein Erbstück der jüdischen Mystik noch in sehr später Zeit. Vielleicht hat gerade die kabbalistische Weihe der esoterischen Schrift, die dann christianisierten Südslaven veranlaßt, aus dieser Schrift einige Lettern zu entnehmen. Auch bei den Urchristen wurde die althebräische, samaritanische Schrift mystisch bevorzugt***.

Es kann auch sein, daß hier Karäer in Betracht kommen. Unter den Karäern gab es eine Sekte, die aus textkritischen Gründen die althebräische, samaritanische Schrift der quadrathebräischen vorzog****. Die Hauptdomäne der Karäer war in Europa seit jeher die Krim und Konstantinopel. Mochten nicht die Karäer, die dann den Juden den Großteil der chasarischen Proselytenbeute entrissen, auch auf dem Balkan ihnen ihren Erwerb streitig gemacht und die Schriftsignatur ihrer radikalsten Sekte dort in einigen Lettern zurückgelassen haben.

f) Die Expansion polytheistischer Religionen und ihre Wirkung auf die Ausdehnung von Schriftarten.

I.

Dasselbe unausweichliche Junctim zwischen dem siegreichen Vordringen religiöser Anschauungen und der rücksichtslosen Verbreitung einer Schriftgattung, läßt sich auch bei halb- und ganzheidnischen Religionssystemen konstatieren.

Die dualistische Religion der Manichäer, eine expansive Religion par excellence — ihr Ausgangspunkt war das persische, syrische Mesopotamien. Babylon galt im manichäischen Religionssystem als

* S. Kraus: Studien zur Geschichte der Juden im byzantinischen Reiche, 71.
** Archiv für slavische Philologie, IV, 386.
*** Berger: Histoire de l'écriture, 198.
**** Ihuda Hidasi: Eschkol Hakofer (verfaßt im Jahre 1148) 41 b Gozlow 1836.

heilige Stadt* — suchte auf ihren fernen Propagandagebieten ihr besonderes, aus der syrischen Schrift herausdifferenziertes Alphabet zu propagieren.

Die Manichäerschrift, die in ihrer Heimat von Manichäern ursprünglich für die syrische Schrift verwendet wurde, drang ungestüm nach Persien vor und leistete gegenüber dem Pahlavi das im kleinen, was dann die Araberschrift in großen Zügen vollzog. Die manichäischen Sektierer im vormohammedanischen Persien, besaßen eine eigene Literatur in ihrer eigenen Schrift. Die Araber berichten, daß, als die Herolde des Islam Persien unterjochten, dort zwei Schriftsysteme herrschten, neben dem zoroastrischen Pahlavi das manichäische Alphabet**. Die Turfanfunde förderten vor einem Jahrzehnt, mehrere mittelpersische Dokumente in der Schrift der Manichäer zutage.

Auf dem Iran setzte sich die Manichäerschrift auch für die soghdische Mundart für einen langen Abschnitt des Mittelalters fest. Soghdisch-manichäische Handschriften im charakteristischen Alphabet dieser Dualisten sind in größerer Anzahl vorhanden***.

In Zentralasien beteiligten sich die Anhänger der manichäischen Religion, am Ausrottungskampf gegen die alttürkischen Runen und errichteten sich dort ein eigenes türkisch-manichäisches Literaturheim. Uigurisch-türkisch wurde nicht nur mit nestorianischen, sondern auch mit manichäischen Lettern geschrieben. Manichäisch-türkische Schriftstücke aus der ersten Hälfte des Mittelalters wurden in Turfan viele gefunden****. Ein für den Übergang von einer Schriftart zur zweiten interessantes Kulturdokument, bietet ein kleiner Turfanfund aus dem früheren Mittelalter: drei Zeilen in türkischen Runen mit darunter geschriebenem Lautwert in manichäischen Lettern†.

Mit manichäischen Lettern schrieb man auch an einem Grenzgebiet Europas. Die Wolgabulgaren bedienten sich nach einem arabischen Bericht aus dem 10. Jahrhundert der Manichäerschrift††. Diese dürfte zu ihnen über Zentralasien gekommen sein. Die Bevölkerung an der Wolga stand zu allen Zeiten mit den ihnen sprachverwandten Mittelasiaten in engen Kulturbeziehungen. Die Tataren an der Wolga holten sich auch dann in islamitischer Zeit bis auf die Gegenwart, immer ihr geistiges Licht aus Zentralasien†††.

Die Wolgabulgaren dürften entsprechend ihrem Schriftgebrauche, in konsequenter Durchführung unserer These, zweifelsohne dualistisch-manichäischen Bekenntnisses gewesen sein. Da alle sonstigen Berichte über die Religion der alten Bulgaren schweigen, da ge-

* Sitzungsbericht der preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1908, S. 348.
** Spiegel: Eranische Altertumskunde, Leipzig 1871—1878.
*** Sitzungsbericht der preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1904, S. 348.
**** ib. 348.
† Sitzungsbericht ib. 1909, S. 1048.
†† ZDMG XIII, 566.
††† Vambery: Das Türkenvolk, 427, Leipzig 1885.

langen wir durch diesen Schluß zu einer bisher unbekannten Tatsache, die uns so manchen rätselhaften historischen Vorgang, in der Geschichte des späteren Bulgarien, klar machen wird.

Die Religionsgeschichte des alten Bulgarien auf dem Balkan, dieser Filiale der Wolgabulgaren, die dann im slavischen Meer sich ethnisch auflöste und durch das Christentum vom Orient sich losriß, weist eine in seinem Ursprung ungeklärte, welthistorische religiöse Begebenheit auf. Im 10. Jahrhundert entsteht in Bulgarien eine dualistische Häresie, der Bogumilismus, der stark an den Manichäismus erinnert und rasch Anhang gewinnt und sich großzügig ausbreitet; der Sohn des bulgarischen Zaren Samuel und seine Gemahlin schlossen sich der bogumilischen Sekte an, ganze Landstriche fielen vom offiziellen Christentum ab und bekannten sich zu diesem Ketzertum und beharrten in ihm noch im 12. Jahrhundert*. Der Bogumilismus, mit einer merkwürdigen Spannung ausgestattet, griff sogar über die Grenzen Bulgariens hinüber, faßte Wurzel in Bosnien, wo er bald zu einer nationalen Religion wurde und die bogumilische Kirche »die bosnische Kirche« genannt wurde ‹bosanska crkva› und blieb dauerhaft, bis nicht seine Anhänger in Bosnien nach der türkischen Invasion zum Islam übertraten. Die heutigen Muslims Bosniens stammen in der Hauptsache von jenen dualistischen Häretikern bogumilischen Glaubens ab. Der Bogumilismus strahlte von Bulgarien aus, auch nach jenseits des Balkans hinüber; die mittelalterlichen Sekten des Abendlands der Katharer, Waldenser, Albigenser, die alle mit dem Namen des Manichäismus belegt wurden, hatten dem Bogumilismus sehr viel zu verdanken. Die bulgarische Häresie hat seinerzeit Westeuropa kräftig aufgewühlt. In Norditalien in Piemont bezeugen das bis heute viele Ortsnamen wie Bulgaro-Masina, Bulgari-Cornaleto, B.-Musancia, B.-Castrini**.

Die Propaganda des Bogumilismus war auch in Frankreich einst sehr stark und wurde durch die strengsten Maßregeln unterdrückt. Matthaeus Paris, ein englischer Chronist, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, referiert zum Jahre 1236: »Um jene Tage nahm die häretische Bosheit jener, die sich Pateriner und Bulgaren ‹Bugari› nennen, in den transalpinischen Gegenden zu, über ihre Irrtümer will ich eher schweigen als reden — so weit, daß sie die Reinheit des Glaubens in den Gauen Frankreichs und Flanderns zu verletzen wagten. Jedoch durch den fleißigen Dienst und unermüdliche Predigt des Ordens der Minores und der Praedicatores und der Theologen, hauptsächlich des Bruders Robert vom Orden der Praedicatores, der der Hammer der Häretiker genannt wird, wurde ihr Aberglaube verwirrt und ihr Irrtum beseitigt. Diejenigen von ihnen beiderlei Geschlechtes, die zum Glauben zurückzukehren sich weigerten, ließ er durch Feuer verbrennen, so daß binnen zwei oder drei Monaten gegen fünfzig entweder verbrannt oder lebendig be-

* Pypin: Geschichte der slavischen Literaturen, I, 90.

** Döllinger: Geschichte der gnostischen Sekten. 55, München 1890. Ch. U. Hahn: Geschichte der Ketzer, I. 11, Stuttgart 1845.

graben wurden«*. Robertus, der Hammer der Ketzer, war einst selbst »Bulgare«. Matthaeus drückt sich aus: »Bugari vel Paterini vel Joviniani, vel Albigenses«. Die ehemalige Bedeutung der bulgarischen Häresie des Bogumilismus lebt noch bis heute im französischen Sprachgebrauch fort, wo das Wort »Bougre«, das ursprünglich Bulgare bedeutete, den Sinn von »Ketzer« hat und zuweilen auch als Schmähwort für einen Wucherer gebraucht wird**. Der Manichäismus erfreute sich gewisser, wenn auch nur rein ideologischer Sympathien noch im Frankreich des 17. Jahrhunderts; so beim großen Skeptiker Bayle in seinem Dictionnaire historique et critique ‹Rotterdam 1697›, wodurch er damals auch viel Ärgernis erregte.

Der historische Nexus dieses dualistischen Glaubens in Bulgarien und seine Ausbreitungsfähigkeit war für die Slavisten bisnun ein Rätsel. Man witterte mit richtigem Empfinden manichäische Zusammenhänge, aber wie, auf welchem Wege, wie kam die besondere Rezeptionsfähigkeit des Bulgarentums für diese Ketzerei, wußte kein Mensch plausibel zu machen. Hilferding schreibt: »Auf welche Weise machte sich nun Bogumil ‹der Stifter dieser Häresie› mit dem System Manes' bekannt? Der Manichäismus verlor, wie wir wissen ‹?› seine Kraft nicht allein in Kleinasien, sondern auch in Persien und hielt sich nur in einigen Städten Armeniens, unter dem Namen der paulikianischen Ketzerei. Wie konnte sich Bogumil, ein Slave . . . von dieser Lehre, welche nur dem fernen Orient anzugehören scheint, hinreißen lassen? Wie konnte sie in Bulgarien ein Echo finden und sich daselbst ausbreiten? Die Frage ist schwierig und wird kaum früher mit Bestimmtheit beantwortet werden können, bis die alten bulgarischen und serbischen Denkmäler und das Geschick der Paulikianer in den südlichen slavischen Ländern zu unserer Kenntnis gelangt sind«***.

Die Entstehung des Bogumilismus glaubte Pypin aus der »Ansiedlung armenischer Paulikianer unter den Bulgaren in Thrazien im 8. Jahrhundert«**** zu erklären, er vergaß aber dabei, daß Thrazien kein eigentlich bulgarisches Gebiet war und der Einfluß dortiger Ansiedlungen sich eher bei den Griechen hätte fühlbar machen sollen, dann ist auch die paulikianische Voraussetzung unbegründet. Im 8. Jahrhundert wurden allerdings Syrer und Armenier in Thrazien angesiedelt. Keine Quelle besagt jedoch, daß diese Armenier gerade paulikianischen Glaubens gewesen wären. Es ist auch unwahrscheinlich, daß rechtgläubige byzantinische Herrscher in der Nähe der Hauptstadt Ketzerkolonien gegründet hätten.

Ein neuerer Sektenforscher — Döllinger — konstruiert sich die Sache wieder anders und referiert, daß die dualistische Sekte der

* Matthaeus Paris: Historia major, 362: »Quamplures autem ex utraque sexu ad fidem converti refutantes, fecit incendio conflagrari, ita quod infra duos vel tres menses, circiter quinquaginta fecit incendi, vel vivos sepeliri«.

** ibidem 407. Le Grande Dictionaire hist. du Mareri II 365 Parisis MDCCLIX.

*** Hilferding: Geschichte der Slaven und Bulgaren. I, 119. Bautzen 1859.

**** Pypin ib. I, 95.

gnostischen Euchiten um das Jahr 1050 den europäischen Teil des oströmischen Reiches füllte, ihren Einfluß auch in Bulgarien geltend machte und dort im 12. Jahrhundert dem Bogumilismus den Ursprung gab*.

Wenn nur die Konstruktion geradlinig ist, was kümmert den Routinier die Wirklichkeit, was verschlägt es, wenn der Bogumilismus auf europäischem Boden um ein gutes Jahrhundert der euchitischen Einwanderung voranging und daß auch sonst jeder positive Beweis fehlt.

Der ganze ängmatische Knäuel des Bogumilismus entwirrt sich sofort, wenn wir den Manichäismus als ursprüngliche Religion der Bulgaren ansehen, die an der Wolga dem Islam, an der Donau dem Christentum wich. Die Balkanbulgaren dürften ihren Dualismus aus dem Randgebiet Europas mitgebracht und auch nach Vermischung mit den Slaven zum Teil erhalten und dann in christlicher Zeit in bogumilischer Verkleidung weitergepflegt haben. Der Manichäismus wird in Bulgarien in vorbogumilischer Zeit im 9. Jahrhundert ausdrücklich erwähnt. Der Exarch Johannes, der zur Zeit Simeons lebte, schilt »es sollen sich schämen alle verkehrten und schmutzigen Manichäer und alle heidnischen Slaven und ungläubigen Heiden«**.

Der Manichäismus wogte in hellen Fluten auch direkt nach Westeuropa. Ein Glaube, dessen Träger Rassengenossen der Juden und Phönizier waren, Mesopotamier, Syrer, mochte keine Gebundenheit an einen Erdstrich kennen. Um die Wende der Antike hören wir vom Manichäismus in Gallien, Aquitannien, Spanien***. Diese halbheidnische Religion trat auch im Okzident als gefährlicher Nebenbuhler des katholischen Christentums auf. Augustinus veröffentlichte gegen eine Seelenvorstellung der Manichäer eine spezielle Publikation »de duabus animabus«. In seinem Buche »de haeresibus« nimmt die Schilderung des manichäischen Glaubens bald so viel Raum ein, als alle andern dort erwähnten 87 Häresien zusammen****. Der spanische Bischof Prudentius schrieb gegen die Manichäer, Satellianer und Arianer†, Leo der Große schimpfte in seinen Briefen und Reden unaufhörlich auf die Manichäer††.

Wie schaute das Exterieur der Literatur der so ansehnlichen abendländischen Manichäer aus? Darüber läßt sich heute nichts mehr aussagen. Katholischer Glaubenseifer tilgte jede Spur ihres Schrifttums. Leo der Große, zur Zeit seines Papsttums ⟨440—461⟩, als er Manichäer in Rom entdeckte, leitete gegen sie eine schwere Verfolgung ein. »Ihre Bücher, deren große Mengen aufgegriffen wurden, wurden verbrannt« †††. Das Vorgehen der christlichen Herrscher

* Döllinger ib. 33.
** Pypin ib. I, 95.
*** Filastrius: Liber haereseon c. LVI.
**** Augustinus in Migne, XLII, 93.
† Gennadius: De scriptoribus ecclesiasticis, LXI, Migne LVIII, 1068.
†† Migne LIV, 33, 50, 72 etc. passim.
††† Prosper Aquitanus: Chronicum integrum LI 749 ». . . incensis eorum codicibus, quorum magnae moles fuerant interceptae«. »Multique orientalium partium sacerdotes, industriam apostolici raetoris imitati sunt«.

gegen die Manichäer war ein ungewöhnlich rücksichtsloses. Während Juden und Heiden nur das Bekleiden öffentlicher Stellungen untersagt wurde, durften ausdrücklich die Manichäer überhaupt nicht toleriert merden, «sie mußten vom Antlitz der verschiedenen Städte ausgerottet werden«*. Der Untergang der abendländischen Literatur der Manichäer bedeutet einen großen kulturgeschichtlichen Schaden. Die Manichäer waren infolge ihrer Stellung im fernen Asien und ihrer Propagandabeziehungen zum Herzen Europas, die geborenen Kulturvermittler zwischen Ost und West. Neuere Forschungen erwiesen auf Grund der zentralasiatischen Turfanfragmente, daß die im Mittelalter in Europa sehr beliebte Erzählung von Joseph und Barlaam, der die indische Legende vom Bodhisatvaprinzen zugrunde liegt, nicht von Christen, sondern von Manichäern nach dem Abendland gebracht wurde**. Der jäh gebrochene abendländische Manichäismus spukte bis tief ins Mittelalter hinein in verschiedenster Gestalt in Europa. In seiner Literatur dürfte das Geheimnis so mancher mittelalterlichen Sektenbildung gelegen sein.

II.

Auch die indischen Religionen okkupierten für ihre Schriftsysteme Erdstriche, in denen bereits ältere Alphabete verbreitet waren.

Der Brahmanismus erhob in Gudscherat und im Marathenland das Nagari im 10. Jahrhundert n. Chr. zum landesüblichen Alphabet, obwohl in diesen Gebieten im Zeitraum 500 — 900 n. Chr. der westliche Schrifttypus der altindischen Schrift herrschte***. In Südindien trug der Brahmanismus im großen Maßstabe zur Ausrottung der einheimischen Vateluttu-Schrift bei. Der siegreiche brahmanische Glaube verdrängte aus ganz Vorderindien das Pali-Alphabet des Buddhismus, das sich dann mit der großen Literatur der Nirwana-Religion in ferne Eilande und Erdstriche herüberrettete. Der brahmanische Glaube rückte im südlichen Teile Vorderindiens, den unter der Patronanz der Dschainareligion dort herausgebildeten dravidanischen Schriftarten an den Leib. Die Eroberer des Çalukyakönigreichs gebrauchten im dravidanischen Südindien in den Jahren 1000 — 1300 für ihre Dokumente die Nagari-Schriftzeichen****. Das war eben das Zeitalter brahmanischer Erstarkung. Das Jahr 1300 bezeichnet die Grenze der sivaitischen Wiederherstellung Südindiens†. Das Devanagari ringt oft nicht ohne Erfolg noch heute in Südindien, wo die brahmanische Religion sich nicht voll durchzusetzen vermochte, mit den Lettern der dravidanischen Literaturen. In Tanjore, das eines der wichtigsten Zentren des brahmanischen Südindien ist, wird noch gegenwärtig oft das dravidanische Telugu und Tamil, obwohl sie eigene, weitverbreitete und intensiv gepflegte Schriftarten

* Append. ad Theodos. liber VI.
** Sitzungsbericht der preuß. Akad. der Wiss. Berlin 1909, S. 1205.
*** Bühler: Indische Paläographie, 60.
**** Burnell: South-indian Paleographie, 26.
† S. K. Aijangar: Ancient India, 369, 219, London 1911. — Burnell ibidem.

haben, mit Nagarilettern geschrieben. Das Alphabet der indischen Brahmanen, das Brahmi, konkurrierte im frühmittelalterlichen Zentralasien auch auf dem Sprachgebiete der türkischen Uiguren mit den Schriftsystemen der Nestorianer und Manichäer*.

Die Bedeutung des Brahmanismus für das Alphabet des Sanskrit bewährte sich auch noch in dem neunzehnten Jahrhundert. Als aus Rücksicht auf den gesteigerten Verkehr, die heidnisch-brahmanische Bevölkerung des sprachlich zerklüfteten Indien, sich um jene Zeit genötigt sah, die bei den Mohammedanern der Gangeshalbinsel übliche internationale Verkehrssprache zu rezipieren, vollzogen sie diese Übernahme nicht durch Verwendung der Sprache samt der für sie gewöhnlich verwendeten Schrift. Die Brahmanen wollten von der arabischen Schrift, der hochindischen Verkehrssprache des Hindostani, nichts wissen und führten für dieselbe das Devanagari ein. Das Einbeziehen einer Sprache in den Literaturkreis brahmanischer Völker konnte nicht auch in den jüngsten Dezennien in Indien etwas anderes bedeuten, als eine Erweiterung der Verwendungssphäre des Devanagarialphabets**.

Der Glaube Buddhas trug auf seinem Banner südlicher Orthodoxie das Palialphabet. Verdrängt aus Indien, ergriff sowohl die Weisheit Gautamas, wie das von seinen Anhängern verwendete Letternsystem den Wanderstab und rückten in die Ferne, nach Hinterindien, wo sie zahlreiche Trophäen erwarben. Die Nationen von alter Kultur, die sich dort dem südlichen integralen Buddhismus anschlossen, nahmen auch ohne objektives Zivilisationsbedürfnis die Palischrift an und bilden heute, teils agglutinierende, teils monosyllabe Sprachen redend, mit den arischen Singhalesen Ceylons einen gemeinsamen Schriftkreis. So z. B. vertauschten die Burmanen, die in vorbuddhistischer Zeit eine eigene Literatur in einer besonderen Schrift besaßen, ihr graphisches Exterieur mit dem Alphabet der von ihnen gutgeheißenen und geglaubten Religion der Nirvana***. Auf Java, wohin zuerst der Brahmanismus kam, herrschte ursprünglich ein dem Sanskrit ähnliches Alphabet, als jedoch dann der Buddhismus einzog, kam dorthin zur ausschließlichen Herrschaft die Kawischrift, die auffallend an die Khmesvarietät des buddhistischen Kambodscha ähnlich ist. Der Buddhismus trug auch in Südindien, zur Zeit seiner Herrschaft dort, im Verein mit dem Brahmanismus, viel zur Vertilgung des Vateluttu bei. Auch die Filiale des südlichen Buddhismus, der Dschainaglaube, kann sich manches Verdienst des gründlichen Erfolges der Kampagne gegen die einheimische Schrift der Hindostaner zuschreiben.

Der tantrische, sivaitische Buddhismus »des großen Wagens«, der mit einer Abart der Sanskritschrift in die Welt zog, okkupierte für sein Alphabet Tibet und ließ es nicht an Versuchen fehlen, in Zentralasien bei den buddhistischen Türken der ersten Jahrhunderte

* Sitzungsbericht der Preußischen Akademie der Wissensch., Berlin 1907, S. 348.
** W. St. Clair 1. c.
*** Taylor: The Alphabet II, 343.

des Mittelalters durchzukommen*. Selbst in dem bloß partiell zum Buddhismus bekehrten China und Japan wurde seitens der Priester des nördlich modifizierten Sakjamuniglaubens mehrmals experimentiert, die heimischen Schriftsysteme, die eine Kulturtradition emsiger Pflege von Jahrtausenden hinter sich hatten, wegzufegen und an ihrerstatt das Sanskritalphabet des Mahayana zur Geltung und alleiniger Literaturverwendung zu bringen.

III.

Auch innerhalb des Herrschaftsgebietes »der Naturreligionen«, der polytheistischen Religionen des Mittelmeerbeckens, bei aller ihrer Rückgratlosigkeit, war die Ausbreitung der Schrift an die Propaganda von religiösen Ideen geknüpft. Wir erblicken dies im Gallien der Imperatoren. Die alten Römer suchten die alte Landesreligion der Gallier zu verdrängen und an ihre Stelle die Religionswelt des Kapitols zu setzen. »Den Römern sind die phantastischen Götter der Kelten und das Zauber- und Geheimmittelwesen, das sich an ihren Kult heftete, unheimlich und gefährlich erschienen; der römische Staat duldete alle nationalen Religionen, aber gegen die religiösen Anschauungen der Kelten ist er aufgetreten, jedoch nur langsam drang er durch, wie oft wurde das Druidentum verboten.« Diese singuläre, religiöse Unduldsamkeit der alten Römer, dieser einzigartige Expansionsversuch der Totalität des römischen Glaubens in dem Wohnsitz eines fremden Volkes, hatte auch eine Ausdehnung der Verbreitungssphäre der Lateinschrift zur Folge, die mit der Verdrängung einer bestehenden Landesschrift verbunden war. Die alten Gallier schrieben noch zur Zeit Cäsars mit einem eigenen gräcoiden Alphabet. In den nächsten Jahrhunderten wurde Gallisch mit Lateincharakteren geschrieben. Ein Schriftwechsel, der in der ganzen römischen Kulturgeschichte vereinzelt dasteht. Der Schriftwechsel Galliens vollzog sich ziemlich langsam, entsprechend der Tatsache, daß auch die religiöse Zähigkeit der Gallier nicht im Handumdrehen zu brechen war**.

Nicht die Macht des römischen Imperiums war es, das in Gallien den Hebel der Alphabetexpansion bildete. Näher Rom gelegen als Gallien war Etrurien. Hart am Rain Latiums wohnte das eigenartige Volk der Tyrrhener, das einst mit der Siebenhügelstadt politisch und kulturell hart um die Herrschaft Italiens rang. Man hätte hier nach einem endgültigen Siege Roms, von einem rein imperialistischen Standpunkt aus, eine Verdrängung der die Sonderart der Tyrrhener ausdrückenden und an ihre einstige politische Stellung gemahnenden Schrift erwarten sollen — doch nicht das geringste davon***.

* Sitzungsbericht der Preußischen Akademie der Wissensch. ibidem.
** Albert Haucke: Die Kirchengeschichte Galliens, 15, Leipzig 1898.
*** Vgl. Die inschriftlichen Überreste der keltischen Sprache in Gröber: Grundriß der romanischen Philologie, I, 858, Straßburg 1898.

Der Römer dachte nie an eine nivellierende Gleichmacherei Etruriens mit der beherrschenden Urbs bezüglich des Alphabets. Achttausend Inschriften überließ uns die antike Toskana aus den verschiedensten Zeiten, von der Blütezeit Etruriens angefangen durch lange Jahrhunderte politischer Unterjochung bis zu seinem Untergang zu Beginn der Kaiserzeit, alle in demselben etruskischen Alphabettypus von rechts nach links. Selbst in den römisch-etruskischen, doppelsprachlichen Inschriften blieb für Etruskisch die heimische Schrift. Für Etruskisch wurde die Lateinschrift nie verwendet. Fälle, wo etruskische Buchstaben nur mit lateinischen sich mischten, gehören schon zu den äußersten Seltenheiten*.

Keinem Römer fiel es je ein, seinem besiegten etruskischen Nachbarn durch Tilgung der Schrift seine Macht fühlen zu lassen. So lange etruskische haruspices mit ehrfurchtsvoller Scheu in Rom behandelt wurden und der nationalsprachlich festgehaltene Götterkultus der Etrusker sich fortsetzte und der Glaube an Vanth, Leinth, Culsu und Tag seine Anhänger besaß — so lange erhielt sich auch das Alphabet Etruriens. Die Dampfwalze der Quiritengewalt krümmte ihm kein Haar. Mit dem letzten Mann, der etruskisch sprach und schrieb und seine Partikulargötter verehrte, verschied auch der letzte Mann, der die Schriftzeichen Etruriens gebrauchte**.

Gallien zeigt uns die Bedingungen, unter denen eine Schrift auch im Zeitalter der Naturreligionen antiken Charakters sich ausbreiten konnte. Die sonstigen Ausbreitungsverhältnisse der Schrift im heidnischen Altertum kennen wir nicht. Die Übertragung der phönizischen Schrift zum Beispiel nach Griechenland, Persien, Indien, der griechischen Schrift nach Italien, Gallien usw. erfolgte in prähistorischer Zeit. Per analogiam läßt sich jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß auch hier die Expansionen der Alphabete eine kollaterale Wanderung von Glaubenssystemen nicht entbehrten. Zahlreiche Indicien sprechen auch dafür.

Die Griechen, die ihr Alphabet den Phöniziern entlehnten, besaßen schon in sehr früher Zeit eine große Anzahl von semitischen Gottheiten, wie Aphrodite, Herakles, Adonis, Palaimon Melikertes, die Kabiren, die Pygmäer usw. Manche einheimische Gottheit wurde vom Phöniziertum oft stark imprägniert. Zeus auf Kreta wurde von einem Sagenkreis umkränzt, der dem Baal gehörte. Die »kuhäugige« Hera tritt in den älteren Denkmälern mit einem Kuhkopf auf, gerade wie Beltis. Apollo Amyklaios hatte zu Reschuf Mikal enge Beziehungen, wozu inschriftliche Beweise vorhanden sind. Die Kriegsgöttin Athene hatte eine merkwürdige Doppelgängerin in der phönizischen Kriegsgöttin Ant. Die ältesten graphischen Denkmäler der Griechen befanden sich in den Göttertempeln. Herodot erzählt: »Ich habe auch die kadmeischen Schriften im Tempel des ismenischen Apollon zu Theben in Böotien gesehen, sie standen eingegraben auf etlichen Dreifüßen und waren in den meisten Stücken

* Deecke: Die italischen Sprachen in Gröber, I, 442.
** Corssen: Die Sprache der Etrusker, I, 304, Leipzig 1874.

der ionischen Schrift ähnlich«*. Herodot weiß auch von besonderen, spezifisch phönizischen Kultstädten in Griechenland zu berichten. Er teilt uns mit, daß die Gephyräer, die einen Teil der Phönizier ausmachten und mit Kadmus kamen, »in Athen gewisse Heiligtümer gegründet haben, daran die übrigen Athener sich nicht beteiligen, die anders geartet sind als die sonstigen Tempel, darunter zumal das Heiligtum und den Geheimdienst der achaeischen Demeter«**.

Die phönizische Schrift, die wir von einer starken Religionsströmung begleitet ins alte, vorhomerische Griechenland eingewandert uns vorstellen können, hat bei den Hellenen ältere Schriftsysteme angetroffen, die dann dem phönizischen Glaubenseinfluß zum Opfer fielen. Diodor Siculus berichtet über ein vorkadmeisch griechisches Alphabet, das dann durch die Sintflut soll vertilgt worden sein***. Die Ausgrabungen der Neuzeit haben mehrere vorphönizische Schriftsysteme in Griechenland zu Tage gefördert, wovon das Eteokretische wahrscheinlich für die nichtgriechische Autochthonensprache Kretas, dagegen das cyprische für die griechische Sprache gebraucht wurde****. Die cyprische Schrift dürfte einst aller Wahrscheinlichkeit nach weiter verbreitet und allgemein von den Griechen und vielleicht nicht nur von denselben, auch fern vom cyprischen Eiland verwendet worden sein. In Mykenae sollen auf Vasenhenkeln eingeritzte Inschriften in einem, dem cyprischen verwandten Alphabet gefunden worden sein†.

Man ist geneigt, die cyprische Schrift auf die hettitischen Hieroglyphen zurückzuführen, sie als Einzelfall einer weit verbreiteten, in ganz Kleinasien einst verwendeten Schriftart zu erklären, aus derselben selbst das phönizische Alphabeth herzuleiten††.

Die Phönizierschrift warf das altgriechisch-cyprische Uralphabet über den Haufen. Das vorphönizische Alphabet der Hellenen war nur auf der kleinen orientalischen Insel Cypern imstande, sich seinem Untergange entgegenzustemmen und hielt sich dort bis in das zweite vorchristliche Jahrhundert hinein†††. Das cyprisch-urgriechische Schrifttum, das sich von seiner graphischen Eigenart nicht einmal im Zeitalter eines Perikles lossagen wollte und sich gegen eine Einigung mit der in blendender Pracht prangenden allgemein hellenischen Literatur aufbäumte, war eine Widerspiegelung religiöser Sonderstellung der Cyprioten in der griechischen Welt. Die Religion der cyprischen Griechen hatte ihre besondere Signatur. Der Stratege von Cypern war im Ptolomäerreich zugleich Oberpriester††††. Diese theokratische Verfassung stellt ein Unikum in der gesamten

* Herodot: Historiae V, 59, 60.
** ib. V, 62.
*** Diodor Siculus: Bibl. Hist. V, 57 (I 290 Parisiis 1842).
**** Gardthausen: Griechische Palāographie 13, Leipzig 1913.
† J. Beloch; Griechische Geschichte I, 7, Straßburg 1893.
†† Franz Praetorius: Über den Ursprung des kananäischen Alphabets. Berlin 1906.
††† Berger: Histoire d'écriture, 85.
†††† Beloch ib. III 1, 398.

europäisch-griechischen Welt dar und ist auf eigenartige religiöse Voraussetzungen zurückzuführen.

Im sonstigen Griechenland scheint das urgriechische Alphabet in den komplementären Zeichen der üblichen gräcophönizischen Schrift, ihren Niederschlag gehabt zu haben*.

Der alte Iran bezog eine Schrift von den Aramäern. Das Pahlavi ist nur eine Varietät der Aramäerschrift. Die Iranier dürften einst eine religiöse Semitisierungsperiode in heidnisch-persischer Zeit durchgemacht haben. Die alte zoroastrische Religion Persiens stellt ein Gegenstück zum altbabylonischen Dualismus dar ⟨Tiamat-Marduk⟩.

Der persische Gott Mithra, der eine so große Rolle im Religionsleben des Iran und auch des antiken Abendlands spielte, wird wahrscheinlich ursprünglich von Babylon nach Persien eingewandert gewesen sein, von wo er dann auch ins alte Indien vordrang**.

Über religiöse, passive Beziehungen der Perser zu den Assyrern und Arabern weiß schon Herodot zu berichten***. Auch der römische Autor Ammianus Marcellinus teilt mit, daß Zoroaster vieles den Geheimschriften der Chaldäer in seiner Lehre entnahm****. Der semitische Osten beeinflußte konfessionell ununterbrochen das Persertum. Das in der spätsassanidischen Zeit entstandene Bundehesch hat eine ganze Reihe von Vorstellungen, so z. B. die Sage vom Lebensbaum, ganz nach Muster der um mindest mehr als Jahrtausend älteren Genesis†. Es wird vermutet, daß die etwas schematisch-abstrakten Ameschaspentas der späteren zoroastrischen Mythologie, der Hypostasentheorie der jüdischen Alexandriner entlehnt wurde ⟨Darmstetter⟩. In der Pahlaviliteratur werden oft, wenn auch in polemischer Absicht, Zitate aus dem Pentateuch und den biblischen Propheten angeführt††.

Das Vehikel der semitischen Religion, das nach Persien die Aramäerschrift brachte, dürfte gleichzeitig auch die Keilschrift als Monumentalalphabet gebracht haben†††, wie wir sie auf den Achamäniden-Denkmälern sehen.

Aus Persien der Achamänidenzeit kam nach Indien die Kharostischrift und höchstwahrscheinlich auch das Brahmi ⟨so Georg Bühler im Gegensatz zu Gottfried Müller und J. Halevy, die das Brahmi für eine Entlehnung aus dem griechischen Alphabet halten⟩††††. Zwischen Indien und Altpersien waren zahlreiche religiöse Überein-

* ibidem I, 7.

** Oldenberg: Religion des Veda, 193. Gruppe: Griechische Mythologie 1593. Winternitz: Geschichte der indischen Literatur, 337, Leipzig 1908.

*** Herodot: Historiae, I, 13.

**** Ammianus Marcellinus, XXIII, 6, 32.

† Spiegel: Eran, 285.

†† Jewish Encyclop, s. v. Pahlavi.

††† Sitzungsbericht der Königlich preußischen Akademie der Wissensch., 309, Berlin 1915.

†††† G. Bühler: Indische Paläographie, 19, im Grundriß der indoarischen Philologie, Band 1, Heft 11.

stimmungen vorhanden. Mithra ist nicht das einzige aus dem Iran nach dem Lande der Dschungel importierte Gut.

Der Herr der Unterwelt ist in der Avesta Yima, im Brahmanismus Yama. Das Soma Persiens spielt als Haoma im indischen Kultus eine zentrale Rolle. Die Gottheiten Arjaman und Vaju haben beiderseits des Indus ihre Verehrer. Persien vermittelte nach Indien wahrscheinlich auch semitische Sagen. Die Schilderung der Flutsage in der Mahabarata kopiert in mancher Beziehung die babylonische Sage, so bezüglich des Mitnehmens von Samen und dürfte über das iranische Hochgebiet nach Indien gelangt sein*.

Der iranische Feuerkultus hat in der Zeit seiner Hochblüte auch in Westasien, selbst in Kulturländern mit alter Literatur, seiner Schrift eine gewisse Geltung zu verschaffen gewußt. Das Pahlavi, dessen Machtsphäre gegenwärtig seit Jahrhunderten auf die spezifische Sprache der Religionsbücher Zarathustras eingeschränkt ist, feierte einst Siegeszüge in so manchem Lande. Die mazdeische Religion der Sassanidenzeit war kein exklusiver Winkelglaube. Sie reckte ihre Äste ausbreitungssüchtig stolz in die Welt hinaus.

Die vorchristlichen Armenier bedienten sich in großem Maße der Pahlavischrift**, obwohl es den heidnischen Armeniern, wie es aus dem Bericht von Philostratus hervorgeht, nicht an einer charakteristischen Nationalschrift gebrach. Der zoroastrische Glaube faßte in den ersten Jahrhunderten der christlichen Ära tiefe Wurzeln in Armenien und war der einzige ernste Gegner des Christentums dort.

Der mazdeische Feuerkultus verursachte auch gewiß das Entstehen mehrerer aramäischer Inschriften im Pahlavialphabet***. Das aramäische Mutteralphabet konnte der Einfuhr des Pahlavi nicht Widerstand leisten, obwohl die Aramäer zur Sassanidenzeit bereits ein tausendjähriges Kulturvolk waren, dessen Sprache und Schrift schon im frühen Altertum im internationalen Verkehr, mit der Expansion der griechischen Kultur zu konkurrieren vermochte. Gegen Ende des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, als die kleinasiatischen Griechen von ihren Stammesgenossen im Stiche gelassen wurden, gelang es sogar der aramäischen Schrift und Sprache, die Sprache und Schrift der Hellenen aus den Münzen von Tarsus zu verdrängen****. Der Glaubensanprall wirkt jedoch stärker als alle Kulturrücksichten.

Rom hatte seine Schrift von den Griechen. Demgegenüber läßt sich auch ein starkes Einwirken der griechischen Religion beim Volke von Latium feststellen.

Die römische Sage schreibt den Arkadiern, die mit Euander eingewandert sind, die Einführung der griechischen Schrift in Italien zu. Auf dieselben Arkadier führte die römische Volkstradition die Grün-

* Oldenberg: Religion des Veda, 193. Gruppe: Griechische Mythologie 1593.
** F. Justi im Grundriß der iranischen Philologie, II, 528.
*** Berger: Histoire de l'écriture, 250.
**** Fr. Lenormant: Essai sur la propagation de l'alphabet phénicien, I, 222, Paris 1875.

dung vieler römischer Heiligtümer zurück, die noch in sehr später Zeit griechischen Charakter trugen. Dionysius Halikarnassus erzählt, daß der Tempel des Pan Lycäus, in dem die Römer noch zu seiner Zeit, im Monate Februar nach dem Wintersolstitium, Opferbräuche genau nach griechischem Ritus zu vollziehen pflegten, von den Arkadiern Euanders gegründet wurde. Nach Aussage dieses Gewährsmannes rührte auch jener Tempel der Ceres, in dem noch seine zeitgenössischen Römer alte griechische Kultusbräuche beobachteten, von denselben Arkadiern her. Als arkadische Gründung galt in Rom auch der Tempel der Viktoria*.

Am Ausgange der Königszeit und in den ersten Jahrzehnten der Republik drang in die römische Götterwelt eine ganze Schar griechischer Gottheiten ein ⟨Apollo, Dionysos und Kore, Herakles und die Dioskuren⟩, was damals eine tiefgehende Umwälzung im Kultus und in den religiösen Vorstellungen der Römer herbeiführte**. Formell wurde im Jahre 217, der früher streng beobachtete Grundsatz, daß nur italienische Gottheiten innerhalb der sakralen Grenze des Pomeriums liegen dürfen, dem griechischen Kultus gegenüber durchbrochen und die griechischen Gottheiten fanden im Kapitol Unterkunft***. Die römische Religion tritt uns in geschichtlicher Zeit ganz gräzisiert entgegen. Die heimische Religion wurde stark zurückgedrängt. Zahlreiche altitalische Götter büßten unter dem Einfluß der griechischen Religionsinvasion ihre Bedeutung ein und verschwanden mehr oder weniger ganz aus der römischen Glaubenswelt. Cuno glaubt an die Herkunft der Lateinschrift direkt aus dem Phönizischen, man müßte in dem Falle eine kultische Auswirkung von Caere annehmen****.

Ähnlich wie die römische Religion wies auch der Glaube der Etrusker, deren Partikularschrift ebenso wie die Roms ihren Ursprung den Hellenen verdankte, zahlreiche Entlehnungen aus der griechischen Mythologie auf. Hermes, Aphrodite, Hephaistos, Bakchos finden sich unter etwas veränderten Namen auf den etruskischen Inschriften wieder†.

Die ursprüngliche Schrift der Gallier stammte aus Griechenland. Auch hier steht eine Parallele religiösen Einflusses zur Seite. Ein griechischer Anonymus vulgo Scyninus Chios in seiner »Orbis descriptio« schilderte im 4. vorchristlichen Jahrhundert die Kelten, »daß diese die Gebräuche der Griechen halten und in den freundschaftlichsten Beziehungen zu den Griechen stehen«††. Bestandteile des

* Dionysius Halikarnassus: Antiquitates Romanae, I, 36–37. Ex officina Antony de Harfy, 1590.

** G. Wissowa: Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte, 286 ⟨Handbuch der klass. Altertumswissenschaft von Iwan Müller, Ergänzungsband⟩.

*** Idem: Religion und Kultus der Römer, 85 ⟨Handbuch ibidem, V, B.-H, 2⟩ München 1904.

**** Cuno I, 319.

† Mommsen: Römische Geschichte, I, 119.

†† Monumenta Historica celtica, 51, London 1911.

griechischen Glaubens dürften bis in die späteste Zeit in der Druidenreligion ihre ursprüngliche Signatur behalten haben. Der im 3. nachchristlichen Jahrhundert lebende christliche Autor Filastrius leitet die Irrtümer der Kelten auf Hermes Trismegistos zurück, »diesen eitlen Heiden, der die Sonne und die Menschen zu verehren lehrte«* und bis nach Gallien seine Botschaft brachte. Die Runen sollen von den Römern hergekommen sein. Die Religion der heidnischen Germanen machte auch seit ihrem ersten Zusammentreffen mit den Legionen am Rhein starke Wandlungen durch. Für Cäsar waren die Germanen Anbeter der sichtbaren Naturerscheinungen und verehrten keine bloß vorstellbaren Göttergestalten. Wie anders war es schon bei Tacitus, wie noch später im Mittelalter, in den Eddagesängen. Der Übergang vom primitiven Naturkultus zur polytheistischen Abstraktion dürfte in Germanien in der Hauptsache unter römischer Patronanz erfolgt sein, unter derselben Obhut, die dorthin auch die ursprüngliche Schrift brachte.

Der südöstliche Winkel der Germanen in den Alpen stand unter griechischem Einfluß. Die alten Bayern hatten einen Kriegsgott Areo, nach welchem bis heute der bayrische Stamm Dienstag Erchtag nennt. Dieser Areo ist kein anderer als der griechische Kriegsgott Ares, dem entsprechend bedienten sich ein Teil der Germanen in ältester Zeit der griechischen Schrift. Tacitus erzählt, daß in dem germanischen Grenzgebiete Rhätiens Monumente und Grabsteine mit griechischen Inschriften gefunden wurden. Tacitus weiß auch zu berichten, daß in Rhätien Altäre, die Ulisses geweiht sind, sich befinden und daß die Stadt Asciburgium am Rheinufer als eine ulisseische Gründung angesehen wird**. Die frühzeitige Berührung der Germanen in der eigenen Heimat mit den Griechen veranlaßte schon vielleicht im 4. nachchristlichen Jahrhundert die Entstehung der Sage von der troianischen Herkunft der Franken***.

---

* Filastrius: Liber Haereseon, X, XI.

** Tacitus: De Situ, Moribus et Populis Germaniae libellus, 13.

*** Äthicus: Cosmographia (III) 102. Gregorius: Historia Francorum II, Migne LXXI 577.

III. KAPITEL.

Profankulturausbreitung und Schrift.

Sicut lux se ipsam et tenebras manifestat, sic veritas norma sui et falsi est ‹Spinoza›.

I.

In der Wissenschaft genügt nicht die positive Beweisführung allein. Der Nachweis, daß die Religion überall Schriftsystemen rücksichtslos Eingang verschafft, besagt zwar vieles, aber noch nicht alles. Für das Gesetz der Schriftausbreitung, für die normierende Beobachtung der Auspizien, unter denen ein Alphabet Gebiete okkupiert, ist erst halbe Arbeit getan.

Ist die Religion einer der vielen Faktoren, die die Ausbreitung von Schriftsystemen herbeiführen oder hat die Religion diesbezüglich eine Ausnahmsstellung und das Fatum der Alphabete geht ausschließlich im Trabantentum der Konfessionsgeschehnisse auf? Kann nicht z. B. eine starke Bewegung auf dem Gebiete der areligiösen Partien der Kultur, eine Revolution auf dem Gebiete der von transzendenten Träumen nicht beschatteten Zivilisation, einer Schrift den Weg in ein fremdes Land bahnen? Hält Profankultur der Religion hinsichtlich der Ausbreitung der Schrift nicht die Wage?

Profankultur und religiöse Kultur, das Schicksal von Konfessionen und der Weg neutraler Geisteswerte wandeln oft, voneinander durch eine scharfe Scheidelinie getrennt.

Bei historischen Untersuchungen ist es am Platze, dieses Scheideraines eingedenk zu sein, um vor allen möglichen Unklarheiten gesichert zu sein. »Es ist von der äußersten Erheblichkeit, Erkenntnisse, die ihrer Gattung und ihrem Ursprung nach von anderen unterschieden sind, zu isolieren und sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht mit anderen, mit welchen sie im Gebrauch gewöhnlich verbunden sind, in ein Gemisch zusammenfließen«, schreibt Kant in der Methodenlehre seiner Kritik der reinen Vernunft.

Religion und Profankultur sind Produkte desselben menschlichen Geistes, der Ausfluß desselben Gemütslebens, dennoch können sie nicht wahllos in einen Topf geworfen, mit derselben Schablone behandelt werden.

Alle Profankultur gleitet an der Peripherie des Menschentums vorbei, stützt ihre psychologische Existenzberechtigung auf Lust,

Bequemlichkeitsbedürfnis, Gefühlsduselei, expansiven Tätigkeitsdrang u. dergl. Alle religiöse Kultur hat zu ihrer Basis Fragen des Seelenheils, die gesamte persönliche Existenz, das metaphysische Problem des individuellen und universalen Daseins. Die Rezeption einer Religionsidee ist keine Geschmacksache. Hier dröhnt es mit zitternder Bangigkeit aus den Untiefen der Hoffnung auf ewiges Leben oder der Angst vor ewiger Verdammung. Hier schallt das Angsthorn der »dies irae, dies illa«. Schon der Römer, in die Toga seiner heidnisch-epikuräischen Wollust gehüllt, sang »Deos primus fecit timor«, »die Religion knüpft an ihre Lehren Fluch und Segen, Verdammung und Seligkeit«. »Die Religion appelliert nicht an die Vernunft, sondern an das Gemüt, an den Glückseligkeitstrieb, an die Affekte der Furcht und Hoffnung«, schreibt der Religionsphilosoph Feuerbach*. Hier führt das Szepter eine ganz spezifische suggestive Macht.

Wie unwichtig erscheint der religiösen Seele, der zentralen Geistesmacht des Glaubens gegenüber, alle peripherische Geistesmacht der Wissenschaft und der Ästhetik! Der größte Denker Dänemarks Sören Kierkegaard, ein Kind des 19. Jahrhunderts, klassifizierte die ethisch-religiöse Erkenntnis als »wesentlich«, weil sie sich essentiell auf das erkennende Individuum in seinen Existenzverhältnissen bezieht, dagegen alles andere Wissen, die gesamte empirische, mathematische und historische Wissenschaft stempelte er als »gleichgültig«, weil es mit der Existenz nichts zu tun hat«**. Newton sah seine Gravitationstheorie als unbedeutend im Vergleiche zu seinem Kommentar zur Johannesapokalypse. Bei Theologen wird die Unterscheidung zwischen dem göttlichen und dem profanen Wissen in derselben Tonart unzählige Male wiederholt. Auch die Kirchenväter behaupteten bereits dasselbe. Laktanz schreibt: »Ich frage also, was ist der Gegenstand der Wissenschaft? Die Ursachen der natürlichen Dinge, welche Seligkeit habe ich davon zu erwarten, wenn ich den Ursprung des Nils oder die Faseleien der Physiker über den Himmel kenne.« ⟨Institut div. III. 8⟩ Augustinus, der der antiken Poesie wiederholt spottete, äußerte sich. »Manche halten es für etwas Großes, wenn sie diese gesamte Körpermasse, welche genannt wird Welt, aufs sorgfältigste erforschen. Die Seele unterdrücke diese eitle Wißbegierde, die den Menschen nur zum Glauben verleitet, daß nur Körperliches existiere. ⟨De mor. eccl. I. 2.⟩*** Auch Plato wollte in seinem Idealstaate nur religiöse Literatur haben und alle Profanpoesie und Physik verbannt wissen. Im Koran wendet sich Mohammed oft gegen die Poeten als Dolmetsche heidnischer Gesinnung****. Heinrich Heine, als er zu Gott zurückkehrte »wie der verlorene Sohn«, »nachdem er lange bei den Hegelianern die Schweine gehütet«,

* Ludwig Feuerbach: Das Wesen des Christentums, 284, Verlag Reclam.
** Harald Höfding: Sören Kierkegaard als Philosoph, 61, Stuttgart 1896.
*** cf. Feuerbach ib.
**** Ignaz Goldziher: Mohammedanische Studien, 52, Halle 1888.

überlieferte mit ängstlichem Eifer viele seiner Verse dem Feuer: »besser brennen Verse als der Versifex.« Es durchschauerte ihn die Vorstellung »des Aufhörens der Persönlichkeit, die ewige Vernichtung«*. »Wesentliche« und »unwesentliche« Geistesprodukte werden bei ihrer Ausbreitung verschieden behandelt. »Unwesentliche« profane Werte gelten nie als absolut. Neuerungen auf dem Gebiete der Technik, der materiellen Kultur, der Ästhetik, der empirischen Wissenschaften wandern mit Leichtigkeit von Volk zu Volk. Keine Gemeinschaft versteift sich prinzipiell bei veralteten, überholten Profankulturformen. Das Nützlichkeitsmoment allein ist maßgebend. Ganz anders ist es mit den wesentlichen religiösen Werten bestellt. Hier kommt kein sekundärer, augenblicklicher utilitaristischer Beweggrund in Betracht, hier wird nicht aus Bequemlichkeit rezipiert, hier wird gegen die Aufnahme fremder Glaubenselemente mit unglaublicher Zähigkeit unter den fürchterlichsten Qualen und Verfolgungen durch Jahrtausende gerungen, hier können nur ganz besondere mit Elementargewalt in gewissen Geschichtsabschnitten wirkende spezifische religions-psychologische Suggestionsfaktoren etwas ausrichten.

Die kollektive Aufnahme einer fremden Profankultur mit Außerachtlassung der Religionskultur desselben fremden Volkes passiert nicht selten. Es hat sich schon oftmals wiederholt, daß eine auswärtige Kultur in ein fremdes Land bloß in ihren profanen Teilen Eingang gefunden hat. Nun, was geschieht mit der Schrift in solchen Fällen? Wird ein Volk, das das ganze Kulturgut neutraler Art einer fremdkonfessionellen Gemeinschaft in sich aufnimmt, von seinem ganzen hergebrachten Zivilisationsgepräge sich lossagt, unter gleichzeitiger Beibehaltung seiner historisch-religiösen Intregrität — sein bisheriges Alphabet dem Schicksal der bisherigen Landesprofankultur folgen lassen und die Schrift des fremdkonfessionellen Volkes aufnehmen oder wird es sein Alphabet gleich der alten Landesreligion weiter fortsetzen und das Alphabet der Fremden, trotz allem sonstigen praktisch-zivilisatorischen Entgegenkommen abweisen? Wird bei einer allgemeinen Revolutionierung des gesamten nichtkonfessionellen Lebens bei einer Menschengruppe, die Schrift sich an das Verhängnis des gesamten neutralen Kulturschatzes des Volkes heften und einem Umsturz unterliegen, oder das Los der Konfession teilen und weiterhin der strahlenden Sonne entgegenlächeln. Wo die Wege scheiden und Konfession und Profankultur von einander trennen, was erweist sich für die Schrift stärker und reißt das Alphabet in sein Fahrwasser? Kann die Ausbreitung der bloßen Profankultur den Herrschaftskreis eines Alphabets erweitern?

II.

Lassen wir die Erfahrung reden. Ein Kulturanschluß bei sonstigem konfessionellem Separatismus ist in Rußland seit Beginn des 18. Jahr-

* H. Heine: Nachwort zum Romanzero (Werke I, 288 f. Verlag W. Herstel, Berlin).

hunderts erfolgt. Die große schismatische Nation des Ostens, die bis damals dem restlichen Europa fremd gegenüberstand, sagte sich von ihrer Sonderung los und übernahm europäischen Bildungsstoff, abendländische Wissenschaft, Belletristik, Technik, Sitten, Gebräuche, zivilisatorische Einrichtungen, politische Losungsworte usw. Im großen Zarenreiche wurde das gesamte Schulwesen nach okzidentalischem Muster eingerichtet. Der fremde Ostslave, der in die orthodox-orientalische Völkergemeinschaft hineingehörte, warf seine ganze andersgeartete Kulturvergangenheit über Bord und wuchs rasch in die westeuropäische Kulturfamilie hinein. Das Kulturgebiet des Okzidents wurde um Rußland erweitert. Russische Gelehrte der neuesten Zeit treiben abendländische Wissenschaft ‹Miecznikow, Mendelejew›, nicht anders und nicht ärger als die Nachfahren der Urabendländer. Die russischen Erzähler zahlen den Westlern das erborgte Kulturgut mit Zinsen heim. Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi, Mereschkowski, Gorki etc. gehören zu den bedeutendsten Literaturschöpfern des neuzeitlichen europäisch-amerikanischen Kulturkreises. Die einstige Profankulturscheide zwischen dem abendländisch-lateinischen Westen und dem orientalisch-byzantinischen Rußland besteht auf dem Gebiete der allgemeinen Laienkultur seit langem nicht mehr. Selbst der antiabendländische Panslavismus, die Theorie von der alleinseligmachenden Kraft des Russentums, ist von europäischer Kultur durchtränkt, stützt sich auf Ausläufer der westeuropäischen Philosophie, auf Schlagworte Hegelianischer Provenienz.

Ganz anders wie mit der Kultur profanen Charakters ging es jedoch mit der Religion in Rußland zu. Der Russe, der europäischer Zivilisation, Ästhetik und Wissen seit Peter dem Großen seine Pforten weit auftat, brachte dem Glauben Westeuropas ein ganz anderes Verhältnis entgegen. Dostojewski, einer der feinsten Köpfe Osteuropas, ein repräsentativer Mann des Russentums, schrieb vor einigen Jahrzehnten: »Was die Wissenschaften und die Techniken betrifft, so müssen wir die vom Westen übernehmen. Uns in dieser Beziehung von Europa abzuwenden, haben wir gar keinen Grund.« Aber mit der Übernahme der Wissenschaft des Westens, der Technik, der handwerklichen Fertigkeiten, wird für »die Aufklärung des Geistes« noch noch nichts ausgesagt. »Das Christentum unseres Volkes muß die hauptsächlichste, lebendigste Grundlage seiner Aufklärung bleiben.« Hier ist kein Borgen an das Abendland nötig oder nützlich. Rußland hat kein Bedürfnis, seine religiöse Kultur, sein rechtgläubiges Christentum nach abendländischem Muster zu modifizieren.

»Im Westen gibt es kein Christentum mehr und ebensowenig eine christliche Kirche. Der Katholizismus ist nicht mehr Christentum und geht in Götzendienst über. Der Protestantismus aber nähert sich mit Riesenschritten dem Atheismus und wird zu einer schwanken, veränderlichen Sittenlehre.« Allein das rechtgläubige, ökumenische Christentum ist der wahre Erbe der Lehre Christi und darf von der allgemeinen Sturmflut des Kulturwechsels nicht berührt werden. Der

Profanbesitz kann einen völligen Umsturz erleben, aber »das geistige Licht, das die Seele erhellt, das Herz durchleuchtet, den Verstand lenkt und ihm den Lebensweg weist«*, soll wie ein rocher de bronze aus der Wellen veränderlichem Gewoge unbeschädigt, machtvoll und integral hervorragen.

Die Russen, die so Glauben von Profankultur auseinander zu halten verstanden haben und unter kulturellem Anschluß an ein konfessionelles Amalgama nicht dachten, wie verfuhren sie mit ihrem Sonderalphabet, mit den kyrillischen Schriftzeichen? Haben die Russen ihre Schrift mit dem Schicksale ihrer Profankultur oder mit dem ihrer Religion bedacht? Ist mit dem Wechsel aller Zivilisationswerke auch die Buchstabengattung gewechselt worden oder beharrte diese zusammen mit den rechtgläubigen Riten, Dogmen und Liturgie?

Die kyrillische Schrift erwies Standhaftigkeit. Sie verblieb kraftvoll. Das Gewitter neuzeitlicher Kultur, das soviel byzantinische und mongolische Absonderlichkeiten aus dem Moskowitenreiche mit eiserner Rücksichtslosigkeit wegfegte, konnnte am Schriftseparatismus Rußlands nicht rütteln. Die Attraktionskraft der stolzen, westeuropäischen Kultur verlor im slavischen Osten das sonst an hundert Erscheinungen bewährte Anziehungsvermögen, sobald es sich um den Alphabetverhalt handelte. Rußland, das bloß die Profankultur und nicht seinen Glauben wechselte, besaß nicht die Macht, sich dem lateinischen Schriftkreise anzugliedern. Das orthodoxe Rußland mußte bei seiner autokephal-orthodoxen Schriftgattung bleiben, trotz aller sonstigen Umwertung seiner Kulturwerte.

Rußlands Beispiel kann ins Unzählige vervielfacht werden. In dieselbe Kategorie fallen die südslavischen Serben, Bulgaren, dann die Neugriechen, die bei ihrer in den letzten Jahrhunderten erfolgten Herübernahme der gesamten nicht spezifisch-konfessionellen Bildungswerte des europäischen Abendlandes, nie daran dachten, auch das lateinische Alphabet bei sich einzuführen.

Eine Kulturumwälzung ähnlicher Art, Wechsel der Profankultur bei Beibehaltung des Sonderglaubens geht heute vor sich in der neuarabischen Literatur; auch dort wird von der ganzen Geistes- und Zivilisationsrevolution die Schrift nicht tangiert.

III.

Die Einflußlosigkeit von Profankulturausbreitungen für die Schrift ist nicht nur im Kreise der monotheistischen Religionen zu beobachten. Auch das Heidentum, in dem ja die Menschen toleranter sind und der Glaube kein geschlossener ist, weist dasselbe Bild auf. Kein heidnisches Volk mit einer zu Literaturwerken gebrauchten Schrift, hat je ohne Glaubenswechsel sein Alphabet zu gunsten der Schrift eines fremden kulturbedeutenden Volkes aufgegeben, mag auch die sonstige Profankultur dieses fremden Volkes die Landeskultur vollständig beherrschen.

* F. M. Dostojewski: Literarische Schriften 163. Übertragen C. K. Rahsin. (Sämtliche Werke, II. Abt. 12. Bd.) München und Leipzig.

Wir haben dazu ein Beispiel aus dem letzten halben Jahrhundert. Zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist dem abendländischen Kulturkreis eine große, fabelhaft lerngierige, heidnische Nation beigetreten, das tüchtige Inselvolk des fernen Orients, von dem noch Kant, als den Engländern des asiatischen Ostens, intuitiv sprach*. Alles was die europäische Profankultur von Wert besitzt, Technik, Naturwissenschaften, Kriegskunst, Regierungsform, Parteiwesen, Journalistik, Tracht, Sitte, flutete in hellen Strömen zu der schiefäugigen Nation jenseits des Gelben Meeres und wurde mit Heißhunger aufgenommen. Vor einem Bestandteil der europäischen Zivilisation machte jedoch Japan Halt und wollte von einer Rezeption nichts wissen, vor der Schrift. Die sonst gelehrigen Schüler Europas lehnten sich auf gegen die Einführung des europäischen, reich entwickelten, handlichen und praktischen, phonetischen Alphabets des lateinischen Abendlandes für die japanische Sprache. Diesbezügliche, von einzelnen Exaltados gemachten Versuche ‹Romai Kao› schlugen fehl. Das fortschrittliche Inselvolk der aufgehenden Sonne ist bei aller Willigkeit zum Aufräumen mit veraltetem, rückständigem Kulturplunder, gegen jede Verdrängung seines alten, defekten und barbarischen Schriftsystems. Vor den Pforten des Schriftwesens blieb der so alles mächtig in Gärung und Umwälzung bringende Kulturfaktor bleich und lässig stehen. Der Japaner ist Anbeter seiner Ahnen, Schintoist, auch Verehrer Buddhas und verharrt bei seiner Gegnerschaft zum Christentum. Zuerst müßte der Landeskultus Nippons, der sich ausbreitenden Religion Europas zum Opfer fallen, damit die Schrift der Japaner vom Leben weicht und dem Lateinalphabet den Platz räumt.

Ähnliche Oppositionserscheinungen von heidnischen Völkern bietet uns auch die Antike.

Den Phöniziern im Altertum kam es nie in den Sinn, ihre Lautschrift nach dem vokalisierten griechischen Muster zu vervollkommnen, ihr rückständiges Alphabet mit der viel ausgebildeteren Griechenschrift zu vertauschen, obwohl sogar die phönizische Herkunft der ursprünglichen Griechenschrift ‹bei den Hellenen› in jedermanns Erinnerung war. Die hellenistische Profankultur drang bereits frühzeitig nach Phönizien ein. Schon im Jahre 370 v. Ch. richtete König Straton von Sidon seine Hofhaltung auf griechische Weise ein und beschäftigte griechische Künstler**. Die griechischen Handelsstädte wurden mit der Überhandnahme des Hellenismus zu Pflanzstätten griechischer Kultur in Westasien und lieferten dem Griechentum eine ganze Reihe erstklassiger Persönlichkeiten ‹Zeno aus Sidon, Antipater aus Tyrus, die Neoplatoniker Jamblich, Porphyr usw.›, wie auch dem Römertum seine hervorragendsten Juristen. Die Schrift blieb trotz allem, ein noli me tangere. Phönizische Inschriften, die bis in die ersten Jahrhunderte der christlichen Ära reichen, sind sämtlich mit

* Kant: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Abschnitt IV, Gesammelte Werke, I, 104 ‹Verlag Weichert, Berlin›.

** J. Beloch: Griechische Geschichte, 255.

phönizischen Lettern geschrieben. Die Profankultur war außerstande, an ihren siegesbekränzten Karren, der stolz über das Küstengelände Kanaans dahinfuhr, auch die Trophäen der Schriftdurchdringung zu flechten.

Und nicht nur im heimatlichen Phönizien, wo der genius loci der historischen Erinnerung gegen eine Beiseiteschiebung der Schrift sich hat aufbäumen können, auch in den auf griechischem Boden zerstreuten Minderheitsansiedlungen, die am zeitgenössischen, griechischen Geistesleben voll teilnahmen, wurde für Phönizisch niemals eine andere als die rückständige, altertümliche Schrift Tyrus' und Sidons gebraucht. Die athenische Phönizierkolonie auch der spätesten Jahrhunderte hinterließ Inschriften in phönizischer Sprache nur in phönizischer Schrift, wie z. B. die Bilinguen von Piräus beweisen. Kition auf Cypern birgt eine Unmenge phönizischer Inschriften, die alle die Unüberbrückbarkeit der Schriftkluft bezeugen. Und doch war das cyprische Phöniziertum stark an der hellenischen Kultur beteiligt und lieferte der stoischen Philosophenschule ihren Gründer.

Die Punier Nordafrikas hinterließen Inschriften bis in die späte Kaiserzeit hinein, alle in ihrem phönizischen Dialekt und in ihrer eigenen Schriftvarietät. Trotz der geistigen Assimilation der Oberschicht, wechselte der Nordafrikaner nie seine Schrift.

Ähnliches bieten uns auch andere Gebiete der Kultur des Altertums.

Das geistig latinisierte Etrurien klammerte sich an sein Alphabet, so lange sich seine Religion zu erhalten vermochte.

In Persien hat der jähe Siegeszug des bis heute den Orientalen unvergeßlichen Alexander, trotz aller, Jahrhunderte andauernder Erstickung der autochthonen Kultur, nicht den Untergang der Pahlavischrift bewirken können. Ganze persische Büchereien wurden von den Feldherren Alexanders, um die Gräcisierung der Bevölkerung zu beschleunigen, verbrannt. Die Seleukiden sorgten für eine Hellenisierung des Irans. Auch die dann selbständigen Arsakiden prägten griechische Münzen und arbeiteten im Geiste des Hellenentums. Baktrien war ein hellenistisches Zentrum und in Indien, wie aus den Asokaischriften hervorgeht, galt es bereits als Griechenland. ‹Jawana.› Im Volksbewußtsein des Irans herrschte bis zum Anbruch der mazdeistischen Dynastie der Sassaniden, ein hellenistisches Zugehörigkeitsgefühl. »Bis jetzt herrschten die Griechen und jetzt herrschen die Perser«, äußerte sich ein persischer Jude zur Zeit der Thronbesteigung der Sassaniden*. Und doch hat diese ganze Kulturkatastrophe des Persertums die Schriftkontinuität der Iranier nicht entzweigeschlagen**.

Im Ägypten der Ptolomäer tritt das trotzige Schriftbeharren noch viel krasser zutage. In hellenistischer Zeit wurde nach dem Nillande das Zentrum der griechischen Kultur übertragen. Ägypten verwandelte sich in einen Vorort hellenischen Geisteswesens. Alexandrien stellte Athen weit in den Schatten. Hell und kraftstrotzend lohte

* Talmud Babli Baba Kama 117a.
** Taylor: The Alphabet, II, 231.

der Geistesherd des Museion am nordöstlichen Gestade Afrikas. Gereichte der Einfluß dieser dominierenden griechischen Kultur hin, um das seiner Sprache treu gebliebene Ägypten an Stelle seiner schwerfälligen, plumpen Hieroglyphen, mit lesbaren, leicht erkennbaren, handlichen und bequemen Schriftzeichen, mit dem hellenischen Alphabet auszustatten?

Die ägyptische Hieroglyphenschrift wollte zur Heidenzeit prinzipiell dem Griechenalphabet nicht den Platz räumen. Das ägyptisch sprechende Volk des Nillandes weigerte sich, seine Schrift selbst mit einem reformierten Typus derselben, der sich im Priesterstaate Meroe herausbildete und die Unzahl der ägyptischen Schriftzeichen auf ein aus 36 Lettern bestehendes Schriftsystem reduzierte — zu vertauschen. Die Schrift mußte nach alter Ahnen Weise fortgesetzt werden.

Ebensowenig scherte sich das geistig und sprachlich aramäisierte Assyrien der letzten 6. bis 7. Jahrhunderte vor Christo im Gebrauch für Assyrisch, um das geläufige Aramäeralphabet. Die Assyrer nahmen auch nicht Kenntnis von der Phonetisierung der Keilschrift im Persien der älteren Achamäniden, die uns in einem Lautalphabet von 36 Zeichen in der Behistuninschrift entgegentritt*.

IV.

In ihrem Einfluß auf das Schriftwesen hat die Religion keinen Nebenbuhler. Die Gegenprobe fällt zugunsten des konfessionellen Monopols aus. Der normative Zusammenhang der Ausbreitung der Schrift läßt sich also auch auf kontradiktorischem Wege erweisen. Nutzlos ist es, in der Profankultur Hainen nach Triebfedern der Schriftgeschichte zu schweifen. Mögen auch Snobs und Bildungsphilister ihren Mund von der unbezwingbaren, kein Hindernis kennenden Siegkraft der Profankultur voll haben, in ihre Segel streicht der Wind sinnfälliger Wirklichkeit nicht. Keine sonstige geistige Macht, als die des Kultus kann über die Lebensdauer einer Schrift die Entscheidung treffen. Mit Recht bemerkte schon Lenormant, daß es »ein enormes faktisch unmögliches Unternehmen, den Bestand einer Schrift umstürzen zu wollen, es hieße gleich, einen Angriff gegen die Religion richten«**.

Alle die Leistungen, die unter den günstigsten Verhältnissen auf dem Gebiete der Profankultur gegenüber der Schrift nicht gelingen wollten, wurden oft dann unter viel ungünstigeren Umständen bewerkstelligt, wenn es nur in den Untiefen des Religionslebens brodelte und gärte und mit der Schrift eine triumphierende Religion einsetzte, ein neues, siegreiches Bekenntnis auf den Plan kam

Dieselbe Griechenschrift, die zur Zeit höchster hellenistischer Kulturblüte unter den kulturgewaltigen Diadochensöhnen in Ägypten sich nicht einmal durchzusetzen versuchte, wie leicht setzte sie sich dann am Nil fest, als die Sonne der Antike bereits tief gen Westen

* Taylor ibid., I, 55.
** Lenormant: Essai sur la propagation de l'alphabet, I, 81, Paris 1875.

sich neigte und nur verkümmerte Reste griechischen Geisteswesens noch am afrikanischen Nordstrande spukten, als das autochthone Ägypten christlich wurde. Die ägyptisch schreibenden Zeitgenossen der Ptolomäer bedienten sich der Hieroglyphen, während die Zeitgenossen der halbbarbarischen Spätcäsaren, dann der Kalife und Mameluken, das griechische oder ein gräcoides Alphabet verwendeten. Die griechische Schrift, die als Fassade der stolzen hellenischen Kultur beim Ägyptervolk nicht triumphieren konnte, schritt als Lesebehelf der inspirierten Offenbarungsurkunden des Märtyrers zu Golgatha zum Siege.

Dasselbe Pahlavi, das der durch den Hellenismus herbeigeführte Zusammenbruch der persischen Kultur, das Genick nicht entzweizuschlagen vermochte, mit welcher gründlichen Raschheit wirtschaftete es beim Gros der Iranier ab, als der Lichtschimmer der ersten Kalife in Persien aufblitzte. Und doch bedeutete für Persien die Invasion des Islam bei weitem keine solche Katastrophe, wie der mazedonische Orkan. Trotz aller Lossagung von der einheimischen Literaturtradition, rettete sich aus dem sassanidisch-mazdeischen Persien im alten heimischen Glanze ein ansehnlicher Teil der autochthonen Sage und Folklore und Volksdichtung in die mohammedanische Zeit hinüber. Keine Totenstille und vollständiges Vergessen wie zur Seleukiden-Arsakidenzeit. Im Meisterepos des korangläubigen, nur arabische Schriftzeichen verwendenden Firdusi, klangen die Traditionen der persischen Vorzeit, der ruhmreichen Landesdynastien der vorislamitischen Periode aus. Hafis und Nizami mit dem Gesichte nach Mekka, schlugen zarte, gefühlsvolle Lerchentriller ganz spezifischer, autochthoner Stimmungsart an. Die innere, psychische Kontinuität Persiens erlitt mit dem Islam keinen alles zertrümmernden Umsturz. Doch da der Glaube ein neuer war, mußte auch die Schrift eine neue sein.

IV. KAPITEL.

Sprachwechsel und Schrift.

Hat das Schicksal einer Sprache welchen Einfluß auf den Bestand des für diese Sprache charakteristischen Alphabets? Muß ein Volk, das sein heimatliches Idiom aufgibt, auch seine geschichtliche Schrift über den Haufen werfen? Ist die notwendige Konsequenz eines Sprachwechsels auch Schriftwechsel?

Ein Volk, das seinen Glauben in integraler, unveränderter Gestalt beibehält, wird nie gleichzeitig mit seiner Sprache auch sein Alphabet aufgeben, wird nie mit dem fremden Idiom, auch die für dies Idiom gebräuchlichen Schriftzeichen annehmen. Die Schrift führt ein von der Sprache unabhängiges Dasein und kann einzig und allein durch einen religiösen Umsturz beseitigt werden. Bei Fortdauer der Religion nach dem Untergang der Sprache eines Volkes, wird auch dessen spezifische Schrift diese Sprache überleben und für die neuaufgenommene, fremde Adoptivsprache verwendet werden.

Eine christliche Volksgruppe, die die Sprache eines mohammedanischen Volkes rezipiert, wird in geordneten konsolidierten Religionsverhältnissen keineswegs auch die traditionellen Schriftzeichen der Mohammedaner mit in den Kauf nehmen, sondern trotz Einbuße der eigenen Sprache den Gebrauch des eigenen, christlichen Alphabets fortsetzen und die Sprache der Fremdgläubigen in die Lettern der eigenen Konfession hineinzwängen. Ebensowenig wird eine muslimische, in ihrer religiösen Verschiedenheit unberührte Gemeinschaft, bei einer Assimilierung an eine christliche Sprachgruppe, ihr eigentümliches Alphabet über die Klinge springen lassen, sondern wird die Sprache der christlichen Mehrheit mit den eigenen Charakteren des Koran schreiben. Nicht geneigter zu einem Verzicht auf ihr herkömmliches Alphabet erwiesen sich durch Jahrtausende unter den verschiedensten Zonen auch die Juden, obwohl sie ihrer Nationalsprache noch vor Verlassen der palästinensischen Heimat im Alltag Valet sagten. Bei Sprachwechsel vermochte dem Untergang zu trotzen, auch die Schrift der kleinen samaritanischen Sekte.

Die Kontinuität der Schrift im bunten Wirbel der Sprachen ist eine Erscheinung von zuweilen nicht geringer literaturgeschichtlicher Bedeutung. Sie ermöglicht so manchem Volke eine literarische Sonderexistenz in Verhältnissen, wo sonst jede normale, konfes-

sionell nicht verschiedene Nation, die ihre eigene Sprache nicht mehr redet, ihre Individualität einbüßt und in den Einheitsbrei des geistigen Lebens der assimilierten Mehrheit heruntersinkt. Infolge des durch die Schrift gesonderten Äußeren der geistigen Erzeugnisse der verschiedenen Konfessionen besitzen die sprachlich assimilierten aber andersgläubig gebliebenen Allophylen, ein von dem »Wirtsvolke« getrenntes Literaturlager, ein Asyl, eine Herberge, wo eigene Sagen und Traditionen, folkloristisches Stammesgut und völkische Erinnerungen, sich einer ungestörten Pflege erfreuen können und die geschichtliche Eigenart des betreffenden Volkes auch in fremder Vermummung einen reinlich gesonderten Ausdruck zu finden vermag.

a) Sprachen fremdkonfessioneller Völker in Schriftarten verschiedener christlicher Gemeinschaften.

I.

Die Liste der Nationen, deren Alphabeten es beschieden war, ihre Sprache zu überdauern, ist eine ziemlich umfangreiche. Vielen Literaturen gliederten sich Faubourgs von Assimilaten an, identisch der Sprache nach, verschieden in Bezug auf Schrift. Ein näheres Eingehen in dieselben dürfte nicht ohne Interesse sein, umsomehr, als die landläufigen Literarhistoriker dieser zumeist der Erwähnung nicht würdigen.

Das Hellenenvolk war nicht immer imstande, im Mittelalter und darüber hinaus, von fremdsprachlichen Majoritäten eingekreist, seine sprachliche Integrität zu wahren. Nicht in einer Gegend des östlichen Balkan, Kleinasiens und Syriens vertauschten die Griechen ihre Nationalsprache mit der der Umgebung. Doch das Alphabet Griechenlands hielt mit dem Hinsiechen des griechischen Idioms nicht immer Schritt. So oft das Griechentum in religiöser Beziehung von seinen Sprachbezwingern geschieden blieb, schrieb es die Sprachen der fremdkonfessionellen Völker in eigener Schrift.

In Thrazien und Kleinasien spricht ein bedeutender Teil der Griechen türkisch als Muttersprache und verwendet sie auch literarisch. Doch verwenden diese Türko-Griechen für die türkische Sprache nicht das bei den ethnischen Türken als Mohammedanern übliche Alphabet des Koran, sondern das Schriftsystem des griechischen Evangeliums, das Alphabet der hellenischen Sprache.

In der Sprache der Türken mit griechischen Charakteren erscheint in der Gegenwart eine ganze Anzahl von täglichen Blättern und Zeitschriften, von denen die meisten in Konstantinopel, einige auch in Smyrna und in Aleppo ⟨Vefak⟩ herausgehen. Manche von diesen hybriden, kulturgeschichtlich merkwürdigen periodischen Blättern werden von Personen redigiert, die im Staatsdienst der eigentlichen mohammedanischen Türken stehen und somit gewisse Verpflichtungen der türkischen Volksgemeinschaft gegenüber haben. Konfessionelle Obliegenheiten gehen aber bei integralen Gruppen über politische Rücksichten. Das graecotürkische Tageblatt »Vatan« ⟨Konstantinopel⟩

wird von Ahmed Kiamil Effendi, einem Beamten der Zivilliste redigiert. Das Tageblatt »Versile« hat Moh. Emin Effendi, einen Subagenten des Generalgouverneurs des Finanzwesens bei der Hohen Pforte, zum Direktor. Andere von diesen Zeitungen werden von Mitgliedern der Intelligenz herausgegeben, so das Smyrnaer Tageblatt »Vatan« von einem Advokaten, das Konstantinopler »Asya« von einem diplomierten Absolventen der Handelsschule Hamidié*.

Von türkischen Büchern in griechischer Schrift in neuerer Zeit sind bekannt, ein »Psalter«, gedruckt in Venedig 1810, in Konstantinopel 1827**, weiter »Gründonnerstag Evangelien« ⟨Konstantinopel 1874⟩, das »Neue Testament« ⟨ibid 1894⟩***.

In der griechischen Handelswelt Kleinasians werden Geschäftsbücher, Korrespondenzen türkisch mit griechischen Lettern geschrieben, was schon Niebuhr in Ikonium ⟨Konia⟩ bemerkt hat****.

Die eigenartige Verquickung der türkischen Sprache mit dem griechischem Alphabet wird von den Griechisch-orthodoxen des türkischen Sprachgebietes weit im öffentlichen Leben zur Schau getragen, ohne je an ein feiges und memmenhaftes Anpassen zu denken. In Paris befindet sich eine Handschrift, die das Glaubensbekenntnis enthält, die der Konstantinopler Patriarch Gennadios ⟨Georgios Scholarios⟩ auf Verlangen des Sultans Mohammeds II. ablegte. Der Text des Glaubensbekenntnisses, der griechischsprachlich ist, wird von einer türkischen Übersetzung im griechischen Alphabet begleitet†. Dies Glaubensbekenntnis wurde auch nochmals dann abgedruckt, jedoch immer in demselben Alphabet. Geknechtet, in weiten Landstrichen seiner Sprache beraubt, hielt der an seine Konfession sich immer zäh festklammernde Bekenner des orthodoxen Glaubens der Ökumene, unentwegt an der Richtlinie der Schrift, die ihm seine Glaubenszugehörigkeit vorzeichnete.

Einst gab es auch arabisierte Griechen. Die Beduinenflut, die unter den ersten Khalifen gleich wogendem Hochwasser über weite Gebiete Asiens und Afrikas ging und überall jede lokale Besonderheit, alles was an der heimischen Scholle gesondert klebte, nivellierte und alle Landessprachen dem Untergange weihte, nahm auch vielen Griechen, die sonst ihrem orthodoxen griechisch-liturgischen Christentume treu blieben, ihre Muttersprache. Doch die Windsbraut des heranstürmenden Arabertums, die so leicht Sprachen entwurzelte, konnte die assimilierten Griechen ihrer Schrift nicht berauben.

Ein mit griechischen Lettern geschriebenes arabisches Psalmfragment aus dem 8. Jahrhundert wurde vor einigen Jahren in der Omajjade-

* Revue du Monde Musulman, VIII, 107—137.

** Cl. Huart: Note sur un Psauter turc in: Memoires de la Societé de Linguistique de Paris, XII, 831, Paris 1903.

*** Georg Jacob: Grammatik des Neutürkischen in: ZDMG LII 695 ⟨1898⟩.

**** Niebuhr: Reise nach Arabien, III, 128, Kopenhagen 1778.

† Wilhelm Piertsch: Verz. d. türk. Hss. 485 ⟨Verz. d. Hss. d. Berl. Bibl. Bd. VI. 1889⟩.

moschee zu Damaskus von Violet gefunden*. Dies Fragment dürfte den Überrest einer längst verschollenen und vergessenen christlich-ökumenischen Adoptivgruppe des Früharabertums darstellen.

II.

Dieselbe Schriftzähigkeit wie die Griechen erwiesen unter denselben Umständen auch die Bekenner der gregorianischen Kirche, die Armenier. Losgerissen von ihrer Bergheimat, vertauschten die Kinder des Volkes von Ararat ihre Nationalsprache mit der der Türken. Türkisch ist die charakteristische Sprache der Diaspora-Armenier und wird auch außerhalb der eigentlichen Türkensitze, in der persischen Provinz Azerbaidschan, in den armenischen Ansiedlungen im russischen Gouvernement Kutais, in Akkerman in Bessarabien, wie auch in Bulgarien von ihnen gesprochen, dennoch vermochte dieser enge sprachliche Anschluß keinen Bruch mit der armenischen Schriftvergangenheit herbeizuführen.

Die christlichen Armenier publizierten Werke in ihrer türkischen Volkssprache ausschließlich im Alphabet der Kirche des heil. Mesrob**. Die Bibliothek der Mechitaristen-Kongregation in Wien besitzt eine Sammlung türkischer Werke in armenischer Schrift. In der königlichen Bibliothek in Berlin befinden sich handschriftlich mehrere türkische Bücher im armenischem Alphabet, eine Sammlung erbaulicher Lehren und Gebete, eine Übersetzung der Geschichte des heil. Johannes Chrysostomos***.

Die armenisch-türkische Literatur beinhaltet sowohl Werke religiösen wie auch profanen Inhalts. Die armenischen Druckereien in Triest, Wien und St. Lazaro bei Venedig, die von armenischen Mönchen, die sich um die Mechitaristen-Kongregation scharen, geleitet werden, haben eine ganze Menge armenisch-türkischer Bücher geistlichen und sittlichen Inhalts, meistens Übersetzungen abendländischer Werke, veröffentlicht. Die armenisch-türkische Profanliteratur wird hauptsächlich in den armenischen Druckereien Konstantinopels gedruckt. Einen Löwenteil dieser Profanliteratur machen Übertragungen aus der französischen Romanliteratur aus. Eugen Sue, Jules Verne, Alexander Dumas, George Ohnet u. v. a. werden den türkischen Armeniern in guten und billigen Übersetzungen zugeführt. Der armenische Annex überflügelt bezüglich seines abendländischen Anschlusses sogar seine mohammedanisch-türkische Metropole. Es ist eine auffallende Tatsache, daß von den Armeno-Türken bei weitem mehr französische Werke übersetzt wurden und werden, als von den Türken selbst****. Ins Armenisch-Türkische werden Werke auch aus der englischen Sprache übertragen, so das Werk von John Bunjan »Pilgrims Proces«†.

* Violet: Ein zweifaches Psalmfragment aus Damaskus, Berlin 1902.

** Jireček: Geschichte der Bulgaren, 126, Prag 1876.

*** N. Karamianz: Verzeichnis der armenischen Handschriften, 77, 39 (in Hss. der Kön. Bibl., Berlin X, 1888).

**** Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst in: Sitzungsbericht der kais. Akad. d. Wiss. in Wien, Phil. Hist. Cl. 168. Band, 3. Abhandlung 4.

† Der christliche Orient, VI, 11, Berlin 1905.

Eine Darstellung der armenisch-türkischen Literatur ist trotz ihres großen Umfanges bis nun nicht vorhanden, dagegen gibt es einige ausführliche Verzeichnisse derselben, so z. B. Catalogue des livres de de l'imprimerie armèn. de Saint Lazare, Venise 1884, Verzeichnis der Verlagsbücher der Mechitaristen-Kongregation, Wien 1908, S. 77, Moderne Catalogue complet de la Librairie B. Balenz, Constantinople p 170*. Die Armeno-Türken betätigen sich literarisch in ihrer adoptierten Sprache bei gleichzeitiger Anwendung ihrer historischen Schrift, selbst in den fernsten Winkeln ihrer Zerstreuung. Es gibt armenisch-türkische Druckwerke aus Malta.

Auch die aktuelle Tagesliteratur, die Fühlungnahme mit den zeitgenössischen Ereignissen, die Journalistik wird von den türkisch sprechenden Mitgliedern der armenischen Glaubensgemeinschaft, trotz der türkischen Sprache, mit den eigenen historischen Lettern geschrieben. So erscheint auch heutzutage in Konstantinopel eine Wochenschrift ‹Jamanakes Nechantic, redigiert von Zadur Behar Effendi› und in Smyrna ein illustriertes Tageblatt ‹Sahmanatraghan, redigiert von Pir Sislian Effendi› in türkischer Sprache, aber im Alphabet der Armenier**.

Zwei ernste Seitenflügel, ein griechischer und ein armenischer, stehen der türkischen Literatur der muslimischen Stammesosmanen zur Seite. Dieser interessanten Sonderbildungen wird jedoch merkwürdigerweise von den üblichen Historikern der türkischen Literatur nicht Erwähnung getan. Was über die Schnur des Konventionellen hinausgreift, was dem schablonenhaften Verstande nicht sofort klar und verständlich einleuchtet, wird ignoriert.

Leute, die praktisch mit dem Orient in Berührung kommen, tragen den komplizierten Verhältnissen des türkischen Sprachgebietes genau Rechnung. Die britische Missionsgesellschaft druckt türkischsprachliche Bibeln sowohl in türkisch-arabischer Schrift wie im Alphabet der Griechen und der Armenier. Die von der Missionsgesellschaft im Jahre 1875 herausgegebene Bibel im Armeno-Türkisch war nichts anderes als lediglich eine wörtliche Transkription der von ihr veröffentlichten arabo-türkischen Bibel, doch trotz der vollständigen Beibehaltung der Übersetzung, durfte für die Armeno-Türken die Schrift der Mohammedano-Türken nicht beibehalten bleiben***.

Die Armenier eigneten sich auch Sprachen noch anderer fremdkonfessioneller Völker an, auch hier behauptete das armenische Alphabet seinen Platz. Ein syrisierter Armenier schrieb im Jahre 1215 eine Erörterung in syrischer Sprache über den Termin des Weihnachtsfestes in armenischer Schrift****. Für den Teil der Armenier, der kurdisch spricht, druckt in der Neuzeit die britische Bibelgesellschaft das neue Testament in kurdischer Sprache und armenischen Lettern.

* Kraelitz-Greifenhorst: ibid.
** Revue du Monde Musulman, IX, 121.
*** Kraelitz-Greifenhorst ib. 4.
**** Z D M G LVI, 616, Jahr 1906.

Die übliche Schrift der eigentlichen Kurden, die Mohammedaner sind, ist die arabische.

Drei griechische Verse in armenischen Charakteren kommen in einer Berliner armenischen Handschrift vor*, die gehören jedoch nicht hierher, da diese bloß als Zitat angeführt werden und Zitate werden schon aus Rücksicht auf den Leserkreis in den meisten Fällen in der Schrift des ganzen Buches gebracht. Ihr Schriftexterieur ist daher von keiner allgemeineren Bedeutung. Zu dieser letzten Kategorie gehören auch die vereinzelten arabischen und persischen Worte, die in armenischer Schrift auf einem armenischen Zauberstreifen vorkommen**.

III.

Das Gros der syrischen Christen bildet seit einem Jahrtausend und noch länger einen dem arabischen Stamme aufgepfropften Ast, doch sind diese Syroaraber literarisch mit den Arabern nicht in eine Einheit zuammengewachsen. Inwieferne die Syrer nicht geistig islamisiert wurden, schreiben sie bis dato Arabisch mit syrischen Lettern, das sogenannte Karschuni. Syrische Schriftsysteme gibt es jedoch mehrere. Es bestehen darum mehrere besondere Karschuniliteraturen: eine jakobitische***, eine melkitische**** und eine nestorianische† Literatur in arabischer Sprache und in den spezifischen Abarten der syrischen Schrift. Diese Literaturen sind ziemlich mannigfaltig und reich an Inhalt. In der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden sich zum Beispiel unter den jakobitisch-arabischen Handschriften sowohl zahlreiche rein kirchliche Werke, wie Bibelübersetzungen, Legenden, Bibelkommentare, Patristica, Theologica, Predigten usw., wie auch profane, juristische, philosophische, grammatische, medizinische Bücher. Die nestorianische Literatur in arabischer Sprache besteht in der Berliner Sammlung aus einer Menge von Theologicis ⟨Erbauungsbücher, Kirchengeschichte, Reden, Legenden⟩ wie auch Poeticis ⟨Geschichte, Volks- und Liebeslieder⟩.

Von den syrisch-arabischen Druckwerken ist der in den Jahren 1585 und 1615 auf dem Libanon von maronitischen Mönchen in karschuni-arabischer und syrischer Sprache gedruckte Psalter hervorzuheben††.

Einen historischen, wenn auch zu sehr flüchtigen Überblick über die syrische Karschuni-Literatur, gibt uns Brockelmann in seiner Geschichte der syrischen Literatur†††.

Außer den arabischen Syrern sind auch türkisierte Syrer vorhanden. Die vielhundertjährige Herrschaft der Osmanen ging an

* N. Karamianz: Verz. der Berl. armenischen Hss. Bd. X, 77.

** M. Bittner: Revue internationale d'Ethnologie etc. Anthropos IV, 182, 1909.

*** Sachau: Verzeichnis der syrischen Handschriften, S. 730—812, Nr. 240—277. (Hss. Verzeichnis der Berl. Kön. Bibl., Bd. XXIII, 1898.)

**** Ib. 817—897, N. 293—322.

† Ib. 375—415.

†† Realencyklopädie für protest. Theologie III, 94.

††† Brockelmann: Geschichte der syrischen Literatur in: Literaturen des christlichen Orients, 67—72. Leipzig 1907.

den Syrern nicht ganz spurlos vorüber. Jedoch auch das Türkisch mußte sich bei den Syrern an die uralten, eigenen Schriftzeichen der Pschitto-Bibel anpassen.

Die Bodleiana zu Oxford birgt unter ihren Schätzen mehrere christliche Gebetbücher in türkischer Sprache und in syrischer Schrift. Zwei von diesen Gebetbüchern, die Gebete des Mar Ephraim und des Mar Augustinus sind sogar in zwei handschriftlichen Exemplaren dort vertreten, was auf eine intensive Verbreitung der syro-türkischen Hybride hinweist*. Die Berliner Königliche Bibliothek besitzt ein christliches Glaubensbekenntnis und ein Vater unser**, auch den Anfang einer Apostelgeschichte in syrischer Schrift und türkischer Sprache***.

Abessinische Christen, die ihre Muttersprache eingebüßt haben und der arabischen Sprache des modernen Ägypten sich bedienen, schreiben arabisch mit ihren äthiopischen Schriftzeichen****. Die arabischen und koptischen Texte in äthiopischen Charakteren bei Ludolf†, gehören jedoch nicht hierher, da sie bloß gelehrte Spielerei sind. Eine ähnliche Tändelei stellen die lateinsprachlichen Vaterunser, Engelgruß, Zehn Gebote, Glaubenssymbol etc. die zu Übungszwecken im Lehrbuch der äthiopischen Schrift, die römische Propaganda im Jahre 1731 hybrid, mit äthiopischen Buchstaben drucken ließ. Aus diesem Alphabeticum abyssinicum wurde wahrscheinlich der lateinisch-sprachliche Engelgruß in äthiopischer Schrift hergenommen, der als Kuriosität sich im anonymen »Alphabets anciens et moderns« befindet ‹1786›.

IV.

Auch katholische Völker wurden in fremdem Religionsmilieu ihrer Sprachen verlustig, ohne ihre eigenen, lateinischen Schriftzeichen einzubüßen.

Der integrale Teil der spanischen Mozaraber, die ihr ursprüngliches Latein mit der Sprache der Mauren vertauschten, schrieb oft arabisch mit der westgotischen Abart der Lateinschrift. Ein solches lateinarabisches Buch, das die Hauptkapitel der christlichen Lehre enthält samt Wörterbuch und Grammatik, erwähnt Zetterstreen††.

Im türkischen Imperium während seiner höchsten Blütezeit gab es lateinische Christen, die die Sprache der Osmanen sich aneignen mußten. Diese wurde von ihnen mit dem Lateinalphabet geschrieben. Zur Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn, als dort der türkische Spracheinfluß tiefe Furchen zog, wurden zwei türkische »Sermones« mit lateinischen Typen gedruckt†††.

* Catalogus Codicum Mss. Bibliothecae Bodleianae VI. Codices syriacos continens complectus, p. 367, No. 119, 120, 121, Oxonii 1865.

** Piertsch: Verz. der türk. Hss., 487.

*** Sachau: Verz. der syr. Hss., 792.

**** Hartmann: Der islamitische Orient 37.

† Ludolf: Grammatica äthiop. 182, Francof a/M 1702.

†† K. V. Zetterstreen: Notice sur un rituel musulman in Centenario della nascita de M. Amari 279, Palermo 1910.

††† Steinschneider: Polemische Literatur 227, Leipzig 1877.

Auch für die mit kyrillischen Lettern schreibenden Völker trifft dasselbe zu. Die liturgischen Bücher der Griechen wurden in den alten walachischen Fürstentümern immer in der Kyrillitza geschrieben*. Wörterbücher wurden im alten Rumänien, sowohl französische wie türkische, mit kyrillischen Buchstaben gedruckt**. Magyarisierte Ruthenen schrieben einst ungarisch mit Kyrillitza-Lettern, worauf ein kyrillisch-ungarisches Schriftstück aus dem 18. Jahrhundert hinweist***.

b) Sprachen nichtmohammedanischer Völker in arabischer Schrift.

Die arabische Expansion, die soviel christlichen Völkern ihre Sprache entriß, hat auch zuweilen Rückschläge erlitten. Auf so manchem Gebiete christlicher Nationen büßten wieder Araber ihre Sprache ein, doch folgte nie normal der Spracheinbuße der Untergang der eigenen Schrift.

Die Araber Spaniens nahmen nach dem Zusammenbruch ihrer politischen Selbständigkeit die Sprache der stolzen Hidalgos an, romanisierten sich bei Beibehaltung des väterlichen Glaubens vollständig, doch konnte der Triumph der kastillischen Sprache die Schriftkluft zwischen den Romanen und Mauren nicht überbrücken. Die Moros latinados schrieben in der Regel spanisch mit arabischen Schriftzeichen.

Die romanisierten Araber schufen in ihrem Arabospanisch, in der sogenannten lingua aljamiada, sogar eine ganz umfangreiche Literatur. Über hundert spanische Handschriften in arabischen Charakteren werden erwähnt, die meisten sind allerdings verloren gegangen****. Die katholischen Machthaber der iberischen Halbinsel, die anfänglich die Transkription des Spanischen mit arabischen Lettern wohlwollend tolerierten und selbst in legalen Dokumenten verwenden ließen†, haben dann mit Überhandnahme des organisierten Klerikalismus die besondere spanische Literatur der Mauren mit Stumpf und Stil ausgerottet.

Von den Resten der spanischen Moriskenliteratur in arabischer Schrift wurde in neuester Zeit so manches auf dem Wege der Druckpresse der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, so: ein Poem von Mohammed Rabalan, in dem die Geschichte der Welt bis auf dem Stifter des Islam behandelt wird, ein cyklisches Poem von einem aragonischen Morisken über Mohammed ‹Alabenza de Mahoma›, eine Liedersammlung von Mohammed el-Xartossa, ein Poem über die Prinzessin Zoraida, ein Josef-Poem, Prosaerzählungen ‹Textos aljamiados›, die zumeist aus dem Arabischen übertragene Sagen

* M. Gaster: Geschichte der rumänischen Literatur in Gröber: Grundriß der romanischen Philologie. II.

** Ib. II, 3, 378.

*** Wissensch. Mitteilungen aus Bosnien, II, 496 ff. Wien 1894.

**** G. Baist: Die spanische Literatur in Gröber, II, 2, 246.

† Antonie Cubaton: L'Espagne et la culture arabe in Revue du Monde Musulman, VII, 262.

enthalten und so vieles andere*. Bekannt ist noch handschriftlich unter anderem, ein in der Universitätsbibliothek zu Cambridge sich befindendes, in arabischen Lettern geschriebenes, spanischsprachliches Compendium der heil. Gesetze des Islam**, wie auch eine arabo-spanische Sammlung von mohammedanischen Riten, Reinigungsgesetzen, Gebeten, Fastenanordnungen, die auf uns in vier Exemplaren gekommen ist, zwei von denen besitzt gegenwärtig Madrid, zwei Upsala***.

Die offizielle christlich-spanische, lateinschriftliche Literatur besitzt in der Literatur der Aljamiada-Araber einen ganz ansehnlichen, nicht zu unterschätzenden Doppelgänger. Der dichtende Arabo-spanier wußte den Pegasus auch in der neuen, aufgezwungenen Sprache mit seiner herkömmlichen Tüchtigkeit zu meistern. Ein bedeutender spanischer Literaturhistoriker, Ticknor, gibt über das arabo-spanische Josefpoem folgendes Urteil ab: »Es scheint mir, daß in der älteren erzählenden Literatur aller Völker nichts zu finden ist, was gelesen zu werden verdient, als diese alte, spanische Maurenerzählung der Geschichte Josefs. — Sie enthält Stellen, welche von zarter Liebe überfließen, während andere tief leidenschaftlich sind . . . Ich kenne nichts in der Versart der alten Romanze, das anziehender, nichts, das so eigentümlich, so ursprünglich und so von allem anderen seiner Art so völlig verschieden wäre«****.

Die Literatur der Morisken entbehrte nicht gewisser Beziehungen auch zum Geistesleben der christlichen Spanier. Der graphische Separatismus bedeutet keineswegs auch eine geistige Isolierung und Absperrung von dem Kultureinfluß der Majorität. Das Josefpoem wie das »Lob Mohammeds« wurden in der Metrik der alten spanischen Poesie ⟨poesias de clerecia⟩ verfaßt. Das zyklische Poem des aragonischen Morisken tönt im spanischen Achtsilbenvers. Mohammed el Xartossa zeigt sich als vollständiger, spanischer Dichter, der kaum von christlich-spanischen Autoren zu unterscheiden ist. Unter den moriskischen Prosaerzählungen finden sich auch westliche Stoffe, wie die Geschichte der Liebe von Paris und Diana, das Mädchen von Arcayana usw†.

Die poetische Produktion der latinisierten Mauren ermangelte nicht, anderseits auch auf die Poesie der christlichen Spanier einzuwirken. Die kastillische Gedichtsgattung der Villancias soll an das arabische Muwaschaha erinnern. Tanzlieder in einem arabisch-spanischen Misch-

* Asiatic Journal, London: Jahrgang 1867 ff, Baist: l. c. Eguilar Yanguas: El Hadits de la Pricesa Zoraida Granada 1892, Heinrich Mori in: Gratulationsschrift der Berner Universität an die Züricher, Leipzig 1863. James Fitzmaurice Kelly: A history of spanish Literature 8, 18, 76, Leipzig 1908.

** E. G. Brown: Hand-List of the Muhammadan Mss of the University of Cambridge, p. 291, No 1348. Cambridge 1910.

*** K. V. Zetterstreen in: Centenario di Amario 279.

**** Ticknor: Geschichte der schönen Literatur in Spanien ⟨deutsch von N. H. Julius⟩, II, 597.

† Kelly: A history of spanish Literature, London 1908.

masch ergötzten das christlich-spanische Publikum noch im 17. Jahrhundert*.

Die spanische Sprache wanderte mit den Morisken, die von den allerchristlichsten Königen wider Treu und Versprechen und zu ihrem eigenen Schaden in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts aus der iberischen Halbinsel verjagt wurden, nach Nordafrika. In Tunis wurde bis ins 18. Jahrhundert hinein in zahlreichen Ortschaften von Mohammedanern spanisch gesprochen**. Die Moros latinados setzten in Nordafrika ihre Aljamiada-Literatur fort. Bekannt ist ein anonymer Moriske, der in Tunis im 17. Jahrhundert auf dem Gebiete der Lyrik und Schauspielkunst sich betätigte. Literarisch knüpfte er merkwürdigerweise, seiner ganzen Literaturart nach, an Lope de Vega an***.

Ob dieses tunisische Spaniertum nicht durch das Vorhandensein von welchen Resten der ehemaligen lateinischen Kolonien in der einstigen Provinz Afrika begünstigt wurde, läßt sich nichts Bestimmtes aussagen. Die lateinische Sprache hielt sich in Nordafrika jedenfalls sehr lange und zähe. Juda ben Quoraisch, ein Grammatiker, der im 10. Jahrhundert in Fez lebte, zitiert Worte aus einer heidnischen Landessprache, die sich als die lateinische Sprache herausstellt****.

In Nordafrika, zur Zeit der Portugiesenherrschaft in Safim in Marokko ⟨1508—1542⟩, sprachen Araber auch portugiesisch, schrieben aber dieselbe ebenso mit arabischen Schriftzeichen†.

Die arabische Flut, die in den ersten Jahrhunderten der Hedschra Sizilien und Süditalien überschwemmte, hinterließ dort nach ihrem Zurückdrängen so manches eigene Volkselement, das sich der italienischen Sprachsuprematie beugte, doch lange dem eigenen Glauben Treue wahrte. Der italienische, mit arabischen Schriftzeichen geschriebene Brief des Herrschers der Sarazenen an die Stadt Pisa††, der sich gegenwärtig im Archiv zu Florenz befindet, dürfte einen der letzten Mohikaner, der aus Sizilien oder Süditalien vertriebenen italienisierten Muslims, zum Verfasser gehabt haben. Es existieren noch italienische Briefe aus Sizilien aus dem 9. Jahrhundert in arabischer Schrift. Marini hält sie jedoch für gefälscht†††.

Arabische Ansiedlungen, die ihrer Sprache verlustig wurden, gibt es auch weit in Ostasien, in Malabar und im Tamillande Südvorderindiens. Trotz aller Entfernung vom Mutterlande schreiben diese Exaraber ihre Bücher und Briefe sowohl in der Sprache

* Baist ibid., II, 2, 385.
** Zetterstreen: l. c.
*** Baist, l. c.
**** Heinrich Ewald: Über die arabisch geschriebenen Werke jüdischer Sprachforscher, 118, Stuttgart 1844.
† D. Lopes: Textos Aljamia portuguesa, Lissabon 1897.
†† Michele Amari: Diplomi arabi de R. Archivio Fiorentino, 120—122, Firenze 1863.
††† Marini: I papiri diplomatici, 253, Roma 1805.

Malabars ‹Malayalam›, wie auch in Tamil mit arabischen Buchstaben*.

Von nicht allgemeiner Bedeutung sind die mit arabischen Lettern geschriebenen griechischen Zitate in Werken arabischer Autoren, wie in der polemischen Schrift des Derwisch Ali**, oder im Rabahnahme***.

Von den Nationen, die dem Herrschaftsbereiche der arabischen Schrift angehören, waren die Araber nicht die einzigen, die ihrer Muttersprache unter ungünstigen Umständen den Rücken kehrten.

In Litauen wohnt ein kleines Häuflein von polonisierten Tataren. Seit fünf Jahrhunderten haben sie jeden territorialen Kontakt mit ihren Stammesgenossen eingebüßt. Doch trotz dieser Losreißung von der heimatlichen Scholle und des Fehlens eines jeden landläufigen nationalen Zusammenhanges, gaben diese Tataren ihre Schrift nicht auf. Sie schreiben polnisch mit arabischen Schriftzeichen. Ihre Gebetbücher sind alle in polnischer Sprache und arabischer Schrift****. In Leipzig befindet sich ein polnisches Werk eines polonisierten Tataren, »Über die jüdische und christliche Bibelfälschung«, dazu auch mehrere Gebete in einem arabischschriftlichen Polnisch. Das arabische Alphabet wurde für die polnische Sprache entsprechend adaptiert, gewisse Buchstaben des arabischen Alphabetes wurden durch diakritische Zeichen hergerichtet, um die eigentümlichen Laute des polnischen Konsonantensystems auszudrücken ‹dź und ść›. Interessant ist es, daß in diesem polnischen Werke Zitate aus einer eigenartigen, sonst unbekannten tatarisch-polnischen Bibelübersetzung angeführt werden†. Auch russisch ‹weißrussisch› wird von diesen Tataren oft mit arabischen Lettern geschrieben. ‹Vambery: Das Türkenvolk 542.›

In Südafrika, in den Goldgrubenstädten, bestehen ganze Kolonien von als Kulis eingewanderten indischen Muslims, die ihre Muttersprache ganz in der fremden Umgebung verlernten und das Niederländisch der Boeren sprechen. Diese assimilierten Kulis verlernten jedoch nicht die arabische Schrift. Sie drucken ihre niederländischen Bücher und Zeitungen mit arabischen Typen, mit den Lettern des von ihnen enthusiastisch verehrten Koran††.

Hindus, die religiös integral anglisiert wurden, schreiben Englisch mit arabischen Lettern. In der Bodleiana befindet sich ein arabo-englisches Buch »Mahometism explained«, verfaßt von einem Hindu mohammedanischen Glaubens†††.

* Burnel: South Indian Paleography, 57.
** Steinschneider: Polemische und apologetische Literatur, 56.
*** Byzantinische Zeitschrift, IV, 401.
**** Encyklopedya powszechna, XXV, 32, 1867.
† Fleischer: Catalogus librorum manuscriptorum Bibl. sen. Lipsiensis, p. 470, Cod 179 ‹XXIII›, Grimmae 1838.
†† Hartmann: Islam. Orient, 31.
††† Steinschneider: Polem. Lit., 15.

c) Fremde Sprachen in Samaritanerschrift.

Auch sonstige nichtchristliche und nichtmuslimische Völker identifizierten nie Sprachwechsel mit Schriftwechsel.

Die Samaritaner, die seit Jahrtausenden ihre ureigene Sprache nicht mehr sprechen, haben bis heute ihre charakteristischen samaritanisch-althebräischen Lettern im Gebrauch. Auch bei dieser kleinen zusammengeschrumpften Sekte besaß das herkömmliche Alphabet die Zähigkeit, fremder Schriftflut standzuhalten.

Das Gros der älteren samaritanischen Literatur ist in einem syrischen Dialekt ⟨Samaritanisch-Aramäisch⟩ geschrieben, zu welchem immer samaritanische Lettern verwendet wurden. Die jüngere samaritanische Literatur ist der Sprache nach hauptsächlich arabisch, wie die der meisten Nachbarn ohne Unterschied der Religionszugehörigkeit, doch wird ihre Sonderstellung durch die eigene alttraditionelle samaritanische Schriftverkleidung gewahrt.

Die Samaritaner in Kairo schicken im Jahre 1584 an Josef Scaliger ihr Geschichtsbuch Josue in arabischer Sprache und samaritanischer Schrift*, Cellarius, ein im 17. Jahrhundert lebender Gelehrter, erwähnt eine vollständige arabische Pentateuchübersetzung in samaritanischen Charakteren**. In der Petersburger Eremitage befinden sich samaritanische triglotte Manuskripte, in hebräischer, arabischer und aramäischer Sprache, alle in demselben Alphabet Samarias***. Während des 19. Jahrhunderts wurden viele alte samaritanische Werke, deren Sprache die Arabiens ist, die Schrift doch des alten Nablus, neu herausgegeben. Gesenius veröffentlichte arabische Lieder von Samaritanern in ihren sektiererischen Lettern****. Petermann edierte eine samaritanisch-arabische Bibelübersetzung derselben Gattung†. Eine samaritanische, aramäische und arabische Liturgiensammlung für den ersten Osterabend, alles im samaritanischen Alphabet, gab vor einigen Jahrzehnten Kohn heraus††.

Auf die Verwendung der samaritanischen Buchstaben für das arabische wies auch Renan in seinem Systeme der semitischen Sprachen ⟨I, 222⟩ hin.

d) Sprachen fremder Völker in jüdischer Schrift.

α) Syrisch und Arabisch in jüdischer Schrift.

Ausgiebiges, viele Länder und Sprachgebiete umspannendes Belegmaterial zum Thema Beharren der Schrift trotz Sprachwechsel, bietet das Judentum.

* R. Kirchheim: Introductio in librum Talmudicum de Samaritanis 55, Francof. a. M. 1851.

** Cellarius: Collectanea Historiae Samaritanae 46, Cizae 1688. ⟨Habent... etiam versionem Pentateuchi arabicam sed Samaritanis Litteris perscriptam.⟩

*** Kohn: Zur Sprache und Dogmatik der Samaritaner 215, Leipzig 1876.

**** Gesenius: Carmina samaritana 4, Lipsiae 1824.

† Petermann: Pentateuchus Samaritanus 1872, Berolini.

†† Kohn l. c. 8—45.

Der Jude nahm in der Diaspora fremde Sprachen sehr leicht an. Doch solange die Pfeile und Schleudern der fremden Glaubenssysteme am Erz jüdischer Bekenntnisstärke abprallten und das stille Kämmerlein teuerer und trauter Religionsgefühle sich in den Ansiedlungen der jüdischen Diaspora unversehrt erhielt, schwieg am Alphabet des Judentums die allmächtige Schere der Parzen. Alle die Sprachen, die, integrale Bekenner des Mosaismus zu literarischen Zwecken irgendwie verwendeten, wurden immer mit hebräischen Schriftzeichen geschrieben. Die meisten Literaturen des nahen Orients und des Okzidents besitzen einen Mitläufer in besonderer jüdischer Uniform. So manche Forscher, die sich den fremdsprachlichen jüdischen Schriftgebrauch nicht erklären konnten, witterten darin ein rassenmystisches Geheimnis. Adolf Jellinek schreibt: »In dem Transkribieren fremder Sprachen mit dem hebräischen Alphabet sind Partikularismus und Universalismus zu einer höheren Einheit ‹die Jellinek überall im Judentum feststellen will› vorhanden. ‹Der jüdische Stamm, 129›. Hier hat aber Rassenmystik nichts mitzureden.

Die älteste Sprache, die die Juden nach Verlust der hebräischen annahmen, dürfte die syrische gewesen sein, die aramäische. Wie selten eine wurde sie mit dem jüdischen Geistesleben eng verwoben, so daß sie für Jahrhunderte selbst die hebräische Sprache aus der lebenden Religionsliteratur der Juden verdrängte und selbst in der jüdischen Liturgie einen Platz einnahm. Im Idiom der Aramäer wurden bereits die letzten Teile des Alten Testaments, dann in der Hauptsache die beiden Talmude, die Targumim, viele Gebete, der Sohar usw. abgefaßt. Doch dieser gründlichen sprachlichen Aramäisierung, reihte sich keine Schriftgleichmacherei an.

Die gesamte jüdisch-syrische, aramäische Literatur ist in ihrem Alphabetäußern scharf von der, der nichtjüdischen Syrer geschieden. Selbst ursprünglich von christlichen Syrern abgefaßte Werke, wie z. B. das Targum zu Proverbien, wurden bei ihrem Übergang zu den Juden aus der syrischen Schrift in die hebräische transkribiert*.

Judäosyrisch als Literatursprache ist auch noch heute nicht ganz erstorben. Die Juden in Kurdistan und Salamas reden bis jetzt einen aramäischen Dialekt und bedienen sich seiner auch gegenwärtig in ihrer Partikularliteratur, jedoch zum Unterschied von ihren, syrische Schriftzeichen schreibenden christlichen Nachbarn, gebrauchen sie für dies Neusyrisch das hebräische Alphabet**.

Von den anderen Literaturen nichtjüdischer Semiten, besitzt die arabische bei den Juden einen mächtigen und bedeutungsvollen Doppelgänger. Die Juden, die während des arabischen Weltsturmes in den ersten Jahrhunderten nach der Hedschra, sich im großen Stile der arabischen Sprachgemeinschaft angliederten und ein bedeutendes Schrifttum philosophischen, allgemein wissenschaftlichen wie ritualistischen Inhalts erzeugten, bequemten das Hochidiom des Islam

* Herzog: Realencyclop. für prot. Theologie. III, 210.

** R. Duval: Les Dialectes neoaraméans de Salamas. Paris 1882. Ozar Yisrael ‹Hebräische Encyclopädie› II, 200, New York. Haschiloach, Odessa 1913.

an die Schriftzeichen der Gesetzgebung von Sinai. Kein einziges von einem Juden in arabischer Sprache verfaßtes Buch, selbst aus der Epoche maurischer Hochblüte, ist handschriftlich anders als in jüdischer Schrift zu finden*. Selbst alle Handschriften des berühmten philosophischen Buches von Maimonides, des Moreh Nebuchim, sind in keiner anderen Schrift auf uns gekommen, als in der hebräischen**. Die charakteristische Sonderstellung der Juden in der arabischen Literatur läßt sich oft sogar aus der Zitierungsart bei manchen Gelehrten ersehen. Der bekannte Arabist Munk z. B. führt gleichzeitig an, Epigramme eines muslimisch-arabischen Autors Aboul-Hosein ibn Djobeir und Gedichte eines Judäoarabers Moses Aben Ezra, die einen mit arabischen, die anderen mit hebräischen Charakteren***.

Auch die neuere Literatur der arabisierten orientalischen Juden wird ausschließlich mit hebräischen Lettern geschrieben. In Kalkutta erscheint das führende Journal der modernen arabischen Judenheit, das Organ der asiatischen Rothschilds, der Sassoons »The Jewish Gazetta Paerah« in arabischer Sprache und jüdischer Schrift****. In Bagdad wurden in neuester Zeit zahlreiche arabische Bücher mit hebräischen Typen gedruckt. In Tunis sind bei dem dortigen kleinen Judenhäuflein in den letzten fünfzig Jahren gegen fünfhundert jüdisch-arabische Schriftwerke nebst mehreren periodischen Blättern erschienen, sämtlich im Alphabet des Alten Testaments†. In Jemen erfreuen sich jüdisch-arabische Volkslieder noch jetzt großer Beliebtheit††. In der Königlichen Bibliothek in Berlin befinden sich vierzehn arabische Handschriften aus Jemen aus dem Jahre 1650 in hebräischer Schrift†††. Jüdisch-arabische Publikationen aus den letzten Jahren gedruckt in Aleppo, Bagdad, Bombay, Kalkutta, Jerusalem, Algier, Livorno; Übersetzungs- und Unterhaltungsliteratur, Poesie, Ritualia, Liturgie, Exegese, 103 an der Zahl, besprach Bacher unlängst††††.

Die arabische Schrift als solche war den Juden bekannt. Samuel Hanagid und sein Sohn Josef verdankten zum großen Teil ihren Reichtum und ihre Ehre, der Kenntnis der muslimisch-arabischen Schrift. Jehuda ibn Tibbon befahl in seinem Testament, seinem Sohne die arabische Schrift zu erlernen. Salomo ibn Ja'isch soll seinen Kommentar ursprünglich in arabischen Charakteren geschrieben haben und erst Josef ibn Nechemias transkribierte ihn nach Art der Juden§. Jüdische Geschäftsleute mußten das arabische

* J. Dernbourg: Version Arabe du Pentateuque par R. Saaddja ben Josef el Fayoumi. Préface. Paris 1893.

** S. Munk: Le Guide. Préface. Paris 1856.

*** Idem: Mélange de Philosophie juive et arabe, 516, sq Paris 1859.

**** Encyclopädie des Islams, I, 1064.

† E Vassel: La litterature populaire des Israelites Tunisiens. Paris 1895.

†† W. Bacher: Ein hebräisch-arabisches Liederbuch aus Jemen in Berliners Festschrift.

††† Steinschneider: Verzeichnis der hebr. Hss. der Berl. Kön. Bibl. I, 61 sq.

†††† Zeitschrift für hebr. Bibliographie, Bd. VII, Bd. XII.

§ Steinschneider in Jewish Quarterly Review, XII, 623 sq.

Alphabet schon aus rechtlichen Gründen kennen, da arabische Dokumente in jüdischer Schrift vor einem mohammedanischen Gericht nicht klagbar waren*. Die Kenntnis der arabischen Schrift dürfte bei den Juden sehr verbreitet gewesen sein. Die älteren jüdischen Kursivschriften sollen von den arabischen Kursivschriftgattungen, dem Divany und der Talikschrift beeinflußt worden sein**. Dies alles änderte jedoch nichts an der gesamten Sachlage.

Literarisch lebte sich der maurische Jude bei allen Kulturbeziehungen nur in der hebräischen Schrift aus. Selbst arabische Werke mohammedanischer Herkunft, wenn sie beim jüdischen Lesepublikum Eingang finden wollten, mußten mit jüdischen Lettern umgeschrieben werden. Als Transkribent muslimisch-arabischer Werke hat sich im 13. Jahrhundert Schemtob ben Isak Tortosa einen Namen erworben***. Mohammedanisch-arabische Werke in jüdischer Umschrift sind auf uns in Menge gekommen. Sie sind literarhistorisch oft von ungewöhnlicher Bedeutung, da sich unter ihnen oft Bücher finden, die in der offiziellen arabischen Literatur, infolge ihres Inhalts von überfrommen Muslims verfolgt wurden und verloren gingen. Die Werke des berühmten muslimisch-arabischen Philosophen Averroes verdanken ihr Erhalten im Urtext fast ausschließlich dem jüdischen Versteck, so auch die arabische Übersetzung der Meteorologie von Aristoteles, wie eine Unzahl anderer hauptsächlich freidenkerischer Werke****. Manche mohammedanisch-arabische Literaturprodukte, die bei den Juden ihr Asyl fanden, verwuchsen so mit ihrer neuen Literaturheimat, daß sie als Erzeugnisse jüdischer Autoren von Literaturhistorikern lange angesehen wurden, so die Werke von Avenzoar al Kindi, von Honein ben Ishak†.

Aus ihrer reservierten Literaturhaltung traten die Juden des maurischen Kulturzeitalters nur damals hervor, wenn sie aus irgend welchem Grunde pro foro externo schreiben wollten und sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen beabsichtigten, sie veröffentlichten dann ihre Werke in einer doppelten Umschrift im hebräischen Alphabet für Juden, im eigentlich arabischen Alphabet für Muslims.

Fälle solcher doppelten Buchhaltung in der arabischen Literatur scheinen jedoch sehr selten gewesen zu sein. Es liegt nahe, daß Saadja Gaon seine Übersetzung der meisten Bücher des Alten Testaments in einer doppelten Transkription veröffentlicht hat††. Der Bericht Abraham Aben Esra's, daß Saadja seine Übertragung der Heil. Schrift, in der ausdrücklichen Absicht von Mohammeda-

* Maimonides: Responsen ⟨P'er Hador⟩ 110.
** Löw: Graphische Requisiten, 75.
*** Steinschneider: Arabische Literatur der Juden, XXIII.
**** Steinschneider: Introduction to arabic Literature of Jews in J. Qu. R. Bd. XII, 50 ⟨Jahrgang 1900.⟩
† l. c. 603.
†† Hartwig Dernbourg: Avant-propos in: Version arabe de Livre de Job, de Saadja etc. par W. Bacher, VII., Paris 1899.

nern gelesen zu werden, mit arabischen Buchstaben herausgab*, was ursprünglich von vielen Orientalisten wegen seiner Einzigartigkeit angezweifelt wurde**, dürfte auf Wahrheit beruhen. Die Saadjanische Übersetzung der Proverbien läßt deutlich erkennen, daß sie ursprünglich mit arabischen Charakteren geschrieben wurde***.

Einer doppelten Umschrift je nach der Leserkategorie bediente sich auch der Renegat Sad b. Mansur, dessen arabisches Buch »Kritik der Untersuchungen über die drei Religionen« ein Gegenstück zu dem bekannten »De tribus impostoribus«, sich in zwei Alphabetarten erhielt. Die hebräisch-schriftliche Version dieses Buches ist nicht viel jünger als die Abfassung und dürfte vielleicht vom Verfasser selbst herrühren****.

Das doppelte Umschriftwesen scheint jedoch keinen größeren Umfang angenommen zu haben. Wollte ein intelligenter Araber ein von einem Juden verfaßtes Buch lesen, wendete er sich direkt an das Original. Die Kenntnis der hebräischen Schrift war den Arabern nicht fremd. In einem arabischen Buche über die den Buchstaben innewohnenden Kräfte, ist die Reihenfolge der arabischen Buchstaben in genauer Übereinstimmung mit dem Nacheinander der hebräischen Schriftzeichen geordnet†. Arabische Autoren beziehen sich oft auf jüdisch-arabische Bücher, von denen eine Umschrift nirgends erwähnt wird. Das philosophische Hauptwerk von Maimonides wurde im 13. Jahrhundert von dem muslimischen Araber Tabrizi kommentiert††. Auch die philosopischen Schriften von Saadja, deren Transkription sonst unbekannt ist, wurden von dem Muslim Ibn Ishak beurteilt†††.

β) Süd- und westeuropäische Sprachen in jüdischer Schrift.

I.

Gerade wie auf dem Sprachgebiete der semitischen Aramäer und Araber, richtete sich das glaubensstarke, unversehrte Judentum auch auf den Sprachgebieten der Indoeuropäer ein. Der Unterschied des Sprachsystems beeinträchtigte nicht die Stoßkraft der Schrift der Synagoge, ebensowenig wie die arabische Schrift in ihrem Siegeszug in Persien, Indien usw. unter dem Gegensatz zwischen Dreilettrigkeit und Inflexion einerseits, und Vokalfestigkeit und Präfigiertheit andererseits litt.

* Abraham Aben-Esra: Kommentar zu Genesis II. 11.

** J. Dernbourg: Version arabe du Pentateuque de Saadja. Préface. Paris 1893. S. Meklenburg in Jost's Annalen, S. 228. Dukes im Orient IV. ⟨1843⟩.

*** J. Dernbourg: Version arabe des Proverbes. Avant-propos hebreux. Paris 1894.

**** M. Steinschneider: Arabische Literatur der Juden, 39.

† Ahlwart: Verz. d. arabischen Hss. der Kön. Berliner Bibl. III. ⟨IX.⟩, p. 516, Nr. 4137.

†† Grätz: Geschichte der Juden V. 305, Leipzig 1871.

††† Steinschneider: J. Qu. R. XII. 616, vgl. idem: Arab. Lit. d. Juden, 218.

Das griechisch sprechende integrale Judentum des Mittelalters besaß ein von den Christen griechischer Zunge durch Alphabetverschiedenheit separiertes Schrifttum. Auf diese vergessene Literaturgattung machten in neuerer Zeit mehrere Sprachforscher die Gelehrtenwelt aufmerksam, so M. Papageorgios auf dem 5. Orientalistenkongreß in Rom im Jahre 1899.

Das älteste uns bekannte jüdisch-griechische Druckwerk, ist die in der Konstantinopler Polyglotte im Jahre 1547 gedruckte griechische Bibelübersetzung mit jüdischen Typen*, eine Übersetzung, deren Entstehungszeit, nach der Sprache zu beurteilen, noch um paar Jahrhunderte vor der Drucklegung zu antedatieren ist**. Proben aus dieser Bibel ⟨Specimina versionis judaicae graeco-barbarae⟩ gab bereits Wolf vor zwei Jahrhunderten in seiner Bibliothek***. Die im jüdischen Alphabet veröffentlichte Bibelübertragung, wird von Linguisten als wertvolles Sprachdokument angesehen, da sie uns den Volksdialekt von Konstaninopel in den letzten Jahrhunderten vor dem Fall Ostroms bietet, ohne Zugabe, der bei den orthodoxen Hellenen üblichen altklassischen Schönheitspflaster****. Zu bemerken ist noch, daß diese Bibelübersetzung eine unerhörte Neuerung auf den byzantinischen Sprachgebiete war. Die erste neugriechische Bibel, von einem Christen übertragen, erblickte das Tageslicht erst im Jahre 1638†.

Handschriftlich existieren jüdisch-griechische Literaturerzeugnisse im hebräischen Alphabet, die noch älter sind als die Konstantinopler Polyglottenbibel, so die jüdisch-griechische Übersetzung des Jonas-Buches in hebräischen Charakteren, die sich gegenwärtig handschriftlich in Oxford†† und auch in Bologna befindet. Jonas wird bis heute in Griechenland am Versöhnungstage zu Mincha griechisch vorgelesen ⟨M. Grünwald: Sitten und Bräuche der Juden im Orient 3, Wien 1894.⟩

Eine merkwürdige Literaturerscheinung ist die neugriechische Liturgienproduktion der Juden in hebräischer Schrift. M. Papageorgios††† veröffentlichte vor einigen Jahren vier jüdisch-neugriechische Klagelieder in vokalisierter hebräischer Schrift, nebst griechisch-schriftlicher Transkription, die die neugriechisch redenden Juden am Fasttag des 9. Ab anzustimmen pflegen. Ein judengriechisches Purimlied publizierte unlängst Schwab††††. Das British Museum besitzt zahlreiche judengriechische Poeme, Elegien, auch ein Pessachlied, das den Untergang des Ägypterkönigs im Schilfmeer schildert, alle in hebräischen Lettern§. In der Bodleiana befinden sich mehrere

* Emile Legrand: Bibliotheque hellenique, II, 159, Paris 1885.
** Jewish Encyclop., VII, 311.
*** Wolf: Bibliotheca hebraica, IV, 219.
**** L. Belleli: Une version grecque du Pentateuque in: Revue des études grecques, III, 289, Paris 1890.
† R. E. f. pr. Th., III, 18.
†† Catalogue of Hebrew Mss. in the Bodleian Library No. 1144.
††† M. Papageorgios: Hebraio Hellenica 1901.
†††† M. Schwab: Revue des études grecques XXIV, 152—167, Paris 1911.
§ G. Margoliouth: Catalogue of the Hebrew etc. Mss. in the British Museum, I, 180, London 1899.

neugriechische, hebräisch schriftliche, religiöse Hymnen der Juden*. Die Korfioter Juden haben noch gegenwärtig eigene, neugriechische mit hebräischen Lettern aufgezeichnete Gesänge, die sie am Wochenfeste, am Neumond Adar usw. anstimmen.

In der durch jüdische Charaktere kenntlich gemachten neugriechischen Judenliteratur ertönte einst auch die Leier der profanen Muse, brauste früher auch der Trubel und das Gewoge des weltlichen Elements. Die Korfioter Juden z. B. verfaßten zu Ehren Napoleons nach dem Falle der venetischen Tyrannenrepublik eigene Lieder. Auch von Christen gedichtete Profanlieder, wie z. B. die Klage der Mutter über den Verlust ihres Sohnes, wurden zuweilen von den Juden übernommen und in ihre spezifische Literatur einverleibt**.

Die Juden verwendeten literarisch die griechische Sprache nicht erst in den letzten Jahrhunderten. Im Altertum tönte das Idiom der Hellenen weit in den Wohnsitzen der jüdischen Diaspora, Alexandrien voran. Die antiken Juden Alexandriens waren schriftstellerisch in großem Umfange tätig und hinterließen die philosophischen Werke Philos, die Septuaginta, manche originalgriechische Apokryphen und Pseudepigraphen, den Aristeasbrief, Grabesinschriften auf verschiedenen altertümlichen Coemeterien. Diese ganze Nachlassenschaft kam auf uns fast ausschließlich in christlicher Überlieferung in griechischer Schrift. Doch schließt dies nicht die Möglichkeit aus, daß die integralen Juden schon in der Antike Griechisch mit jüdischen Lettern schrieben.

Für die Existenz einer griechisch-sprachlichen Literatur in hebräischer Schrift schon in der Antike, spricht so manches. Der Grundsatz, daß für fremde Sprachen immer die hebräische Schrift zu gebrauchen ist, bestand schon in der rabbinischen Literatur des Altertums; gelehrte Träger der Tradition verurteilten fremdsprachige Bibel in heimatlicher Schrift, und legten besonderen Nachdruck auf den Makel griechischschriftlicher Bibel***. Es ist daher mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß damals in der Diaspora große Judengruppen vorhanden waren, die den rabbinischen Verordnungen Folge leisteten und ein besonderes Schrifttum im Alphabet Palästinas schufen.

Diese Vermutung wird durch eine Bemerkung in einem Bericht des antiken lateinischen Kirchenschriftstellers Filastrius gestützt. Filastrius akzentuiert, indem er von den zweiundsiebzig gescheiten und vernünftigen Dolmetschern erzählt, die die hebräische Sprache des biblischen Urtextes ins Griechische übersetzten, daß sie diese Übersetzung »mit griechischen Buchstaben herausgaben«****. Diese besondere Hervorhebung, daß die Septuaginta in griechischer Schrift

* Bodleian Library No. 2379, 2503, 2504, 2506.

** Jewish Encyclop, VII, 311.

*** vgl. Ende dieses Kapitels.

**** Filastrius: Diversarum Haereseon liber. Migne CXIV, 6. »Septuaginta duo sapientes ac prudentes viri interpretes . . . hebraeam linguam Graeco sermone interpretati, Graecis litteris ediderunt.«

von den ursprünglichen Übersetzern veröffentlicht wurde, erweckt den sicheren Eindruck, als wenn Codices der Septuaginta auch in einer anderen als griechischen Schrift kursiert hätten. Haben doch altrabbinische Autoritäten den Tag, an dem die Septuaginta in griechischer Schrift übertragen wurde, für ein Unglücksdatum erklärt. Es fanden sich gewiß Juden, die die siebzig Interpreten zu entschuldigen suchten und ihnen einen griechischen Codex in hebräischer Schrift zuschrieben. Sonst hätte die gleichzeitige Mitteilung Filastrius, von der Übertragung ins Griechische und von der Verwendung der griechischen Schrift nicht den geringsten Sinn.

Im Talmud und Midrasch werden die dort zuweilen angeführten Zitate aus Aquilas Bibelübersetzung, in hebräischer Schrift gebracht, was an und für sich auch nichts anderes, als eine Anpassung an die Schrift des Zitierenden sein kann. Der bekannte jüdische Gelehrte S. L. Rapaport vermutete jedoch, daß Aquila seine griechische Übersetzung mit hebräischen Lettern schrieb. ⟨Steinschneider: Fremdsprachliche Elemente im Hebräischen, 4.⟩

II.

Das Alphabet Judäas erging auch über das alte Idiom Latiums. Doch ist diese jüdisch-lateinische Literatur von sehr geringem, kaum nennenswertem Umfang. Das Latein mußte infolge seines kirchlichen Charakters von den mittelalterlichen Juden gemieden werden und in der Antike redeten die apenninischen Juden kein Latein. In der Münchener Hofbibliothek befinden sich mehrere lateinische Beschwörungsformeln aus dem Mittelalter, deren graphisches Äußeres an Jerusalem gemahnt*. Ein vollständiges lateinisches Buch in hebräischer Schrift »De infelici conjugum statu« erwähnt Steinschneider**. Ein lateinisches Herbarium in hebräischer Schrift befindet sich in der Pariser Bibliothek ⟨Wolf III, 1210⟩.

Viel reicher als die klassische Sprache der ewigen Stadt stellt sich in jüdischer Kostümierung ihr unmittelbarer, bodenständiger Erbe, das Idiom des modernen Italien.

Die literarische Verwendung der italienischen Sprache durch die Juden ist sehr alt. Ihr Beginn reicht in eine Zeit zurück, wo erst auch die eigentliche italienische Literatur zu keimen anfing. Das älteste Schriftwerk im apulischen Dialekt stammt aus dem 13. Jahrhundert und trägt hebräisches Schriftgepräge***. Einen jüdisch-italienischen Hymnus von einem sprachlich noch halblateinischen Charakter erwähnt O. Schorr****.

Die jüdich-italienische Literatur, deren Umfang nicht gering gewesen zu sein scheint, wartet noch immer auf ihren Historiker. Schon eine rasche Rundschau fördert hier viel interessantes Material zu Tage. Das British Museum besitzt ein jüdisch-italienisches Poem

* M. Güdemann: Die Geschichte des Erziehungswesens der Juden in Italien. II, 333. Wien 1884.

** Steinschneider: In Monatsschr. f. Wissensch. des Judentums, XLII 317, Breslau.

*** Jewihs Encyclop, VII., 310.

**** Schorr: Hachaluz, IX, 54, cf Steinschneider l. c.

aus dem Jahre 1472, wie eines wahrscheinlich aus dem Jahre 1580*. Steinschneider beschreibt eine Sammlung von Manuskripten aus dem 16. Jahrhundert im Hebraeo-italienisch, die sowohl Privatdokumente, Stanzen über Frauen, Kalenderreime, wie auch philosophische und kabbalistische Abhandlungen enthalten**. Die Bodleiana ist im Besitze zweier italienischer Bibelübersetzungen in jüdischer Schrift, von denen eine aus dem Jahre 1590 stammt und von Jizchak ben Jeschua und Ephraim ben Jochanan herrührt, die andere hat Leo de Modena zum Autor***. Die Berliner Königliche Bibliothek besitzt eine italienische Übertragung in jüdischen Charakteren des philosophischen Hauptwerks von Maimonides, aus der Feder von Amadeo di Moisi ⟨Jedidja ben Mose⟩ aus dem Jahre 1583****. Glossare in italienischer Sprache in jüdischer Schrift zu hebräischen Werken philosophischen Inhalts gibt es sehr viele†. Mit der Herstellung solcher Glossare befaßte sich auch der Förderer der philosopischen Studien in Italien Guido Romano††. Judäo-italienische Predigten schrieben Abraham aus La Monte san Marino und Mordchai Dato†††. Mehrere italienische Grammatiken in hebräischer Schrift kennt Steinschneider††††.

Von jüdisch-italienischen Druckwerken ist folgendes bekannt: Die jüdisch-italienischen Gebetbücher Thfiloth Vulgar, wie auch Thfiloth Latin aus dem Jahre 1509§, die im Jahre 1550 in Mantua veröffentlichte Übersetzung der hebräischen Abhandlung über Geometrie von Moses Provinziale durch Josef Schalit§§, der Mischnatraktat Abboth, der im Hebräoitalienisch im Jahre 1587 erschien§§§, die von Samuel Castelnuovo im Jahre 1609 in Venedig veröffentlichte Übersetzung des Gebets aus Moses Rieti's Nachahmung der göttlichen Komödie von Dante§§§§, der anonyme judäo-italienische Purimhymnus der im Jahre 1619 erschienen ist*, die Vereinsstatuten einer jüdischen Gesellschaft in Venedig zur Verheiratung der Jungfrauen**.

Die judenitalienische Literatur hatte unter kirchlicher Unduldsamkeit viel zu leiden. Italienische Übersetzungen des Pentateuchs für Juden wurden nie gedruckt, weil die päpstliche Zensur und die heilige Inquisition es nicht gestatteten. Auch gegenüber dem Judenitalienischen im Privatleben übte die Kirche Repressalien. Papst Paulus IV. ⟨1555 bis 1559⟩ wie Pius IV. ⟨1560 bis 1565⟩ erklärten italienische

* Margoliouth l. c. No. 2083, p. 713, No. 656, p. 129.
** Steinschneider: l. c. 317.
*** Bodleiana No. 39, p. 7, No. 168, p. 27.
**** Steinschneider: Verz. d. hebr. Hss. der Berliner Königlichen Bibliothek, I, 33.
† Steinschneider: Monatsschr. XLII, 322.
†† Elbogen: Ein hebräisch-italienisches Glossar in: Berliners Festschrift 65.
††† Steinschneider: l. c. 319.
†††† l. c. 322.
§ l. c. 319.
§§ l. c. 466.
§§§ Güdemann: l. c. 206.
§§§§ Steinschneider, l. c. XLIII 92.
* l. c.
** l. c. 473.

Geschäftsbücher, die anders als mit lateinischen oder vulgär-italienischen Lettern geschrieben werden, als ungültig*. Die Ungiltigkeitserklärung hat jedoch ihr Ziel nicht erreicht. Noch Jahrhunderte später gebrauchte das italienische Judentum das Alphabet seiner Bibel. Im Jahre 1698 sah sich in Rom der Vizeregent Sperelli veranlaßt, an die Judenschaft den Befehl zu wiederholen, Italienisch mit den bei den Christen üblichen Lettern zu schreiben und die Beschlüsse der jüdischen Gemeinde in Rom in italienischer Sprache und Schrift zuverzeichnen**.

Die jüdische Schrift behauptete sich im Tiberlande, solange die althergebrachte Glaubensform der Juden den Einflüssen der fremdgläubigen Majorität zu trotzen vermochte. In Korfu wurde Italienisch mit jüdischen Lettern noch im 19. Jahrhundert geschrieben***. Italienische Elegien aus Korfu in hebräischer Schrift besitzt das Britische Museum****.

Die Befolgung der allgemein glaubenshistorischen Norm durch die italienischen Juden erlitt ebensowenig wie bei den griechischen Juden des Mittelalters, den spanischen Muslims, durch allgemeine Kultureinflüsse allein, irgendwelche Einbuße. Die Juden Italiens standen auch zur Zeit ihres Schriftseparatismus in regen Beziehungen zur Kultur der Christen des Apenninlandes. Amadeo de Moisi, der Übersetzer des Maimonideischen Hauptwerkes hatte, wie ein stillschweigendes Zitat in der Einleitung zum italienischen »Führer« zeigt, auch seinen Tasso inne und beweist durch seine meist richtige Widergabe der wissenschaftlichen Termini, durch die im Lateinischen und in den modernen Sprachen meist üblichen Bezeichnungen, seine Vertrautheit mit der wissenschaftlichen Literatur seiner Tage†. Seine Übertragung, die neben der von Petro de Toledo zirka 1430 hergestellten, bis in die jüngste Zeit gänzlich unbekannten kastillischen Übersetzung, die älteste Translation des »Moreh« in eine lebende europäische Sprache darstellt, exzelliert auch »an Fluß der Rede und Einfachheit des Vortrages, verbunden mit einer seltenen Durchsichtigkeit des syntaktischen Gefüges und Satzbaues«. Proben aus dieser Übertragung in lateinischer Umschrift, veröffentlichte vor zirka zwei Jahrzehnten G. Sacerdote††.

Die Juden rezipierten in ihre jüdisch-italienische Sonderliteratur, auch von italienischen Nichtjuden verfaßte Werke, indem sie dieselben transkribierten, wie zum Beispiele die sechsunddreißig Gesänge des Orlando furioso von Ariosto, die in einer hebräischen Umschrift aus dem Jahre 1600 vorhanden sind††† oder das christlich-italienische Volkslied in hebräischer Transkription, das Steinschneider anführt††††.

* Wagenseil: Belehrung der jüdisch-deutschen Rede- und Schreibart Fürtrag ⟨Constitutio cum minus 3⟩, Königsberg 1696.

** Berliner: Geschichte der Juden in Rom, II 189, Frankfurt 1893.

*** Jewish Encyclop., VII 310.

**** Margoliouth: Catalogue Nr. 690, II, 345.

† David Kaufmann: Archiv für Geschichte der Philosophie, XI., 335–374. Gesammelte Schriften, hrg. von M. Brann, II., 83, Frankfurt am Main 1910.

†† G. Sacerdote in: Rendicoti de R. Academia dei Lincei 315, 1892.

††† Bodleiana Nr. 2001, p. 687.

†††† Steinschneider: Monatsschrift, XLII, 317.

III.

Einst gab es auch einen in Bezug auf Schrift gesonderten jüdischen Mitläufer der französischen Literatur. Als jedoch zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Juden aus dem Reiche der allerchristlichsten Könige vertrieben wurden und die französisch redenden Bekenner des Mosaismus bald in den Judenschaften anderer Länder, speziell in der Westdeutschlands aufgingen, nahm diese judäo-französische Literatur ein rasches Ende.

Versprengte Überreste der Literatur der ehemaligen französischen Judenschaft in französischer Sprache haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Vor allem die im Vatikan sich befindende Elegie aus dem Jahre 1288, die anläßlich des Märtyrertodes von dreizehn Juden in Trecis verfaßt wurde und bereits älteren Bibliographen, wegen ihres hybriden Schriftcharakters aufgefallen ist. Bartolocci in seiner Bibliotheca rabbinica erwähnt im Jahre 1693 diese »Lamentationes«, die »lingua quidem gallica, sed characteribus hebraicis« geschrieben sind. Eine Umschrift und sprachliche Analyse dieser Elegie, »die so wegen der Einfachheit und der Naivetät des Ausdrucks, wie wegen der in ihr enthaltenen Gefühlsenergie bemerkenswert ist«, veröffentlichte Darmstetter*.

Dann befindet sich noch in der Berliner Königlichen Bibliothek eine judenfranzösische, medizinische Abhandlung über das Fieber aus demselben Zeitabschnitte mehr weniger**. Über diese kuriose Produktion eines jüdisch-altfranzösischen Adepten Äskulaps, erstattete Steinschneider in Virchovs Archiv für Pathologische Anatomie Bericht***. Trotz des literarischen Separiertseins steht diese Studie auf der wissenschaftlichen Höhe ihrer Zeit. In der Disposition wird der Typus von Galen beibehalten. Die Belegquellen sind erstklassig arabische und griechische ⟨Dioscorides, Galen, Constantin Platearius, Almansor, Avicenna⟩. Größere Partien schließen mit gereimten Versen****.

Judäofranzösische Glossare sind in den verschiedensten Bibliotheken zahlreich vertreten. Im Britischen Museum befindet sich eine französische interlineare Übersetzung des Buches Genesis in jüdischer Schrift†. Eines der altfranzösischen Glossare in jüdischen Charakteren wurde vor ein paar Jahren durch Neudruck der weiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht††. Französische Glossen, kurze Erklärungen, Bemerkungen in hebräischer Schrift auf alten Handschriften, gibt es eine unübersehbare Menge. Darmstetter schätzt ihre Zahl auf hunderttausend, wovon 2500 bei Raschi, die ein seltenes

* Darmstetter in Romania, III, 460 ⟨Recueil trimestriel publié par Paul Meyer et Gaston Paris⟩.

** Steinschneider: Hebräische Hss. d. Berl. Kön. Bibl., II, 85.

*** Archiv für Pathol. Anat., Bd. 136, Jahr 1894.

**** Österreicher: Beiträge zur Geschichte der jüdisch-französischen Sprache und Literatur, 4 ⟨XXII. Jahresbericht der griech.-orth. Oberrealschule⟩, Czernowitz 1896.

† Margoliouth: Catalogue, I, 80.

†† Lambert et Baudin: Glossaire hebreu-francais du XII. siecle, Paris 1905.

Monument der Sprache von Champagne des 11. Jahrhunderts darstellen*. Linguistisch interessant sind auch die jüdisch-französischen Glossen des berühmten Rabbiners Gerson aus Metz, die Brandin neulich bearbeitete ⟨Paris 1902⟩.

In der Baseler Bibliothek soll sich eine altfranzösische Übersetzung der Sabbathlektionen in jüdischen Buchstaben befinden**.

Wie es scheint, waren einst auch jüdisch-französische Kriegserzählungen, »chansons de geste«, im hebräischen Alphabet vorhanden. So geht es mindest aus den Worten eines altfranzösischen Rabbiners hervor***.

Auf gallischem Boden fand das dann aus dem Frankenlande vertriebene Judentum im päpstlichen Avignon Zuflucht. In dieser kurialen Enklave des französischen Südens redeten die Juden provenzalisch und produzierten sehr lange in der Sprache der Troubadouren literarische Erzeugnisse in hebräischer Schrift. Erhalten aus früher Zeit von dieser Literatur hat sich ein Poem im oktosyllaben Vers »Roman du Esther« von Crescar de Caylar ⟨Caslari⟩ aus dem Jahre 1322****, wie einige Verse, die der Parodie des Mâitre Leon de Bagnols ⟨1319—1322⟩ folgen†. Ein judäoprovenzalisches Geschäftsmanuskript »Geschäftsführungsbücher des Mardoche Josef, Banquiers und Kaufmanns in Marseille« aus dem 16. Jahrhundert, in 48 Blättern bestehend, bildete unlängst den Gegenstand eines Referats von M. Schwab, auf einer Sitzung der Academie des Inscriptions et belles Lettres in Paris††. Ein Buch im avignonesischen Dialekt, in hebräischen Charakteren erwähnt auch der französische Gelehrte Josef Scaliger, der im 16. Jahrhundert lebte†††.

Die jüdisch-provenzalische Sonderliteratur wurde von der modernen, entkonfessionalisierenden Kultur der Vergessenheit und Zerstörung preisgegeben. Dennoch ist Glaubenszähigkeit oft stärker, als die Erfordernisse der Anpassung. In manchen Gemeinden der Provence haben Reste der charakteristischen judäoprovenzalischen Literatur noch heute aktuelle Bedeutung. Bei gewissen Feierlichkeiten und Zeremonien ⟨z. B. Beschneidungsfest, Purim⟩ sind noch in der Gegenwart bei den provenzalischen Juden gewisse Lieder in Gebrauch, in denen abwechselnd ein Vers hebräisch und der andere provenzalisch in jüdischer Schrift läuft. Don Pedro II. d'Alcantara, Kaiser von Brasilien, hat einige dieser naiven Gesänge für Familienfeste, die an die Weihnachtslieder ⟨noëls⟩ der katholischen Kirche erinnern und aus dem 17. oder 18. Jahrhundert stammen, veröffent-

* Darmstetter: Romania, I, 176.

** Zunz: Gottesdienstliche Vorträge, 442, Anmerkung b, Berlin 1832.

*** Juda Sir Léon in Thosphoth zu Schabbath, 112 a.

**** Romania: XXI, 196—227, 1892. Histoire Littéraire de la France, XXXI, 649, Paris 1893.

† Romania, XXI, 195.

†† Orientalische Literaturzeitung, XVI, 324, J. 1913.

††† Wagenseil: Belehrung der Jüd.-Teutsch. Rede- und Schreibart. Fürtrag.

licht*. Manches neuere jüdisch-provenzalische Lied publizierte auch Sabatière**.

IV.

Eine viel tiefer, sowohl in zeitlicher, wie in numerischer Hinsicht ins Leben der Juden eingreifende Stellung, als die aller Sprachen des mittelländischen, mittelalterlichen Europa, nahm das Idiom der Kastillier ein. Die Sprache Lope de Vega's wird noch heute von einer guten halben Million, meist integraler Juden, in Westasien, Nordafrika, auf der Balkanhalbinsel und in zahlreichen spagnolischen Kolonien Mittel- und Westeuropas gesprochen. In Wien im Türkentempel in der Zirkusgasse, wird noch heute spanisch gepredigt.

Das spanisch redende Judentum ist auch im Besitze einer ziemlich umfangreichen Literatur in spanischer Sprache und jüdischer Schrift, die weit an Bedeutung die spezifischen Judenliteraturen Byzanz', Italiens, Nordfrankreichs und der Provence übertrifft. Eine bibliographische Übersicht der jüdisch-spanischen Literatur gab Grünbaum heraus***.

Fast die gesamte jüdisch spanische Literatur entstand, in der Zeit nach der Vertreibung der Juden aus der iberischen Halbinsel, in der verschiedensten Herren Ländern, im fernen Auslande. Doch war diese territoriale Trennung nicht im geringsten Ursache der Schriftverschiedenheit, der spezifisch jüdischen Literatur in der Sprache der Hidalgos. Die Anfänge der jüdisch spanischen Literatur reichen bis in die Zeit vor der Vertreibung durch Ferdinand den Katholischen zurück ⟨1492⟩. Es hat sich ein spanisches Gebetbuch in jüdischen Lettern aus dem 14. Jahrhundert**** erhalten, wie vier Briefe derselben Art aus der Zeit kurz vor der Verbannung†. Erwähnt wird eine jüdische Estherrolle in spanischer Sprache im Jahre 1345 in Saragossa, doch läßt sich über ihr graphisches Äußeres nichts aussagen, da unsere Quelle darüber vollständig schweigt, doch war es höchstwahrscheinlich hebräisch††. Das erste jüdisch-spanische Druckwerk erschien zu einer Zeit, als die Generation, die Spanien verließ, noch am Leben war ⟨1509⟩.

Spanisch wurde von Juden auch im Zeitalter vor der Aufklärung zuweilen mit lateinischen Lettern geschrieben, aber nur dann, wenn die Schreiber in einem christlichen Milieu erzogen wurden und formell ganz christianisiert waren. Die spanische Literatur der Marannen war lateinschriftlich.

Das integrale, spanische Judentum, das die Schule des Scheinchristentums nie durchgemacht hat und sofort nach der Verkündigung des Ausweisungsdekretes im Jahre 1492, dem stiefmütterlichen

* Don Pedro, II, etc.: Poesies hebraico provençales. Avignon 1891.
** E. Sabatière: Chansons hebraico provençales. Nîmes 1874.
*** M. Grünbaum: Jüdisch-spanische Chrestomatic, Frankfurt a. M. 1896.
**** Ozar Jisrael ⟨Hebrew Encyclop.⟩ V, 73.⟩
† Francisco Fernandez y Gonzalez in: Bolletin de la Real Academia de la historia. Tome V, fasc V, p. 299. Madrid 1884. Revue des Études juives X, 243.
†† Ribsch: Responsen Nr. 348, p. 107, Lemberg 1805.

Vaterlande den Rücken kehrte, lebte in einem bewußten Schriftgegensatz zu der nach außen christianisierenden Marannenjudenschaft. Marannojüdische, lateinschriftliche Bücher in spanischer Sprache wurden für die traditionstreuen, rückgratstarken Juden in hebräischer Schrift umgeschrieben oder umgekehrt, wollte man den Marannen ein hebräisch schriftliches Buch in spanischer Sprache zugänglich machen, so mußte man diese im lateinischen Alphabet umschreiben. Die in hebräischer Schrift im Jahre 1547 in Konstantinopel erschienene spanische Bibelübersetzung, wurde in Ferrara im Jahre 1553 neu in lateinischen Charakteren abgedruckt. Das Buch »Regimento de la Vita«, das im Jahre 1564 in Saloniki in rabbinischer Schrift das Tageslicht erblickte, bekam in der Amsterdamer Druckpresse im Jahre 1729 eine lateinschriftliche Uniformierung. Das Hohelied von Lanado erschien in Venedig ⟨1619, 1654, 1801⟩ in jüdischer Schrift, im marannenjüdischen Amsterdam in lateinischer Schrift. Ebenso bekamen die bei der spanischen Judenschaft populären »Orden de Oraciones« schon eine hebräische, schon eine lateinische Umschrift, je nach dem Publikum, für das es bestimmt war*.

Die spanische Literatur der Juden der Neuzeit entfaltet in zahlreichen Zeitschriften, Broschüren, Dichtungen ⟨Coplas de Joseph, Cantaras, roscas⟩ und ernsten Abhandlungen eine rege Tätigkeit. Obwohl ihr Hauptsitz der Balkan, besitzt diese Literatur Beziehungen auch zur westeuropäischen Welt. Im letzten Vierteljahrhundert wurden viele französische Werke ⟨Dramen von Racine, Molière, Novellen, Erzählungen⟩, wie auch englische ⟨Historia universal⟩ in die Sprache der vielhundertjährigen Exulanten der iberischen Halbinsel übertragen, alle im hebräischen Alphabet**. In der aus 350 Büchern bestehenden jüdisch-spanischen Bibliothek, die Deinard im Orient sammelte und dann an das Rabbinerseminar in New York schenkte, befinden sich viele moderne Romane***.

γ) Deutsch in jüdischer Schrift.

I.

Von allen spezifisch jüdischen Literaturen in den Sprachen der Arier ist zweifelsohne bei weitem die größte die der deutsch redenden Judenschaft. Diese besteht aus zwei Flügeln, aus einem jüdisch-mundartlichen, dann linguistisch auch selbständig gewordenen jiddischen und aus einem hochdeutschen, beide im jüdischen Alphabet.

Der ältere, bedeutend umfangreichere und zähere Teil ist der jüdisch-mundartliche. Ausführliche Geschichtswerke über die jüdisch-mundartliche germanische Literatur wurden in neuerer Zeit mehrere

* Jewish Encyclop., III, 186.
** ib. VII, 326.
*** Zeitschrift f. hebr. Bibl., XIII, 80.

wenn auch noch beiweitem nicht vollständige Darstellungen von Karpeles*, Wiener**, Pines*** veröffentlicht.

Die mundartliche deutsche Literatur der Juden in hebräischer Schrift schaut bereits auf eine ununterbrochene Entwicklung von sechs, wenn nicht mehr Jahrhunderten zurück. Die ältesten deutschen Handschriften im jüdischen Alphabet stammen aus dem 14. ⟨Übersetzung des Machsor⟩, bzw. 15. Jahrhundert ⟨Sefer ha-Gan von Isak ben Elieser, das Sefer Hamusar von Simeon ben Juda**** eine Übersetzung einzelner Bibelpartien aus dem Jahre 1421 Ms. Mantua†, eine medizinische Abhandlung aus dem Jahre 1499⟩, Jd. Eintragungen haben die Gemeindebücher Zürich, Breslau und Wiener-Neustadt, aus den J. 1372, 1435, bzw. J. 1491—1497. Ein jüdischer Gelehrter, Rabbi Jakob Levy in Mainz erwähnt im J. 1427 jüdisch deutsche Lieder über die 613 Gebote des jüdischen Ritus-kodexes††.

Die jüdisch-deutsche Literaturgattung war bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts so weit entwickelt und zu einer literarischen Selbstverständlichkeit geworden, daß, als damals der Talmudjünger Josef ben Mose sich weigerte, Kollektaneen seines Lehrers Israel Israels niederzuschreiben, vorgebend daß er rein hebräisch nicht gut schreiben kann, ihm seine Kollegen rieten, diese in deutscher Sprache zu schreiben†††.

Gegen die Wende des 15. Jahrhunderts hatte die satirische Poesie der deutsch redenden Juden selbst außerhalb des ethnographischen Deutschland eine nicht geringe gesellschaftliche Bedeutung. Bei einem zur damaligen Zeit stattgefundenen Krakauer Familienstreit Pollak Margulis wird berichtet, haben die Juden »zu Crackaw gar ein spöttlich Lied Gedicht umgemacht durch welliches ein großer Zankh und Widerwillen zwischen den Juden zu Crackaw erwagsen«. Dieser durch den Sukkurs der Musen verschärfte Streit lenkte auf sich sogar die Aufmerksamkeit der Behörden und die streitenden Parteien »mit viel tausend Gulden gegen der christlichen Oberkheit zu baiden seyten gestrafft sein worden«††††.

Das älteste uns bekannte jüdisch-deutsche Druckwerk wurde durch Elias Levita in Venedig im Jahre 1509 veröffentlicht. ⟨Die Erzählung von Bevy of Hamptoun⟩§. Einige Jahre später, im Jahre 1514. sah sich bereits ein deutscher, christlicher Gelehrter Johannes

* Karpeles: Geschichte der jüdischen Literatur, II.
** Wiener: The history of Yiddish Literature New York 1899.
*** Pines: Histoire de la littérature judéo-allemande, Paris 1911.
**** Jewish Encyclop., VII, 309.
† l. c., III, 191.
†† R. Jakob Levy: Kommentar zur Mischna, I, 17. Steinschneider: Archiv für das Bibliothekswesen, II, 13,
††† Josef ben Mosche: Leket Joscher, I, 4, Berlin 1903.
†††† Antonius Margaritha, Kap. 53, Jes. XVIIb.
§ Steinschneider: Archiv etc., II, 18, Monatsschrift für Wiss. d. J., XLII, 74.

Boeschenstein genötigt, die Umschreibweise deutscher Worte in jüdischer Schrift zu erklären *.

Jüdisch-deutsche Literaturwerke von der Zeit, die dem 14. Jahrhundert vorausging, sind auf uns nicht gekommen, dürften aber vorhanden gewesen sein. Die hebräische Bearbeitung der Tafelrunde, die aus dem Jahre 1271 herrühren soll**, läßt vermuten, daß die Juden bereits im 13. Jahrhundert in enger Fühlung mit der Literaturproduktion Deutschlands standen. Deutsche »Nixen« kommen in einer hebräischen Quelle bereits im 12. Jahrhundert vor***, was auf ein frühes Bekanntsein der Juden mit der deutschen Märchenwelt hinweist. Die ältesten deutschen Glossen in hebräischen Schriftwerken, sind bereits bei Raschi, einem nordfranzösischen Autor des 11. Jahrhunderts, zu finden.

Die jüdisch-mundartliche Literatur Deutschlands erlitt auf dem germanisch-ethnographischen Gebiete in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts einen schweren Stoß durch die Aufklärung, siechte jedoch dort noch tief ins 19. Jahrhundert hinein. Eine jüdisch-deutsch-mundartliche Satire erschien noch im Jahre 1856 in Fürth in zweiter Ausgabe****. Jüdisch-deutsche Bühnenstücke wurden für westösterreichische Juden in Wien in den vierziger Jahren aufgeführt †.

In Galizien, Rußland, Rumänien, Nordamerika befindet sich noch in der Gegenwart die jüdisch-deutsche Literatur in einer eigenen Mundart, die bereits zu einer sprachlichen Selbständigkeit ausgereift ist, in vollster Entfaltung. Die Schrift dieser sogenannten jidischen Literatur ist die hebräische.

Die hochdeutsche Literatur in jüdischer Schrift ist erst ein Kind der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Sie entstand, als der protestantisch-deutsche Literaturdialekt von den Juden rezipiert wurde und ihre konfessionelle Konsistenz noch so weit unbeschädigt war, daß Sprachwechsel für ihr Alphabet keine Wandlung hervorrufen konnte.

Die ersten hochdeutschen von Juden verfaßten Bücher ‹1770 Jehuda Minden: Übersetzung der Choboth Ha-lbaboth von Bachja, 1762 eine anonyme Historie, die dem Kreise der Genoveva-Sage hineinzugehören scheint› wurden mit hebräischen Typen gedruckt ††, ebenso die ersten von Juden redigierten Zeitungen in hochdeutscher Sprache: die Dyrrhenfurter privilegierte Zeitung ‹1771›, die Prager Monatsschrift ‹1802› †††. Moses Mendelssohn, die Leuchte der Aufklärung,

* Johannes Boeschenstein: Elementare Introductorium in hebraeas literas hebraice et teutonice legendas ‹Exemplare davon nur noch in Heidelberg und Oxford›.

** Neubauer: Revue des études juives, V, 242, J. 1882, cf. Steinschneider: Serapeum 1869, p. 246.

*** Thosphoth zu Joma 54 b. vgl. M. Grünbaum: Gesammelte Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde, 205, Berlin 1902.

**** Josef Herz: Posse S. Fürth 1856.

† Wolf: Geschichte der israel. Kultusgemeinde in Wien, 278, Wien 1862.

†† Steinschneider in Serapeum. J. 1864. p. 55.

††† Jewish Encyclop. IX. 602.

veröffentlichte seine in elegantem musterhaftem Hochdeutsch verfaßten Übersetzung des Buches Koheleth ⟨1770⟩, wie den des Pentateuchs ⟨1783⟩ in hebräischer Schrift*. Der Versuch, die Übersetzung des Pentateuchs auch in Fraktur zu drucken, erwies sich sofort beim ersten Bande als unpraktisch. Eine mit deutschen Frakturlettern gedruckte Bibelübersetzung fand bei dem damaligen, noch treu an seiner traditionellen Gestaltung festhaltenden Judentum keine Abnehmer**.

Mendelssohn veröffentlichte allerdings die Mehrzahl seiner Werke in deutscher Schrift, doch das geschah mehr pro foro externo, in seinem Privatleben bediente er sich auch für Hochdeutsch der jüdischen Schrift, so in seiner Korrespondenz an Juden, an seine Gattin ⟨Ges. Schriften. V. 419⟩, an Herz Hauberg ⟨V. 656⟩, an Sommerhausen ⟨V. 527⟩, an einen Unbekannten ⟨V. 527, vgl. auch VI. 446—455⟩. Auch der damalige Vorkämpfer der Assimilation, David Friedländer, brach nicht mit dem jüdischen Alphabet im Gebrauche für Hochdeutsch, er pflog sowohl seine Korrespondenz mit seinen jüdischen Freunden in einem mit hebräischen Charakteren geschriebenen Hochdeutsch***, wie er auch seine hochdeutsche Übersetzung der jüdischen Gebete mit hebräischen Buchstaben im Jahre 1786 druckte, erst Euchel zog im selben Jahre für ein jüdisches Andachtsbuch die deutsche Schrift heran. Die Berliner jüdische Gemeinde veröffentlichte noch im Jahre 1809, ihre hochdeutschen Bekanntmachungen in jüdischer Schrift****. Deutsche Privatdokumente in jüdischer Schrift waren bei den preußischen Juden um das Jahr 1812 so verbreitet, daß die preußische Regierung sich damals veranlaßt sehen konnte, an die Erklärung der preußischen Juden als Inländer. Als Bedingung die Aufhebung des jüdischen Schriftseparatismus in Preußen zu knüpfen. Doch hatte diese staatliche Maßregel nicht den gewünschten Erfolg. Die Wiederholung dieser Verordnung gegen die jüdische Schrift im Jahre 1847, dann die Hannoveranische Verordnung vom Jahre 1842, die Schleswigische vom Jahre 1854 bezeugen, wie zähe der Jude an seiner historischen Glaubensschrift trotz der Übernahme der deutschen Schriftsprache klebte.

Die Mutter Heinrich Heines korrespondierte mit ihrem großen Sohne in jüdischer Schrift. Im Jahre 1827 veröffentlichte in Hamburg ein Dr. Sc—tt eine Judenfibel oder Anweisung, die Judenschrift in paar Tagen lesen und schreiben zu können, da »die Juden an ihre Glaubensgenossen das Deutsche häufig mit hebräischen Buchstaben schreiben.« Der Historiker J. M. Jost druckte seine hochdeutsche Mischnahübersetzung mit hebräischen Lettern ⟨1832⟩. Seine Machsorübersetzung im hebräischen Alphabet publizierte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts auch S. M. Landau in Prag. Im Jahre 1838 erschien in Preßburg eine hochdeutsche Kombination von einem

* Zunz: Gottesdienstliche Vorträge. 451.
** M. Kayserling: Moses Mendelssohn. 298. Leipzig 1862.
*** Ludwig Geiger: Die Juden in der deutschen Literatur in: Monatsschrift für G. W. D. J., J. 1906, S. 355, Breslau.
**** Idem: Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland. V. 402.

Fahrplan und einem Baedecker in jüdischer Schrift »Der Reisegefährte oder Frankels Wegweiser vom Verfasser des Wegweisers zum Glück.« Jüdische Grabsteine in hebräischer Schrift und hochdeutscher Sprache waren in Berlin in den Jahren 1815—1835 in Mode. Gerade jene Intellektuellen, die von der hebräischen Sprachtradition nichts wissen wollten und selbst auf Epitaphien jede Spur des Idioms Palästinas bannten, also gerade jene, die einer unhebräischen, germanischen Synagoge zusteuerten und auf die Schaffung einer deutsch-mosaischen Kirche losgingen, suchten das Deutschtum des jüdischen Gottesackers mit hebräischen Lettern zu verbinden. ⟨Vergleiche die Grabsteine der jüdischen Gebildeten Berlins, aus jenem Zeitabschnitt mit ihren hochdeutschen Inschriften in hebräischer Schrift auf den Friedhöfen: Große Hamburgerstraße Nr. 319, 2743, 2742, 2715, 2711, 2769, 2649, 2477, 2478, 1876, Schönhauser Allee Nr. 1, 44, 77, 795, usw.⟩. David Friedländer ließ auf dem Grabmal seiner Frau ⟨Gr. Hamb. 741⟩ in deutscher Schrift nur den Namen der Verstorbenen meißeln, sonst ist das ganze Epitaphium judäohochdeutsch. Auf dem Grabmal der Recha Mayer, »des weisen Mendelssohns würdige Tochter«, befindet sich kein hebräisches Wort, nur reinstes Hochdeutsch in doppelter, sowohl hebräischer, wie deutscher Umschrift. Ein geheimer Medizinalrat bekam noch im Jahre 1857 in Berlin in der Schönhauser Allee statt einer hebräisch sprachlichen, ein hebräisch schriftliches Epitaph in deutscher Sprache. Die jüdische Schrift für Deutsch hielt sich im Privatleben der deutschen Juden sehr lange. In Böhmen erschien im Jahre 1885 in Prag ein Lehrbuch zum Schreiben deutscher Texte in jüdischer Kurrentschrift, da, wie ausdrücklich bemerkt wird, in Korrespondenzen der Juden für die deutsche Sprache die jüdische Schrift verwendet wird*.

Jenseits der Grenzmarken Deutschlands behauptet sich das jüdisch geschriebene Hochdeutsch noch bis in die Gegenwart hinein. In Budapest erscheint seit dem Jahre 1869 ununterbrochen ein hochdeutsches Tagblatt in hebräischer Schrift ⟨früher unter dem Namen »Pester Jüdische Zeitung«, seit 1887 als »Allgemeine Jüdische Zeitung«⟩. In Galizien in Drohobycz erblickt das Tageslicht seit vielen Jahrzehnten wöchentlich »Die Drohobyczer Zeitung« in hebräischer Schrift und unverfälschtem Deutsch; lange Zeit war diese Zeitschrift die einzige journalistische Expositur des Hochdeutschen in diesem österreichischen Kronlande. Aus früheren Jahrzehnten jüdisch-hochdeutscher Journalistik in Galizien sind zu notieren »Der galizische Bote« ⟨Lemberg 1861⟩, »Der Israelit« ⟨Lemberg 1869⟩. Die hochdeutsche Sprache fand eine traditionell-hebräische Unterkunft selbst jenseits des Ozeans. In New York redigierte Sahrasohn im Jahre 1872 eine »New Yorker jüdische Zeitung« in richtiger deutscher Schriftsprache, aber in hebräischen Schriftzeichen. Gebetbücher mit hochdeutscher Übersetzung werden noch gegenwärtig für die orthodoxe Judenschaft Ungarns und Westösterreichs, in jüdischer Schrift

* F. Friedrich: Wie lernt man hebräisch lesen, Prag 1885.

von der Firma Schlesinger in Wien und Budapest verlegt. Für die westliche Judenschaft werden auch in der neuesten Zeit von der englischen Bibelgesellschaft hochdeutsche Bibeln in jüdischer Schrift als »western Yiddish« gedruckt.

II.

Die jüdischen Literaturen germanischer Zunge werden von den modernen deutschen Intellektuellen vollständig ignoriert. Die jüdisch-hochdeutsche Literatur wird von keinem deutschen Literaturhistoriker mit einem Sterbenswörtchen nur erwähnt. Was schert die deutschen Gebildeten dieser einzigartige und einzige Doppelgänger en miniature der hochdeutschen Literatur. Allerdings ist das praktische Leben oft stärker als alle Vorurteile. Bei Wahlen erinnern sich der hochdeutschen Judenliteratur auch manche der vornehmtuenden Intellektuellen. Da gilt es zu den Wählern zu reden, in der ihnen bequemsten Art. Im Jahre 1911 während der Wahlkampagne wurden in Wien in der Leopoldstadt für die dort ansässigen galizischen und ungarischen Juden hochdeutsche Wahlaufrufe in hebräischen Charakteren gedruckt. Genosse Austerlitz, dem sonst das Judentum Hekuba ist, verfiel auf dies Agitationsmittel. In der Bukowina wendete sich in jener Wahlperiode sogar der Kandidat der christlichsozialen Partei in dem Wahlbezirke Wiznitz, an die dortigen Juden mit Wahlaufrufen desselben Typus, in einem jüdisch geschriebenen Hochdeutsch. Diese charakteristische Blüte der agitatorischen Anpassungsfähigkeit des österreichischen Antisemitismus, wurde dann in memoriam im Legitimationsausschuß des österreichischen Parlaments vorgezeigt.

Auch die jiddische Literatur wird von den neueren germanischen Philologen nicht zur Kenntnis genommen. Ein dumpfer, geistloser Isolierwinkel, der nicht der Erwähnung würdig ist.

Wie ungerecht! Schon ein flüchtiger Einblick in die neuzeitliche jidische Literatur fördert zu Tage, daß wir ein würdiges, europäisches Schrifttum vor uns haben, das an Leistung und Begabung den Literaturen eines großen Teiles der europäischen Völker, speziell der jüngeren Nationen des Ostens aus derselben geographischen Kultursphäre, zumindest nicht nachsteht. Die Nationalliteraturen der Rumänen, Ukrainer, Bulgaren, Finnen, Litauer usw. vermögen kaum einen Vergleich mit dem modernen jiddischen Schrifttum auszuhalten.

Die moderne jiddische Literatur besitzt einen großen Reichtum an Romanen, Gedichten, Dramen, populären wissenschaftlichen Erzeugnissen, die ganz dem abendländischen Geschmack entsprechen.

Jiddische Literaturerzeugnisse der neuesten Zeit, die in westeuropäische Sprachen übertragen wurden, haben in vielen ernsten Kreisen, sich Beachtung und Anerkennung errungen. Die jiddischen Gedichte von Morris Rosenfeld, durch Feiwel übersetzt, haben seinerzeit in Deutschland viel Erfolg geerntet. Die jiddischen Dramen von Asch wurden in guter Verdeutschung auf reichsdeutschen

Bühnen aufgeführt und haben vor mehreren Jahren viel Sensation gemacht. In Böhmen hat der bedeutendste Dichter des Tschechenlandes, der Christ Vrchlicki, die poetischen Produkte von Rosenfeld dem tschechischen Parnaß einverleibt. In Polen fanden die jiddischen Erzählungen von Abrahamowicz, in dem christlichen, nichts weniger als judenfreundlichen Schriftsteller Klemens Junosza, einen trefflichen Dolmetsch. Die jiddische Anthologie in englischer Übertragung in dem Literaturgeschichtswerke von Leo Wiener, verfehlte nicht ein gewisses Interesse hervorzurufen.

Auch die ältere jüdische Literatur in der jüdisch-deutschen Mundart, die in politisch viel ärgeren Verhältnissen, bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, hauptsächlich auf dem ethnographischen Gebiete Deutschlands zur Entfaltung kam, war unvergleichlich besser als ihr allgemein verbreiteter Ruf. Kenner der älteren jüdisch-deutschen Literatur, auch Christen, sind über sie des Lobes voll. Wagenseil sprach im Jahre 1715 von der »sonderbaren Anmut« der jüdisch-deutschen «Historienbücher«, da die Juden zu allen Zeiten »in Apologiis, Gleichnissen, Rätseln und lehrreichen Fabeln vor anderen Nationen Meister gewesen*, Ave Lallement äußert sich über das spezifisch jüdische Schrifttum deutscher Zunge folgendermaßen: » . . . So hat das Judentum in dieser unwirtsamen Verborgenheit, dem deutschen Volke eine ganz große und reiche Literatur erhalten, welche fast gänzlich unbekannt geblieben und am wenigsten als integrierender Bestandteil der deutschen Nationalliteratur erkannt worden ist. Aus dieser Literatur lernt man aber das sonderbar fremdscheinende und doch grunddeutsche Judendeutsch, mit seinen aus allen Jahrhunderten zusammengelesenen deutsch-dialektischen Eigentümlichkeiten begreifen**. Hermann Lotze bemerkte mit Bedauern »wie den Juden als solchen, so traf seine Literatur, die hebräische so gut wie die jüdisch-deutsche die Verachtung der Christen, die stolz und vornehm ignorierend auf jene herabsahen«***. Lotze führt darum »um den Beweis davon zu geben, welches Interesse einzelne Werke der jüdisch-deutschen Literatur gewähren«, ein längeres Zitat aus der jüdisch-deutschen poetischen Bearbeitung der Bücher Samuel in Frakturumschrift an****.

III.

Die Grenzpfähle der Schrift engten das deutschsprechende Judentum nie in einen Zustand verkümmerter Isolierung ein. Die jüdisch-deutsche Literatur entwickelte sich immer, im engsten Anschluß an die Literaturen der europäisch-christlichen Völker.

Die neuzeitliche jiddische Literatur ist sowohl hinsichtlich ihres Stils wie ihres Inhalts, ihrer Geschmacksrichtung, ästhetischer Hö-

* Wagenseil l. c. Fürtrag.

** Avé-Lallement: Das deutsche Gaunertum. III. 309.

*** Hermann Lotze: Zur jüdisch-deutschen Literatur in Archiv für Literaturgeschichte, 93, Leipzig 1870. (Herausgegeben von Richard Gosche.)

**** l. c. 94—101.

he, rein europäisch, ein regelrechtes Mitglied der modernen Kulturgemeinschaft des Okzidents. Jede Geistesbewegung, die durch Europa geht, findet in der jiddischen Literatur ein lautes Echo, jede Schule enthusiastische Adepten, jedes tonangebende Buch seine Nachbeter und -bildner.

Auch in der älteren jüdisch-deutschen Literaturzeit war der Anteil der Juden am Kulturleben ihrer christlichen Nachbarn ein vielanhaltender und tieferer, als selbst der rosigste Optimist glauben möchte.

Der literarisch gesonderte Jude Deutschlands früherer Zeit, hatte mit dem schöngeistigen Treiben der deutschen Christen enge Fühlung. Der Literaturhistoriker findet erstaunt in den Volksbüchern des Ghetto zahlreiche Märchen und Erzählungen, Sagenstoffe und Themen, die bei dem christlich-deutschen Volke jener Periode verbreitet waren: Till Eulenspiegel, die Geschichte des Fortunatus, des Kaiser Oktavianus, des Bauern Grill, die Sage vom König Arthur, von Dietrich von Bern, Tausend und eine Nacht, Bevy of Hamptoun, Sindinbad, Reisen von John Maundeville, Sigmund und Mageleine, Floris und Blanchefleur, selbst Bearbeitungen von Boccaz*. Manches jüdische Volksbuch war nichts mehr als eine jüdisch-schriftliche Edition eines bei den christlichen Deutschen allgemein gelesenen Volksbuches, so z. B. die jüdisch-deutsche Ausgabe von Till Eulenspiegel aus den Jahren 1538, 1539, 1761.

Das deutsche Lied erfreute sich ebenso eines regen Widerhalles bei den Juden dieser Epoche. Poetische Produkte der Juden, zuweilen selbst in hebräischer Sprache, wurden sehr oft nach der Melodie deutscher Lieder gesungen. Das Sabbatlied von Selmelin aus Erfurt, im Idiom der Hebräer, wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im »Herzog Ernsts Ton« in der Melodie des mittelhochdeutschen Gedichtes Herzog Ernst, das durch seine zwölfreimige Strophe charakteristisch ist, ein Lied von Menachem Oldendorf wieder in der Melodie »Hoch rief der Wächter« gesungen**. Das Frankfurter Vinzlied aus dem Jahre 1615 wurde nach der Melodie der »Schlacht von Pavia«***, »das Gottesfurchtlied« von Sal. Singer ⟨J. 1692⟩ nach der Melodie »Junger Markgraf«****, der »Gesang der vier Erlösungen« von diesem Autor »Arba g'uloth« nach der Melodie »Es liegt ein Schlößel in Österreich«†, Hymnen für die Festtage von Elia ben Moses Loanz ⟨gedruckt in Basel im Jahre 1699⟩ nach der Melodie »Dietrich von Bern« gesungen††.

Nachklang der alten germanischen Volksdichtung, merkt man im jüdisch-deutschen Samuelbuch, in einem epischen Gedicht, das die Kämpfe der altjüdischen Heldenzeit verherrlicht, in Nibelungenstrophen

* Steinschneider: Serapeum, 1864, p. 40.

** L. Löwenstein: Jüdische und jüdisch-deutsche Lieder in Jubelschrift. I. Hildesheimer 127, 130, 135, Berlin 1890.

*** Wagenseil ib.

**** Steinschneider: Serapeum IX. ⟨1848⟩ 333 Leipzig.

† l. c. 352.

†† l. c. 333.

abgefaßt ist und im Ghetto tiefen Eindruck machte*. Nachahmungen dieses jüdisch-deutschen Epos finden wir in der gereimten jüdisch-deutschen Psalmübersetzung von Rösel Fischels ⟨Krakau 1586⟩, in einer versifizierten jüdisch-deutschen Paraphrase des Pentateuchs**, wie auch in einer Umdichtung des Buches Daniel in Reimen ⟨Krakau 1588, Prag 1609⟩***.

Das alte jüdische Schauspiel schloß sich an die christlichen Fastnachtspiele an. Ein in der »Leipziger Stadtbibliothek« sich befindendes »schön neu Purimlied« beginnt ganz in der Weise der christlich-deutschen Fastnachtspiele****. In den jüdisch-deutschen Purimspielen findet man sogar Anklänge an die Mysterienspiele†.

Jüdische Lieder wurden nicht nur oft von arisch-deutschen beeinflußt, in manchen Fällen wurden sogar arisch-deutsche Lieder von Juden ohne weiteres in Gänze übernommen und umschrieben. Felix Rosenberg veröffentlichte vor einiger Zeit eine interessante Untersuchung über eine handschriftliche Sammlung von, mit jüdischen Lettern geschriebenen Volks- und Tanzliedern, Balladen und historischen Gesängen, vermutlich aus den Jahren 1598—1601, von denen auf 54 Lieder nur 12 von jüdischen Autoren herstammen. Die restlichen beinahe 45 Lieder der Sammlung, hatten Christen zu Autoren. Von vielen dieser sind die lateinschriftlichen Fassungen bekannt, allerdings nicht von allen. Es befinden sich unter denen einige zweifellos arisch-deutsche Lieder, von welchen sogar eines historischen Inhalts ist, die sich in keiner deutschen Quelle befinden, wodurch sogar eine ungewollte Bereicherung des arisch-deutschen Literaturschatzes durch den Konservatismus der Juden bewirkt wurde††.

Diese Anlehnung der jüdisch-deutschen schönen Literatur, an die christlich-deutsche soll jedoch nicht mißverstanden werden und zu einem zweiten Extrem verleiten. Die jüdisch-deutsche Literatur war trotz allem, mit der Literatur der deutschen Autochthonen nicht zu identifizieren. Die Juden steigerten allerdings ihren Kulturinhalt, durch das poetische Gut ihrer andersgläubigen Landesgenossen, verzichteten jedoch nicht auf ihr eigenes Geisteswesen, das durch den Bestand einer besonderen Schrift ein eigenes Heim besaß. Die altjüdische Sagenerbschaft, die in der jüdisch-deutschen Literatur aufgespeichert wurde, war nicht geringer als der Ableger der christlich-deutschen Volksliteratur in ihr. Die jüdisch-deutsche Poesie, deren

* Karpeles: Litte von Regensburg in: Berliners Festschrift. Vgl. Zarncke: Bericht über die Verhandlungen der Kön. Sächs. Akademie d. Wissensch. zu Leipzig, XXII, 212.

** Karpeles: Geschichte der jüdischen Literatur, II. 348.

*** Steinschneider: Serapeum XXXII, ⟨1865⟩ p. 92.

**** F. Rosenberg: Über eine Sammlung etc. in Geigers Zeitschrift II. 277.

† Simchowicz: Die jüdisch-deutsche Literatur, 71 ⟨Referat, abgedruckt in den Mitteilungen der literar. Ges., Bonn, 5. Jahrg., 3. Sitz. No. 3. 1910.⟩

†† F. Rosenberg: Über eine Sammlung deutscher Volks- und Gesellschaftslieder in L. Geiger: Zeitschrift für die Geschichte der Juden. II. 277. Braunschweig, 1888.

Umfang ein nicht geringer war*, hatte auch eigene, selbständige, nicht immer entlehnte Dichtungsformen. Wagenseil bemerkt um die Wende des 17. Jahrhunderts, daß die Juden »damit so viel Änderungen als möglich eingeführt würden, haben sie gar eigene Metra und Gedichtsarten, welche sonst in der deutschen Poesie nicht üblich«**.

Der Kontakt zwischen den beiden schriftverschiedenen Parnassen Germaniens, der zwar keine absolute Gleichheit herbeiführte, aber viele kulturfördernde Beziehungen erzeugte, beschränkte sich nicht auf reine Belletristik. Viele jüdisch-deutsche Bücher profan wissenschaftlichen Inhalts, auch aus älterer Zeit, weisen auf eine Benützung nicht jüdischer Werke hin, so eine mathematische Schrift, die durch ihre termini technici auffällt***, wie auch eine medizinische Abhandlung von Emanuel aus Salonica aus dem Jahre 1499, in der selbst lateinische und griechische Quellen vertreten sind****. Zuweilen wurden, von deutschen Christen verfaßte wissenschaftliche Werke, bei vollständiger Beibehaltung der Sprache des Originals, von wissensgierigen Juden mit hebräischen Lettern umschrieben. Der »Spiegel der Arzney« von Laurentius Fries erhielt im Jahre 1583, durch einen Juden namens Moses ben Jakob, eine Transkription im hebräischen Alphabet und erlangte große Verbreitung. Fünf Manuskripte dieses Buches in jüdischer Schrift befinden sich noch heute in Straßburg und bezeugen seine ehemalige Popularität†. Das in der Hamburger Stadtbibliothek sich befindende jüdisch-deutsche Buch über die Chiromantie, in dem viele lateinische Worte vorkommen, ist wahrscheinlich bloß eine Umschrift, eines von einem deutschen Christen verfaßten Buches††.

Die Beziehungen zwischen der jüdischen und christlichen Literatur deutscher Zunge, verfehlten nicht, sogar die eigentliche religiöse Literatur zu berühren. Luther machte Schule auch bei den Juden. Die Lutherische Bibelübersetzung gab rasch den Ansporn zur Entstehung mehrerer jüdisch-deutscher Bibelübersetzungen, die zwar den Gipfel der Meisterschaft des großen Reformators nicht erlangten, doch in den Leistungen von Aemilius und Böchenstein, nach Aussage von Fachleuten, die katholische Übertragung der Vulgata in der

* Steinschneider führt in einer bibliographischen Zusammenstellung, die er im Jahre 1848 bewerkstelligte ⟨Serapeum, IX, 350—352⟩, einundzwanzig Ausgaben älterer jüdisch-deutscher Liederbücher an. Damit ist die jüdisch-deutsche poetische Produktion der älteren Zeit noch bei weitem nicht erschöpft. Dazu sind noch außer den im Texte erwähnten anzuführen: Die poetische Paraphrase der Esthersage von Josef ben Jakob aus Wetzlar aus dem Jahre 1544 ⟨Bodleiana, No. 170. p. 27⟩, eine andere Paraphrase derselben Sage aus dem Jahre 1590 ⟨Steinschneider: Katalog der Hamburger Stadtbibliothek, 7⟩, ein Lied auf den Märtyrer Schachna aus dem Jahre 1682 ⟨idem: Serapeum, Bd. XXXV. 81⟩ u. v. a.

** Wagenseil: ib. Fürtrag.

*** Steinschneider: Katalog der Hamburger Stadtbibl. Vgl. auch Schüdt: Jüd. Merkw., II, 290.

**** Bodleiana, No. 2784, p. 198.

† Steinschneider: Serapeum, XXXV, 84.

†† Idem: Hamb. Bibl., 153.

Straßburger Bibel weit übertreffen*. Das Beispiel Luthers mit seiner Übersetzung regte zuweilen sogar mehr als zur bloßen Nachahmung an. Bei den nichtkanonischen Bestandteilen der Bibel, die im hebräischen Original verloren gegangen sind, bei den Apokryphen, schritten die Juden ohne viel Umschweife zu einer Übernahme der Lutherischen Übertragung. Die Lutherischen Apokryphen wurden im jüdischen Alphabet transkribiert, von Chaim ben Nathan im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts **, von Schlomo Salmen Lunden im Jahre 1715 ***. Außerdem erschien einzeln Ben-Sirach für Juden, mit hebräischen Lettern aus irgend welchem christlichen Original transkribiert, mit der ausdrücklichen Bemerkung »das Buch haben die Goim vor Zeiten in ihren Thiphloth gebraucht ****.«

IV.

Den Gebrauch der jüdischen Schrift für die deutsche Sprache fanden die deutschen Christen, bis an die Schwelle der Neuzeit, als natürlich und selbstverständlich. In einem Zeitalter konfessioneller Kulturen, fiel eine Sonderung konfessioneller Herkunft niemandem auf.

Den Bestand der jüdisch-deutschen Literatur behandelten die deutschen Intellektuellen des 16. und 17. Jahrhunderts und teilweise noch später mit Wohlwollen. Schadeus spricht im Jahre 1592 mit einer Genugtuung von den jüdisch-deutschen Büchern †. Johannes Buxtorf der ältere, äußerte sich im Jahre 1609 vergnügt, daß die jüdisch-deutschen Übertragungen aus dem Hebräischen, den christlich-deutschen Gelehrten, die hebräische Literatur erschließen und ihnen die Stelle eines Kommentators und Interpreten vertreten werden, er zählt auch vierzehn ihm bekannte jüdisch-deutsche Werke liturgischen, historischen, lexikalischen und belletristischen Inhalts auf ††. Jüdisch-deutsche Bücher wurden in jener Zeit von Christen selbst oft für die christliche Öffentlichkeit umschrieben und ins Hochdeutsche übertragen. Im Jahre 1611 fand es ein christlicher Deutscher namens Hellwich für nützlich, das damalige volkstümliche, jüdische Novellenbuch »Das Maasebuch« in die Schriftsprache der Christen Deutschlands zu übertragen und in Frakturumschrift für das nichtjüdische Publikum zu veröffentlichen †††. Im Jahre 1650 publizierte ein deutscher Pastor, Willemer aus Gellenhausen in Amsterdam eine hochdeutsche Übertragung des jüdisch-deutschen Andachtsbuches »Thchinoth«. Das jüdische Lied »Rebe Mauscha, der Juden ihr Kalla Lied« erschien verdeutscht im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts in der Sammlung »Gantz neuer Hans Guck-in-die-Welt« ⟨ohne Ort und Jahr⟩ wie auch in der um das Jahr 1690 gedruckten Sammlung »Tugendhafter Jungfrauen und Junggesellen, Zeitvertreiber etc.« durch Hilarium

* Grünbaum: Jüdisch-deutsche Chrestomathie 147. Leipzig 1882.
** Karpeles: Geschichte der jüdischen Literatur II. 347.
*** J. Chr. Wolf: Bibliotheca hebraica IV. 205.
**** Steinschneider in: Serapeum XXXV ⟨1864⟩ 42.
† Schadeus: Ein gewisser Bericht von der deutsch-hebräischen Schrift usw. 1592.
†† Joh. Buxtorf: Thesaurus linguae hebraicae 643 Ed VII. Basileae 1669.
††† Ersch und Gruber: Allgemeine Encyclop. der Wiss. XXVII. 463. Leipzig 1881.

Lustig aus Freudenthal ⟨ohne Ort und Datum⟩, ⟨Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deuschland III. 83, IV. 92.⟩. Wagenseil, der das Lesen jüdisch-deutscher Bücher dem deutschen Bürgertum empfiehlt*, übertrug den jüdischen Geschichtsroman vom »großen König Arturo in Engelland« ⟨Ein schön Maase von König Artis Hof⟩** wie auch das »Vinz Hanss Lied« von Elchan Helen auf die Verjagung der Juden aus Frankfurt a. M. ⟨22. VIII. 1614⟩*** ins Hochdeutsche. Bei der Verdeutschung dieser letzten Pogromelegie, wurde Wagenseil mehr als von eitler schriftstellerischer Tätigkeitssucht — von einem Gefühle edler Humanität geleitet. »Gebe Gott«, bemerkt Wagenseil zum Vinz Hanss Lied, »daß dieses jüdische Geschichtslied uns Christen dazu diene, daß wir in uns gehen und mit den Juden als unseren Nachbarn mitleidenschaftlich verfahren und von jeder unmäßigen Gewalt abstehen«****. Der Sohn der Herrenrasse der in das Sanktuar des jüdischen Volkslebens, in die jüdische Literatur Einblick gewann, erstaunte, hinter dem Mummenschanz des Ghettos, einen ganzen, natürlich sich auslebenden, seine Leiden normal empfindenden Menschen zu finden und ermahnte seine herrischen Glaubensgenossen zur Einsicht.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Jahre 1710, wurde die jüdisch-deutsche Bibelübersetzung in die fünffache deutsche Bibel ⟨Pentapla⟩, neben der Bibelübertragung aller anderen deutschen Konfessionen ⟨Katholiken, Lutheraner, schweizerische und niederländische Reformierte⟩ aufgenommen und mit deutschen Lettern für das christliche Publikum transkribiert†. Schudt übertrug um diese Zeit die jüdische Komödie von der Verkaufung Josefs, wie auch das »hebräisch-teutsche« Lied auf den großen Brand in Frankfurt ins Hochdeutsche††. Ein jüdisches Lied in deutscher Transkription veröffentlichte im Jahre 1711 Friedrich Rothmann im Roman »Lustiger Poet« ⟨c. V, § 2, Seite 111. Vergleiche: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. III. 83.⟩ neben einem Gedicht von Gryphius zu Ehren der deutschen Arianer. Benützt wurde die jüdisch-deutsche Literatur ⟨14 deutsch-hebräische Bücher⟩ von Eisenmenger in seinem Entdeckten Judentum. Chrysander füllte um die Mitte des 18. Jahrhunderts zehn Seiten seines Buches über die jüdisch-deutsche Sprache, mit einem bibliographischen Nachweis der jüdischen Literatur†††. Als Selbstverständlichkeit nahmen die deutsche Literatur in jüdischer Schrift auch Niebuhr†††† und Gesenius§ hin. Im Leipziger Sprachmeister vom Jahre 1748, wurde das Vaterunser in jüdischer Schrift, neben zahlreichen anderen Sprachen und Dialekten veröffentlicht.

* Wagenseil: l. c. Fürtrag.
** l. c. 157—292.
*** Schudt: Merkwürdigkeiten III. 62.
**** ib.
† Welzer und Wette: Kirchenlexikon II. 762.
†† Schudt: l. c. III. 226—327, 63—73.
††† J. W. Chrysander: Jüdisch-deutsche Grammatik, Leipzig und Wolfenbüttel 1750.
†††† Niebuhr: Reise nach Arabien. III. 128.
§ Gesenius: Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift.

Und nicht nur literarische Feinschmecker für Exotica, waren der mit jüdischen Lettern geschriebenen deutschen Sonderliteratur gewogen. Auch die deutsche, nüchtern und praktisch fühlende Öffentlichkeit sah die jüdisch-deutsche Hybride als eine natürliche Erscheinung an, die nicht behelligt werden darf. Die deutsche Deklaration, die Urfehde, die der Jude Kusiel im Jahre 1435 auf Befehl der Breslauer Stadtbehörde niederzuschreiben hatte, trug hebräische Schriftuniform.* Im Liber Judaeorum der Stadtgemeinde Wiener-Neustadt befindet sich eine grundrechtliche Erklärung eines Juden Liephart aus der Zeit 1491—1497 in deutscher Sprache und jüdischer Schrift**. Einen jüdischen Wechsel in deutscher Sprache und hebräischer Schrift aus dem Jahre 1735 führt Bischof an***. Daß die Juden ihren Eid auf einen deutschen Chumesch ⟨Pantateuch⟩ in hebräischer Schrift leisten sollen, schlug Wagenseil vor.

Zur Anerkennung der Bedeutung der jüdisch-deutschen sprachschriftlichen Kombination, gelangte auch frühzeitig, der unter Juden Religionspropaganda treibende christliche Klerus. Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, wurde 17 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in Frakturschrift für Christen, auch für Juden mit hebräischen Typen gedruckt. ⟨Krakau 1540⟩****. Christlich-deutsche Gebete in jüdischen Charakteren sind handschriftlich nicht ganz selten†.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurden »zwei Bücher von Christen mit solchen hebräischen Charakteren in Judenteutsch gedruckt.« Das erste war das ganze Neue Testament, welches M. Christianus Mollerus Pastor Ecclesiae Sandov. in Frankfurt an der Oder im Jahre 1700 hat drucken lassen, »damit auch die Juden, welche unsere Teutsche Schrift insgemein nicht lesen können, das Neue Testament wo sie nur wollen, mit ihren hebräischen Buchstaben und Dialecto lesen können.« Das zweite Buch war »Gloria Christi oder Herrlichkeit Jesu Christi, das ist Beweistum der Wahrheit christlicher Religion, wider die Ungläubigen insonderheit die Juden: In Form eines Dialogi etc. sowohl im gewöhnlichen als im Jüdisch Teutschen herausgegeben« von Caspar Calvör Superintendant auf dem Haartz††.

Die im Zeitalter, das der Aufklärung voranging, durch viele Jahrhunderte andauernde Anerkennung der jüdischen Schrift durch die christlichen Obrigkeiten und die Intelligenz Deutschlands, hatte damals zur Folge, daß Christen, die mit Juden verkehrten, oft das Bedürfnis empfanden, das hebräische Alphabet zu erlernen, damit die Literatur dieser Juden, wie auch die Handelsbücher, Geschäftsurkunden und Korrespondenz derselben, ihnen kein versiegeltes Geheimnis bleiben. Der Verkehr erheischte gegenseitige Kenntnis von einander. Zu diesem Zwecke erschienen zu jener Zeit in Deutschland oft Lehr-

* M. Brann: Geschichte der Juden in Schlesien. Anh. IV. LXIX. Leipzig 1901.
** S. Schweinburg-Eibenschütz: Contribution à la Chronique de Wiener-Neustadt, Versailles 1884.
*** Bischof: Jüdisch-deutscher Dolmetscher. Leipzig 1901.
**** J. Chr. Wolf: Bibliotheca hebraica IV. 205.
† Steinschneider: Hamburger Stadtbibliothek 114.
†† Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten II. 290.

bücher der jüdischen Schrift und auch der jüdisch-deutschen Mundart. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert erschienen in Deutschland von Christen und für Christen gegen 40 Unterrichtsbehelfe zur Belehrung über die Verwendung des hebräischen Alphabets für Deutsch*. Einige dieser Lehrbücher erfreuten sich in zahlreichen deutschen Kreisen eines solchen allgemeinen Interesses, daß sie mehrere Auflagen erlebten. Das Juden-Lehrbuch von Christoph Gustav Christian wurde im Jahre 1727 in Nürnberg gedruckt und bekam sofort im nächsten Jahre eine Neuauflage. »Der jüdische Sprachmeister« von Bibliophilus erschien zweimal ⟨Leipzig 1742, Augsburg 1750⟩. Das anonyme »Neueingerichtete Teutsch-hebräische Wörterbuch« wurde sogar dreimal ediert ⟨Öttingen 1764, 1774, 1790⟩. Das anonyme »Handlexicon der jüdisch-deutschen Sprache« ⟨Prag 1773⟩ wurde unter dem Autorennamen eines Vollding, im Jahre 1804 in Leipzig neu aufgelegt.

Den Zweck dieser Lehrbücher der jüdisch-deutschen Schreibart geben die Verfasser selber an. Bei einigen wird ein wissenschaftlicher ⟨Buxtorf⟩ oder kirchlich-missionärischer Nutzen ⟨Calvör: Gloria Christi, Leipzig 1710, H. J. Callenberg: Jüdisch-deutsches Wörterbuch, Halle 1736, Chrysander⟩ betont. Die meisten sprechen jedoch von dem praktischen Wert ihres Sprach- und Schriftleitfadens. Wagenseil erklärt das Bedürfnis seines Lehrbuches: »den hohen und niederen Obrigkeiten, Richtern, Advokaten usw. wird die Erfahrenheit des Jüdisch-Teutschen wohl zustatten kommen, wenn jüdische Testamente, Miet-, Kauf- und Verkaufsbriefe, dem gemeinen Gebrauche nach in Teutscher Sprache mit hebräischen Buchstaben geschrieben, für sie gebracht werden.« Bibliophilus bezeichnet in der Vorrede seines »Jüdischen Sprachmeisters« die Notwendigkeit der Kenntnis »dieser Korruption der hebräischen Sprache« »denen Herren Theologen, Juristen, Medicis und auch einfachen Professionalisten, ja sogar dem gemeinen Bauersmann.« Chr. G. Christian bestimmt sein Lehrbüchlein des Jüdisch-deutschen »allen und jedem, der mit den Juden in Handel und Wandel umgehenden Christen, sonderlich der studierenden Jugend.«

δ⟩ Ostarische und asiatische Sprachen in jüdischer Schrift. Schlußbemerkungen. Juden-Christen. Karäer.

I.

Die Sprachen der europäischen Ostarier stehen ohne jüdische Nebenflügel da.

Die Mehrzahl der Juden wohnt auf slavischem Sprachgebiete, doch eine spezifisch jüdisch-slavische Literatur gibt es nicht. Seit Jahrhunderten bis auf die letzten Jahrzehnte, bedienten sich die Juden in den Ländern der Tschechen und der Polen, der Klein-, Weiß- und Großrussen, sowohl im Leben wie in der Literatur ausschließlich eines Idioms, dessen Wiege in den Gauen Germaniens stand.

* Eine bibliographische Übersicht dieser Lehrbücher- und Vokabularliteratur befindet sich in einer Zusammenstellung von B. Borochow in: Pinkas, I. Band, Wilna.

Die Juden sprachen allerdings einst Slavisch als Muttersprache. Es sind Beweise dafür aus der Lausitz ⟨XII. Jahrhundert⟩ und aus Litauen ⟨XVII. Jahrhundert⟩ vorhanden, doch dieser Judäoslavismus ging so gut wie spurlos unter. Der Drang des Deutschtums nach Osten, der im christlichen Polen der Assimilationskraft des Slaventums zumeist vollständig erlag, erwies sich beim Judentum viel durchschlagender. Während ganze christlich-deutsche Bevölkerungsmassen in dem XIV. bis XVI. Jahrhundert in Krakau, Neu Sandez, Lańcut, Lemberg, Kalisz, Warschau usw. sich in ihrer Umgebung auflösten, behaupteten sich die jüdischen Emigranten aus Deutschland in Osteuropa viel zäher, machten für ihre deutsche Mundart bei ihren Glaubensgenossen bewußt betriebene, eifrige Propaganda und einverleibten die gesamte Slavenjudenschaft des europäischen Ostens gründlich in die deutsche Sprachgemeinschaft.

»Die deutsche Sprache, die waltet in den meisten Ländern, speziell im Reiche Edoms ⟨malkuth Edom, in der römisch-katholischen Welt⟩, und darum ist sie angesehener und würdiger und geht allen anderen Sprachen voran«, schrieb um die Mitte des XVI. Jahrhunderts ein in Polen wohnender berühmter jüdischer Rabbiner Salomo Loria *. Zu Beginn des XVII. Jahrhunderts drückte ein in Litauen damals ansäßiger gelehrter Rabbi seinen Wunsch aus, die jüdisch-deutsche Sprachpropaganda möge in Osteuropa von einem vollständigen Erfolg gekrönt werden: »Gebe Gott, daß die Erde mit Wissen erfüllt werde und alle Juden deutsch reden« **. Sein Wunsch ließ auf sich lange nicht warten.

Die slavische Judenschaft beugte sich unter die Suprematie der deutsch redenden Judenschaft Mitteleuropas. Von ihrer Literatur in ihrer vordeutschen Zeit, wenn eine vorhanden war, hat sich nichts erhalten. Die germanische Flut dürfte sie ganz weggerafft haben. Die Mitteilung von Zunz, daß in der Parma Bibliothek slavische Bücher in jüdischer Schrift sich befinden sollen, erwies sich als Mißverständnis ***. Der Bericht über zwei jüdisch-slavische Handschriften in der Jewish Encyclopaedia **** ist etwas unklar. Unsicher, ja unwahrscheinlich ist der vage Bericht von einem im Jahre 1756 in Berlin gedruckten hebräischen Gebetbuch mit polnischen Glossen. ⟨Zeitschrift für hebr. Bibliogr. VI. 185.⟩

Die Juden der slavischen Sprachperiode gebrauchten jedenfalls keine andere Schrift als die hebräische. Der polnische Gelehrte, der Krakauer Kanonikus Matthias e Michov, der in den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts, die Verhältnisse auf dem Gebiete der Kleinrussen schildernd, bemerkt, daß die Ruthenen eigene Buchstaben, die den griechischen nahe stehen ⟨das sogenannte kyrillische Alphabet⟩ gebrauchen, während die dortigen Hebräer, hebräische Lettern ver-

* Salomo Loria: Jam schel Schlomo. 30b.
** Meir Katz Aschkenasi: Responsen Gburath Anaschim, Supplement. Amsterdam. 21b. 1687.
*** Albert Harkawi: Ha-jhudim usfath ha-slawim.
**** Jewish Encyclop. s. v. Lithuania. VIII. 119.

wenden*, hätte unbedingt so nicht schreiben können, wenn die Juden damals irgendwo Slavisch mit lateinischen oder kyrillischen Lettern geschrieben und so die schriftkonfessionelle Einteilung durchbrochen hätten.

Für die Bewährung des konfessionellen Schriftgesetzes, auch für die Sprachen der Slaven, gibt es auch direkte, wenn auch keine ausgesprochen literarischen Belege. Es sind numismatische Schriftdenkmäler aus Osteuropa, polnische Münzen aus der Wende des 12. Jahrhunderts vorhanden, deren slavische Legende mit hebräischen Lettern geprägt ist. Die jüdischen Finanziers, die das Polen primitiver Zeiten mit Geld versorgten, konnten es nicht über ihr Gewissen bringen, der Schrift einer fremden Konfession auf ihren Prägungen sich zu bedienen und erstreckten die Geltung des eigenen Alphabets sogar, auf die wirtschaftlichen Wertsymbole der christlichen Slaven.

Die charakteristische Betätigung der Juden auf dem Gebiete der slavischen Numismatik, die um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts oft Forschern als unglaubwürdig vorkam und manche sogar die Authenzität der slavischen Judenmünzen anzuzweifeln für richtig fanden, wird durch eine ganze Menge von Brakteaten bekräftigt, die aus mehreren Funden, sogar aus den letzten Jahrzehnten stammen**.

Slavisch wurde in den letzten Dezennien von manchen Kreisen der osteuropäischen Judenschaft aufs neue rezipiert. Die ehemalige Sprache erlebte nach einer mehrhundertjährigen Unterbrechung eine Neuerstehung. Die meisten Rezipienten haben allerdings mit der historisch-konfessionellen Integrität des Judentums sehr wenig gemein, doch an einzelnen Versuchen Slavisch mit hebräischen Lettern zu schreiben, fehlt es auch in der glaubenslauen Gegenwart nicht. Mehrere jüdische Volkslieder in russischer Sprache wurden vor einigen Jahren in der Sammlung jiddischer Volkslieder von Ginsburg und Marek in Petersburg mit hebräischen Lettern gedruckt. Eine polnisch-sprachliche Übersetzung mancher jüdischer Gebete, erschienen in hebräischer Schrift in Kolomea im Jahre 1914 ⟨Verlag M. J. Schwerdscharf⟩, unter besonderer Empfehlung dieser Schreibart durch den dortigen Maggid ⟨= eine Art halbgeistlicher Volksprediger⟩.

II.

Von den Sprachen der Ostarier wurde von den Juden eigentlich literarisch nur das Idiom Persiens gehandhabt und das in einem sehr ausgedehnten Umfang.

Die jüdisch-persische Literatur zeichnet sich vor allen spezifisch jüdischen Literaturen in den Sprachen der Arier, durch ihr Alter aus. Ein persischer Brief in jüdischer Schrift aus dem Jahre 718

* Matthias e Michov: De Sarmatia asiana atque europaea II. c I. 517.

** Koene: Unedierte polnische Münzen in: Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde II ⟨1842⟩ 331, Kazimierz Strończyński: Dawne monety polskie I. 155, Piotrków 1883.

hat Margoliouth in Ostturkestan gefunden*. Zeugenunterschriften in persischer Sprache mit jüdischen Lettern aus dem Jahre ca. 824 befinden sich auf einer, auf Kupfertafeln eingegrabenen Schenkungsurkunde**.

Die noch heute vorhandenen Schriftdenkmäler der persischen Juden, bilden nicht den Beginn der judenpersischen Literaturtätigkeit. Die dürfte um eine ansehnliche Zeitspanne älter sein. Eine persische ⟨= medische⟩ Bibel im Gebrauch der Juden wird schon zu Beginn des 3. Jahrhunderts erwähnt***. Der Bischof Theodoret kennt eine judenpersische Bibel im 5. Jahrhundert****. In der Pahlaviliteratur der zoroastrischen Autochthonen werden an vielen Stellen, Zitate aus dem Pentateuch, Psalmen, Jesaias angeführt†. Die jpers. Bibel war also auch den Parsen bekannt. Der Schriftcharakter dieser Übersetzung, die ganz verschollen ist, wird nirgends angegeben, doch ist als höchstwahrscheinlich anzunehmen, daß sie zumindest unter Juden im hebräischen Alphabet kursierte. Die Juden unter persischer Herrschaft betonten ausdrücklich schon im 4. Jahrhundert, die höhere Weihe von fremdsprachigen Bibeln, zu denen die hebräische Schrift verwendet wird††. Bei der konfessionellen Integrität der altpersischen Judenschaft der Sassanidenzeit, bei ihrer geistigen Superiorität, die sich in einer gewissen religiösen Beeinflussung der Verehrer Zarathustras äußerte††† bei ihrer geachteten politischen Stellung — jüdische Rabbinen verkehrten viel auf dem persischen Königshof, sowohl mit König Sopor†††† wie mit seiner Mutter§, der jüdische Exilarch trug offiziell den Titel eines Judenkönigs ⟨Yahoudgan⟩, ein solcher Judenkönig wurde sogar wie zoroastrische Quellen berichten zum Schwiegervater eines wirklichen persischen Großkönigs; könig Yasdagard I. ⟨394—420⟩ heiratete Schimschindokht die Tochter eines jüdischen Exilarchen§§ — wäre es als unhistorisch anzunehmen, daß die Juden auf ihre angestammte Schrift zugunsten des unentwickelten Pahlavi verzichtet hätten.

Eine großartige Entwicklung nahm die jüdisch-persische Literatur im 14. Jahrhundert. Es sind auf uns aus jener Zeit gekommen: eine jüdisch-persische Bibelhandschrift§§§, eine poetische Umdichtung des Geschichtsinhalts des Genesisbuches§§§§, ein Samuelkommentar*, wie

* Ost und West: Berlin 1914, S. 133.
** Salemann: Mémoires de l'academie Imp. de St. Petersburg VII., Serie Tome XLVII., Nr. 14, Introd. II.
*** Schabbath 116 a.
**** Jewish Encyclop, IX, 465.
† ib.
†† Raba in Mgila 9 a.
††† Baba Bathra 8 a, 10 a.
†††† Moed Katan, 26 a.
§ Thaanith 25 a.
§§ Jivanji Jamsedji Modi in: Journal Asiatic of Bombay XXI, Extranumber 1905, p. 241. Darmstetter in: Revue des Études Iuives XVIII.
§§§ The Jewish Quarterly Review IV, 10, London 1892.
§§§§ Bacher in Zeitschr. d. Morgenl. Ges. LXIV, 87, J. 1910.
* l. c. LI, 392.

auch ein hebräisch-persisches Wörterbuch aus dem Jahre 1339 von Salomo ben Samuel, das 18.000 Artikel enthält und eine großartige lexikographische Leistung darstellt, indem sie alle Vokabeln der Bibel, des Talmud, der Targumim und Midraschim umfaßt*.

Die jüdisch-persische Literatur ist auch an dichterischen Erzeugnissen reichhaltig. Speziell die Judenverfolgungen, die seit dem 17. Jahrhundert über das persische Hebräervolk herangebrochen sind, haben eine kraftvolle Leidenspoesie ausgelöst. In keinem Lande des Golus klang der Schmerz des grausam getretenen, ewigen Wanderers in solch poetisch tiefen Tönen aus, wie am Hochgebirge des Irans. Die gewaltsame Konversion der persischen Juden unter Abbas II. im Jahre 1656 inspirierte einen jüdischen Dichter Babai b. Louft zu einem epischen Zyklus aus 43 Gesängen, in denen sich ein großes Talent kundgibt**. Etwas später dichtete auch Molla Josef ⟨1688—1755⟩, der Gründer einer ganzen jüdisch-persischen Poetenschule, ein der damaligen Stimmung der Leidensjudenschaft Persiens angepaßtes Poem »Die sieben Märtyrerbrüder«, dessen Stoff den Makkabäerbüchern entnommen wurde. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts besang Abraham ibn Abu el Khair, einen jüdischen Märtyrer, das Opfer des Emirs Maissun*** in einem Poem Chudaidat, das poetische Schönheiten nicht entbehrt und, nach den Worten Nöldekes****, »der Gesinnung des Dichters und seines Kreises alle Ehre macht«.

Der graphisch separierten jüdisch-persischen Literatur, fehlte es auch nicht an Beziehungen zur Landesliteratur der Autochthonen. Alles was groß und schön im Schrifttum der mohammedanischen Perser war, wurde in die, durch das Alphabet gesonderte Judenliteratur persischer Zunge, mittelst Transkription herübergenommen. In jüdischer Urschrift, hauptsächlich aus dem 18. Jahrhundert sind von den Werken persischer Muslims vorhanden: das Epos von Firdusi, die poetischen Erzeugnisse Gulistan und Gazellen von Sadi, die Romanze Khosraw und Schirni von Nizami, die Geschichte von Josef und Suleika von Hafiz u. v. a.†

Die bei den persisch redenden Juden durch Transkription heimisch gewordene mohammedanisch-persische Literatur, übte bei aller Wahrung der Schriftselbständigkeit, auf die eigentliche judenpersische Literatur eine sehr starke Wirkung aus. Das British Museum besitzt eine judenpersische biblische Geschichte in Firdusiversen††. In der Genesisbearbeitung Schahin's lassen sich Reminiszenzen aus der Literatur der persischen Muslims feststellen†††. Die »Schatzkammer« von Lari, deren Sprache nirgends hebräische, für den Judendialekt

* Jewish Encyclop VII, 313.
** Bacher: REJ, Jahr 1906, p. 124, sq.
*** N. Slousch: Les Juifs á Boukhara in: Revue du Monde Musulman VII, 405, sq.
**** Nöldeke in ZDMG LII, 549, J. 1897.
† Jewish Encyclop VII. 313, Slousch l. c.
†† Jewish Quarterly Review l. c.
††† Z D M G I.I. 392.

Persiens charakteristische Elemente aufweist und nur die Schrift an das Volk des Alten Testaments erinnert, schließt sich der didaktischen Poesie des persischen Muslims Sadi an*. Eine Bearbeitung eines persischen Sagenstoffes, stellt die jüdisch-persiche Romanze dar, die uns die Abenteuer des Königs Arghavan und Bihar erzählt**. Die Deutsch-Morgenländische Gesellschaft besitzt eine judenpersische Bibel, die aus 212 in dichterischer Form abgefaßten Abschnitten besteht, in der zahlreiche Episoden aus der muslimischen Überlieferung herangezogen werden***.

Die jüdisch-persische Literatur lebt noch in der Gegenwart. Eine jüdisch-persische Zeitung im Tatdialekt in hebräischer Schrift, erschien vor einigen Jahren im Kaukasus. In Jerusalem werden judenpersische Bücher für dort eingewanderte bucharische Juden gedruckt. So der Mischnatraktat Abboth ⟨Zeitschr. für jüd. Bibliogr. VI. 112⟩. Als Exportartikel nach Asien erschienen im Jahre 1883 in Wien bei Josef Schloßberg, die Psalmen in persischer Sprache und hebräischen Schriftzeichen.

III.

Das Beharren der hebräischen Schrift bei Außergebrauchsetzung der hebräischen Sprache hat auf dem Sprachgebiete der Arier eine vielgestaltige Serie hybrider Literaturen heraufbeschwört.

Das jüdische Alphabet, das für die indogermanischen Sprachen verwendet wurde, glitt nicht nur an deren literarhistorischer Oberfläche vorbei. Das Alphabet der Juden wurde von dem indogermanischen Sprachwesen auch innerlich berührt.

Die vokalfesten, arischen Sprachen forderten eine vokalfeste, mit Selbstlauten fix ausgestattete Schrift. Die hebräische Schrift, für eine semitische Sprache in der, der Selbstlaut etwas liquides, unstetes und nicht festzuhaltendes hat, bestimmt, besitzt keine eigentlichen Vokalzeichen. Sie mußte sich daher innerlich umgestalten. Das für die Idiome der Arier verwendete Hebräeralphabet paßte sich dem arischen Sprachwesen an, indem in ihm mehrere Aspirata und Halbvokale ⟨Alef, Waw, Jod⟩ den Wert richtiger Vokalzeichen bekamen. Ein Prozeß, der uns an die urgriechische Zeit erinnert, wo die Hellenen die semitischen Aspirata und Halbvokale der phönizischen Schrift in feststehende Vokale umwerteten. Am vollkommensten akkomodierte sich das Buchstabensystem der Bibel an das arische Lautsystem, bei den Juden Deutschlands, wo das »ajin« zu einem »e« wurde, die Diphthonge ⟨au, ei⟩ richtige Äquivalente erhielten und der innere, präzise Charakter der Schrift keineswegs dem der lateinischen oder Frakturschrift nachsteht.

Der französische Gelehrte Philippe Berger bemerkt an einer Stelle, daß die Semiten nie den Schritt zu machen vermochten, welche die Griechen in den Besitz von Lettern für Selbstlaute setzte****.

* Z D M G LXV. 531. J. 1911.
** Bodleiana Nr. 2916 II. 416.
*** Z D M G LXIII. 441.
**** Philippe Berger: Histoire de l'écriture 163.

Das stimmt schon nicht bezüglich der Abessinier, die richtige Buchstaben für Vokale haben, stimmt erst recht nicht für die, arische Sprachen redenden Juden.

Das Hineinzerren von Rassenphantasmagorien in die Geschichte der Schrift ist eine Verirrung, die ein jeder ernste Forscher meiden soll. Die Fixierung von Vokalen in einer Schrift ist mehr eine Frage der Sprache, nicht der Abstammung. Doch muß konstatiert werden, daß obwohl das arische Lautsystem fixe Zeichen für Vokale erforderlich macht, es eigentlich nur die Griechen waren, die unter den Ariern, das den Semiten entlehnte konsonantische Alphabet der Phönizier, zu vokalisieren vermochten. Anderen arischen Völkern, die ohne Vermittlung der Griechen ihre Schrift von den Semiten übernahmen, gebrach es mehr oder weniger vollständig an der schöpferischen Genialität, das fremde Alphabet sich kongruent zurecht zu legen. Die Hindus sind bis heute trotz allem, nicht immer über eine vokallose Schreibweise hinausgekommen. Speziell im Geschäftsleben ist bei den Hindus eine defekte, die Vokale auslassende Schreibweise üblich*. Die Perser haben in ihrer Pahlavizeit, der Aramäerschrift nicht nur keinen Fortschritt bereitet, sondern im Gegenteil sie arg verkümmern lassen. Auch die spätere, mit dem Islam empfangene Araberschrift, die wohl für den spezifischen Bau der Sprache des Koran geeignet sein kann, aber für eine arische Sprache durchaus mangelhaft und dürftig ist, hat bei dem vielgepriesenen Volke des Irans keine entsprechende Ergänzung durch Vokalzeichen zu erhalten vermocht und verharrt bis heute in einer sonderbaren Letternarmut**.

Den, arische Sprachen redenden Juden, dürfte eine Anlehnung an die vokalreichen Schriftsysteme der andersgläubigen Majoritäten ihrer Wohnsitze, wohl zustatten gekommen sein. Das Alphabet der Juden stand ohne Zweifel im Mittelalter unter dem Einfluß der Schreibweise Europas. Die hebräischen Lettern haben in Handschriften aus Deutschland die Gestalt deutscher Spitzbogen, während die aus Spanien und Italien ⟨Kthab Welsch⟩ einen mehr abgerundeten romanischen Charakter zeigen***. Auch einzelne Lettern trugen in ihrer Bedeutung die Signatur der Umgebung. In älteren jüdisch-deutschen Schriftwerken bedeutet das hebräische »waw« soviel wie »f«, z. B. Fackel, Farbe, Faß, Frankreich wurden mit »waw« geschrieben****. Dieser Lautwandel entspricht der Umwertung des lateinischen »u«, des Gegenstückes von »waw« in das deutsche »v«, das im Mittelhochdeutschen überall gleich wie »f« gebraucht wurde†. In weiterer Fortsetzung wurde im Jüdisch-deutschen zur Niederschrei-

* G. Bühler: Indische Poläographie 18 ⟨Grundriß der indoarischen Philologie I. Band, 11. Heft⟩.

** Paul Horn: Neupersische Schriftsprache in Geiger und Kuhn: Grundriß der iranischen Philologie I. 2, 2.

*** Gesenius: Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift 179. Steinschneider: Vorlesungen über die Kunde hebräischer Handschriften. 1.

**** Elias Levita: Thisbites 106, 140, 152, 197, Algauia 1542.

† H. Paul: Mittelhochdeutsche Grammatik 12, Halle 1884.

bung des wirklichen ursprünglichen »Waw« = Lautes, ein doppeltes »waw« eingeführt, was in Übereinstimmung mit der mittelalterlichen lateinschriftlichen Neuerung des »W« steht, das nichts anderes als ein doppeltes »u« ⟨double u⟩ ist. Ein doppeltes Waw für w schrieben auch schon die französischen Juden im 14. Jahrhundert ⟨Romania III, 519⟩. Den Unterschied zwischen einem einfachem Waw und einem doppelten im Jüdisch-deutschen legt uns klar ein jüdischer Gelehrter dar, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebte, Mordchai Jafé, indem er erklärt, daß das einfache Waw soviel wie »f« und das doppelte soviel wie ein gewöhnliches, einfaches »Waw« im Hebräischen bedeutet*. Die damaligen polnischen Rabbinen, die keine Fühlung mit der deutschen, ihnen landesfremden Literatur haben konnten und bloß die eigene, historische Schrifttradition des Hebräischen kannten, waren sich über die Gleichsetzung des »w« mit einem »f« nicht mehr im klaren und haben bezüglich der Aussprache der deutschen Juden sonderbare Hypothesen ersonnen, die noch heute Uneingeweihte irreführen**. Dem Verschieben des Schwergewichtes der jüdisch-deutschen Literatur nach Polen, dürfte man zuschreiben, daß das dem hebräischen Schriftherkommen zuwiderlaufende waw = f verschwand, obwohl das doppelte waw = w bis heute in der jüdisch-deutschen Literatur, sich zäh und unbestritten behauptet.

Die Beziehungen zwischen der jüdischen Sonderliteratur und der Literatur der Landesmajorität, konnten einen gewissen Einfluß auf die jüdische Schrift auszuüben nicht verfehlen, doch waren sie nicht die einzige Bedingung der Vokalisierung der jüdischen Schrift.

In Persien, wo dem mohammedanischen Gros, eine Anpassung ihrer Araberschrift an ihren arischen Sprachcharakter versagt blieb, brachten die Juden viel weiter als die rückständige Landesmajorität. In den jüdisch-persischen Texten wird sorgsam zwischen den Selbstlauten e, o und i unterschieden, was in den mohammedanisch-persischen Texten nie geschieht***. Auch sonst erwiesen sich die persischen Juden in der Behandlung der Schrift viel regsamer und tüchtiger als die arischen »Autochthonen«. Die Kunst des Druckens haben die persischen Juden viel früher, als die persischen Mohammedaner in Anwendung gebracht. Das älteste Druckwerk in persischer Sprache ist, die mit hebräischen Typen gedruckte persische Bibelübersetzung von Tavus****.

IV.

Eine lehrreiche Illustration zur Allgemeingiltigkeit des Beharrungsgesetzes der jüdischen Schrift bei Sprachwechsel, bieten polyglotte

* Mordchai Jafé: Lwusch, Hilchoth Gitin No. 129, § 34.
** Salomo Loria: Jam schel Schlomo, Gitin 29a, Prag 1812.
*** Jewish Encyclop. VII, 315.
**** Alexander Kohut: Kritische Beleuchtung der persischen Pentateuchübersetzung, VIII, Leipzig und Heidelberg 1871.

Schriftwerke, wo mehrere Sprachen gleichzeitig dasselbe Schrift-äußere tragen.

Im Jahre 1547 erschien in Konstantinopel eine polyglotte Juden-bibel in vier Sprachen ⟨hebräisch, syrisch, neugriechisch, spanisch⟩ bestimmt für die aus aller Welt zusammengewürfelte Judenschaft des osmanischen Reiches, alle Sprachen in derselben hebräischen Schrift. Zur Kategorie der Mehrsprachigkeit bei Schrifteinheit ge-hören: die griechischen, lateinischen und arabischen Randbemer-kungen in hebräischer Schrift im arabischen Lexikon von David Kohen aus Sevilla; das Verzeichnis von mehr als 400 Termini, aus der materia medica in lateinischer, türkischer und anderen Sprachen im medizinischen Werke Maase Tobia, von dem im 18. Jahrhundert in Konstantinopel lebenden Arzt Tobias ben Mose Hakohen. ⟨Steinschneider: Fremdsprachl. Elemente 4.⟩

Hebräische Schriftherrschaft bei Vielgestaltigkeit des Sprachen-charakters, weisen auch die polyglotten jüdischen Glossare auf, so das hebräisch-französisch-deutsche Glossar, das sich in der Leipziger Universitätsbibliothek befindet*, wie die zahlreichen hebräisch-chaldäisch ⟨=syrisch⟩ -französischen Glossare, die zerstreut in den verschieden-sten Bibliotheken schlummern**. Interessant ist das hebräisch-schrift-liche Vokabular Makre Dardeké von Perez Trêvot in drei Sprachen hebräisch-arabisch-italienisch, aus dem 14. Jahrhundert, das als In-kunabel im Jahre 1448 in Neapel gedruckt wurde***. Ein kleines französisch-italienisch-deutsch-ungarisches Vokabular, 114 Worte um-fassend, wurde in jüdischer Schrift im Wegweiser J. 1838 abgedruckt.

In die Kategorie der Judenpolyglotten gehören teilweise auch die vielsprachigen Judenbibel der englischen Bibelgesellschaft der Gegenwart. Diese publiziert eigens für Juden bestimmte Bibelüber-setzungen, in hochdeutscher, persischer, spanischer, arabischer und ma-ghrebinischer ⟨westafrikanisch-arabischerer⟩ Sprache, sämtliche Sprachen mit jüdischen Charakteren gedruckt.

Die Juden nahmen auch, wenn auch spärlich, Sprachen an, die weder zur semitischen, noch zur arischen Sprachfamilie gehören. Auch diese wurden von ihnen mit hebräischen Lettern geschrieben. In der Türkei, vermutlich in Kleinasien, wo vor Ankunft der Spagnolen, kleinere Judengruppen eine Zeitlang türkisch gesprochen haben dürften, wurde im 14. Jahrhundert türkisch mit hebräischen Lettern geschrieben. Die Bodleiana bewahrt eine türkische Geschichte in jüdischer Schrift aus dem Jahre 1391, die aus einem islamitischen Text transkribiert zu sein scheint, wie auch eine hebräisch-türkische Übersetzung der Haftara für den achten Ostertag****. In neuerer Zeit erschien in Adrianopel im Jahre 1893 eine türkische Zeitschrift im jüdischen Alphabet.

* Darmstetter: Romania I, 102.

** l. c. I, 170.

*** Steinschneider: Bibliographisches Handbuch über die theoretische und praktische Literatur für die hebräische Sprache, 8 Leipzig 1859. M. Schwab: Revue des études juives VIII. ⟨1884⟩ 253 sq.

**** Bodleiana Nr. 2886 II. 357. Nr. 2829 II. 262.

Von einer spezifisch jüdisch-magyarischen Literatur ist, von vokabulären Verzeichnissen abgesehen, nichts bekannt. Die noch im 16. Jahrhundert in Buda magyarisch redende Judengruppe*, assimilierte sich sehr bald den jüdischen Ankömmlingen aus Deutschland und hinterließ keine Spuren von einem literarischen Eigenleben. Bis in die letzten Jahrzehnte sprachen die ungarischen Juden ausschließlich Judendeutsch.

Von den sonstigen, unter Allophylen sich befindenden Juden, ist nicht vieles bekannt. Von den Juden an der malabarischen Küste in Cochin wissen wir, daß ihr, an Rabban Josef vom Landesherrscher verliehene Privilegium, in malabarischer Sprache und hebräischen Buchstaben geschrieben ist**. Das literarische Lebenszeichen der Beni Israel Indiens, das nach Europa gelangt ist, ihre Zeitungen: The Jewish Gazetta of Calcutta ⟨1874⟩, The Light of Truth ⟨1877—1882⟩ sind in Mahrattisprache und jüdischen Lettern ***. Die Krimjuden druckten im Jahre 1893 ein turkotatarisches Buch, eine Elegie zum 9. Ab in hebräischer Schrift ****. Die Juden Chinas besaßen die Bibel in chinesischer Sprache und hebräischen Buchstaben †.

Bei dem juristischen, alle Lebensmanifestionen in Paragraphen registrierenden Charakter des Judentums, blieb auch die Verwendung der hebräischen Schrift für alle möglichen Sprachen, nicht eine willkürliche durch das Gesetz ungeregelte Erscheinung.

Die Rabbinen der Antike lehrten: »Man darf nicht die Bibel althebräisch, elamitisch, medisch, griechisch schreiben. Die 70 Greise ⟨Septuaginta⟩ schrieben dem König Ptolemäus die Bibel in griechischer Schrift und das war ein schwerer Tag für Israel« †† An einer anderen Stelle eines antiken Textes heißt es: »Eine ägyptische, medische, althebräische, elamitische, griechische Bibel darf man nicht lesen«, wozu Raschi im 11. Jahrhundert bemerkte, daß sich das Verbot auf die Schrift bezieht †††. Raba, ein jüdischer Gesetzlehrer, der im 4. Jahrhundert der üblichen Aera lebte, urteilte, daß eine fremdsprachige Übersetzung der Bibel nur in jüdischer Schrift volle religiöse Geltung hat ††††. Die höhere Weihe der mit hebräischen Lettern geschriebenen Bibelübersetzungen, erkannte auch die jüdische Gelehrtenschule der Thossaphisten im 12. Jahrhundert in Frankreich §.

Die rituelle Betonung der jüdischen Schrift, beschränkt sich nicht auf die Bibelübertragungen. Maimonides war ein prinzipieller Gegner der Umschriften von, von Juden verfaßten Werken, ins Alphabet der Anders-

* Sal. Loria ib.

** E. Kögler: Versuch einer Geschichte der Juden in Sina 65, Halle 1806.

*** Jewish Encyclop. IX. 610.

**** Abne Mikdasch, herausgegeben von N. Aschkenasi Krakau 1903.

† Martin Philippsohn: Neueste Geschichte des jüdischen Volkes. II. 349.

†† Traktat Sepher Thora I. 7 in: Septem libri Talmudici parvi Hierosolymitani, edidit Kirchheim. Frankfurt a. M. 1851.

††† Schabbath 115a vgl. Blau: Zur Einleitung in die heil. Schrift 75. Die Einwendungen von Bacher ⟨Die exegetische Terminologie der jüdischen Traditionsliteratur 205, Anmerkung 1, Leipzig 1899⟩ sind nicht stichhaltig.

†††† Mgila 9a.

§ ib.

gläubigen. Nach Abd al Latif, einem Zeitgenossen dieses großen Philosophen und Ritualisten, soll Maimonides am Schluß seines arabisch geschriebenen Hauptwerkes »Der Führer der Irrenden« einen Fluch niedergeschrieben haben, gegen jeden, der dieses Buch mit anderen als mit hebräischen Lettern kopieren würde.*

In der Ritualienencyclopädie von Jizchak Lampronti, stellen sich die Normen des Schriftgebrauchs nach dem jüdischen Gesetze auf folgende Weise: eine fremdsprachige Bibel darf von einem Juden in keiner anderen als der hebräischen Schrift geschrieben werden, mit der einzigen Ausnahme des Griechischen, dennoch für die Estherrolle darf Griechisch nur in hebräischen Lettern verwendet werden.**

Die Minderwertigkeit des Gebrauches einer fremden Schrift im Judentum geht auch daraus hervor, daß das Schreibverbot am Samstag, in erster Linie sich auf die hebräische Schrift bezieht und erst in sekundärer Ableitung auf fremde Alphabete angewendet wird.*** Im 17. Jahrhundert berührte Lippmann Heller, der Autor der durch Heine in einem gewissen Sinne berühmt gewordenen »Thosphot Jomtob« die Frage, ob nicht der jüdische Ritus ein größeres Gewicht auf den Gebrauch der hebräischen Schrift als auf den der hebräischen Sprache legt****. Das Motiv, daß Mendelsohn seine Bibelübersetzung in hebräischer Schrift drucken ließ, war, »es nicht nur denjenigen zu erleichtern, denen die deutsche Schrift unbekannt, sondern auch denen zu willfahren, welche in profanen Buchstaben an heiligen Worten einen Anstoß gefunden hätten«†.

Im 19. Jahrhundert erwuchs ein Verfechter des Gebrauchs der hebräischen Schrift für Deutsch in der Person eines der bedeutendsten rabbinischen Koryphäen der Neuzeit, in Moses Sopher ‹Chtham Sopher›, der erließ in seinem Testament eine Anordnung, daß seine Töchter Deutsch nur in hebräischer Schrift lesen sollen††.

V.

Das jüdische Alphabet wurde trotz Sprachwechsel nicht nur im offiziellen Judentum behauptet, auch Teile, die sich aus sektiererischen Gründen vom Volkskörper des ewigen Wanderers loslösten und ein eigenes politisches Sonderleben führten, ließen nicht von der jüdischen Schrift. Wie weit der buchstäbliche Inhalt des Alten Testamentes maßgebend war, führte auch das Buchstabensystem dieses Religionsbuches den Herrscherstab. Das Nichtangliedern des Schriftwechsels an den Sprachwechsel rührt eben nicht von einem Bestreben her, nationale Eigenart und historisch-politische Kontinuität zu wahren, sondern stützt sich auf rein religionsgenossenschaftliche Motive.

Die Judenchristen, die schon frühzeitig einen Mangel an nationalem Zusammengehörigkeitsgefühl bezeugten und sich schon während des

* Steinschneider in Jewish Quart. Rev. XII. 616, Venedig 1813.
** J. Lampronti: Pachad Jizchak Buchst. Lamed 26a Laschon Jvri.
*** Maimuni zu Maimonides: Hilchoth Thfilin I. oth ajin.
**** Thosphot Jomtob zu Mgila II.
† Ritter: Geschichte der jüdischen Reformation I. 17.
†† Moses Sopher: Zawaa, in: Leb Ibri Ungvar 1864.

Aufstandes gegen Vespasianus, vom Leben der jüdischen Gesamtheit herauseliminierten, aber die Ritentradition des alten Judentums beibehielten, schrieben gerade wie die Träger des rabbinischen Judentums mit hebräischen Lettern. Das sogenannte hebräische Evangelium der juden-christlichen Nazarener, war keineswegs hebräisch der Sprache nach. Die Sprache des juden-christlichen Evangeliums war syrisch, teilt uns der Kirchenvater Hieronymus mit, nur die Schrift war hebräisch ‹Chaldaico quidem syroque sermone, sed hebraicis litteris scriptum›*.

Die Judenchristen trugen die hebräische Schrift sogar außerhalb ihres aramäisierten Heimatlandes. In Arabien, wo in vormohammedanischer Zeit die Juden-Christen Propaganda trieben, wurden damals christlich-arabische Werke mit hebräischen Lettern geschrieben. So wird von einem Araber Waraqua berichtet, daß er vor Mohammed eine arabische Evangelienübersetzung in hebräischer Quadratschrift schrieb**.

Auch die von der jüdischen Geschichtsgemeinschaft getrennten karäischen Sektirer warfen nie in integralen Verhältnissen, mit der hebräischen Sprache auch die hebräische Schrift über den Haufen.

Die arabische Literatur hat auch einen hebräisch-karäischen Flügel. E. N. Adler besitzt eine ganze Menge von karäischen Handschriften poetischen, philosophischen, liturgischen und religionswissenschaftlichen Inhalts in der Sprache Arabiens, aber im Alphabet Palästinas***.

Von den Karäern wurde auch Griechisch mit hebräischen Lettern geschrieben. Die Karäer Konstantinopels besaßen noch im 18. Jahrhundert eine griechische Bibelübersetzung in jüdischer Schrift. In manchen ihrer Kommentare sollen sich griechische Anmerkungen in hebräischer Schrift befinden****. Der Karäer Mordchai erwähnt um die Wende des 17. Jahrhunderts die ehemalige Existenz einer großen karäisch-griechischen Literatur† über deren Alphabetäußeres er allerdings keine Auskunft gibt.

Für die Sprachen Westeuropas wurde seitens der Karäer, die hebräische Schrift nur okkasionell gehandhabt, da in Westeuropa mit Ausnahme der maurischen Zeit Karäer nie wohnten. Ein Beispiel okkasioneller Verwendung des hebräischen Alphabets für abendländische Sprachen durch einen Anhänger der karäischen Faktion, bietet die im Jahre 1786 von einem Karäer in Amsterdam veröffentlichte Grammatik für vier Sprachen: Latein, Italienisch, Französisch und Deutsch, sämtliche Sprachen in hebräischer Schrift††.

Der Hauptsitz der Karäer ist seit Jahrhunderten die tatarische Krim. Die Karäer produzierten auch in dieser exotischen, von ihnen rezipierten Landessprache eine umfangreiche Literatur, doch in hebräischen

* Hieronymus: Adv. Pel. 3, I vgl. noch Alfred Schmidke: Neue Fragmente und Untersuchungen zu den judenchristlichen Evangelien 41. Leipzig 1911.

** Paul Kahle: Die arabischen Bibelübersetzungen, XII. Leipzig 1904.

*** Jewish Quarterly Review, XII. 687, London 1900.

**** Jean Christophe Amaduzzi: Oeuvres de Demétrius Pépanos. Prolegomena. Rome 1781. Legrand: Bibl. hell. 160.

† Dod Mordchai: l. c. 56.

†† Jewish Quarterly Review, XII. 687.

Charakteren. In der Petersburger kaiserl. Bibliothek befindet sich handschriftlich eine Geschichte der Insel Krim, ferner eine Pentateuchübersetzung in drei Exemplaren in tatarischer Sprache und hebräischer Schrift*. Im Jahre 1836 erschien in Konstantinopel eine karäische Pentateuchübersetzung im tatarischen Tschagataidialekt, mit hebräischen Typen gedruckt. In Goslova wurde in den Jahren 1841—1842 eine karäisch-tatarische Übertragung des ganzen Alten Testaments veröffentlicht**. Tatarisch wurde in früheren Jahrhunderten auch in Litauen von den dort ansässigen Karäern zu literarischen Zwecken gebraucht und mit hebräischen Charakteren geschrieben. Wolf in seiner Bibliotheca zitiert im Jahre 1716 einige Sätze aus einer mit hebräischen Lettern geschriebenen tatarischen Bibel der litauischen Karäer***. Eine gewisse Anzahl von neueren karäisch-tatarischen Drucken im hebräischen Alphabet notiert die Hebr. Bibl. ⟨XIII. 144 ff⟩: Ein kleines Schriftchen von Jakob Firkowitsch 1842, ein Lehrbuch für Kinder mit einem hebräisch-tatarischen Glossar, Odessa 1860, Gebete zur Privatandacht bestimmt, Wilna 1868, Sammlungen von Verordnungen der Karäer, Odessa 1883, wie auch zwei Sammlungen von Übersetzungen der Selichoth und Piutim, Wilna 1890 und 1895.

---

* Journal Asiatique, I. 53, Paris 1865.
** Jewish Encyclop: III. 191.
*** Wolf: Bibliotheca, IV, 168.

V. KAPITEL.

Rassenkontinuität und Schriftfortdauer.

I.

Warum soll bei Schriftsystemen, die den Sprachverlust überdauern, einseitig nur das konfessionelle Moment betont werden? Ist die gewaltige Rassenkraft, die sich in der nationalen Zähigkeit, der, Jahrtausende in den ungünstigsten Verhältnissen in ihrer Eigenart beharrenden Syrer, Karamanli-Griechen, Morisken-Araber, Juden, offenbart, etwas so Irrelevantes, ein solch bedeutungsloses geschichtliches Moment, daß sie bei der staunenswerten Fortdauer der eigenen Schrift, trotz Einbuße der eigenen Sprache gar nicht in Betracht kommt? Ist hier durchaus jede Beteiligung des Nationalbewußtseins, des biologischen Stammesfaktors, des völkischen Fortsetzungsgefühls vollständig auszuscheiden?

Wir erwidern darauf, die nationale Zähigkeit der Karamanli, Morisken, Syrer und Juden, ist keineswegs auf einen rein physiologischen, stammesbiologischen Faktor zurückzuführen. Nach dem Verlust des heimatlichen Idioms, erhält sich aus Rassengründen bei keiner Nation der Erde das nationale Bewußtsein, wenn es keinen Schutzpanzer einer besonderen Religion besitzt. Spurlos untergingen die französischen Hugenotten im konfessionsgleichen protestantischen Deutschland, die mittelalterlichen Kolonien der christlichen Syrer im glaubensidentischen Abendland, die fränkischen Kreuzzügler im christlichen Syrien, die Normannen auf ihren zahlreichen Ansiedlungsgebieten, die Griechen der byzantinischen Zeit am westlichen Gestade des Mittelmeeres, weil nach ihrer sprachlichen Assimilation kein unverdaulicher Rest geblieben ist, der sie von der Umgebung geschieden hätte. Wenn Morisken in Spanien, Syrer in einem arabischen Milieu, Griechen unter Türken, die Juden sowohl unter semitischen Syrern und Arabern wie unter Ariern die Einbuße ihrer Sprache, nicht als gleichbedeutend mit dem Untergang ihrer Nationalität angesehen haben, so rührt es nicht aus besonderen somatischen Stammesvoraussetzungen her, sondern einfach aus der offenen Tatsache, daß sie im Gegensatze zu den oben genannten Volksfragmenten, in einer religionsverschiedenen Umgebung lebten und die Glaubensdifferenz ihnen die Möglichkeit abschnitt, mit dem Volke, dessen Sprache sie annahmen, in eine seelisch gleichgestimmte,

mit einheitlichem Kollektivbewußtsein versehene Gemeinschaft, in eins zu verwachsen*.

Bei der Schriftkontinuität kann nur Konfession in Betracht kommen. Alle Alphabete, die je das Heimatsidiom überlebten, wurden immer von einer parallel weiter existierenden, geschichtlichen, kennzeichnenden, besonderen Religion begleitet. Es ist dagegen kein einziger Fall der Alphabetfortdauer ohne konfessionelle Kontinuität bekannt. Es läßt sich kein einziges Vorkommnis nachweisen, daß ein Volk ohne Rückgrat eines trennenden Glaubenssystems, in dem Reservoir seiner Stammesvitalität jenen Born von Energie gefunden hätte, der eine Verwendung der eigenen Schrift, auch im Gebrauche für die, durch das übermächtige Milieu aufgenötigte fremde Sprache, ermöglicht hätte.

Biologische Stammeskontinuität als solche, hat gar keine Ingerenz auf die Lebensdauer einer Schrift. Wie oft haben nicht starke Rassen, die selbst noch ihre Sprache beibehielten, die auf ihrem heimatlichen Territorium festverankert saßen, ihre politische Tradition fortsetzten und ein geschlossenes staatliches Dasein führten — ihre Schrift über Bord geworfen, Völker, die in beispiellos günstigeren Verhältnissen lebten, als zerstreute Juden, Armenier oder Karamanli? Waren nicht die sassanidischen Perser, die sarazenisch-glagolitischen Balkanslaven, die alten Germanen, die uigurischen Türken, die zum Islam bekehrten Hindus, die infolge ihres Glaubenswechsels, ihre angestammten mit ihrem geschichtlichen Leben durch lange Zeiträume eng verwachsenen Schriftsysteme über die Lethe hinüberbeförderten, kräftige, zukunftsfrohe, zähe, biologisch tadellose Stammeseinheiten?

Zwischen ethnischer Zugehörigkeit und dem Schriftgebrauch besteht nirgends der geringste Berührungspunkt. Nur die konfessionelle Einteilung, bestimmt die Homo- oder die Heterogenität der Schrift. Kein Volk scheidet aus nationalen Motiven aus einer Schriftgemeinschaft. Um bei Sprachgleichheit literarisch unassimilierbar zu sein und ein durch die Verschiedenheit der Schrift getrenntes Literaturdasein zu führen, muß man nicht notwendig, wie es im Fall der Morisken, Karamanli, Juden usw. scheinbar ist, ein nach Blut, Herkunft und völkischer Tradition vom Gros der gegebenen Sprachgemeinschaft abweichendes, fremdes Volkselement sein, das sich erst im Laufe der Geschichte mechanisch, rein äußerlich, ohne inneres chemisches Verschmelzen, ohne organisches Zusammenwachsen angegliedert hat. Selbst bei seit unvordenklichen Zeiten einheitlichen Sprachnationen ergreift Heterogenität in Bezug auf Schrift den Stab und die oft seit dem Urdämmer der Geschichte bestehende literarische Einheitlichkeit bricht entzwei, wenn innerhalb einer solchen Sprachgemeinschaft tiefgehende religiöse Spaltungen entstehen und das Volk sich in verschiedene Volksgruppen und Kirchengemeinschaften teilt. Die ursprungsfremden Andersgläubigen, die spanischen Morisken, türkischen Griechen usw., die, obwohl den Fremdkonfessionellen sprachlich assimiliert, doch ihr Literaturzelt von der fremden Majorität separiert aufschlugen und ihrem historischen Alphabet kein Schwanenlied ewigen Schlummers anstimmen wollten, vollbrachten

* M. Mieses: Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte 10.91 ff. Wien 1915

kein nationales Heldenstück, sondern taten dasselbe, was ohne fremd zu sein, die Masuren Ostpreußens gegenüber den Polen, die Serben im Verhältnis zu den Kroaten, die Irländer in Bezug auf die Schotten leisteten. Wenn zuweilen die besondere Schrift einer Gemeinschaft ohne Sondersprache, auch gleichzeitig nationales Erbe ist, so können die nationalen Reminiszenzen, die sich an die betreffende Schrift heften, vom Standpunkte geschichtlicher Energetik gewertet, nichts anderes sein, als passives Schleppgut des konfessionellen Vehikels, Fassade, romantisches Beiwerk, interessantes Ornament, ohne jede aktive, selbständig wirkende Bedeutung. Das historisch-nationale Bewußtsein, das sich an sein solch literarisch gesondertes Faubourg einer fremden Gemeinschaft anklammert, ist bloß nebensächliches Akzessorium. Der betreffende, literarisch getrennte Schriftabteil wäre entstanden, auch wenn diese glaubensverschiedene Gruppe aus lauter Autochthonen bestanden hätte.

II.

Für den Geschichtsverlauf einer Glaubensminorität und ihre Stellung im Lande bleibt es gleichgültig, ob diese stammesgleich oder fremd, eingewandert oder seit Jahrtausenden bodenständig, ob sie mit ihren andersgläubigen Nachbarn Blutverwandtschaft bindet oder die Kluft der Rassenverschiedenheit scheidet. Die konfessionellen, separatistischen Konsequenzen sind überall dieselben.

Bei religionsgenossenschaftlichen Antagonismen spielt des Bewußtsein der Rassenfremdheit die Rolle eines Zierats und tritt oft als Beiwerk der Religionsverschiedenheit auch dort zutage, wo die betreffenden Andersgläubigen derselben Abstammung sind und tief im Mutterboden wurzeln.

Es passiert ziemlich oft, daß Anhänger landesfremder Religionen ihr Stammesbewußtsein verlieren, ihren eigenen Rassenbrüdern und Konnationalen gegenüber sich blutfremd fühlen und bei aller Autochthonität, jener fremden Rasse zugeordnet werden, die für die betreffende landesfremde Religion eine repräsentative Bedeutung hat.

Josef Albo, ein jüdischer Philosoph des 15. Jahrhunderts, bemerkte, »alle Völker, die sich zum Islam bekehren, werden Araber genannt, weil diese Religion ihre ersten Bekenner unter den Arabern besaß. Alle Katholiken gelten als Römer, weil ihr Glaube in Rom sich formte. Auch alle die zum Mosaismus übertreten, heißen Juden, unberücksichtigt ihrer Abstammung*.«

In der mohammedanischen Welt ist es eine weit verbreitete Erscheinung, daß Volksbrüche oder auch ganze Völkerschaften verschiedenster Rasse, sich in der Heimat fremd denken, ihr Bodenständigkeits- und Stammesgefühl verlieren und von den alten Osmanen oder von den Bewohnern des Beduinenlandes abzustammen vorgeben.

Am Balkan gelten alle Muslims ohne Rücksicht auf ihre wirkliche sprachliche und geschichtliche Zugehörigkeit als Türken. Der bosnische Serbe muselmanischen Glaubens fühlt sich weder als

* Josef Albo: Ikarim Perek 42, Ma'amar 4.

Serbe noch als Slave, nur als Türke*. Der albanesische Arnaute, der an den Koran glaubt, hat eine ganz andere politische Orientierung als seine katholischen oder schismatischen Rassengenossen und wird von seinen Sprachbrüdern als albanesisch sprechender Türke angesehen**, ebenso ist es mit den bulgarischen Pomaken der Fall.

In Westasien führen die mit den christlichen Armeniern oft vermischt wohnenden, ebenso wie diese der indogermanischen Sprachgruppe angehörenden Kurden, ihren Stammbaum nach Arabien zurück***. Die arischen Perser der Gegenwart wissen nichts von einer Verwandtschaft mit den ihnen so nahestehenden Indern, sie behaupten Brüder der Araber zu sein und leiten sich vom biblischen Isak, dem Bruder Ismaels, der als Stammvater der Araber gilt, her. Die kulturalten Iranier kümmern sich nicht um ihre eigene Geschichtsüberlieferung und wollen bereits in vormohammedanischer Zeit zum sagenumsponnenen Brunnen Zemzem bei Mekka als Nachkommen Abrahams gepilgert haben ****.

Am Kaukasus glauben die autochthonen Tscherkessen, die mit den Semiten nichts gemein haben, daß sie Abkömmlinge der Koraisch, Nachkommen des Stammes der Propheten wären † und sehen ihre andersgläubigen, wirklichen Anrainer und Rassenverwandten der Heimat als stammesfremd an.

In Nordafrika nennt eine Gruppe der Berber den Araber Berr b. Kejs als ihren Ahnen††, obwohl die Berber Kabylen sind und der lybisch-hamitischen Völkergemeinschaft angehören. In Ostafrika leiten sich die muslimischen Nordabessinier von den arabischen Koraisch her††† und halten das christliche Gros des abessinischen Volkes für Nachfahren ihnen fremder Ahnen. Auch die Somali wollen von den Koraisch die Nachkommen sein. Im Sudan, in der afrikanischen Wüste führen die herrschenden Stämme, obwohl in den seltensten Fällen Semiten, ihre Abkunft auf die Bewohner Mekkas oder Yemens zurück††††. Selbst muslimische Negervölker scheiden in ihrem Stammesgefühl von ihren heidnischen Rassengenossen und lassen sich mit den Arabern genealogisch verbinden§.

Auch in der christlichen Welt entrollt sich oft ein ähnliches Bild. Am südlichen Balkan gelten Völkerminoritäten griechisch-orthodoxen Glaubens stets als echte Stammesgriechen. Die schismatischen Albanesen wollen als albanesisch redende echte Griechen angesehen werden, sträubten sich in den Jahren 1912/1913 gegen einen Anschluß

* Encyclopädie des Islam, I, 469.
** Anton Hangi: Die Muslims in Bosnien und Herzegowina I, Sarajewo 1907.
*** Ignaz Goldziher: Mohammedanische Studien, I, 143, Halle a. S. 1888.
**** Ibidem 144.
† Goldziher ib., 143.
†† Littmann: Äthiopische Literatur. Gesch. d. Lit. d. chr. Orients 196, Leipzig 1907.
††† Littmann ibidem.
†††† Ratzel: II, 416.
§ Goldziher: ibidem.

an den neu errichteten albanesischen Staat und fochten für eine Vereinigung ihrer epirotischen Heimat mit dem Staate, der ihnen tatsächlich stammesfremden Griechen. Die Südrumänen sind ebenso überzeugt, ethnische Griechen, die bloß »wlachophon« sind, su sein. Die walachisch-südalbanesischen Annexe des Griechentums entbehren für dieses sogar nicht, einer nicht geringen politischen, kulturellen wie auch wirtschaftlichen Bedeutung. Die konfessionelle Fiktion wird hier zu einem lebensgestaltenden Faktor. Der griechische Freiheitskampf in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts, rekrutierte seine Streiter hauptsächlich aus südalbanesischen wie kutzowalachischen Kreisen und war eigentlich eine Erhebung der konfessionell-griechischen Volksannexe. Die Akademie der schönen Wissenschaften in Athen wurde von als Griechen sich ansehenden Kutzowalachen, gegründet. Die griechische Marseillaise wurde von einem Südrumänen verfaßt*. Die »griechischen« Kolonien im Ausland bestehen in vielen Fällen aus lauter Südrumänen**. Die in Ungarn als Händler ansässigen Südrumänen gelten allgemein als Griechen***. Die neugriechischen Barone der Wiener Kolonie, Baron Dumba, Baron Sina, sind wirklich nur Südrumänen und gehören, bloß dank dem konfessionell-nationalen Anlehnungsgesetze der Minoritäten, der griechischen Nation an. Die orthodoxen Slaven Osteuropas werden von den Juden mit den Namen »Jwanim« ‹Griechen› benannt. In manchen Teilen des nördlichen Balkan und seiner Grenzgebiete, wo Katholiken mit autokephalen Orthodoxen zusammenleben, gelten die Schismatiker als »Walachen«, so in der Bukowina die schismatischen Ruthenen**** und sehr oft in Kroatien und Bosnien auch die Serben†. Die christlichen Türken Bessarabiens, die Gagausen werden als bulgarischer Abstammung angesehen††.

In der katholischen Welt, in gemischt konfessionellen Gegenden, läßt sich ebenso dasselbe Gesetz beobachten. Die katholischen Ruthenen in Galizien und Ostpolen, die Weißrussen katholischer Religion in Westrußland, schwören hoch und heilig auf ihr Polentum†††. Während der Volkszählung im Jahre 1910 forderte der Lemberger Erzbischof römisch-katholischen Ritus', alle Lateiner »ruthenischer Sprache« auf, sich in den Konskriptionslisten als Polen anzugeben.

Zu einer interessanten Vorstellung der Abstammung führte der Katholizismus bei den, mit Rom unierten maronitischen Arabern am Libanon. Diese wollen von einer muslimisch-arabischen oder syrisch-häretischen Verwandtschaft nichts wissen und lehnen sich an die ihnen seit jeher bekannte katholische Nation Frankreichs an und

* Lazar: Die Südrumänen, 54, 62, 64, Bukarest 1910.

** L. Graf Voltolini: Albanesische und griechische Kolonien in Italien, Nord und Süd, Oktoberheft 1913.

*** Strauß: Bosnien, I, 288.

**** Hellwald: Die slavische Welt 145.

† Vuk Karadschitsch: Lexicon serbico-germanico-latinum 68. Vindobonae 1852. Simeon Mangiuga: Daco-romanische Sprachforschung 233, Orawicza 233.

†† Lehmann: Bessarabien in Ostermanns Mitteilungen 62. Jahrg. 163.

††† Leon Wasilewski: Ukraina, 172.

geben vor, Abkömmlinge von jenen »Franken« zu sein, die unter Gottfried von Bouillon Palästina eroberten. Eine Fiktion, die nicht im geringsten geschichtlich zutrifft. Der Emir der Maroniten bildet sich ein, mit keinem geringeren als dem Lothringischen Herrscherhause verwandt zu sein*. Im 19. Jahrhundert machten sich die Franzosen dieses kuriose Trabantentum arabischer Katholiken zunutze, verschafften den Maroniten eine vollständige Autonomie und erklärten über sie ihr Protektorat.

Unter den Protestanten beharren die protestantischen Polen Ostpreußens in einem nationalen Preußentum und stemmen sich gegen jede Verbindung mit den katholischen Polen**. In Irland bilden sich die Protestanten ein, von eingewanderten Engländern abzustammen*** und weisen jeden Versuch, Irland eine Selbstverwaltung zu geben, mit größter Entrüstung zurück. Die Irländer protestantischen Glaubens wollen das Band, das sie mit dem zweifellos rassenfremden England vereinigt, nicht um das wenigste gelockert sehen. Die protestantischen Ulsterianer wurden noch im Jahre 1667, als dieselbe keltische Sprache redend, wie die sonstigen Iren, geschildert. Noch im 18. Jahrhundert herrschte bei ihnen die gaelische Sprache vor. Insofern sie von Einwanderern aus Großbritannien stammen, waren ihre Ahnen keine Engländer, nur gaelische Schotten****.

In der Antike hat das entstehende Christentum das nationale Einheitsgefühl der Heidenwelt entzweigerissen. Die Christen wurden trotz ihrer Bodenständigkeit als »dritte Nation« ⟨gens tertia⟩, ⟨die Juden waren die zweite, die Heiden die erste⟩ bezeichnet. Ambrosius, der Lateiner, sprach in seinem »De officiis ministrorum« von den alttestamentlichen Helden Josue, Daniel als »maiores nostri«. Die Christen des Altertums benannten ihre heidnischen Volksgenossen mit einem Korrelat zum hebräisch-jüdischen »goim« ⟨Völker⟩, mit dem Worte »ethnici, gentes«. Der ruhmreiche Volksname der »Hellenen« wurde von den christlich gewordenen Griechen verworfen.

Im China der Neuzeit gelten die autochthonen Christen, wie auch die viel zahlreicheren einheimischen Muslims, als ein in nationaler Beziehung von den Anhängern der Landesreligion, fremdes Element, dem man ausländische Rassenprovenienz gerne zuschreibt †.

Der Glaube, der religionspsychologische Zusammenhalt, ist für die politische Geschichte der Völker, für die Konsolidierung der nationalen Einheiten von größter Bedeutung und bedeutet viel mehr als der physische Zufall der Geburt. Nationen sind nicht bloß politische, aber auch oft psychologische Kollektivitäten. Schon im Altertum war es die Religion, die um Stämme und Klane ein einigendes

* Herbelot: Bibliotheque orientale, 285, Maestricht 1776.
** Hellwald: Die Welt der Slaven, 111.
*** Poeschel: Völkerkunde 366.
**** Pokorny: Die englische Herrschaft in Irland, Petermanns Mitteilungen, 62. Jahrg., 362, 363.
† Encyclopädie des Islam, I. s. v.

Band schlang. Das althellenische Nationalgefühl wurde von der religiösen Amphiktionie geformt. In Etrurien pflegten die Delegierten des Zwölfstaatenbundes, beim Heiligtum der Voltuna zusammenzukommen. Im heidnischen Arabien war die Kaaba der einigende Mittelpunkt aller Araber. In Gallien sammelten sich die Abgesandten aller Völkerschaften um den Augustustempel zu Lugdunum, um dort gemeinschaftlichen Kultus zu pflegen und erwarben sich hiedurch in der Kaiserzeit in gewissen Fällen das Recht einer gemeinsamen national-politischen Repräsentanz. Im Mittelalter war die Idee des katholischen, abendländischen Kaisertums eine gewaltige, Völkergruppierungen gestaltende Macht. In der schismatischen Welt hatte, der Zar als politisches Oberhaupt, als oberster Protektor aller Griechisch-Orthodoxen noch bis unlängst seine Rolle nicht ausgespielt. In dem mohammedanischen Glaubenskreis ist der Sultan-Kalif auch gegenwärtig eine Art allgemeiner Suzerän.

Andersgläubige Sprachgenossen, Konnationale, die einer fremden Glaubensgemeinschaft angehören und sich dem Einflusse der gegebenen Religion der heimatlichen Mehrheit entziehen, werden dadurch vom nationalen Glaubensformator ausgestoßen, büßen die Fühlung mit der eigenen ethnischen Gemeinschaft ein, werden der Geschichtsentwicklung der eigenen Rasse fremd und bekommen ein national-politisches, in eine Stammesfiktion übergehendes Solidaritätsgefühl, mit jener auswärtigen Gemeinschaft, mit der sie der betreffende Glaubensfaktor verbindet. »Liebst du nicht, was ich liebe, glaubst du nicht daran, woran ich glaube und achtest du nicht mein Heiligtum, so bist du nicht mein Bruder«*, schreibt der Prawoslave Dostojewski. Rousseau, dessen Ideal ein Staat war, in dem der Fürst gleichzeitig Hohepriester, geistliches Oberhaupt ist, fand es für dienlich und richtig, aus den nationalstaatlichen Organismen jene Personen auszuweisen, die abweichender religiöser Überzeugung sind**.

Was seelisch fremd, was religionspolitisch zuwider, was der Glaubenssolidarität einer Gemeinschaft sich aus tiefinneren Motiven entgegenstellt, wird gerne unter dem Gesichtspunkte des wesentlich Entgegengesetzten, des absolut Fremden, des nicht künstlich Gemachten und Erworbenen gewertet. Lang andauernde psychologische Gegensätze werden als physisch bedingt, als somatisch verankert angesehen und auf die Zugereistheit aus der exotischen Ferne zurückgeführt.

Der wirklich ethnische Ursprung hat keine einschneidende Bedeutung in der Völkergeschichte. Religionsgenossenschaftliche, soziologisch-kulturelle Antithesen bieten sachlich denselben Aspekt mit und ohne Stammesverschiedenheit.

Das Nichtannehmen einer Landesschrift durch eine stammes- und glaubensfremde Minorität zeigt nicht auf eine besondere Rassenhartnäckigkeit, auf eine Unversöhnlichkeit von biologischen, soma-

* F. M. Dostojewski: Literarische Schriften, 348.
** J. J. Rousseau: Du Contrat social, c. IV. Milan, 1796.

tischen, stammespsychologischen Gegensätzen hin. Rassenmotiven als selbständigem Geschichtsfaktor, kommt unter keinen Umständen je welche Entscheidung zu.

III.

Abgesehen von diesem allen, ist der Ausgangspunkt der rassentheoretischen Fragestellung bei den von uns behandelten Nationen, deren Schriftsysteme ihre Sprachen überdauerten, kein besonders genauer und folgt mehr der gemeinen Meinung als wissenschaftlich begründeten Erwägungen. Ob tatsächlich hier, wie vorausgesetzt wird, Rassen mit selbständigem, ethnisch ungeschwächtem Untergrund vorliegen, bei deren Erscheinungen ein stammesmäßiges Substrat zu suchen man berechtigt sein könnte, ist noch etwas fraglich.

Eine an die Sache herangehende Geschichtszergliederung zeigt uns bald, daß das selbstverständliche Rassentum der Morisken, Karamanli, Syrer, Juden eine konventionelle Täuschung ist, ein Phantom, das dem Tageslicht der Forschung nicht standzuhalten vermag.

Die Neugriechen, Aljamiada-Araber, Syrer und Hebräer der Gegenwart sind mehr dem Namen nach, als in Bezug auf Blut und organische Fortsetzung, die Nachfahren der alten Völker desselben Namens und sind bloß mit sehr großen Vorbehalten der althellenischen, wüstenarabischen, aramäischen, palästinensischen Rasse zuzuzählen.

Die Neugriechen sind keine direkten Nachkommen des klassischen, kulturschöpferischen, geistesstarken Volkes des alten Hellas. Der Genius der in Homer und Aeschylos und Sophokles, in Demokritos, Plato und Aristoteles sonnenhell, eine Welt beglückend, beleuchtend und verschönernd erstrahlte, ist heute umsonst, bei den Krämern die in der Nähe des Parthenons feilschen, bei den finstern Mönchen, die am Athos faulenzen, bei den hohlen Großsprechern des Phanars zu suchen. Der Stammbaum Neugriechenlands reicht nicht zu den Achäern herüber. Sogar das Volksbewußtsein der Neugriechen war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts kein griechisches, sondern ein byzantinisches, rhomäisches.

Die neuzeitlichen Griechen sind sämtlich bloß Nachkommen der einstigen Untertanen des byzantinischen Reiches, der Rhomäer, die in großer Mehrzahl aus Thraziern, Slaven, Goten, Albanesen, Syrern, allerhand Kleinasiaten bestanden und dann unter dem Einfluß der Regierung gräzisiert wurden. Der deutsche Gelehrte Fallmerayer stellte einst zur Zeit des griechischen Freiheitskrieges im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die im Prinzip nicht wegzumachende Behauptung auf, die heutigen Griechen wären samt und sonst griechisch redende Slaven und Albanesen, die zu Beginn des Mittelalters das entvölkerte, wüst daniederliegende Hellas besiedelten *.

* J. Ph. Fallmerayer: Geschichte der Halbinsel Morea im M. A. Stuttgart 1830, Abhandlung über die Entstehung der Neugriechen 1835. Gegen ihn polemisierte mit nicht besonderer Beweiskraft Johann Tefly (Studien über die alt- und neugriechische Sprache, Leipzig 1853), wie auch Martin Schulze (Über den Lautwert der griechischen Schriftzeichen Thorn 1872). Der Hinweis, daß die heute geltende Aussprache der Neugriechen bereits zur hellenistischen Zeit bestand, ist noch kein Argument für die Rassenkontinuität.

Die Morisken Spaniens waren ebenso eine Rassenkomposition verschiedenster Zusammensetzung mit einem arabischen Sprachfirnis versehen. Die andalusischen Mauren waren das Ergebnis eines Völkergemisches, in dem sowohl echte Araber, wie auch nordafrikanische Lybier, romanisierte, keltische und iberische Autochthonen, Nachkommen punischer und römischer Kolonisten, westgotische und suevische Weltstürmer sich kreuzten. Alles was der auf der iberischen Halbinsel überragende, kulturstarke Islam an sich heranzog, wurde zum Mauren. Eine stark durchsetzte Rasse sind ebenso die angeführten südindischen Araber.

Die Syrer der Neuzeit haben eine sehr bunte Ahnengalerie. Chetthiter und Mitani, seleukidische Mazedonier und Griechen, Franken aus dem Zeitalter der Kreuzzüge und Levantiner, sind in das Syrervolk gemündet und haben den Stammesgehalt dieser orientalischen Christen geformt.

Nicht anders steht es auch mit der Rassenfortsetzung des Judentums, obwohl dessen ausgeprägt sein sollender Rassencharakter sprichwörtlich ist. Mag auch Nietzsche die Juden als natio nata bezeichnet haben, im Gegensatz zu allen anderen Nationen, die bloß nationes factae sind, die Wirklichkeit gibt über die außerordentliche Beharrungskraft des jüdischen Stammes einen ganz anderen Aufschluß.

Das jüdische Rassenwesen gehört leider zu den Dingen, die von publizistischen »Mädchen für alles« breitgetreten werden und über die, Intelligenzler mehr konventionelle Redensarten nachsagen, als eigene Urteile sich bilden. Die Erkennbarkeit der Juden an ihrer Physiognomie, führt die meisten zur Ansicht von der Stabilität und Fortdauer des palästinensischen Judentums und seiner Unvermischtheit bis auf die Neuzeit. Wie oberflächlich! Der physiognomische Ausdruck ist kein organisches, anthropologisches Merkmal, nur mehr eine psychologische Signatur, ein Zügenspiel, das bloß von einer sozietativen Sonderart herrührt. Angehörige verschiedener Berufe sind sofort an ihrem Gesichtsausdruck zu erkennen, der Unterschied der Nationen macht hier wenig aus. An Bekennern verschiedener Konfessionen desselben Stammes lassen sich ebenso physiognomische Differenzen feststellen*. Die jüdische Physiognomie hat mit dem Gesichte der orientalischen Semiten als solcher sehr wenig Ähnlichkeit.

Die Juden sind in Wirklichkeit keine integrale Stammesgemeinschaft. Das romantische Idyll vom rätselhaften, erzstarken Volke, das seit Abrahams und Isaaks Zeiten bis auf die Periode Bergsons, Hermann Cohens und Loebs seine Rassenzusammensetzung in einer mustergültigen Weise aufrecht erhält, ist eitel Phantasie.

Das jüdische Volk wurde ziemlich oft von starken, fremdethnischen Zusätzen durchschüttelt. Das Judentum war, so oft es ihm möglich war, eine in die Welt hinausstrebende expansive Religion, die, wie jedes andere normale Bekenntnis, sich zu allen Zeiten neue Anhänger zu erwerben strebte. Die Bekehrungsarbeit unter den Palmyrenern, Nabatäern, Chasaren, Südslaven, östlichen Kleinasiaten

* Vgl. unten Kapitel sechzehn, Abschnitt B II.

war keine außerhalb der Entwicklungslinie des Judentums liegende extratourliche Leistung, die sonst in der jüdischen Geschichte beispiellos dastünde und den jüdischen Volkskörper unberührt ließ. Kein Chronist der Antike weiß von einer in die Millionen gehenden Massenemigration der Juden aus Paläsrina ins Ausland und doch war schon vor dem Untergang des jüdischen Staates der Okzident von Juden überfüllt. Die Juden umspannten im römischen Reiche bereits zu Beginn der christlichen Ära die ganze Ökumene und bildeten eine Gemeinschaft von vier Millionen Seelen, 7% der Bevölkerung des römischen Reiches*. Schon in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts sang die Sybille von den Juden, daß sie alles Meer und Land füllen. Zur Zeit Serubabels, Esra's im 6., 5. vorchr. Jahrhundert war das Judentum eine kleine dürftige Gemeinschaft um Jerusalem. Dieses plötzliche Anschwellen des Judentums dürfte in einer großzügigen Proselytenmacherei seinen Ursprung gehabt haben. Das Ideal des alten rabbinischen Judentums war die Bekehrung der ganzen Welt**.

Über die jüdische Proselytenmacherei in der Antike berichten zeitgenössische, sowohl heidnische***, wie christliche Autoren****. Auch die Juden jener Zeit äußerten ihre Genugtuung. »Eine Wohltat fügte Gott den Juden zu, daß er sie zerstreute, denn viele Proselyten schließen sich ihnen an«†. Proselyten gab es in den ersten Kreisen. Fulvia, die Frau des römischen Senators Saturninus, der ein Freund des Kaisers Tiberius war, übertrat zum Judentum††, Poppäa, die Frau des Kaisers Nero, judaisierte. Der Konsul Flavius Klemens war Proselyt. Ein Freund von Horaz, Fustus Aristius, judaisierte, was Horaz in seinen Satiren I, 9, 60 erwähnt. Ein Schwestersohn des Keisers Titus soll Jude geworden sein†††. Von judaisierenden lateinischen Schriftstellern spricht Martial II, 94. Eine römische Matrone namens Valeria samt ihrem ganzen Gesinde nahm das Judentum an††††, Seneca beklagte, daß die Besiegten den Siegern Gesetze geben§. Das Judentum zog in der abendländischen Welt auch die Massen an sich. Strabo berichtet, daß viele Städte die jüdischen Sitten nachahmen und ihre Menge vergrößern§§. Der jüdische Glaube schuf in der Heidenwelt einen viele Anhänger zählenden Übergangstypus von »Gottesfürchtigen«, die dann ziemlich oft, richtige Juden wurden. Einen bedeutenden Erwerb hatte das Judentum in Adiabene, wo die königliche Familie sich zur mosaischen Religion bekehrte. Die Proselyten wurden zu unter-

* Harnack: Mission und Ausbreitung des Christentums. I, 4, Leipzig 1906.
** Mchiltha 15 a.
*** Juvenalis: Satirae XIV, 96. Horatius Satirae I, 4, 142—143.
**** Ev. Matthaei 23, 15.
† Psachim 87 b.
†† Josephus: Anth. XVIII, 3.
††† Gitin 57.
†††† Jbamoth 46 a, Mechiltha 1248.
§ Augustinus: De civitate dei, VI, 10.
§§ Josephus: Antiquitates XVIII, 3.

schiedlosen Gliedern der jüdischen Gemeinschaft, viele von ihnen schwangen sich dann sogar zu großer Bedeutung im Judentum empor.

Es gab viele Talmudweise, die entweder selbst Proselyten, dem Judentum in erster Generation angegliederte Heiden oder heidnischer Herkunft, also Nachkommen von Proselyten waren, so: die Akademiehäupter Schmaja und Abtalion, dann die Rabbinen Jehuda ben Thortha, Jehuda ben Gerim, Jehuda hindua, Issar Giora, Minjamin Ger Mizri. Ein bedeutender Bibelübersetzer ins Griechische, Aquila, war Proselyt. Einer der Feldherren der Juden im Aufstande gegen Titus war ein Proselytensohn, Simeon ben Giora. Sklaven, die im Besitze eines Juden waren, mußten sich zum Judentum bekehren. Nach jüdischem Gesetz durfte kein Jude einen Sklaven, der nicht beschnitten wurde, länger als zwölf Monate behalten*. Einen Sklaven kaufen, bedeutete im alten Judentum soviel wie einen Proselyten gewinnen**.

Die wahre Stammeskonsistenz der Juden war den antiken Völkern nicht unbekannt. Dio Cassius belehrt, daß der Name Jude nicht nur Personen jüdischer Herkunft bezeichnet, sondern auch solche anderen Stammes, die jüdische Gesetze beobachten***. In der Terminologie der um die Wende des 2. nachchristlichen Jahrhunderts kodifizierten Mischnah, wird oft von Juden fremdländischer Gebiete als von Elamitern, Persern, Griechen, im Gegensatz zu den Hebräern gesprochen****. In Rom trug e i n e der vielen Synagogen die Bezeichnung »Synagoge der Hebräer«. Die palästinensischen Juden waren der Ansicht, daß die gesamte alexandrinische Judenschaft bloß die Nachkommenschaft von zum Judentum bekehrten Heiden wären†. Rabbi Ula, ein Gesetzeslehrer des Talmud, stellte die Behauptung auf, man könne nicht wissen, »woher wir stammen«††. In talmudischen Kreisen erzählte man sich viel von Proselytenstämmlingen in den ersten Kreisen des Judentums, man munkelte, daß selbst Nachkommen der Erzfeinde Sisra, Sancherib, Haman unter den Lehrern der Thora sich befänden†††, daß allein von Rahab der Proselytin, sieben Propheten abstammten††††, daß der biblische Prophet Obadias ein Proselyte war§.

IV.

Der ausgedehnten Propagandatätigkeit des Judentums in den Ländern der alten Mittelmeerkultur bot das siegreichere, kompromißfähige Christentum Einhalt. Der zur Herrschaft gelangte Jesusglaube duldete keinen Ausbreitungsversuch seines älteren Nebenbuhlers. Der Pro-

* Jbamoth 48 b.
** Midrasch Rabba Genesis XLVII.
*** Dio Cassius: Historia Romana XXXII, 18.
**** Schabbath, Mischnah VI. 6.
† Mnachoth 100 a.
†† Kidduschin 72.
††† Gitin 57 b.
†††† Mgila 70 h.
§ Sanhedrin 59 b.

selytismus wurde von den christlichen Staaten aufs strengste geahndet. Das Judentum wurde in den vom Christentum dominierten Kulturländern zu einer selbstgenügsamen Glaubensgemeinschaft. Der rabbinische Mosaismus bekam den Anschein einer partikulären, bloß vererbbaren, nationalen, nur von ihren geborenen Mitgliedern seit jeher geglaubten Religion. Das Judentum wurde als ein ethnischer Bestandteil des jüdischen Volkes angesehen. Origenes betonte schon im 3. Jahrhundert, daß die Christen kein spezieller Stamm wie die Juden sind*. Die Rabbinen, die einst Lobeshymnen auf die Proselyten anstimmten**, waren nun aus Angst vor den staatlichen Maßregeln auf sie schlecht zu reden***. Jedoch mit dem Aufhören der jüdischen Propagandatätigkeit in den Kulturländern, war es mit der Expansionsfähigkeit des Judentums noch nicht zu Ende. Der jüdische Proselytismus mit dem Siege des Christentums, in der Ökumene unmöglich gemacht, zog sich in die Länder der Barbaren zurück und entfaltete dort durch das ganze Mittelalter eine sehr rege, erfolgreiche Werbetätigkeit.

Die jüdische Barbarenmission des Mittelalters hat eine ganze Reihe von Massenbekehrungen zu verzeichnen. In Südarabien, in Yemen, wurde für das Judentum im 6. Jahrhundert das himyaritische Reich der Tobba gewonnen, das dann dem Anprall des Islam erlag****. Der jüdische Proselytismus langte mit Erfolg nach Abessinien, das bis heute zu den dichtbevölkertsten Judengebieten gehört. Im Reiche Meneliks wohnen in der Gegenwart mehrere hunderttausend Juden, sogenannte Falaschas. Irgendwo im 17. Jahrhundert gab es noch in einer abessinischen Gegend einen jüdischen Kleinkönig†.

In Westafrika unter den Berbern traf die arabische Invasion zu Beginn des 8. Jahrhunderts mehrere zum Judentum sich bekennende Kabylenstämme an††. Nach europäischen Berichten aus dem 17. Jahrhundert herrschte in der Zeit cirka 1675 in einer marokkanischen Gegend ein jüdischer Fürst†††. Im heutigen Algier leben noch in der Gegenwart mehrere kabylische Klane jüdischer Religion††††. Das neuzeitliche Marokko birgt bis nun eine mehrere hunderttausendköpfige jüdische Bevölkerung, die allerdings zum Teil aus Spanien gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam.

Eine kräftige Religionspropaganda entfalteten die Juden in der ersten Hälfte des Mittelalters auch in den barbarischen Teilen Europas.

Am Balkan zogen damals die Juden, in erster Reihe die Illyrier und Bulgaren, in ihren Bekehrungskreis, wovon bis heute hebräische Lettern im Slavenalphabet Zeugnis ablegen. Auch andere Balkan-

* Origenes: Contra Celsum, V, 35.
** Mchiltha Exodus, 22, 20, Rabba Leviticus, I, Psiktha d'rabbi Kahana, c. XII, c. V, vgl. Jesajas, 14, 1, Tobias 14, 8.
*** Jbamoth, 47 b, Nidda, 13 b, Psachim, 113 b.
**** Grätz: Geschichte der Juden, V, 397.
† Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten, III, 41.
†† Ibn-Chaldoun: Histoire des Berbéres, I, 208 (Traduction de Slane).
††† Schudt: ib. IV, 46.
†††† Barth: Reisen, I, 83.

völker blieben zu jener Zeit vom jüdischen Bekehrungseifer nicht unberührt. Eine rumänische Sage weiß von einer militärischen Invasion der südrussischen Juden im 8. Jahrhundert nach den Wohnsitzen der Rumänen zu erzählen. Die jüdische Religion soll damals lange Zeit bei den Rumänen die herrschende gewesen sein*. Bei den Makedowalachen stellte Judaisierungsspuren noch im 12. Jahrhundert der jüdische Weltreisende Benjamin von Tudela fest. Er erzählt nämlich, daß das Volk der Walachen, das in der Nähe Griechenlands wohnt, jüdische Eigennamen gebraucht. Manche behaupten, bemerkt der Tudelaner, diese wären Juden und sähen die sonstigen Juden als ihre Brüder an und wenn sie einem einzelnen Juden begegnen, so töten sie ihn nie, wie sie es gewöhnlich mit Griechen tun**. Jüdische Eigennamen als Niederschlag der früheren Judaisierung lassen sich am ganzen mittelalterlichen Balkan feststellen, wobei an ein ähnliches Motiv, wie in der Neuzeit bei den bibelfesten Engländern, nicht zu denken ist. Über die alttestamentlichen Namen der frühchristlichen Bulgaren wurde bereits im 2. Kapitel dieses Buches berichtet. In Oberalbanien gab es um jene Zeit eine Kirche des heiligen Salomo, in Makedonien in der Eparchie von Lesnovo eine des heiligen Elisäus. Selbst Byzanz konnte sich dem Nomenklaturableger des Judentums nicht entziehen. Zwei Kaiser trugen damals den famosen Judennamen Isaak ⟨Angelos und Komnenos⟩ und Chronisten hießen Joel und Manasses. Zur Zeit der byzantynischen Präponderanz auf der gegenüberliegenden Küste des adriatischen Meeres wurden in Venedig Kirchen zu Ehren von Heiligen errichtet, die jüdische Namen wie Moses, Zacharias, Jeremias trugen***.

Der Anschluß zahlreicher Autochthonen der Balkanhalbinsel an das Judentum bedeutete für die jüdische Gemeinschaft dieses Erdstrichs, trotz aller dann durch das Christentum herbeigeführten Rückschläge einen bedeutenden Zuwachs an Zahl. Viele der Bekehrten hielten für immer an dem Glauben Palästinas unentwegt fest. Noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts wohnte irgendwo am Balkan ein Stamm jüdischen Bekenntnisses, der den Namen Chalisen trug. Der byzantinische Historiker Johannes Kinnamos berichtet in seiner Beschreibung des Krieges, der im Jahre 1154 zwischen dem Kaiser von Byzanz Emanuel Komnenos und den Dalmatinern stattfand, daß diesen seitens der Hunnen und ihrer Nachbarn anderen Glaubens, der Chalisen Hilfstruppen kamen, Die Hunnen ⟨Ungarn⟩ sind Christen, doch jene beobachten das Gesetz Mosis****. An die Chalisen als an ein Grenzvolk des Kaspischen ⟨chwalisichen⟩ Meeres zu denken, ist, nach der Sachlage genommen, etwas unwahrscheinlich. Als Benjamin von Tudela die Welt bereiste, fand er die größten Judengemeinden nirgendwo anders als am Balkan. Viele

* Jewish Encyclop. X, 512.

** The Itinerary of Rabbi Benjamin of Tudela ⟨Masaoth Binjamin⟩, 18, London, 1840.

*** Archiv für slavische Philologie, XXI, 550.

**** Johannes Kinnamos: De rebus gestibus lib. III. p. 115. Trajecti ad Rhenum. MDCLII.

der angetroffenen Balkanjuden trugen damals, der Aboriginität ihrer Mehrzahl entsprechend, einen seßhaften agrarischen Charakter. Im damals von Slaven besiedelten Griechenland fand Benjamin von Tudela am Berge Parnass 200 Juden, die sich mit Ackerbau befaßten*.

Stärker noch als am Balkan dürfte die jüdische Werbetätigkeit im frühen Mittelalter in den östlichen Teilen Europas gewesen sein, wo die Chasaren für das Judentum gewonnen wurden, obwohl das Gros der Chasaren dann allerdings christlich geworden zu sein scheint. Johannes de Plano Carpini Bischof von Antivari erwähnt unter der Bevölkerung von Krim »Gazari qui sunt Christiani«. Matthias e Michov ⟨I. 7⟩ berichtet, daß die Gazari am Kaukasus von Kyrill und Methodius zum Christentum bekehrt wurden.

Das Beispiel der Judaisierung der herrschenden Kreise der Chasaren wird zweifellos bei den damaligen Slaven Osteuropas einen Widerhall gefunden haben. Aus den ältesten russischen Chroniken wissen wir, daß die russischen Slaven einst den Chasaren tributpflichtig waren**. Im 10. Jahrhundert als Wladimir, der Großfürst der Russen, nach einem neuen Glauben suchte, kam zu ihm auch eine Deputation chasarischer Juden, teilt Nestor mit. Noch viel, viel später, als die politische Bedeutung der Chasaren längst verklungen war, hat jüdische Religionsagitation bei den russischen Slaven viel Erfolg gehabt. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, um das Jahr 1470, wurde das Judaisierungswerk in Moskau derart betrieben, daß ein Teil des Klerus samt dem Metropoliten, wie auch viele vom Hofe sich zum Judentum bekehrten***. Diese großzügige Proselytenaktion verursachte bald christlich-russischerseits sehr scharfe Repressalien und erzeugte ein rücksichtsloses Verbot, das den Juden den Aufenthalt in Rußland untersagte. Der päpstliche Legat, der im Jahre 1525 Rußland besuchte, stellte bald einen ganz besonderen Haß der regierenden Kreise den Juden gegenüber fest****. Dieser Haß der herrschenden Klasse dauert in Rußland bis heute an, bei aller Sympathie des einfachen russischen Volkes zu den Juden. Das Verbot hinderte jedoch nicht die weitere Propaganda des Judentums. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erneuerte sich die Judaisierungsbewegung in Rußland. In den von den Polen beherrschten Teilen Rußlands kontinuierten die Juden ihre Proselytenwerberei noch im 18. Jahrhundert. Niebuhr, ein deutscher Gelehrter, der im Jahre 1767 von seiner wissenschaftlichen Orientreise über Polen heimkehrte, berichtet: »Ein Jude wollte mich versichern, daß auf einmal über hundert von diesen Starowiercy ⟨russischen Altgläubigen⟩ aus Polen nach Choczin gingen und daselbst das Judentum angenommen hätten†. Im heutigen Rußland gibt es noch zahlreiche Kosakendörfer jüdischen

* Benjamin of Tudela ib. 16.
** Archiv für slav. Philologie XXXIV. 276.
*** Brückner: Różnowiercy polscy 156.
**** P. Jovius: Libellus de legatione 1525.
† H. Niebuhr: Reise nach Arabien III. 219.

Glaubens. In den palästinensischen Kolonien der jüngsten Zeit siedelten sich mehrere russische Proselytenfamilien an. Im Rußland der Gegenwart besteht auch eine halbjüdische Sekte der Subotniki. Der Eintritt wirklicher Juden in ihre Dörfer war zu zaristischer Zeit strenge untersagt.

Nicht anders wie bei den russischen Slaven wird es auch im alten Polen zugegangen sein. Der älteste polnische Chronist Balduin Gallus weiß so manches vom Bekehrungseifer der damaligen in Polen ansäßigen Juden zu erzählen; er berichtet, daß die Mutter des Polenkönigs Boleslaus Schiefmund slavische Sklaven von Juden loskaufte, damit sie dieselben nicht judaisieren. Wie solcher Sklavenkauf als Judaisierungsmittel aussieht, kann uns noch das heutige Abessinien belehren. Die dortigen Juden, die Falaschas, halten wie die übrigen Einwohner Sklaven, die sie aber sogleich beim Eintritt in ihre Familie zu Juden machen; sie gelten dann als Familienglieder, werden nicht wieder verkauft und überhaupt viel milder und nachsichtiger behandelt als bei den Mohammedanern*. Bekehrungen zum Judentum kamen auch im späteren Polen nicht selten vor. Zur Zeit der Reformation klagten die Polen, daß die Juden nicht wenig Christen bekehrten und dann über Ungarn nach der Türkei schickten**. Im Jahre 1539 wurden, der Judaisierungsarbeit beschuldigt, sämtlich jüdische Notabeln in ganz Polen verhaftet, jedoch dann gegen ein hohes Lösegeld freigelassen. Um diese Zeit starb des Martyrertodes eine achtzigjährige Proselytin, die Frau des Krakauer Stadtrates Melchior Weigel***. Niebuhr teilt mit, »die Juden in Polen wollen gar behaupten, daß viele geborene Katholiken nach Choczin gehen, um daselbst Juden zu werden. Von zwei Mönchen leugneten selbst die Polen nicht****.« Für die vorhistorische Zeit Polens, für die Epoche der Chasarenherrschaft gibt es keine unmittelbaren Quellen, aber aus Indizien läßt sich eine sehr rege Wirksamkeit des Judentums unter den damaligen Lechiten vermuten. Die polnische Sage weiß von einem Judenkönig Abraham Prochownik zu erzählen, der der einheimischen Piastendynastie vorausgegangen sein soll†. Volkssagen haben immer etwas an sich. Hier widerspiegelt sich ein verblaßter Schimmer der einstigen Bedeutung der chasarischen Juden für Polen. Auf den bereits im vierten Kapitel erwähnten altpolnischen Münzen mit hebräischschriftlichen Legenden aus dem 11. und 12. Jahrhundert, lautet manchmal die Inschrift »Abraham dux« oder »Abraham Pech« (in hebräischen Buchstaben). Pech war der Titel der Chasarenveziere††. Münzlegenden sind sehr konservativ und wollen gerne ein archaistisches

* Flad: Beschreibung der abessin. Juden, 29, Basel 1869.

** Bielski: Kronika polska 1082. H. Nußbaum: Historya żydow V 141, Warszawa 1890.

*** E. Zivier: Neuere Geschichte Polens, 471, Gotha 1915.

**** Niebuhr: Reise nach Arabien, III, 219.

† Roman Zamarski: Domowe wspomnienia i powiastki. Warszawa 1854. Lelewel: Opisanie Polski.

†† Konstantin Porphyrogenn.: De administrando imperio, c. CXLI, Patrologia graeca ed. Migne, CXIII, 328.

Gepräge haben. In den ersten Jahrhunderten nach dem Übertritt Polens zum Christentum waren beim polnischen Adel alttestamentliche Namen verbreitet.

Dreiviertel der Judenschaft der Gegenwart wohnt in dem slavischen Osteuropa, in Polen und seinen östlichen Nachbarländern. Diese Verschiebung des numerischen Schwerpunktes des Judentums dürfte im Wesen lange vor Flucht der Juden aus Mitteleuropa nach Polen infolge des Schwarzen Todes eingetreten sein. Schon im 12. Jahrhundert bildeten die osteuropäischen Juden eine scharf umrissene Gemeinschaft. Der Rabbiner Elieser von Mainz sprach damals schon von einem Ritus der russischen Juden*.

In Westeuropa hat die große Anzahl der Bekenner des Mosaismus in den östlichen Teilen dieses Weltteiles schon frühzeitig Verwunderung geweckt und eigenartige Vorstellungen gezeitigt. Der spanische Würdenträger, der Jude Chasdai, dachte schon im 10. Jahrhundert in seiner Anfrage an den Chasarenkönig, die chasarischen Juden wären mit den zweiundeinhalb Stämmen Israels, die aus Transjordanien durch die Assyrer verjagt wurden, identisch. Der französische Kardinal Jacobus de Vitriaco ⟨1178—1240⟩ vermischte diese Juden mit den Nordvölkern, die nach antiker Sage Alexander der Große hinter den kaspischen Bergen einschloß. ⟨Plinius H. N., VI, 15, Josephus Bellum, VII, 245⟩ und meinte, daß die Mehrzahl der Juden zwischen den kaspischen Bergen, von Alexander dem Großen eingeschlossen leben und von dort bei Ankunft des Antichrists ins heilige Land zurückkehren werden. John de Maundeville erzählt ebenso von den zehn Stämmen, die innerhalb des kaspischen Gebirges eingesperrt sind**. Ähnlich wurden in der Spätantike die vielen Juden jenseits des Euphrats den zehn Stämmen zugeordnet. Als die Tataren im 13. Jahrhundert nach Europa einfielen, vermischte man diese mit der großen Masse der osteuropäischen Juden und glaubte im weiteren Abendlande, die Tataren stammen von den eingeschlossenen zehn Stämmen ab***. Die deutschen Juden sollen sogar damals versucht haben, die Tataren mit Waffen zu versorgen****. Möglich, daß doch unter den Tataren welche Bruchteile der Chasaren sich befanden. Der Gebrauch der hebräischen Schrift durch manche Tataren wurde ja damals behauptet. In dunkler Vorstellung von den Ostjuden, die eingesperrt sind, wurde auf einer geographischen Karte aus dem Jahre 1513 ein Land an der Nordküste Asiens verzeichnet, wo »Judaei clausi« sich befinden†. Eine sehr späte Kompilation des 18. Jahrhunderts wollte die zehn Stämme in Georgien, zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, wissen††. Die osteuropäischen Juden, als in großen Teilen autoch-

* Elieser aus Mainz: Eben Haeser p. 74 a, Prag 1710.

** Jacobus de Vitriaco: Liber occidentalis et orientalis historiae I, c. 82, ⟨p. 159⟩ Duaci 1597. John de Maundeville I viaggi II, 145. Bologna 1870.

*** Matthäus Paris Monachus Albanensis: Historia major 487, Londini MDCLXXXIV.

**** Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten, I, 451.

† Ptolemäus, Straßburg 1513, Rüge: Gesch. d. Entdeck.-Reisen, Berlin 1881.

†† Or. u. Okz. Sprachmeister 120, Leipzig 1748.

thoner Herkunft, erscheinen uns zu Beginn ihrer bewußten Geschichte als Ackerbauer, so in Schlesien im 12. Jahrhundert*, in der Ukraina noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Matthias e Michov, ein Krakauer Kanonikus, schrieb im Jahre 1518 über die Juden des ukrainischen Gebietes: »Die Juden in Reussen sind keine Wucherer, wie in den Ländern der Christen, sondern Arbeiter, Ackerbauer und Kaufleute«**. Die Loslösung der Juden Osteuropas von der Ackerscholle dürfte wahrscheinlich die aus liturgischen Gründen notwendige, allgemeine Volksbildung der Juden herbeigeführt haben. Höhere Volkskultur entfremdet dem Ackerbau.

Die Ausstrahlungen des einstigen politischen Machtzentrums der Juden an der Wolga dürften selbst bis nach Böhmen gelangt sein. Die christliche böhmische Geschichte beginnt mit der Sage von jüdischen Kriegern, die zusammen mit christlichen Scharen gegen die einheimischen Heiden kämpften. Die Juden genossen in der ersten christlichen Zeit Böhmens ein hohes Ansehen und bekleideten erste Ämter. Im Jahre 1124 erblicken wir bei Herzog Wladislaw einen Juden als Vicedominus***. In den noch slavischen österreichischen Herzogtümern an der Enns waren im 12. Jahrhundert Juden namens Lublinus und Nekelo, Kammerherrn****.

Die autochthone Herkunft der Mehrzahl der osteuropäischen Juden suchte in neuerer Zeit Maximilian Gumplowicz nachzuweisen, indem er behauptete, die Ostjuden wären Nachkommen unter der Chasarenherrschaft judaisierter Slaven†. Seiner Ansicht pflichtete auch die christliche Polin Stefania Sempołowska bei. Baron Kutschera verfocht vor einigen Jahren die Ansicht, die osteuropäischen Juden wären samt und sonders Abkömmlinge der Chasaren. Dafür fehlen aber die wichtigsten Beweise. Nirgends findet sich nur die geringste Erwähnung einer Wanderung von Juden aus der Gegend der Wolga oder der Krim nach Polen oder Litauen. In der jiddischen Sprache, die dem Wortschatz und der Grammatik nach in der Hauptsache deutsch und hinsichtlich der Struktur slavisch ist, hat noch niemand bis nun welche turkotatarische, chasarische Entlehnungen oder Eigentümlichkeiten nachgewiesen. Für die Entstehung der großen osteuropäischen Judenmassen dürften viel mehr als die Chasaren als solche, der politische Einfluß derselben unter den Slaven in Betracht kommen.

Eine merkwürdige judaisierende Bewegung entwickelte sich auch in den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts aus einem extremen Flügel des protestantischen Unitarismus bei den magyarischen

* Aronius: Regesten zur Geschichte der Juden im fränkischen und deutschen Reiche, 195, Berlin 1902.

** Matthias e Michov: De Sarmatia, II c I. Secta Judaeorum ⟨sc. in Russia⟩ non usurariorum velut fit in Christianorum terris, sed laboratorum, agricolarum, et mercatorum magnorum. ⟨Orbis novus regionum ac insularum veteribus incognitarum, 516, Basileae 1537⟩.

*** Aronius: Regesten Nr. 220, p. 101.

**** Depping: Die Juden im Mittelalter, 192, Stuttgart, 1831.

† Maksymilian Gumplowicz: Porządki religii żydowskiej w Polsce.

Szeklern Siebenbürgens. Sie umfaßte einen ansehnlichen Teil des Volkes und war in allen Kreisen stark an Anziehungskraft. Es schlossen sich dieser Bewegung an sowohl Kleinadelige, Handwerker, wie auch Mitglieder der Intelligenz, so zum Beispiel, der Sohn des Klausenburger unitarischen Bischofs, wie der Notar des Udvarhelyer Szeklerstuhlers, wie der Capitän der Szekler, Balaß, der bei vielen Anlässen Gesandter des Fürsten von Siebenbürgen Gabriel Bethlen war. Der Gründer der Bewegung war Franz Davidis, ein gewesener katholischer Geistlicher, der im Jahre 1579 starb, ihr bedeutendster Vertreter war Simon Pechi, der Kanzler Siebenbürgens. Das Judentum der siebenbürgischen Proselyten hatte einen nationalmagyarischen Charakter. Gebetet wurde nicht hebräisch, nur ungarisch. Sie schufen auch eine eigene magyarisch-mosaische Literatur, lauter Übersetzungswerke aus dem Hebräischen. Reste dieser Literatur haben sich bis heute erhalten. Übertragen wurde das hebräische Gebetbuch nach sephardischem Ritus, wie auch mehrere ethische und ritualwissenschaftliche Werke der Juden. Die magyarische Proselytenübersetzung der jüdischen Gebetbücher wurde neulich aus dem Manuskript im Wege des Druckes veröffentlicht. Die magyarischen Proselyten ritten auch den Pegasus, aber im Geiste des Judentums. Ihre Gedichte enthalten Anschauungen und Angaben, die dem Talmud und verschiedenen Midraschwerken entlehnt sind.

Die judaisierende Szeklerbewegung wurde nach zahlreichen, wenig wirksamen Verboten und Landtagsbeschlüssen, durch Gewaltmaßregeln im Jahre 1638 niedergeschmettert. Es blieben danach nur Reste, die als Sabbatharier ein halbjüdisches Religionsdasein fortsetzten. Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts wanderten nicht wenige von ihnen nach der Türkei aus, wo sie sich in Adrianopel und Konstantinopel ansässig machten, sich öffentlich zum Judentum bekannten und bald in der historischen Judenheit aufgingen. Im Jahre 1869 als das Judentum in Ungarn gleichberechtigt wurde und für Proselytentum nicht mehr Strafen drohten, existierten in Siebenbürgen nicht mehr als zirka zweihundert Sabbatharier. Die meisten derer machten sich die Glaubensrechte der Neuzeit zu nutze und traten lauter Bauern öffentlich zum Judentum über, ließen sich in hebräischer Sprache und jüdischer Tradition unterrichten und bilden in Bözöd-Ujfalu, wo gegenwärtig ihr Hauptsitz ist, eine eigene Proselytengemeinde ‹Khal Gerim›. In anderen Ortschaften, wo deren nur wenige vorhanden waren, gliederten sie sich restlos den Juden an und gingen in ihnen auf*.

V.

Die Barbarenmission der Juden drang auch nach den, von der herrschenden christlichen Kirche nicht immer bis auf das flache Land und die breiten Volksmassen bewältigten, von den geistlichen Zentren entfernteren Teilen West- und Mitteleuropas des frühen Mittelalters vor. »Die Zahl der selbst während des Mittelalters

* Samuel Kohn: Die Sabbatharier in Siebenbürgen. Budapest 1894.

zum Judentum Übertretenen ist bedeutender, als man ohne Kenntnis der Quellenschriften annehmen möchte«*.

Stark war zu Beginn des Mittelalters die Bekehrungsaktion der Juden in Gallien. Von Juden angekaufte Sklaven wurden Jahrhunderte lang im Lande der Gallier-Franken zur Annahme des Judentums genötigt. Die Kaiser Theodosius II. und Valentinianus III. verboten in einem Dekret an den Präfekten von Gallien, Amatus, im Jahre 425, »daß den Juden Christen dienen, damit diese nicht durch ihre Abhängigkeit zur Aufgabe ihres Glaubens genötigt werden«**. Das Dekret scheint nicht viel Beachtung gefunden zu haben. Im Jahre 508 verwendete Bischof Cäsarius von Arles in Gallien, nachdem die Gothen die Franken aus der Stadt vertrieben und viel Gefangene gemacht haben, selbst die Geräte und den Schmuck der Kirche zum Loskauf der Gefangenen, damit keiner von ihnen durch Schulden veranlaßt werde, Arianer oder Jude zu werden***. Die immer siegreicher werdende Kirche erließ im Laufe des 6. und 7. Jahrhunderts mehrmals das Verbot der Judaisierung. Die Wiederholung zeigt, wie diese Untersagungen damals fruchtlos waren. Im Jahre 541 bestimmte das 4. Konzil von Orleans, »wenn ein Jude einen Freund zum Juden macht . . . oder einen von Christen geborenen Sklaven gegen das Versprechen der Freiheit zum Juden macht, so soll er zur Strafe seine Sklaven verlieren«****. Das Konzil zu Maçon im Jahre 581 beschloß: »Wird ein Jude überführt, daß er einen christlichen Sklaven durch Überredung zum Judentum bekehrt hatte, so soll er diesen Sklaven und das Recht, ein Testament zu machen, verlieren«†. Das Konzil zu Reims im Jahre 624 wiederholte die Androhung von Repressalien für Bekehrung von Sklaven††. Trotz der Konzilverbote kamen noch im Jahre 673 in Gallia Narbonensis viele Übertritte zum Judentum vor†††. Bischof Agobard klagte im Jahre 826—827 »törichte Christen sagen, die Juden predigen ihnen besser als die christlichen Priester«††††. Der Niederschlag der jüdischen Propaganda wird kein numerisch geringer gewesen sein. Frankreich tritt uns im 10. bis 13. Jahrhundert als eines der stärksten Siedlungsgebiete der Juden in Europa entgegen, als ein Hauptsitz der talmudischen Wissenschaft, als Wiege des eigentlichen europäischen Rabbinismus. Aus Frankreich stammten auch die westdeutschen Juden des Mittelalters.

Viel nachhaltiger, mindest in zeitlicher Beziehung, als in Gallien scheint die jüdische Propagandatätigkeit in Deutschland gewesen zu sein. Im Jahre 1233 noch, sah sich Papst Gregor IX. veranlaßt, die deutsche Geistlichkeit auf die Bekehrungsarbeit der Juden aufmerk-

* Berliner: Aus dem inneren Leben der deutschen Juden, 33, Berlin 1871.
** Aronius: Regesten zur Geschichte der Juden, 5.
*** Aronius: Regesten, 8.
**** ib. 11.
† ib. 16.
†† ib. 21.
††† ib. 23.
†††† ib. 38.

sam zu machen, »da sie nicht nur Sklaven gewaltsam zu Juden machen, sondern auch Personen, die dem Namen nach Christen waren, sich zu den Juden begaben, nach ihrem Ritus sich beschneiden ließen und sich nun öffentlich als Juden bekennen«*. Besonders stark scheint das Judentum seine Attraktionskraft in den Alpenländern geltend gemacht zu haben. Das Wiener Konzil vom Jahre 1267 unter dem Vorsitz des päpstlichen Legaten Guido beschloß nicht mehr zuzulassen, daß Christen zum Judentum verlockt werden**. In den Alpenländern wohnten bis zu ihrer Austreibung im Jahre 1495 sehr zahlreich Juden. Bis heute gibt es dort eine Stadt »Judenburg« (in Steiermark), mehrere Dorfgemeinden mit dem Namen »Judendorf« (5 in Kärnten, 2 in Steiermark, 1 in Salzburg, 1 in Oberösterreich, 2 in Böhmen), »Judenau«, »Judenhof« (beide in Niederösterreich), Judenleithen (Ob.-Österr.), Judenstadt (Böhmen), Jüdisch-Lieben (Böhmen)***, Judenberg (Bayern), sonst kommen judäophore Ortsnamen auf deutschem Gebiet nur in Ostpreußen (Juden, Judendorf, Judenstein) und je einmal in Schlesien (Judenberg), Brandenburg (Judendorf) und Sachsen-Meiningen (Judenbach) vor****. Zu den ältesten Denkmälern des Jüdisch-deutschen gehören Schriftstücke aus Steiermark (Leket Joscher) und Wiener-Neustadt. Den Grundstock der jüdisch-deutschen Mundart bildet das lexikalische Element der Bajuvaren, speziell der Deutschen Steiermarks.

Namen zum Judentum bekehrter Germanen sind zuweilen bis auf die Jetztzeit gekommen: der Alemanne Bodo, dann der Diakonus, der im Jahre 839 samt seinem Sohne den Glauben Mosis annahm und eine Jüdin heiratete, worüber der zeitgenössische Bischof Amulo in einem Briefe an den Frankenkönig fürchterlich wetterte; Wenzelin, der Geistliche eines Herzogs Konrad†, die Mutter eines Mar Jakob aus Mainz (1096)††, ein Proselyte aus Xanten (11. Jahrh.)†††, ein Proselyte aus Würzburg (1270)†††† detto§. Der Bibliograph Wolf zählt mehrere ihm bekannte Fälle von Bekehrung zum Judentum auf. Es werden von ihm mehrere christliche Geistliche (ein Franziskaner, ein Mönch, ein Priester aus Hoffmeshausen, ein Priester unbestimmten Ortes) wie auch viele Laien (zwei Frankfurter, ein Friedberger Schuster, ein Weib aus Frankenberg), die der jüdischen Gemeinschaft sich anschlossen, angeführt§§. In England bei Norwich übertrat im Jahre 1240 ein christlicher Knabe zum Judentum, wofür

* ib. 460.
** Berliner ib. 33.
*** Orts- und Verkehrslexikon von Österreich-Ungarn, bearbeitet von Josef und Karl Kendler 468, Wien 1905.
**** Petzold: Gemeinde und Ortsnamen im Deutschen Reiche I, 435, Bischofswerda 1901.
† Aronius: Regesten zur Geschichte der Juden, 63.
†† ib. 185.
††† ib. 92.
†††† ib. 312.
§ Mordchai zu Mgila I.
§§ Wolf: Bibliotheca hebraica II, 1109.

jedoch 4 Juden mit dem Tode durch Pferdezerreißen bestraft wurden*. Die Vertreibung der Juden aus England im Jahre 1295 soll durch die Bekehrung eines christlichen Geistlichen verursacht worden sein.

Die Anziehungskraft des Judentums war in Deutschland noch zu Beginn der Neuzeit ziemlich stark. Victor von Carben bemerkt um die Wende des 15. Jahrhunderts, daß viele Christen infolge ihrer Gespräche mit den Juden ihren Glauben an den Katholizismus verlieren, und wenn nicht die Angst vor Strafe, diese der jüdischen Sekte beitreten würden**. Zur Reformationszeit gab es in Deutschland viele judaisierende protestantische Sekten. Im 17. Jahrhundert trat der aus Schwaben gebürtige deutsche Gelehrte Johann Peter Speeth zum Judentum über, nahm den Namen Moses Germanus an und schrieb über Spinozas Beziehungen zur Kabbala ein Buch »Die vergötterte Welt und der Spinozismus«, das sogar Leibniz einer Erwähnung würdigte***.

Der Anteil germanischen Blutes an den vielen Millionen deutsch redender Juden dürfte kein geringer sein. Wie in allen anderen großen jüdischen Zentren war auch zweifellos in den Gauen Deutschlands die vorangehende Propagandatätigkeit des Judentums die Ursache der großen Anschwellung von Bekennern des Mosaismus.

Bei den eine deutsche Mundart redenden Juden überwiegt bis heute der in Süddeutschland heimische, in Semitengebieten unbekannte alpine Typus. Die Mehrzahl der heutigen Ostjuden besteht aus Brachykephalen. Das Alpendeutschland war der Ausgangspunkt jener Volkswelle, die dann das osteuropäische Judentum überflutete und ihm die deutsche Sprache aufnötigte.

Das deutsche Volksbewußtsein empfand im vom Instinkt beherrschten Mittelalter ohne alle Geschichtsanalysen die deutschen Juden nicht immer als stammesfremd. Die deutsche Sage wußte zuweilen von einer teilweisen germanischen Abstammung der deutschen Juden, wenn auch nicht im Wege der Bekehrung zu erzählen. Die Phantasie mancher mittelalterlicher Deutscher konstruierte sich eine Geschichtsfabel von germanischen Legionären der Römerzeit aus dem Stamme der Vangionen, die kriegsgefangene Frauen aus Palästina nach Deutschland heimführten und mit ihnen Kinder zeugten, die dann zu Ahnherrn des deutschen Judentums geworden sind.

Der Wormser Chronist des Klosters Kirschgarten erzählt: »Nach der Eroberung von Jerusalem, nachdem das ganze Land zugrunde gerichtet war, haben die Vangionen, in ihre Heimat zurückkehrend, wie es bei den Soldaten Gewohnheit ist und wie wir es auch heute zutage bei jenen sehen, die aus Kriegen und Schlachten des unteren

* Matthaeus Paris: Historia major 475.

** Victor de Carben: Opus aureum, Coloniae MDIX p D II b »plurimi inter Christianos deprehenduntur diffidentes sibi de fide et religione catholica, ac perinde adhaerere iudaeorum sectae cupientes nisi poenarum metu vitarentur«.

*** Leibniz: Theodizee I, A, § 9, Amsterdam MDCCXLVII. Das Buch von Speeth (e fide Christiana ad Judaeos transfuga) zitiert auch J. C. Schramm: Introductio in Dialekt. Cabbalaeorum Brunsvigi 1703.

Deutschland zurückkehren, die schönsten Judenmädchen mit sich genommen . . . Hernach aber, weil nach adliger Sitte die Vaterschaften rar waren, haben die Mädchen ihre ‹mit den Vangionen gezeugten› Kinder wie sie wollten und konnten erzogen und nach ihrem Gesetz so viel sie es vermochten unterrichtet. Siehe, das sind unsere Juden, die in Bezug darauf eher Kinder der Vangionen als der Juden sind, obschon diese davon nie hören wollten und auch nicht hören wollen ‹Ecce hi sunt Judaei nostri, qui quantum ad hoc, potius sunt filii Vangionum, quam Judaeorum, licet et ipsi audire noluerunt et nolunt›*.

Diese verblüffende mittelalterliche Mär von einer engeren Verwandtschaft der Juden mit den Germanen wird gewiß der Niederschlag einer verblaßten Erinnerung von der einstigen Judaisierung zahlreicher Germanen sein.

Das Judentum der letzten zwanzig Jahrhunderte ist kein Rassenjudentum mehr.

Die Juden der Diaspora rekrutieren sich hauptsächlich aus Autochthonen. Hätten nicht die fortgesetzten Verfolgungen und Austreibungen die Judenschaft fast aller Länder in der zweiten Hälfte des Mittelalters durcheinandergewürfelt, miteinander vermischt und so eine homogene Masse, eine anthropologisch-kosmopolitische Gruppe gebildet, dann hätte das Judentum Europas in anthropologischer Beziehung ein stark mosaikartiges Aussehen. In jedem Lande würde uns ein besonderer Typus entgegentreten, der starke verwandtschaftliche Beziehungen zu den Aborigines hätte, ähnlich wie es z. B. der Fall mit den mohammedanischen Minoritäten am Balkan ist.

In den Randgebieten der Ökumene, wo die Juden infolge geographischer Hindernisse vor Vermischung mit ihren Glaubensgenossen geschützt waren und sie keine Verfolgung aus ihrer Heimat verjagte, ist die Eigenart, die Verschiedenheit vom sonstigen Judentum, die Bodenständigkeit schon vom Gesicht herunterzulesen. So bei den schwarzen Juden Indiens, bei den erythräischen Juden, den Falaschas Abessiniens, bei den kaukasischen Bergjuden. Die Krimjuden, die sogenannten Krimtschaken, werden auch von modernen Anthropologen zu den Ureinwohnern gezählt**. Ganz mongolisch gelb waren auch die isolierten im 19. Jahrhundert erst ganz aufgelösten chinesischen Juden. Vollständig afrikanisch schwarz sind auch die Negerjuden der Loangoküste***.

Allerdings soll geographische Isolierung umbildend wirken. Bekannt ist die sogenannte Migrationstheorie von Moriz Wagner. »Neue Arten sollen entstehen, wenn von dem Individuenbestand einer Art ein Teil sich auf Wanderung begibt . . . und so nach einem neuen

* Ludwig: Reliqu. Manuscr. II. 5. K. A. Schaab: Diplomatische Geschichte der Juden in Mainz 2. 1885.

** S. Weißenberg: Die Familien der Karäer und der Krimtschaken in: Mitteilungen für jüdische Volkskunde. 17. Jahrgang, 14. Heft, S. 101, der ganzen Reihe 52. Heft.

*** R. Andrée: Zur Volkskunde der Juden, 248. Bielefeld und Leipzig, 1881.

Aufenthaltsort gelangt, an welchem die Kreuzung mit den zurückgebliebenen Artgenossen unmöglich ist. Die unter den alten Verhältnissen verbleibenden Tiere sollen den ursprünglichen Artcharakter beibehalten, die Auswanderer dagegen zu einer neuen Art entfalten. Für die Berechtigung dieser Theorie sprechen direkte Beobachtungen. Eine am Anfang des 15. Jahrhunderts angesetzte Kaninchenzucht, auf der Insel Porto Santo, hat sich bis auf die Neuzeit stark vermehrt, dabei hat aber die Nachkommenschaft den Charakter einer neuen Art angenommen . . . sie lassen sich mit den bei uns einheimischen Kaninchen nicht mehr paaren« *.

Die morphologische Umbildungsfähigkeit der Menschen scheint jedoch eine beispiellos viel geringere zu sein, als bei der in unmittelbaren Beziehungen zur Natur lebenden und von ihr ausschließlich abhängigen Tierwelt. Der Isländer hat sich, trotz seiner vielhundertjährigen Isolierung noch immer nicht zu einer vom Skandinavier grundsätzlich verschiedenen Menschenart herausgebildet. Die Franzosen Kanadas weichen kaum anthropologisch von denen der Heimat ab. Die Armenier Polens sind noch immer dieselben wie am Hochland des Ararat. Die schwarzen Juden sind kein Produkt der Isolierung und des Klimas. Das Klima scheint überhaupt keinen wesentlichen Einfluß auf die Menschen zu haben oder muß zur Beeinflussung der species homo mindest eine ungewöhnlich große Zeitdauer benötigen. Die Eskimos haben hoch am Norden ihr schwarzes Haar bewahrt. Die Indianer aller Zonen gleichen einander und haben weder einen blonden noch einen negerartigen Menschenschlag hervorgebracht.

Rein semitischen-beduinischen Typus stellten wahrscheinlich bereits die Juden der ältesten Zeit nicht mehr dar. Neuere Historiker klassifizieren die alten Hebräer als semitisch-arische Mischung mit kleinasiatischem Einschlag **.

Rassenreinheit, Stammeseinheitlichkeit, Bewahrung und Erhaltung ethnischer Identität, ist kein besonderes Merkmal aller jener Nationen, die nach dem Untergang ihrer Sprache im fremden Sprachgebiet ihrer Schrift ein neues Dasein bereitet haben. Ob Karamanli, Morisken, Syrer oder Juden, überall ist dieselbe Mischung, mit einer nichts über das Ethnische etwas aussagenden Stammes-Etikette festzustellen.

Unter allen Aspekten stellt sich für die Schriftfortdauer dasselbe Untersuchungsergebnis ein: Das Beharren eines Alphabets nach dem Eingehen des Idioms, für das es ursprünglich verwendet wurde, ist außerhalb der Grenzmarken der Rassentheorie zu suchen.

* Richard Hertwig: Lehrbuch der Zoologie 45, Jena, 1910.

** Rudolf Kittel: Geschichte des Volkes Israel, I. 56 (Handbücher der alten Geschichte, III.) Gotha, 1915.

VI. KAPITEL.

Kulturpolitik und Schrift.

Alle große politische Aktion besteht in dem Aussprechen dessen, was ist und beginnt damit, alle politische Kleingeisterei besteht in dem Bemänteln und Verschweigen dessen, was ist. ⟨Lassalle.⟩

I.

Das festgestellte Gesetz des Schriftwechsels hat auch praktische, aktuelle, für die Kulturpolitik, wichtige Bedeutung. So manchem weltklugen Manne dünkt der Wechsel der Schrift als eine kaum nennenswerte Schul- und Literaturoperation, zu deren Durchführung bloß ein Quentchen guten Willens erforderlich wäre. Die praktische Kulturpolitik hat in der Neuzeit wiederholt im naiven Glauben an die Allmacht bürokratischer Projekte versucht, die äußere Literaturphysiognomie von Staaten zu vereinheitlichen, den Minoritäten, die eigene Alphabete haben, das Schriftsystem der Mehrheit aufzudrängen und sie ins Kulturganze des Landes einzufügen, doch ihr Ziel erlangte sie nie. Die auf Geistesschätze, zivilisatorische Machtfülle, staatliche Zentralisierungstendenzen stolz pochende landläufige Schriftpolitik des letzten Jahrhunderts wußte nirgends ins Schwarze zu treffen. Sie scheiterte überall, wo sie operierte, allenthalben gedankenlose Wirrnis und Störungen erzeugend, allerorten einen unbeugsamen, hartnäckigen Widerstand hervorrufend.

Die Geschichte muß genommen werden, wie sie ist. Ein Realpolitiker, der das wirkliche Triebwerk der Schriftereignisse kennt, würde die Erfolglosigkeit der Verdrängungsversuche der Alphabete mit Leichtigkeit vorausgesagt oder die Sache anders, ganz anders angestellt haben. Mag die konfessionelle Grundlinie der Geschichte der Alphabete einem mißliebig sein, da hilft kein Hinwegtäuschen. Die Welt ist kein Idealgebilde. Der Traum vom Lateinalphabet als Schrift aller Kulturvölker, dessen Annahme durch die Russen, Japaner* und Araber** nur eine Frage der Zeit ist, will der Verwirklichung nicht nahen. Es gibt trotz aller Losungsworte vom Fortschritt noch immer so zahlreiche Gebiete des Geisteslebens, wo keine Politik der reinen Kultur und der zivilisatorischen Staatsideen was auszurichten

* Taylor: The Alphabet, II, 186.
** Hartmann: Der islamitische Orient, 21.

vermag. Also kein dilettantenhaftes Pfuschen im Schicksal der Völker, sondern ein verständnisvolles Orientieren nach Ergebnissen der Wissenschaft!

Beispiele von Schriftreformen, die der Meisterin Klio so manches mitleidiges Lächeln abgewinnen, liefert die Neuzeit eine Menge.

Russisch mit Lateinbuchstaben zu schreiben, wurde schon wiederholt vergeblich versucht. Schlötzer schlug im Jahre 1802, in seinen Russischen Annalen II ⟨Göttingen⟩ vor, wie Russisch mit Lateinbuchstaben gedruckt werden könne. Er veröffentlichte auch in einer Lateinumschrift Nestors Chronik. J. Pirkyne beantragte im Jahre 1851 ⟨Časopis ćeskeho museum 1851 4—75⟩, daß mindest die wissenschaftlichen Werke der Russen, Ruthenen und Serben in Lateinschrift gedruckt werden, damit sie den Westslaven zugänglich sind.

Der Gebrauch der kyrillischen Schrift durch manche österreichische Völkerschaften hat auch bei den Staatsmännern der Donaumonarchie oft Anstoß erregt. Die Einheitlichkeit der Staatskultur, die imperialistische Konsistenz, die Zugehörigkeit zum abendländischen Kulturkreis schienen darunter zu leiden.

Im Jahre 1860 erließ die österreichische Regierung eine Verordnung, daß im Landesgesetzblatt Ruthenisch mit Lateinlettern gedruckt und in allen Schulen Galiziens Ruthenisch nicht anders als mit lateinischen Buchstaben unterrichtet werden darf. Der bekannte Slavist, der damalige Staatssekretär Jireček, paßte die Lateinschrift dem Lautreichtum der ruthenischen Sprache an. Er nahm sich die diakritischen Zeichen des für Tschechisch gebrauchten Lateinalphabets zum Vorbild*. In der Wochenbeilage der Gazeta Lwowska Nr. 23 und 26 desselben Jahres machte ein Dr. Czerkawsky für diese Novität Propaganda. Die Regierung rechnete mit Bombensicherheit auf einen durchgreifenden Erfolg. Ein Teil der indifferenten, polonisierten ruthenischen Intelligenz jener Zeit war selbst für einen Schriftwechsel. Noch im Jahre 1834 erörterten diese Frage und entschieden sich für eine Rezeption der Lateinschrift, in der Zeitschrift Rozmaitości, wie auch in besonderen Broschüren mehrere ruthenische Intellektuelle, wie J. E. Lewicki, J. Lozinski, M. Szaszkiewicz. Lozinski veröffentlichte selbst im Jahre 1835 ein ruthenisches Buch ⟨Rußkoje Wesele⟩ in Lateinschrift und gab somit seiner theoretischen Entscheidung eine lebenswarme, reale Gestalt. Im Jahre 1848, im Jahre des Völkerfrühlings, gewann die spontane, intellektualistische Lateinschriftbewegung sogar eine Zeitlang die Oberhand und es erschienen in diesem Jahre einige und zwanzig Publikationen und selbst zwei Zeitschriften in ruthenischer Sprache und lateinischer Schrift. Nach 1848 ebbte jedoch diese Bewegung ein und im Jahre 1849, 1854, 1859, erblickten nur noch einige wenige vereinzelte ruthenische lateinschriftliche Veröffentlichungen das Tageslicht**.

Der kulturpolitische Befehl der österreichischen Regierung entfesselte

* Jireček: Die ruthenische Schriftfrage, Wien, 1860.

** Bibliographie des publications rutheniennes du XIX siècle, Nr. 122, 132, 146: 354, 355, 371, 372, 382, 384 usw.; 566, 881, 1140—1145. Leopol, 1880.

doch trotz des intellektualistischen Anhangs wider alles Erwarten eine ungeheure Protestbewegung mit starker religiöser Signatur bei dem sonst anstelligen ruthenischen Volke, und Wien sah sich bemüßigt, nachzugeben. Das Unterrichtsministerium kapitulierte und zog seinen Reformanschlag zurück.

Belehrend ist die Sammlung von Denkschriften, die die damaligen traditionellen Führer des ruthenischen Volkes veröffentlichten*. Der Domkustos Kuziemsky schreibt in seinem Memorandum, das er an die Regierung richtete: »Durch Neuerung der Schrift, wenn sie gelingt, würde die Nation von ihrer Kirche losgerissen werden«, »das ruthenische Leben hat sich in die Kirche geflüchtet«, »dies erklärt nun die Wut, mit welcher man bei uns alles, was noch kirchlich — als die kyrillische Schrift, Kalender, Festtage — geblieben ist, rüttelt und das rastlose Bestreben, uns von der Kirche, dieser äußeren einzigen Retterin, loszureißen.« Ein anderer, der Ministerialrat G. Szaszkiewicz, wies in seiner Denkschrift darauf hin, daß »alle jene slavischen Völker, welche gegenwärtig in ihrer Weltliteratur der Lateinschrift sich bedienen, lateinische Katholiken sind« und somit die Ruthenen als nichtlateinische Katholiken derselben ferne zu bleiben haben. Derselbe bemerkte ferner, daß »an die Umschreibung aller liturgischen Bücher der Ruthenen mit lateinischer Schrift wird wohl kein Vernünftiger denken, so muß man auch in der Volksschule ‹aus Rücksicht auf die liturgischen Kenntnisse des Volkes› das kyrillisch-ruthenische Alphabet belassen. Hier sieht man, von welchem Einflusse die liturgische Sprache ‹sic!› eines Volkes, sogar auf die äußere Gestaltung seiner außerkirchlichen Literatur selbst bezüglich der Schriftart war und ist.« Der Domherr M. Malinowski wandte sich in seinem Protest gegen die vorgeschützten kulturpolitischen Motive der österreichischen Regierung bei ihrem Eingriff in die ruthenischen Schriftverhältnisse und widerlegte die Ansicht, daß die kyrillische Schrift eine Scheidewand zwischen den Ruthenen und dem Abendland bildet. »Ich frage aber, ob die griechische Schrift das Abendland von der Literatur des griechischen, heidnischen und christlichen Morgenlands abgesperrt hat? Bis nun zu hat die kyrillische Schrift den Ruthenen den Weg zu dem Bildungskreise des Abendlandes nicht verlegt. Oder sollte das lateinische Alphabet wirklich die Zauberkraft besitzen, die Kenntnis der Sprachen und Wissenschaften des Abendlands ohne allem Studium und Zeitaufwand zu erschließen? Warum geben die Deutschen ihre gothisch-deutsche Schrift dieses Anschlusses wegen an das Abendland nicht förmlich auf? Die galizischen Juden, obwohl sie aus Deutschland gekommen sind und deutsch sprechen, schreiben ihr Deutsch mit hebräischen Lettern.«

Die Schlappe vom Jahre 1860 vergaß die österreichische Regierung kurz danach und Versuche der Verdrängung der kyrillischen Schrift aus dem ruthenischen Sprachgebiete traten bald wieder auf den Plan.

* Die ruthenische Sprach- und Schriftfrage in Galizien, 17, 111, 197, Lemberg 1861, Schnellpresse des stauropigianischen Instituts.

Die Landesregierung von Galizien wollte zwei Jahrzehnte später die Kyrillitza amtlich beseitigen und ließ ruthenische behördliche Erledigungen, die vom Landesausschusse ausgingen, im Lateinalphabet ausfertigen. Diese Machenschaften der polnischen Repräsentanten des Abendlands erzeugten viel Unwillen bei den Ruthenen und die Wiener Zentralregierung sah sich im Jahre 1882 in einem Erkenntnis vom 25. Mai veranlaßt, die Rechte der ruthenischen Schrift in Schutz zu nehmen*. Das Erkenntnis ist an und für sich ein Kabinettstück bürokratisch-intellektualistischer Eingeschränktheit. Es enthält folgende Definition der Schrift: »Der Begriff der Nationalität und Sprache schließt auch die der letzteren etwa eigentümlichen Schriftzeichen in sich, was speziell bei den Ruthenen betreffs der kyrillischen Schriftzeichen als charakteristisches Merkzeichen ihrer Nationalität und Sprache gilt.« O sancta simplicitas!

In Ungarn wurde ähnlich wie in Österreich mehrmals an der ruthenisch-kyrillischen Schrift experimentiert, aber ohne Erfolg. Ein ruthenischer Konsistorialrat, der im Jahre 1847 in Munkacs eine ruthenische biblische Geschichte in Lateinschrift veröffentlichte, büßte damals seine Diözesanwürde ein.

II.

Nicht anders wie den Ruthenen erging es dem anderen christlich-orientalischen Volke der gewesenen österr.-ungarischen Monarchie, den Serben. Die Exzellenzen von Wien verstanden aus dem Widerstande der Ruthenen keine Schlüsse zu ziehen und beschwörten in einem anderen Winkel der Monarchie ebenso wiederholt das Beispiel blinden Herumhantierens mit Konfessionsgütern herauf. Die doktrinär-zivilisatorischen Eingriffe der Kulturpolitik in die Religionssphäre, hatten auch hier bloß unangenehme Enttäuschungen zur Folge, die dem Prestige der Regierung nicht besonders zuträglich waren.

Als Österreich im Jahre 1878 Bosnien okkupierte, fühlte sich das österreichische, abendländische Kulturbewußtsein beim Anblick der vielen Alphabete, die dort für eine und dieselbe serbo-kroatische Sprache verwendet werden, gekränkt und proklamierte die Einführung der Lateinschrift in Schule und Amt als einzig gültig und vollwertig. Die österreichische Bürokratie sah jedoch gegen sich bald eine elementare Volksbewegung im Gange. Die Schismatiker wollten von der Lateinschrift nichts hören und die Gemüter gerieten in Gärung. Die Regierung mußte nun im kaum besetzten Lande verlegen Kehrt machen und die sofortige Wiedereinführung der kyrillischen Schrift in den Schulen, wo griechisch-orthodoxe Bosnier lernen, proklamieren. Zu ihrem großen Staunen hat die Regierung eingesehen, »daß die Schreibweisen größere Wichtigkeit besitzen als sie anfangs glaubte, denn die Griechisch-Orthodoxen sehen ihre Schrift als Symbol ihres Glaubens an — jede Verfügung, welche sie einigermaßen in den Hintergrund drängen könnte, wird mit Antipathie aufgenommen,

* Justizgesetzsammlung Nr. 267. Staatsgrundgesetze, Bemerkung 4 zu Artikel 19. Manzsche Ausgabe 1900. S. 69.

nachdem man sie gegen die Religion gerichtet glaubt«. Das Volk in Bosnien »hält in den Schriftzeichen lieber die religiösen als die kulturellen Interessen vor Augen«*.

Eine Kulturpolitik, die so selten des Senkbleis großzügiger völkerwissenschaftlicher Theorien sich bedient, muß an so mancher unvorhergesehenen Klippe Schiffbruch leiden. Es ist ein Unheil für die Völker, daß blind regiert wird und ihre Lenker die großen Richtlinien der Geschichte nicht kennen und erst aus dem Schaden, und dann bloß für den Moment, klug werden.

Im Jahre 1915 während des Großen Krieges suchte die österreichische Regierung noch einmal den Gebrauch der kyrillischen Schrift in Bosnien zu beseitigen. Doch auch diesmal geschah es mit wenig Verständnis und Einblick in die wirklichen Beziehungen des Schriftwesens. Die Regierung, die religiöse Bedeutung der Schrift einsehend, versuchte einen Kniff, wollte diesmal den Gebrauch der Kyrillitza im religiösen Leben nicht mehr antasten und erließ das Verbot des Gebrauches der kyrillischen Schrift nur für das praktische Profanleben. Vor allem sollte die kyrillische Schrift aus den Ämtern getilgt werden. ». . . im serbo-kroatischen schriftlichen Dienstverkehr haben alle Behörden, Ämter uud Anstalten ausschließlich die Lateinschrift in Anwendung zu bringen. Dies gilt auch für den Dienstverkehr aller Unternehmungen und Betriebe, einschließlich der Landesbahnen. In kyrillischer Schrift abgefaßte Eingaben von Privatparteien werden von den Ämtern angenommen, jedoch sind die Erledigungen in Lateinschrift auszufertigen. Diese Bestimmungen gelten auch für den inneren und äußeren Amtsverkehr der Gemeinden, sowie für jene Korporationen, welche mit der Vorsehung behördlicher Funktionen betraut sind, wie die Handelskammer, Advokatenkammer und ähnliche.« Dann wendet sich die Verordnung sehr scharf gegen den Unterricht der kyrillischen Schrift in der Schule. »An sämtlichen Lehranstalten mit serbokroatischer Unterrichtssprache ist im Unterricht ausschließlich die Lateinschrift anzuwenden.«

Nur in dem Religionsleben bleibt die kyrillische Schrift unangetastet. »Der Gebrauch der kyrillischen Schrift bleibt auf den serbisch-orthodoxen Unterricht beschränkt. Der Gebrauch der kyrillischen Schrift in der serbisch-orthochoxen Theologischen Lehranstalt wird durch diese Verordnung nicht berührt. (Pester Lloyd vom 13. November 1905.)

Der mit kulturellem Beiwerk aufgeputzte Eifer, mit dem die Lateinschrift gegen die Kyrillitza ins Feld geführt wird, ist an und für sich sachlich unbegründet.

Die Lateinschrift ist ein phonetisch dürftiges Buchstabensystem, das sich immer als mangelhaft erweist, so oft es den engen Bannkreis südeuropäischer Sprachen überschreitet. Die Germanen, die Westslaven, die Ungarn usw. sahen sich genötigt, sich über diese

* Strausz: Bosnien: Land und Leute II, 261, Wien 1882.

Letternkunst zu helfen, indem sie für einfache, den Romanen fremde Laute, mehrere Buchstaben nebeneinander häuften ‹sh, sch, tsch, sz, szcz, dz, gy› oder durch diakritische Zeichen differenzierten ‹ś, ć, ń, dź, ż›. Im Gegensatz dazu stellt die Kyrillitza ein Schriftsystem dar, das für jeden möglichen Laut einen eigenen Buchstaben besitzt. Die Verfechter der kyrillischen Schrift, gegenüber dem Lateinalphabet, weisen auf die Einfachheit und den Reichtum des Alphabets der orthodoxen Slaven hin, unter Hinweis, daß für die lateinisch-slavischen Buchstabenkombinationen »sch, tsch, ch«, die Kyrillitza eigene Buchstaben besitzt*. Zu bemerken ist es, daß selbst für den nach Frankreich von den Normannen gebrachten französischen Nasallaut en, an, die Bulgaren in ihrer Kyrillitza ein eigenes Schriftzeichen gebrauchen.

Das Lateinalphabet hat in seiner modernen Expansion noch ein störendes Hindernis, daß seine Lettern in den verschiedensten Ländern Europas verschieden ausgesprochen werden und die Musteraussprache des alten Rom, inwiefern sie feststeht, von keinem Volke ganz befolgt wird. Bei Übertragung des Lateinalphabets in die Ferne wird der Eigentümlichkeit phonetischer Art eines bestimmten europäischen Herrenvolkes in die Hände gearbeitet und statt einer kulturellen, allmenschlichen Uniformität, vermehrt sich noch dadurch die Vielgestaltigkeit. Die mittelamerikanischen Sprachen und Mexikanisch, werden mit Lateinbuchstaben nach spanischer Aussprache geschrieben**, die indischen Sprachen, Chinesisch, Neuarabisch, werden in ein britisch ausgesprochenes Alphabet hineingedrängt, Annamitisch muß über sich die französische Aussprache ergehen lassen. Ein eigentümliches Schicksal hatte die Lateinschriftpropaganda bei den Ruthenen, die aus verschiedenen Nationalgebieten zu ihnen kam. Das Wiener Unterrichtsministerium mit seinen tschechischen Beamten, stellte das nach Ostgalizien einzuführende Lateinalphabet unter tschechische Patronanz. Der polnische Landesausschuß drängte die Ruthenen, an ein der polnischen Phonetik angepaßtes Lateinalphabet. Die Ungarn propagieren für die in den nordungarischen Gespannschaften ansäßigen Ukrainer das dem magyarischen Sprachcharakter akkomodierte Lateinalphabet. In der Bukowina wird die der rumänischen Sprache in geschmackloser Weise adaptierte Lateinschrift, für Ruthenisch gerne in Anwendung gebracht.

Bei den abendländischen Völkern selbst wird das Lateinalphabet keineswegs als befriedigend empfunden.

Das Lateinalphabet hat einen prinzipiellen Fehler, der allerdings auch der griechischen und kyrillischen Schrift anhaftet, die graphische Schwerfälligkeit. Die Buchstaben bestehen aus zu viel Linienzügen. Die orientalischen Schriftsysteme werden viel einfacher geschrieben, bestehen in der Regel nur aus einem hauptsächlichen Strich, mindest

* E. Tscharka: Clovenska azbouka, 42, U nowam Sady, 1859.

** H. Berendt: Analytical Alphabet for Mexican and Central American languages. New York, 1869. Published by the american ethnological Society.

so in der Kursive. Diesem Fehler abzuhelfen sucht mit Erfolg die Stenographie. Ein ideales einfaches Alphabet schwebte schon im Altertum Diodor von Sizilien vor. Dieser erzählt von den utopischen Bewohnern der glücklichen Inseln, daß sie achtundzwanzig Lettern gebrauchen, die sieben Grundgestalten je vier Varianten aufweisen*.

Seit Leibniz gab es auch in Westeuropa viele Vorschläge, das an nationalsprachliche Literaturen gebundene, immer partikularistisch bleibende Alphabet, durch eine bloß Ideensymbole ausdrückende, um die Verschiedenheit der Worte unbekümmerte, ideographische Pasigraphie zu verdrängen. Über die große Zahl dieser Versuche berichtet interessante Dinge Max Müller in seinen Lectures.

Europäische Gelehrte der Neuzeit, die mit fremdländischen Sprachen in Berührung kamen, bestrebten sich wiederholt, den Lautbestand der Lateinschrift zu vermehren. In Indien tätige Engländer befaßten sich damit seit der Wende des 18. Jahrhunderts. Der Kroate Marian Sunič suchte mittelst diakritischer Zeichen im Jahre 1853 die Lateinschrift auf einen Stand von 50 Konsonanten und 12 Vokalen zu bringen**. Lepsius gab sich Mühe, die Lateinschrift in ein vollkommenes Alphabet zu umwandeln, das alle möglichen ungeschriebenen Sprachen ausdrücken könnte***. Philologische Kongresse haben sich oft mit der wissenschaftlichen Umschreibung fremder Laute durch Lateinbuchstaben beschäftigt. Die Generalversammlung der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft zu Halle im Jahre 1893, wie der Orientalistenkongreß in Genf im Jahre 1894, wählten besondere Kommissionen zur Lösung dieser Frage. Im Jahre 1893 schlugen H. Kuhn und H. Schnorr von Carolsfeld vor, wie die Lateinschrift durch Zusätze und diakritische Zeichen zu ergänzen sei****. Manche der neueren Schriftforscher wenden sich dem griechisch-kyrillischen Orient zu. Friedrich Müller beantragte, das Lateinalphabet, wo es für fremdländische Sprachen nicht ausreicht, durch griechische Zeichen zu ergänzen, bloß in wenigen Fällen geht er auf diakritische Unterscheidungszeichen ein†. Im Jahre 1912 machte Esersky auf dem internationalen Kongreß der Geographen in Rom den Vorschlag, für die internationale geographische Nomenklatur ein einheitliches, durch kyrillische Schriftzeichen vervollständigtes, eindeutiges Alphabet einzuführen††. Dem stolzen dürftigen Lateinalphabet soll durch Anleihen in Osteuropa auf die Beine geholfen werden.

* Diodor Siculus: Bibl. hist. II, LVII ⟨I 124⟩.

** Marianus Sunič: De ratione depingendi rite quaslibet voces articulatas seu de vera orthographia 70 Viennae 1853.

*** R. Lepsius: Standart Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in European Letters II Ed. London, Berlin 1863.

**** E. Kuhn und H. Schnorr von Carolsfeld: Die Transkription fremder Alphabete. Vorschläge zur Lösung der Frage. Leipzig 1897.

† Sitzungsbericht d. kais. Ak. d. Wiss. Wien. Phil. hist. Cl. CXXXVII, 14, 1897.

†† Th. Esersky: L'alphabet universal. Rapport au X Congrès Internat. de Geographie. Rome 1912.

III.

Die rationalistische Kulturpolitik der Neuzeit hat wiederholt auch die Schrift der Juden in manchen Staaten zu beseitigen gesucht.

Durch alle Zeiten, bis an die Schwelle der modernen Epoche des Interkonfessionalismus, vergriff sich fast kein europäischer Staat, trotz aller politischen Beschränkungen und Bedrückungen an der Verwendung der hebräischen Schrift durch die Juden. Im jüdischen Alphabet geschriebene Dokumente wurden beinahe immer als vollgültig angesehen. Noch im Jahre 1775 veröffentlichte der Kanzler der Universität Königsberg eine Dissertation über den damals bei den Juden gebräuchlichen hebräischen Wechsel Mamre*, druckte J. G. E. Adler in Hamburg im Jahre 1773 »eine Sammlung von Jüdischen gerichtlichen Kontrakten« und bemerkte in der Vorrede, daß nicht selten »machen die Juden bei den christlichen Gerichten ihre Klagen anhängig, in welchem Fall eine getreue Übersetzung der von ihnen eingereichten Urkunden notwendig ist«; erklärte am 6./VII. 1776 die Kaiserin Maria Theresia in ihrer Judenordnung, daß den Juden gestattet ist, sich rücksichtlich der jüdischen Wechselbriefe ‹Mamre› an die althergebrachten jüdischen Gewohnheiten zu halten«, »nur bleibt den christlichen Wechselgläubigern unbenommen, die Juden nach galizischer Wechselordnung bei den christlichen Gerichten zu beklagen«**.

Mit dem Siege der Aufklärung, die für die realen Machtfaktoren des Religionslebens kein Verständnis hatte, wurde es in einigen zentraleuropäischen Staaten plötzlich ganz anders. Die jüdische Schriftbesonderheit erschien als nutzloses Hindernis, das die Eingliederung der Juden in die europäische Gesellschaft stört.

Den Feldzug gegen die jüdische Schrift eröffnete der Despot des Fortschrittes Josef II. Bei den kulturpolitischen Mißgriffen ging Österreich immer voran. Kaiser Josef II. hegte eine ungewöhnliche Animosität gegen Urkunden und Bücher in hebräischer und jüdischdeutscher Sprache. Die Schrift betonte er besonders allerdings nicht, aber da er Nachdruck auf das geschriebene Hebräisch und Jüdisch legte, konnte wesentlich nichts anderes als hauptsächlich die Schrift gemeint gewesen sein. Im Jahre 1781 erging für Mähren*** und Niederösterreich****, im Jahre 1783 für Ungarn† und im Jahre 1785 für Galizien†† die Anordnung »ihre Wechsel nur nach der allgemeinen und gewöhnlichen Art zu verfassen, auszustellen« »in allen, Verbindung nach sich ziehenden sowohl gerichtlichen als außergericht-

* J. L. Estoqc: De indole et jure instrumenti usitati cui Mamre nomen est, Königsberg 1755.

** M. Stöger: Darstellung der gesetzlichen Verfassung der galizischen Judenschaft, 222, Lemberg 1833.

*** Willibald Müller: Urkunden und Beiträge zur Geschichte der mährischen Judenschaft 168, 179, Olmütz 1903.

**** ibidem 181.

† Bergl: Geschichte der Juden in Ungarn, 76, Leipzig 1879.

†† Stöger: ib. I. 122.

lichen Handlungen usw. usw., keiner anderen als der deutschen oder böhmischen Sprache ‹in Mähren› gebrauchen sollen«. »Alle Verträge, Obligationen usw. müssen in ungarischer ‹in Ungarn›, deutscher oder lateinischer Sprache abgefaßt sein«. Der Übertritt dieser Anordnung wurde strenge geahndet, in manchen Ländern der Monarchie drohte »Strafe der Nullität und Verweigerung der obrigkeitlichen Assistenz«, in Galizien stand die Strafe bevor, das Handelsrecht zu verlieren und wie mutwillige »Banquerotirer aus dem Lande geschafft zu werden«. Das Verbot blieb nicht auf das Geschäftsleben beschränkt. Kaiser Josef II. wollte, daß »künftighin keine Bücher in jüdischer oder hebräischer Sprache gedruckt oder aus dem Ausland eingeführt werden, außer etwa solche, die zu liturgischen Zwecken dienen«*. Das Judentum sollte nach Kaiser Josef II. aus dem bürgerlichen Leben ganz verschwinden und ausschließlich auf das eigentlich Synagogale reduziert werden, »die hebräische Sprache ist zu beseitigen, bei dem einzigen Gottesdienste ausgenommen«, der jüdisch-deutsche Dialekt, »die aus Hebräisch und Deutsch zusammengesetzte und mit chaldäischen Wörtern vermischte Sprache« ist abzuschaffen. Die jüdisch-deutsche Sprache in jüdischer Schrift wurde nicht einmal in der Liturgie geduldet. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestand in Österreich seitens der k. k. Bücherzensur ein Verbot des Abdruckens jüdisch-deutscher Gebetbücherübersetzungen**.

Die josefinischen Repressalien haben ihren Erfolg nicht erreicht. Das Verbot wurde für Galizien im Jahre 1806***, für Ungarn im Jahre 1812**** wiederholt. Im letzten Lande wurden jedoch das Bücherdruckverbot für Ofen aufgehoben. Nur in den ungarischen Provinzstädten durften nunmehr keine hebräischen Bücher gedruckt werden.

Im Jahre 1814 erschien ein nochmaliges Hofdekret bezüglich der jüdischen Schrift†. Hier wurde bereits die jüdische Schrift besonders betont, veranlaßt durch das Aufkommen eines mit jüdischen Lettern geschriebenen richtigen, tadellosen Hochdeutsch: »Der Gebrauch der hebräischen oder sogenannten jüdischen Schrift in allen öffentlichen in- und außergerichtlichen Handlungen« ist »aufgehoben«. »Jedes nach geschehener Kundmachung des hohen Befehles, in der hebräischen Sprache oder auch nur mit hebräischen und jüdischen Buchstaben geschriebenes Instrument ist für null und nichtig anzusehen.«

Auch dieses Dekret richtete nichts aus. Im Jahre 1846 wurde wieder einmal die Ungültigkeit der jüdischen Schrift eingeschärft »Namensfertigungen in jüdischer oder hebräischer Schrift, welche auf einer in landesüblicher Sprache im Inlande aufgestellten Urkunde vorkommen«, können »bloß als Handzeichen« angesehen werden††.

* Bergl: ib. 78.
** Machsor Heidenheim: Vorrede von A. Schmidt. Wien 1807.
*** Stöger ib. I, 221.
**** Bergl ib. 89.
† Hofkanzleidekret vom 22. Oktober 1814. Justizgesetzsammlung Nr. 1106.
†† Hofdekret vom 19. Februar 1846. Justizgesetzsammlung Nr. 938.

Die Dekrete vom Jahre 1814 und 1846 figurieren bis heute im österreichischen Gesetzbuch*. Der Mißerfolg ist offenkundig. Unbeschadet durch die gesetzliche Mißachtung der jüdischen Schrift, steht jetzt eine ganze Literatur in dieser Schrift in Blüte und selbst für Geschäftsurkunden wird das alte hebräische Alphabet bis auf die Gegenwart noch verwendet. Trotz aller dadurch verursachten Schäden, will der als praktisch, gewinnsüchtig, materialistisch verschrieene Jude, dessen Seele das Kapital sein soll, bei aller Loyalität und gouvermentalem Gehorsam, sein Alphabet nicht aufgeben. Das Alphabet ist etwas mehr als eine Angelegenheit der Staatstreue oder bloßer Exponent wirtschaftlicher Bequemlichkeit.

Das Jahr 1867 brachte den Juden in Österreich die volle Gleichberechtigung. Nichtdestoweniger beharrte der österreichische Staat bis zum Schluß starr bei seiner kulturpolitischen Judenverordnung von anno dazumal. Es ist unbegreiflich, daß dieselbe Regierung, die sich angesichts des Widerstandes der Serben und Ruthenen eines Besseren belehren ließ, gerade bei den Juden sich versteifte. Die Juden waren in Österreich eine anerkannte Religionsgenossenschaft. »Durch diese Anerkennung wird eine jede Religionsgenossenschaft aller dieser Rechte teilhaftig, welche nach dem Staatsgrundgesetze den staatlich anerkannten Kirchen und Religionsgenossenschaften zukommen«, heißt es im österreichischen Gesetzbuche**. Wenn es den griechisch-katholischen Ruthenen mit kyrillischen, den Mohammedanern Bosniens mit arabischen Buchstaben Dokumente zu schreiben gestattet war, so durften auch die Rechte der jüdischen Religionsgenossenschaft nicht eingeschränkt werden. Die Fortdauer des jüdischen Schriftverbotes in Österreich war ein der jüdischen Konfession zugefügtes Unrecht und stand im Widerspruch mit den Grundsätzen der Konstitution.

Die Hochmeister der österreichischen Juristenzunft waren jedoch bezüglich der Ausdehnung der konfessionellen Gleichberechtigung der Juden auch auf ihre Schrift, anderer Meinung. Der Prager Juristenverein erklärte im Jahre 1876, »daß das Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 die beschränkenden Bestimmungen über den Gebrauch der hebräischen Sprache und Schriftzeichen nicht berühre, da diese letzteren weder als Einschränkung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, noch die Rechte eines Volksstammes auf die Pflege seiner Sprache darstellen***. Und was sagten die Herren Rechtsgelehrten zu den an die Christen griechischen Ritus' gemachten Schriftzugeständnissen? Bestehen Religionen bloß aus abstrakten Lehrsätzen oder werden sie nicht vielleicht auch erlebt und nehmen konkrete, soziologische und kulturelle Wirklichkeitsformen an?

Ein scheinbar sachlich begründetes Argument für die Achterklärung der jüdischen Schrift im Rechtsleben findet sich bei Staub-Pisko.

* Bürgerliches Gesetzbuch § 131, 578, 580.
** Gesetz vom 20. Mai 1874. Reichsgesetzblatt Nr. 68, B. G. B. § 27.
*** Prager Mitteilungen des deutschen Juristenvereines VII, 158, Jahr 1872.

»Die Rabbinerschrift, welche in hebräischen Lettern deutsche Worte wiedergeben«, ist »bei der Führung von Handelsbüchern ausgeschlossen« aus diesem Grunde, weil sie »nicht Schriftzeichen der deutschen Sprache im Sinne des Gesetzes sind, ebenso wird die griechische Schrift zur Wiedergabe deutscher Worte verwendet, nicht anerkannt werden«*. Jedoch seit wann gibt es Schriftzeichen einer Sprache? Wird nicht eine und dieselbe Sprache sehr oft mit den verschiedensten Lettern, je nach der konfessionellen Zugehörigkeit der Schreiber geschrieben? Ist ein mit Frakturbuchstaben geschriebenes Slovakisch oder Polnisch ungiltig? Wird das Serbokroatisch in arabischer Schrift etwa verpönt? Mit griechischen Schriftzeichen geschriebenes Deutsch kann gewiß nicht auf Urkunden verwendet werden, da das bloß individuelle Spielerei wäre und keine Gruppe der deutschen Sprachgemeinschaft aus grundsätzlichen Gründen die griechische Schrift vorzieht. Wie wäre es aber, wenn ein Teil der Germanen der Arianerlehre der Gothen bis auf heute treu geblieben wäre und ihre griechische Schriftvarietät fortgesetzt hätte, wäre auch dann ein deutsches Dokument in griechischer Schrift wertlos? Schließlich wurden Handelsbücher in jiddischer Sprache, bei denen die jiddischen Worte in hebräischer Schrift widergegeben werden, etwa in Österreich anerkannt und da handelte es sich doch um Schriftzeichen, die für eine Sprache seit mindest sechs Jahrhunderten gebraucht werden?

Von den österreichischen Juristen dürfte Pollak vielleicht der einzige sein, der sich zur Ansicht durchgerungen hat, daß die Einschränkung der jüdischen Schrift mit der Gleichberechtigung der Juden unvereinbar ist und eo ipso als aufgehoben gelten kann**.

IV.

Die josefinische jüdische Eingliederungspolitik fand Nachahmung. In Polen wurde im Jahre 1791 in den Reformvorschlag von Czacki das Verbot der jüdischen Schrift aufgenommen, erlangte aber keine Rechtskraft. Die russische Regierung, die die große Masse der Judenschaft als Erbschaft des polnischen Reiches antrat, ließ dies Vermächtnis des untergehenden Polen unbeachtet und schränkte nie die Rechte der jüdischen Schrift ein. Das autonome Polen, das sich im Jahre 1862 wieder aufrichten wollte, nahm in ihr Gesetz vom 24. Mai desselben Jahres den Paragraphen auf »Kein Zivilakt, noch Handelsurkunden, Testamente, Abmachungen, Verpflichtungen, Wechsel, Rechnungen, Bücher und Handelskorrespondenzen dürfen im Hebräischen oder Jüdisch-Deutschen oder in einer anderen Sprache mit hebräischer Schrift geschrieben werden. Andernfalls haben die Akten keine gesetzliche Geltung.« Dieser Paragraph wurde jedoch nie sanktioniert. Die integrale konfessionelle Wirklichkeit der Juden Russisch-Polens stand der Annahme eines solchen Gesetzes zu kraß entgegen.

* H. Staub: Kommentar zum allgemeinen Handelsgesetzbuche, bearbeitet von O. Pisko. 2. Auflage, II. 141. Wien 1908.

** Rudolf Pollak: System des österr. Zivilprozeßrechts 583, Anmerkung 16, Wien 1906.

Die preußische Regierung folgte dem österreichischen Beispiele im Jahre 1812. Es wurde demnach den Juden Preußens die Eigenschaft als Inländer und Staatsbürger unter der ausdrücklichen Verpflichtung verliehen, daß »sie keiner anderen Schriftzüge als der deutschen oder lateinischen sich bedienen sollen«, nicht nur bei Führung der Handelsbücher, »sondern auch bei Abfassung ihrer Verträge und rechtlichen Willenserklärungen« und »auch bei Namensunterfertigungen«*. Die Preußen versuchten es mit norddeutscher Gründlichkeit. Bei Prüfung von Gesuchen auf Erteilung des Staatsbürgerrechtes an Juden wurde »dem Bittsteller in ihrer Gegenwart ⟨der Beamten⟩ aufgegeben, einen Aufsatz in einer lebenden europäischen Sprache und mit deutscher oder lateinischer Schrift anzufertigen, um dadurch darzutun, daß der Aufzunehmende auch diese gesetzliche Erfordernis besitzt«**.

Das Prüfungswesen half wenig. Das Schriftedikt stritt damals zu sehr mit den faktischen, geschichtlich bedingten Verhältnissen. Die preußische Regierung sah sich bald genötigt, ausländischen Juden gegenüber ihr Verbot zu lindern. Im Jahre 1829 wurde in Preußen bestimmt, daß ausländische, in hebräischer Sprache abgefaßte Wechsel zur Stempelung präsentiert werden können, es mußte ihnen jedoch eine beglaubigte Übersetzung beigefügt werden***. Diese Bestimmung bedeutete die Reaktivierung eines älteren, ostpreußischen Provinzialgesetzes vom Jahre 1801, das dem jüdischen Wechsel ⟨Mamre starchow⟩ den Exekutivprozeß in Preußen einräumte, wenn der Aussteller ein ausländischer Jude war****. Aber auch im Inlande klappte es nicht. Gerade nach dem Jahre 1812 begann die Ära der jüdischen Friedhofinschriften in hochdeutscher Sprache in jüdischer Schrift. Seit dem Jahre 1812 wurden zwar die Bücher der jüdischen Gemeinde Berlin nicht mehr wie früher jüdisch-deutsch, nur hochdeutsch in deutscher Schrift geführt, der jüdische Brief, das jüdische Handelsbuch usw. setzten sich jedoch ungestört bei den Integralen in hebräischer Schrift auch für Hochdeutsch sehr lange fort. Durch diesen unverständlichen Starrsinn der Juden irritiert, bestimmte die preußische Regierung in ihrem Gesetze vom 23. Juli 1847, das die Verhältnisse der Juden betraf: »Bei der Führung der Handelsbücher haben die Juden entweder der deutschen oder der sonstigen, unter der Bevölkerung des Wohnortes üblichen Landessprache und deutscher oder lateinischer Schriftzüge sich zu bedienen. Handelsbücher, in welchen gegen diese Vorschrift verstoßen wird, haben für Juden keine Beweiskraft.« »Bei Abfassung von Verträgen und rechtlichen Willensäußerungen usw. ⟨ist⟩ nur der Gebrauch der deutschen usw. Sprache und deutscher oder lateinischer Schriftzüge gestattet. Im Falle der Übertretung der in diesem Paragraph enthaltenen Vor-

* Max Kollenscher: Rechtsverhältnisse der Juden, 3. Berlin 1910.

** A. Michaelis: Die Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen. 12. ⟨Reskript des kön. preußischen Ministeriums vom 22. IX. 1916.⟩

*** ib. 12. ⟨Erlaß des kön. preußischen Finanzministeriums vom 19. I. 1829.⟩

**** Ostpreußisches Provinzialrecht vom Jahre 1801, Zusatz 145 zum § 1260. Koch: Die Juden im preußischen Staate 126.

schriften, trifft sie eine Geldstrafe von 50 Reichstalern oder sechswöchentliches Gefängnis«*.

Die preußische Regierung bei ihrem kräftigen Wirklichkeitssinn sah jedoch bald ein, daß gegen das Gewissen eines Bevölkerungsteiles sich nicht regieren läßt und brachte zur Kenntnis der Öffentlichkeit im Jahre 1849 nachstehenden Ministerialerlaß: »Die Vorschrift des § 6 vom 23. Juli 1847 . . . nach welcher die Juden verpflichtet sind bei Abfassung von Verträgen . . . nur die deutsche etc. Sprache zu gebrauchen und sich der deutschen usw. Schriftzüge zu bedienen«, ist »unzweifelhaft eine auf dem religiösen Bekenntnisse der Juden beruhende Beschränkung eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes und deshalb infolge des Artikels 11 ⟨jetzt 12⟩ der Verfassungsurkunde für aufgehoben zu betrachten.« Jedoch da »die Behörden nicht zur Kenntnis der Schriftzüge verpflichtet sind«, wurde in diesem Ministerialerlaß bestimmt, daß »sofern ein in jüdischen Schriftzügen abgefaßter Kontrakt bei den Behörden eingereicht wird«, ist »eine von Qualifizierten und mit öffentlichem Glauben versehenen Sachverständigen auf Kosten des Produzenten anzufertigende Übersetzung eines solchen Schriftstückes in deutschen Schriftzügen beizufügen, bevor darauf Bescheid erteilt werden kann**.«

Diese Einschränkungen der jüdischen Schrift wurden auch von manchen anderen deutschen Staaten nachgeahmt. In Hannover wurde am 20. September 1842 die Bestimmung getroffen, »daß Juden, welche ihre Namen in einer lebenden ⟨sic!⟩ Schrift nicht schreiben können, sind auch in rechtlicher Beziehung als des Schreibens unkundig zu behandeln«. In Schleswig erging im Jahre 1854 eine Verordnung, die die Wertlosigkeit von Handelsbüchern bestimmte, die nicht in lateinischer oder gotischer Schrift geführt werden***.

Nach der Errichtung eines größeren Preußen und des Deutschen Reiches wurde das preußische Rechtsprinzip der Gleichberechtigung der Schriftsysteme für ganz Deutschland maßgebend. »Nach der gegenwärtigen Rechtslage . . . gehören hebräische Sprache und Jargon, sowie deren Schriftzeichen zu den für die Buchführung zulässigen****. Während der deutschen Okkupation großer Teile Westrußlands ⟨1915—1918⟩, erschienen dort Kundmachungen und selbst Amtszeitungen der deutschen Regierung für Juden in jüdischer Schrift.

Die mitteleuropäische, kulturpolitische Hetze gegen die jüdische Schrift ist von den abendländischen Staaten nie befolgt worden. Die zentralistische französische Republik gestattet den Juden Algiers, die vollberechtigte französische Bürger sind, die Schreibung der offiziellen Wahlzettel mit hebräischen Lettern†. Die patriotischen und chauvinistischen Politiker Frankreichs haben nie den Gebrauch der Lateinschrift als Bedingung der Naturalisierung gestellt. In England und Nord-

* Kollenscher ib. 40.
** Kollenscher 41.
*** Michaelis ib. 173, 196.
**** Kollenscher ib.
† Chamberlain: Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 44.

amerika werden in Städten, wo größere Mengen Juden wohnen, in London ⟨Whitechapel⟩, New York, kommunale Ankündigungen in den betreffenden Straßen auch in jüdischer Schrift veröffentlicht. Die Einwanderungskommission der nordamerikanischen Union in Ellis Island anerkennt die jüdische Schrift als ein gleichberechtigtes Alphabet einer lebenden Sprache. In Südafrika, wohin Analphabeten keinen Einlaß finden, werden Juden, die nur das hebräische Alphabet kennen, nicht ausgesperrt.

Die jüdische Schrift ist zuweilen auch den Angriffen einer sozusagen wissenschaftlichen, orientalistischen Kulturpolitik ausgesetzt. Moderne Editoren veröffentlichen zumeist die in jüdischer Schrift ursprünglich niedergeschriebenen und bis nun in diesem Alphabet erhaltenen Werke von Juden in fremden orientalischen Sprachen aus älterer Zeit — im Alphabet der Araber. Gerade wie in Europa die Lateinschrift, so muß im Orient nach Ansicht der perspektivlosen Herausgeber, alles in arabischer Schrift uniformiert sein. Die jüdische Schrift für Nichthebräisch verwendet, begegnet überall idiosynkratischer Verständnislosigkeit. Die Idee von dem Alphabet als dem bestimmten Korrelat einer Sprache spukt in allen Köpfen herum, überall Willkür und mechanische Zustutzungen zeitigend.

Die erste Pflicht aller antiquarischen Neuausgaben ist geschichtliche Treue. An den Editionen der Werke der Vergangenheit darf nicht gemodelt werden. Die Aufgabe der historischen Geschichtsforschung ist »Achtung vor den historischen Formen der Menschheit einzuflößen, einen Sinn in den Erscheinungen zu sehen«, sagt Dostojewski*.

Der moderne Herausgeber, der ein Buch eines alten Autors in einer Schrift veröffentlicht, die dessen ganzem Kulturgehalt fremd gegenübersteht, fälscht herkömmliche Werte. Dazu ist den neuzeitlichen Gelehrten, die so ein fremdes, orientalisches Buch von einer Schrift in die andere transkribieren, nur in den seltensten Fällen vollständige Verläßlichkeit zuzutrauen. Die meisten aus dem hebräischen ins arabische Alphabet umschriebenen Werke weisen zahlreiche Schnitzer, Ungenauigkeiten, Mißverständnisse, Fehler auf. So war es der Fall bei der jüdisch-persischen Bibelübersetzung von Jakob ben Tawus, die von Hyde für die Londoner Polyglotte transkribiert wurde**. Die jüdisch-arabische Übertragung der Bibel von Saadja, die für die Polyglotte eine Umschrift erfahren hat, zeigt ebenso zahlreiche Transkriptionsirrtümer auf***. Die judäopersischen Denkmäler, die Houtoum-Schindler in neuester Zeit in arabischer Schrift edierte, leiden am selben Gebrechen der Ungenauigkeit****. Bemerkenswert ist es, daß in früheren Jahrhunderten zuweilen christliche Gelehrte persische Lesebücher mit hebräischen Lettern

* Dostojewski: Literarische Schriften, 354.
** R. E. für prot. Theol. III, 125.
*** J. Dernbourg: Version arabe du Pentateuque de R. Saadja etc. Préface, VI, Paris 1893.
**** Z D M G LXIV, 88.

schrieben, um dem Lernenden das Verständnis zu erleichtern*. Unter den Gelehrten, die der Wiederbelebung des älteren jüdisch-orientalischen Schrifttums in fremden Sprachen ihre Kraft widmen, nimmt eine lobenswerte Haltung Joseph Dernbourg ein. Derselbe wahrt bei Neuausgaben jüdisch-arabischer Werke immer die Originalschrift der jüdischen Autoren. Es ist zu bedauern, daß sein Beispiel so wenig Nachahmung findet. Selbst ein Morgenländer wie Jahuda, der doch für religionsgenossenschaftliche Erscheinungen mehr Sinn haben sollte, findet es für nötig, jüdisch-arabische Literaturerzeugnisse bei Neueditionen zu umschreiben mit dem Bemerken, daß er damit »einem praktischen Bedürfnisse entspricht«**. Ob die arabische Schrift für den Orientalisten praktischer ist als die hebräische, ist etwas mehr als zweifelhaft, wenn überhaupt die praktische Seite für einen Forscher einen Maßstab abgeben soll. Auf die orientalischen Juden der Gegenwart als solche, hat diese wissenschaftliche Schrifthetze nicht den geringsten Einfluß hinsichtlich der Annahme der arabischen Schrift ausgeübt.

IV.

Auch die Fraktur hat in Deutschland seit dem Aufklärungszeitalter viel ernste Gegnerschaft gefunden. Führende Persönlichkeiten haben sich oftmals herangemacht, das deutsche Volk, das mit dem Westen in kultureller Beziehung ein einheitliches Ganzes bildet, auch hinsichtlich des Schriftexterieurs zu uniformieren, doch der diesbezüglichen Mühe flocht kein Erfolg Kränze.

Der preußische Minister Alvensleben ⟨1794—1858⟩ wollte die Fraktur endlich aus Deutschland wegschaffen, ließ das preußische Gesetzbuch in Lateinschrift drucken und suchte sogar ein Gesetz betreffend die allgemeine Einführung der Lateinschrift durchzusetzen. Im Jahre 1876 beschloß eine deutsch-orthographische Konferenz mit 10 Stimmen gegen 4 den Übergang von dem sogenannten deutschen zum Antiquaalphabet. Die Anhänger der Lateinschrift, die Verfechter des engeren Zusammenschlusses mit dem Westen, suchten mittelst einer großzügigen Organisation, die 11.000 Mitglieder, darunter 100 Universitätsprofessoren im Jahre 1899 umfaßte, auf das deutsche Volk zu wirken***. Und wie gestaltete sich das Ergebnis? Trotz der Kulturhöhe der deutschen Nation, trotz der inneren Schwächung infolge der konfessionellen Spaltung, bietet sich im großen und ganzen dieselbe Sachlage wie bei den Serben und Ruthenen, ein heftiger, zäher Widerstand gegen das Alphabet der katholischen Welt. »Das deutsche Volk als solches — Bürger und Bauern — bevorzugt seine heimische Schrift, die eigentliche Leseschrift des deutschen Volkes. Nur eine Minderzahl einer dünnen Bildungsschicht unseres Volkes tritt so leidenschaftlich für die Latein-

* Lexicon Persico Latinum Gallii et Castalli.

** A. S. Jahuda: Prolegomena zu der Kitab al-hidaja etc. von Bachja ibn Joseph ben Pakuda 43, Frankfurt 1904.

*** W. A. Rolff: Die Doppelwährung in der Schrift ⟨Sammlung pädagogischer Schriften, Band VI., Heft VIII, Bielefeld⟩.

schrift ein«*, bemerkt ein deutscher Schriftsteller. Mögen die meisten deutschen Gelehrten ihre Werke im Lateinalphabet veröffentlichen, was kümmern sich darum die breiten Schichten? Die preußische Regierung mit ihrem gesunden Sinn für die Triebe der Masse nahm in den letzten Jahrzehnten für die Fraktur Stellung. Bismarck verbot den Druck der »Amtlichen Veröffentlichungen des preußischen Staatsarchivs« in Lateinschrift, schickte ihm gesandte deutsche Bücher in Lateinschrift an ihre Autoren zurück, mit dem Bemerken, daß er prinzipiell deutsche Publikationen in lateinischer Schrift nicht liest, er forderte sogar von jedem, dem er gestattete, die staatlichen Archive zu benützen, seine Studien dann nur in Fraktur zu veröffentlichen. Vor paar Jahren hat die preußische Heeresverwaltung verfügt, daß in den Befähigungsberichten die Ort- und Familiennamen mit deutschen Buchstaben zu schreiben sind**.

In den protestantischen Kantonen der Schweiz, Zürich, Solothurn, Basel Stadt, St. Gallen, veranlaßten die Intellektuellen im Jahre 1885 eine Verordnung, daß in den untersten Klassen der Volksschulen die Frakturschrift nicht mehr unterrichtet werde und auf diese Weise langsam abgeschafft werden soll. Dieser Anschlag auf die Fraktur mußte jedoch im Jahre 1898 in allen genannten Kantonen, mit Ausnahme eines einzigen rückgängig gemacht werden, »weil die deutsche Schrift die eigentliche Volksschrift sei und das Volk von der Lateinschrift nichts wissen wolle«***.

Ein etwas weniger schlechtes Ergebnis als bei den protestantischen Teilen des deutschen Volkes erzielte die Lateinschriftbewegung bei den Katholiken, obwohl auch hier, infolge später noch zu erörternder Geschichtskomplikationen, von einem Erfolg in großem Stil nicht die Rede sein kann.

Im katholischen Wien prangen die Orientierungstafeln der Elektrischen in Lateinschrift. Die österreichischen Banknoten werden mit lateinischen Typen gedruckt. Das österreichische Kursbuch der Eisenbahnen ist ebenso durch sein Lateinalphabet charakteristisch. Die meisten Wallfahrtseinladungen an den katholischen Kirchen Deutsch-Österreichs sind in Lateinschrift gedruckt. Im österreichischen Schulwesen wird die Lateinschrift besonders berücksichtigt. In Wien ist im Jahre 1890 durch eine amtliche Verfügung angeordnet worden, »daß in den Oberklassen sämtlicher Volksschulen die deutschen Aufsätze und Hausaufgaben abwechselnd in lateinischer und deutscher Schrift ausgefertigt werden«****. Unter den Verfechtern der Fraktur, von denen es unter den Protestanten wimmelt, gibt es so gut wie keine Katholiken. In der langen, überlangen Schar von Anhängern der Fraktur, die Reinecke in seiner Apologie anführt, befinden sich nur drei österreichische Süddeutsche, die allerdings der Konfession nach — Protestanten sind.

* Adolf Reinecke: Die deutsche Buchstabenschrift, 65.
** ib. 78.
*** ib. 68.
**** Rolff, ib. 8.

V.

Von der Erfolglosigkeit gewollter, areligiöser, kulturpolitischer Schriftumwälzungen überzeugte sich praktisch in umgekehrter Richtung auch der russische Staat. Wie Österreich und teilweise auch Deutschland und die Schweiz im Namen der abendländischen Kultur, der Kyrillitza, bezw. der Fraktur den Garaus machen wollten, suchte das Zarenreich, auf dem Standpunkte seiner osteuropäischen Kultureinheitlichkeit stehend, seinen des lateinischen Lateinalphabetes sich bedienenden Untertanen katholischen Glaubens, das kyrillische Alphabet aufzuzwingen.

Im Jahre 1863 erließ der Generalgouverneur von Wilna ein Zirkular, in welchem für die litauische und samogitische Sprache die kyrillische Schrift angeordnet wurde. Wer konnte einen ernsten Widerstand wider die Machtmittel des zarischen Absolutismus erwarten, seitens Volksstämme, die bereits seit Jahrhunderten in einem Zustande dämmerhaften Vegetierens sich befinden? Die Lenker Rußlands dachten bereits ihr Schäfchen auf dem Trockenem, für die Schrift der schismatischen Slaven neues Gebiet erworben zu haben. Doch welcher Irrtum! Die Litauer als Katholiken betrachteten die mit kyrillischen Lettern in ihrer Sprache gedruckten Bücher als schismatisch, weigerten sich, solche zu lesen, und da es in Rußland in Lateinschrift zu drucken für Litauer verboten war, druckten die Litauer Bücher in ihrer Sprache mit lateinischen Charakteren im Auslande und importierten dieselben auf illegalem Wege nach Rußland in ihre Heimat. Ein fanatisches Schmuggelwesen blühte dann an der litauischen Grenze auf, dem zu steuern es sich unmöglich erwies. Der russische Staat sah sich dann genötigt, vor dem unglaublichen Eigensinn dieses friedfertigen Stammes zu kapitulieren und widerrief im Jahre 1904 seinen antilateinschriftlichen Erlaß.

Ein Projekt bei den Polen, das kyrillische Alphabet einzuführen, ließ der russische Staatsrat unter Vorsitz von Uwarow schon früher im Jahre 1843 fallen.*

Einen ähnlichen Mißerfolg wie bei den Litauern erlitt die Schriftpolitik der Zarenregierung wiederholt auch den Tataren gegenüber. Um die Mitte des XIX. Jahrhunderts suchte die damals unter Leitung Ilminskis stehende Missionsgesellschaft den Kasaner Tataren an Stelle der arabischen Schrift die kyrillische Schrift aufzudrängen, doch vergebens. Dies vermochten diese Religionsagitatoren ebensowenig wie ihr Missionsziel, die Tataren dem Christentum zuzuführen, durchzusetzen**. Im Jahre 1915 machte sich die russische Regierung nochmal angelegen, die arabische Schrift den Tataren Rußlands zu nehmen, doch löste dies sofort wieder die heftigste Gegnerschaft aus. Ein Zeitungsbericht darüber lautet folgend: »Der bekannte Führer der russischen Mohammedaner, Achmed Agajew, machte mir heute in einer Unterredung interessante Mitteilungen über die Erregung unter

* Studnicki: Sprawa polska 409, 390.
** Vambery: Westlicher Kultureinfluß im Osten, 31.

den Mohammedanern im Kaukasusgebiete. Viele junge Männer wurden auf Befehl des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gehängt. Die Anwendung der türkischen Schriftsprache und Schrift ist strenge verboten. Die Mohammedaner dürfen nur die Lokaldialekte und die russische Schrift benützen. Diese Einschränkung bedeutet eine Unterbindung des gesamten Briefverkehrs. Die Erregung unter den Türken ⟨Tataren⟩ im Kaukasus ist daher äußerst groß«*.

Russische Knebelung konnte den tatarischen Mohammedanern ihre Schrift nicht nehmen.

Dasselbe Mißlingen begleitete auch die Aktionen der westlichen Kolonialmächte, die auf die Beseitigung der arabischen Schrift bei ihren muslimischen Untertanen gerichtet waren. Die niederländische Regierung, die für die Einführung der Lateinschrift für Malaisch auf ihren indonesischen Besitzungen energisch arbeitet, kann von einem günstigen Ergebnis, inwieferne es sich um Muslims handelt, keineswegs sprechen**. Resultatlos blieb auch für Albanien der vom Nationalkongreß in Monastir ⟨10. September 1908⟩ gefaßte Beschluß, die Lateinschrift für Albanesisch anzuführen. Nächstes Jahr ⟨6. Juli 1909⟩ lehnte sich auf dem Kongreß zu Dibra eine einsehnliche muslimische Minderheit dagegen auf***.

Auch die arabische Schrift hatte in der Neuzeit ihre kulturpolitischen Expansionsgelüste und wurde an den Kampfwagen imperialistischer Umtriebe gespannt. Für die Ausbreitung der Herrschaftssphäre der arabischen Schrift trat in großem Stile die größte mohammedanische Macht ein, England mit seinen achtzig Millionen mohammedanischer Untertanen. Das britische Reich proklamierte in den Fünfzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts die arabische Schrift als in allen Schulen und Ämtern Indiens einzig giltig. Der kluge britische Handelsherr wollte die arabische Herrschertradition der muslimischen Großmogule in Indien fortsetzen, sich den Anschein der Legitimität geben, die politisch reiferen und kriegerischen muslimischen Kreise gewinnen und so die zerklüftete Halbinsel auf eine ihr angemessene Weise durch eine orientalische Schrift unifizieren. Rationalistisch genommen stimmte der Plan vollständig, aber es wollte dennoch nicht klappen. Die brahmanische Bevölkerung lehnte die Novität sehr heftig ab. Die Schriftreform war eine der Hauptursachen des sehr schweren Seapoyaufstandes, dessen Unterdrückung soviel Mühe und Jahre die Engländer kostete. England sah sich dann genötigt, die kulturpolitischen Absichten aufzugeben und die arabische Schrift wieder aus den für die brahmanischen Hindus bestimmten Regierungsschulen zu verbannen und der traditionellen Schrift der indischen Brahmanen, dem Dewanagari die durch administrative, sachfremde Superklugkeit entzogenen Rechte zu restituieren****. Die englische Eroberungspolitik hat in Indien jede Einmischung ins Schriftwesen von nun an

* Pester Lloyd vom 21. XI. 1915, ⟨Morgenblatt⟩.
** Revue du Monde Musulman VII, 487.
*** Jan Grzegorzewski: Albania i Albańczycy. Lwòw 1914.
**** Fr. von Hellwald: Kulturgeschichte II, 624, Augsburg 1877.

fallen lassen, doch damit wurden die einmal heraufbeschworenen Geister nicht gebannt. Reibungen zwischen Muslims und Brahmanen hinsichtlich der Schrift sind bis dato im Gangeslande auf der Tagesordnung. »Die Schriftfrage in Indien ist der Pol, um den äußerlich der gewaltige Kampf der beiden feindlichen Elemente ‹der Mohammedaner und der Bekenner Brahmas› sich dreht*.

Der arabischen Schrift zur Ausbreitung zu verhelfen und sie im Namen einer einheitlichen Reichskultur den kaum über die ersten Anfänge einer Literatur verfügenden Albanesen aufzunötigen, suchte auch das jungtürkische Osmanenreich. Die katholischen Albanesen sollten auf das lateinische Alphabet verzichten. Die Bekenner der römischen Kirche innerhalb des Skipetarenvolkes beantworteten den osmanischen Reformversuch mit einem bewaffneten Aufstand. Unter den Mirditen und Malissoren brach heller Aufruhr aus. Die Unkenntnis der Triebkräfte des Schriftgeschehens, die ungewollte Mißachtung konfessionell gebundener Kulturwerte rächte sich bitter. Die Revolten der albanesischen Katholiken lenkten auf sich die Aufmerksamkeit des Auslandes. Die Malissoren flüchteten nach Montenegro. Ihren Ausklang fand diese so unbedeutend anmutende Affäre im tragischen Balkankrieg.

---

* Hartmann, ib. 38.

II. TEIL

VII. KAPITEL.

Das Prinzip der Schriftdifferenzierung.

Nach welchen Prinzipien differenzieren sich Schriftarten? Wie sind jene Grundsätze zu fassen, nach denen in ihrem Ursprunge identische Schriftgattungen sich spalten, in verschiedene von einander abweichende Typen zerfallen, von denen ein jeder einer besonderen Literatur oft sogar in derselben Sprache ein trennendes Exterieur verleiht?

Wir wissen zum Beispiel, daß die durch die Apostel der christlichen Religion bei den neubekehrten Völkern eingeführten Schriftsysteme nicht überall in der Form des Propagandazentrums verharrten. Die durch das Kreuz in Verbreitung geratenen Alphabete wandelten sich in manchen Ländern und gingen von der Schriftnorm der Metropole abweichende Wege. Völker, die ihre Schrift den Trägern des hellenischen Evangeliums verdanken, schreiben heute zumeist mit selbständig umgebildeten koptischen, armenischen, kyrillischen Lettern, Völker, deren Schrift in Rom wurzelt, bedienen sich gegenwärtig zum Teil der Fraktur, der irischen Schrift, zum Teil auch der englischen Kursive. Der ursprünglich um Edessa sich scharende einheitliche syrische Schriftkreis besteht heute aus drei unabhängigen Schriftgebieten. Warum? Welcher normative Sinn wohnt diesen Teilungsprozessen inne?

Am Leitseil der Religonsgeschichte, die sich für das Ab- und Einsetzen von Alphabeten, für die Schaffung von Schriftkreisen, von souveräner Bedeutung entpuppte, geführt, bemerken wir bald, daß die Differenzierung der genannten Letternsysteme in den zentrifugalen Kräften der christlichen Religionsgeschichte ihr Spiegelbild hat, daß nur dort die Einheitlichkeit der Schrift sich auflöst und in mehrere neue von einander gesonderte Gattungen übergeht, wo die Konsistenz der Religionsgemeinschaft Sprünge aufweist.

a) Christlich-orientalische Religionsspaltungen.

I.

Die dreiteilige syrische Schriftdifferenzierung ist der Exponent konfessionellen Auseinandergehens. Zu Beginn des Mittelalters zerbröckelte sich infolge theoretisch-dogmatischer Gegensätze die bis

dahin einheitliche syrische Christenheit in einige scharf voneinander getrennte Gruppen. Es entstanden in jenen Teilen des Orients drei konstant einander befehdende christliche Konfessionen, die der Jakobiter, der Nestorianer und der Melchiter. Der syrischen religiösen Zerklüftung entsprechend mußte auch für die damals uniforme Schrift Syriens die Stunde schlagen. Es kristallisierten sich zu jener Zeit bei sonstiger Sprachidentität rasch jene drei besonderen sektiererischen Alphabetgattungen heraus, die uns im heutigen Syrien so auffallen. Jede konfessionelle Gemeinschaft erzeugte sich aus der frühchristlichen, allgemein gleichartigen Syrerschrift Edessas eine eigene Varietät. Die Jakobiter schufen die syrische Schrift in das sogenannte Peschitto um, die Nestorianer, in deren Bekenntnis die altertümlichste Glaubensform des Jesusmessianismus spukt, behielten den syrischen Schrifttypus in einer archaistischen Gestalt bei, die Melchiter, die der orthodoxen Kirche nachhängen und mit dem allgemeinen, ausländischen Christentum Zusammenhang wahren, verliehen der syrischen Schrift ein ganz besonderes fremdländisch anmutendes Gepräge.

Die religionsgeschichtlich bedingte Schriftzerklüftung Syriens und die dadurch entstandene offensichtliche dreifache Trennung des syrischen Literaturkreises hob in dem sonst gleichartig kulturell gestimmten Aramäerland nicht ganz jede Literaturgemeinschaft auf. Publikationen andersgläubiger Autoren syrischer Zunge werden von den Mitgliedern der verschiedenen christlichen Sekten dieses orientalischen Winkels gerne gelesen, aber da die Schriftvarietät der Andersgläubigen als Kennzeichen der Häresie, als äußerer Ausdruck konfessioneller Verschiedenheit gilt, so erfahren sie in der Regel eine Transkription in die spezifische Letternabart der betreffenden Sekte. So wurden die literarischen Erzeugnisse des syrischen Jakobiters Barhebräus für die Nestorianer derselben syrischen Sprachgemeinschaft und derselben Stammeszugehörigkeit mit den Buchstaben der nestorianischen Buchstabenabart umschrieben. Vice versa erfuhr der syrische Nestorianer Abdallah ibn Eltajjib eine antlitzverändernde Umschrift bei den konnationalen Syrern*.

II.

Ganz dasselbe Moment, das die getrennten syrischen Schriftneuformationen herbeiführte, beschwörte auch Differenzierungen der griechischen Schrift herauf.

Die Glaubensidee des Monophysitismus, die die Jakobiter Syriens um sich scharte, hatte zahlreiche Anhänger auch unter den Griechen Cyperns. Die griechischen Codices, die aus dem christlich-häretischen Cypern stammen, haben auch eine eigene graphische Physiognomie**.

Die der römisch-katholischen Kirche im Mittelalter anhänglich gebliebenen Griechen, also etwas nach Art der Melchiter, verwendeten, so oft sie griechische Codices schrieben, eine eigene Varietät. »Eine

* Sachau: Syrische Handschriften der königlichen Berliner Bibliothek. I. 14.
** Montfaucon: Paläographia graeca 314. Parisiis 1708.

weit verschiedene Art griechisch zu schreiben, tritt uns in Codices entgegen, welche in der lateinischen Kirche von Lateinern geschrieben wurden«. »Die Buchstabengestalt riecht etwas Fremdartiges, wie es in fast allen von Lateinen herrührenden codices zu bemerken ist«*. Auch die moderne Schreibweise des Griechischen in dem Abendlande ist eine eigenartige und nirgends bei den schismatischen Griechen anzutreffen**.

Die territoriale Entfernung war bei diesen Neubildungen so gut wie nicht mitwirkend. Das ökumenisch orthodoxe Griechentum aller Länder hat niemals »verschiedene, lokal differenzierte Partikularschriften« gekannt. Alte griechische Codices, mögen sie auch aus Syrien, Palästina, Kleinasien stammen, weisen dieselbe graphische Physiognomie auf, nur Cypern und die katholische Welt nehmen eine Ausnahmsstellung ein***. Die territoriale Mannigfaltigkeit der Griechensitze im Mittelalter an sich, beeinflußte nie den äußeren Ausdruck des Alphabets der rechtgläubigen Griechen. »Es ist kein Zweifel, daß diese Einheit der Schrift in erster Linie der Einheit der Kirche zu verdanken ist . . . der Einfluß der griechischen Kirche war stark genug, griechische Nationalschriften ⟨Partikularvarietäten⟩ nicht aufkommen zu lassen und das Streben nach Absonderung im Keim zu ersticken«, schreibt der Paläograph Gardthausen****.

Der Monophysitismus, der die griechische Schrift im Gebrauch für Griechisch umformte und schied, kommt auch bei den Wandlungen der Griechenschrift bei orientalischen Christen fremder Zunge in Betracht. Das Plus an ethnischer Fremdheit darf uns über den wirklichen Sachverhalt nicht täuschen.

Die Kopten schreiben mit einem archaistischen Schrifttypus, der in den Hauptzügen der Gestalt der griechischen Schrift ähnelt, wie sie im 5. nahchristlichen Jahrhundert bei den sonstigen christlichen Griechen üblich war und nehmen an der gemeingriechischen Entwicklung der Schrift seit anderthalb Jahrtausenden nicht mehr teil†.

Warum? Agypten ist seit dem Jahre 451, als der koptische Patriarch sich dem Häretiker Eutyches anschloß, monophysitisch. Die Kopten separierten sich graphisch nicht aus sprachlichen Ursachen, sie schreiben nicht nur ihre Muttersprache anders als die Griechen, aber auch griechische Codices wurden von ihnen mit eigenartigen Schriftzügen geschrieben, wie sie nur bei den monophysitischen

* ibidem 114, 236. »Longe diversus graece scribendi modus in cod., qui in ecclesia Latina a Latinis scripti sunt.« »Forma literarum aliquid peregrini olet, ut in aliis pene omnibus qui a Latinus conscripti sunt graecis codicibus observatum.« Fr. Blaß: Paläographie im Hdb. der Altertumswissenschaft von J. Müller I, 318.

** Gardthausen: Griechische Paläographie. II. 287. Die neugriechische Kursive knüpft direkt an die ausgeschriebene Kursive des 17. Jahrh. an, ist aber so umgebildet, daß sie für jeden Fremden schwer zu lesen ist. Rationeller und lebloser ist die Druck- und Schreibschrift des Abendlands, die aber nie und nirgends in dieser Weise geschrieben wurde; es täte noch zurückkehren zur schönen Minuskel des 9. bis 10. Jahrh.

*** Montfaucon, ib. 114, Gardthausen, ib. I. 253.

**** Gardthausen, ib. I. 253.

† Taylor: The Alphabet II. 193.

Cyprioten gebräuchlich waren*. Am wenigsten wichen von ihrer griechischen Urform jene Buchstaben, die als Kurzformen durch das Evangelium geheiligter griechischer heiliger Namen gebraucht wurden wie XPCIHC**.

Monophysitisch wie die Kopten waren auch die nubischen Christen***, sie besaßen auch eine eigene Umbildung der griechischen Schrift.

Ein ähnlicher religiöser Loslösungsprozeß von der orthodox-griechischen Kirche führte auf dem Ararat zur völligen, an die Unkenntlichkeit streifenden Umwandlung der Griechenschrift, die nun so fremd anmutet, daß bei manchen Forschern der Gedanke entstehen konnte, die armenische Schrift wurzle in einem semitischen Alphabet****.

Armenien als Ganzes frühzeitig im Jahre 302 dem Christentum beigetreten, hielt sich der allgemein christlichen Kirche gegenüber seit Beginn reserviert. Das Konzil von Chalkedon ⟨Jahr 451⟩ wurde von den Armeniern ebensowenig wie von den syrisch-jakobitischen, cyprischen und koptischen Monophysiten anerkannt. Im Jahre 491 erklärte der armenische Patriarch auf einer vollen Kirchensynode die Nichtigkeit der Konzilbeschlüsse von Chalkedon. Armenien ist allerdings nicht im richtigen Sinne monophysitisch worden, und nahm noch an manchen späteren ökumenischen Kirchenkonzilien teil. Das kirchliche Armenien bildete jedoch hinsichtlich Dogma, Liturgie, Verfassung ungestört eine eigene »gregorianische« Konfession für sich†. Diesen kirchlichen Verhältnissen angemessen besitzt Armenien auch ein ganz besonderes Alphabet. Die armenische Tradition schreibt die Formung des armenischen Alphabets dem heil. Miesrob ⟨† 441⟩ zu, andererseits wissen die meisten armenischen Autoren zu erzählen, daß Miesrob eigentlich eine frühere, von einem syrischen Bischof Daniel nach dem griechischen Alphabet angefertigte Schrift bloß ergänzte. Die Zahl der ergänzten Laute schwankt. Nach Vardan waren es 14, nach Gregor Magistros 12, nach Asogik 7, nach Vardanagirkh 19††. Vor Miesrob hat es bereits christlich-armenische Autoren gegeben wie Gregor der Erleuchter, Zenobius, Nerses†††. Es ist höchstwahrscheinlich, daß das armenische Alphabet das Ergebnis eines unbewußten Schriftprozesses ist, der

* Montfaucon, ib. 314.

** Traube: Nomina sacra 271.

*** Jacobus de Vitriaco: Libri orientalis et occidentalis historiae 144. Dieser Autor des 13. Jahrh. berichtet über die Ausbreitung der monophysitischen Jakobiter »Hi . . maiorem partem Asiae et totius tractus orientalis inhabitabant quidam inter Saracenos, alii autem proprias absque infidelium consortio occuparunt regiones scilicet Nubiam quae contermina est Ägypto et magnam Äthiopiae partem et omnes regiones usque in Indiam, plusquam quadraginta regna, ut asserunt, continentes.«

**** Justi in: Grundriß der iran. Philol. II, 528, Fr. Müller in: Sitzungsbericht der Wiener Akad. der Wiss. 1864, S. 431–438.

† British Encyclop. 9th edition II, 549. La grande Encyclopedie XV, 629.

†† ZDMG XXX, 63.

††† Ph. Lukias Somal: Quadra della storia letteraria della Armenia 17.

parallel der Sondergestaltung der armenischen Kirchen lief und mit Miesrob weder begann, noch seinen Abschluß fand. Zwei neue Buchstaben ⟨φ ω⟩ wurden noch ziemlich spät dem armenischen Alphabet aus der griechischen Schrift zugefügt. Miesrob dürfte als Übersetzer des religiösen Zentralwerkes — ähnliche Fälle gibt es eine Menge — in der Volksvorstellung auch zum Schöpfer der Schrift dieses Buches avanciert haben.

III.

Die griechische Schrift gestaltete sich bei den italischen Goten zu einer eigenen Schrift, die uns aus den Fragmenten des codex argenteus und sonstigen wenigen Urkunden bekannt ist. Das Motiv der Differenzierung war sicherlich der arianische Sonderglaube der apenninischen Goten. Möglichst unverändert blieb im Gebrauch der Goten bloß das griechische Monogramm Christi XC und jene Lettern die in den Kurzformen der heiligen Namen gebraucht wurden*.

Außer den italienischen Goten haben auch die am Balkan, in Mösien angesiedelten Goten infolge ihres arianischen Separatismus sich, wie frühmittelalterliche Quellen berichten, eine eigene Schrift zurechtgelegt. Als Erfinder dieser Schrift figuriert Ulfilas. Die neuere Geschichtsschreibung glaubt gewöhnlich, die Schrift der italisch-gotischen Fragmente wäre dieselbe, die Ulfilas erfand. Aber ganz falsch. Die italischen Goten schrieben nie die Erfindung ihrer Schrift Ulfilas zu. Der italische Gote Jornandes, der im 6. Jahrhundert lebte, berichtet gerüchtweise wie von einer exotischen Angelegenheit: »Es gab auch andere Goten, welche die kleineren genannt werden, ein unermeßliches Volk mit seinem Bischof Wulfilas, welcher, wie es heißt, ihnen auch Buchstaben erzeugte«**. Von Beziehungen zu den eigenen italo-gotischen Landsleuten seitens Ulfilas ist keine Spur. Die Verwechslung der italisch-gotischen mit der mösogotischen Schrift durch die späteren Historiker hat ihr Analogon in der oft erfolgten Identifizierung sogar der Toletaner Minuskel, der mittelalterlich spanischen sogenannten westgotischen Abart der Lateinschrift mit dem Alphabet Ulfilas'. Gegen eine Zuschreibung der italisch-gotischen Literaturreste an Ulfilas sprechen auch sprachliche Momente. Die Sprachproben des Krimgotischen bei Butterbeck, die allerdings aus sehr später Zeit herrühren, enthalten neben ostgotischen Bestandteilen zumeist solche Vokabeln, die dem deutschen Zweige nahestehen***. Die Germanen, die in den östlichen Teilen Europas sich festsetzten, gehörten einem ganz anderen Sprachtypus an als jene, welche im Westen dieses Weltteiles gotische Reiche gründeten. Sie waren Westgermanen im Gegensatz zu jenen, die Ostgermanen waren. Die gotischen

* Traube: Namina sacra, 273.

** Jornandes: De originibus Gotorum sive Getarum Migne LXIX »Erant fisquidem et alii Gothi, qui dicuntur Minores, populus immensus, cum suo pontice, ipsoque primate Vulfila, qui eis dicitur et litteras instituisse«.

*** Tomaschek: Die Goten in Taurien, 10, Wien 1881.

Bibelreste Italiens haben nichts, das dem deutschen Zweige spezifisch wäre, bieten reinen ostgermanischen Typus und können keinen Mösogoten zum Urheber gehabt haben.

Wer war es, der der italisch-gotischen Schrift Pate stand, ob sie überhaupt einen individuellen Erzeuger hatte und sich nicht vielmehr durch eine religiöse Massenrepulsion vom griechischen Massenalphabet loslöste, kann man nicht sagen. Agrippa von Nettesheim nennt als Erfinder der Gotenschrift einen gewissen Cardanus*, vielleicht sind darunter die westeuropäischen Goten zu verstehen? Die Quelle dieser Nachricht ist allerdings der Mystifikator Trithemius im 6. Kapitel seiner Polygraphie, wo statt Cardanus Gordanis steht und ist daher von vorneherein abzuweisen.

Die Mösogoten verdankten ihre Ulfilaserfindung der arianischen Ketzerei. Eine Schrifterneuerung als solche haben die Mösogoten zur Zeit Ulifas' nicht benötigt. Die Goten dürften damals schon längst die griechische Schrift der orientalischen Kirche entlehnt haben. Das Christentum faßte unter den Goten Wurzel, lange noch, ehe Ulfilas das Tageslicht erblickte. Die Goten, berichtet Philostorgus, wurden durch die im Jahre 288 von ihnen in Gefangenschaft geschleppten Kappadozier bekehrt. Auf dem Konzil zu Nicäa im Jahre 325 waren bereits die Goten durch einen eigenen Bischof, namens Theophilos vertreten**. Mit dem Christentum drang zu den Goten auch zweifelsohne die Schrift dieser neuen Religion sofort ein. Ulfilas mit seiner Schrifterfindung konnte nichts anderes beabsichtigt haben, als seine arianisch gewordenen Glaubensgenossen von den orthodoxen trinitarischen Christen zu trennen, als zwischen der herkömmlichen, ökumenisch-griechischen Rechtgläubigkeit und dem Arianismus seiner Landsleute eine Scheidewand zu errichten. Die religiöse Sonderung von den griechischen Orthodoxen mußte ihre Wirkung allgemeinen konfessionsgeschichtlichen Gesetzen entsprechend auch auf die Schrift ausüben.

Isidor Hispalensis, eine kirchliche Autorität des 6. Jahrhunderts aus dem westgotischen Spanien, berichtet über die als total fremd von ihm behandelte Schrift Ulfilas' ganz im Sinne einer arianisch-separatistischen Invention, daß als der Gotenherrscher Fridigern mit seinem Volk arianisch wurde, da erfand Gulfilas, der Gotenbischof, an Stelle der griechischen eigene Lettern***. Die mösogotische Schrift bedeutete einen Bruch mit dem griechischen Alphabet, war in Verschiedenheit von der italogotischen Stilisierung etwas radikal Neues. Die alten Historiker sprechen auch von Ulfilas als Schrifterfinder, so Sozomenos****, Cassiodor†.

* Agrippa de Nettesheim: De vanitate litterarum c II.

** Georg Waitz: Über das Leben Ulfilas. Hannover 1840.

*** Isidor Hispal.: Chron. ad 557 b, Migne LXXXVIII 1115 »Fridigernus . . . ex Catholico arianus, cum omni gente Gothorum effectus . . . Tunc quoque Gulfilas . . . ad instar gracearum litterarum, tunc reperit litteras«.

**** Sozomenos: Hist. Eccl. Πρῶτος δὲ γραμμάτων εὑρετὴς αὐτοῖς ἐγένετω.

† Cassiodor: Historia Tripartita »Tunc etiam Vulphilas . . . litteras gothicas adinvenit«. Dasselbe findet sich in Cassiodors Quelle. bei Socrates IV 33.

Von zwei gotischen Schriftsystemen der Arianer haben wir Kunde. Wie verhielt es sich mit der Schrift der griechischen Arianer? Es ist anzunehmen, daß die Schrift der Arianer griechischer Zunge von der Schrift ihrer rechtgläubigen Sprachgenossen etwa so variierte wie die der cyprischen Monophysiten und sie alle charakteristischen Eigentümlichkeiten und Lautverwechslungen der italogotischen Arianerschrift enthielt.

Wir können bezüglich des Exterieurs der arianisch-griechischen Literatur nur in Wahrscheinlichkeitskombinationen uns bewegen. Das Schrifttum der arianischen Griechen, inwieferne es in wenigen Zitaten sich nicht rettete, ging spurlos unter. Fürchterlich ist der Genius der Religionen in seinem Vernichtungskrieg gegen alles Abweichende. Ein Erlaß des rechtgläubigen Kaisers Victor Constantinus an die Bischöfe und das Volk lautete: »Wenn welches Werk von Arius gefunden wird, so soll es dem Feuer überliefert werden, damit nicht nur seine schlechte Sache zugrunde geht, aber auch kein Schriftstück von ihm zurückbleibt. Das befehle ich auch, wenn es entdeckt wird, daß jemand die Werke von Arius verbirgt, so soll er vom Feuer verzehrt werden*.«

IV.

Die selbe Wirkung, wie dogmatisch-häretische Trennungen, hatten im Schoße des östlichen Christentums auch liturgisch-organisatorische Sonderungen.

Als Bulgarien sich zum Christentum bekehrte, wollte es nicht seine geschichtliche Eigenart zugunsten einer kosmopolitischen Religion aufgeben. Bulgarien lehnte sich gegen eine Einschachtelung in eine allgemeine Christenheit auf und verlangte ein eigenes, selbständiges, bodenständiges, von niemandem auswärts abhängiges Kirchenoberhaupt, es forderte eine Staatskirche mit einem eigenen Patriarchen. Der römische Papst willigte nicht ein und schlug bloß die Entsendung zweier Bischöfe vor**. Der Konstantinopler Patriarch der ökumenischen Kirche stand auf einem anderen Standpunkt. Die griechisch-orientalische Kirche hält am Grundsatz des Konzils von Chalkedon aus dem Jahre 451 fest, »imperium sine patriarcha non staret.« Nach der Anschauung der Ostkirche bildet das Kirchenrecht lediglich einen Teil des bürgerlichen Rechts und kann daher kein unabhängiger Staat vom religiösen Standorte aus gezwungen werden, einem Bestandteil eines fremden Staatsrechts zu gehorchen***. Jeder Staat darf daher in der griechisch-orientalischen Welt eine eigene autokephale Kirche haben. Gestützt auf diesen Grundsatz verlangte der Patriarch von Konstantinopel schon im Jahre 381 als geistliches Oberhaupt eines selbständigen Reiches dieselben Rechte wie der Patriarch von Rom****.

* Cassiodor: Historia Tripartita I 15 Migne LXIX 934.

** Responsa Papae Nicolai ib Migne CXIX.

*** Wilhelm Kahl: Lehrsystem des Kirchenrechts und der Kirchenpolitik, 113, Freiburg i. Br. 1894.

**** Revue de l'Orient chrétien I, 421 sq. Paris 1896.

Die Wünsche der Bulgaren mußten daher in Konstantinopel Gehör finden. Die Bulgarenkirche bekam bald einen eigenen Patriarchen und auch das Vorrecht einer eigenen Liturgie in der slavischen Landessprache.

Patriarchen gab es in der orientalischen Kirche bereits vor der Bulgarenzeit mehrere. Dem bulgarischen Patriarchen von Preslav, beziehungsweise von Ochrida in Albanien, gingen vier andere Patriarchen voran, nebst dem von Konstantinopel, die drei historischen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Die Stellung des neuen, fünften Patriarchen war jedoch mit der der bisherigen vier nicht identisch. Die Repräsentanten derselben Staatskirche und desselben griechisch-orientalischen Kultus bilden trotz ihrer aus geschichtlich-genetischen Ursachen herrührenden Mehrköpfigkeit ein einheitliches Kollegium, das unter dem Vorsitz des Patriarchen von Konstantinopel immer auf Synoden geeint auftritt und dessen Mitglieder bloß in Verwaltungssachen selbständig disponieren können. Das Oberhaupt der neukreierten Slavenkirche war diesem Kollegium gegenüber ein Fremdling, es regierte ein organisatorisches Novum, es stand an der Spitze einer unabhängigen Staatskirche, in deren Gotteshäusern das Gebet anders klang als in denen der Christen, die dem ökumenischen Patriarchenkollegium unterstehen. Die autokephale Bulgarenkirche bedeutete trotz aller Theorie eine tiefgehende liturgisch-konfessionelle Sonderbildung.

Die Bulgarenkirche machte Schule. Weitere Slaven und sonstige Bewohner des europäischen Ostens, die von nun das Christentum annahmen, zogen es vor, das bulgarische, osteuropäisch-genuine Kirchenwesen anzunehmen, die Liturgie des außenseiterischen Patriarchats bei sich einzuführen und so bald wie möglich von der Konstantinopler Patronanz sich loszumachen. Die Serben übernahmen den slavischen Ritus samt bulgarischer Unabhängigkeit in kirchlichen Sachen und bekamen unter Stephan Duschan, 1331—1355, einen eigenen Patriarchen, der zuerst in Ipek, dann in Karlowitz residierte*. Artikel 3 der Verfassung des neuzeitlichen serbischen Königreiches vom Jahre 1901 lautet: »Die orthodoxe Kirche des Königreichs hat dieselben Dogmen wie die orthodoxe ökumenische Kirche, ist aber unabhängig und autokephal«**. Die Rumänen schlossen sich ebenso der slavischen Liturgiegemeinschaft an, besaßen zwar nie einen eigenen Patriarchen, waren aber nichtdestoweniger eine um den Konstantinopler Patriarchen unbekümmerte Bekennergruppe. Ein rumänischer Historiker stellte fest, daß bis zum Jahre 1654 sich kein Fall ereignet hat, daß der ökumenische Patriarch der oströmischen, byzantinischen Residenzstadt sich in rumänische Kirchenangelegenheiten eingemischt, einen Bischof in der Moldau oder Walachei ernannt oder abgesetzt hätte. Der Landesfürst allein verwaltete bei den Donaurumänen die Kirche. Im Jahre 1653 setzte

* Kattenbusch: Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde, 173, Freiburg im Br. 1892.

** R. E. für prot. Theologie, XVIII. 221.

zum Beispiel der Fürst Matthias Bessarab den perfiden Metropoliten Stephan ab, ohne nur um die Ansicht des Patriarchen zu fragen*. Im ebenso bulgarisch-liturgischen Rußland wurde zwar der Metropolit von Moskau erst im Jahre 1589 zum Patriarchen erhoben, aber das war nur eine formelle Sanktion einer faktisch längst bestehenden Autokephalie. Schon im 11. Jahrhundert begegnet man in Rußland Versuchen dezentralistischer Art, das Recht zur Wahl eines Metropoliten dem Konstantinopler Patriarchen zu entreißen und es der eigenen partikularistischen Synode zu vindizieren. Wiederholt ließen russische Großfürsten, unter Umgehung des byzantinischen Primats, Russen als Metropoliten von Moskau ‹Kiew› und ganz Rußland durch die Gesamtheit der Landesbischöfe, durch die Bischöfensynode wählen. Seit dem Konzil von Florenz war die vollständige Ignorierung des Oberhauptes der ökumenischen Kirche, die eigenmächtige Ernennung von Metropoliten in der russischen Kirche Regel geworden**. Die russische Kirche im Bewußtsein ihrer Selbständigkeit rivalisiert geradezu mit dem Phanar und sucht dessen Einfluß im Orient herabzudrücken. In der jüngsten Zeit bestrebte sich die russische Kirche, den antiochenischen Patriarchenstuhl ‹Sitz Damaskus› durch ein eigenes Mitglied zu besetzen***.

Das Bulgarentum, das die Slavenliturgie schuf, die eigenartige osteuropäische Autokephalie inaugurierte und der kirchlichen Eigenhaltung aller Völker des europäischen Ostens ihre besondere Signatur verlieh, formte auch die Griechenschrift um, erzeugte die kyrillische Schrift. Die Kyrillitza ist der Exponent des bulgarisch-slavischen Eigenkirchtums. Bei der Umformung oder besser ausgedrückt bei der Stilisierung der Griechenschrift waren keine anderen als kirchliche Faktoren maßgebend. Die »Kyrillisierung« der Griechenschrift bei den Slaven erfolgte nicht infolge des Gebrauches der Griechenschrift für eine fremde slavische Sprache. Die Westslaven waren nicht minder wurzelfest als die kyrillisch schreibenden Ostslaven, doch nahm bei ihnen die Lateinschrift nie eine eigene Physiognomie an. Die katholischen Westslaven waren zwar sprachlich von den Lateinern verschieden, aber aus historischen Gründen kirchlich unselbständig.

Bei kirchlich unselbständigen, griechisch-liturgischen Fremdsprachigen gestaltete sich die Griechenschrift nie um. Die orthodoxen Albanesen, die Südrumänen, die türkischen Karamanli bedienen sich derselben Griechenschrift wie die sonstigen hellenisch redenden Orthodoxen.

Auch die Entfernung war hier nicht maßgebend. Von Bulgarien nach Konstantinopel ist etwas näher als von Bulgarien nach Rußland und doch hat Rußland die kyrillische Schrift fortgesetzt und aus derselben kein eigenes Territorialalphabet geformt, wie es die Slaven Mösiens mit der Schrift des anrainenden Griechentums getan haben.

* N. Jorga: Quelques données nouvelles au sujet de relation entre les principautés roumaines et l'église Constant. in: Bulletin de la section historique de l'Academie roumaine IIIe année, 1. X. 1915. N. 2. Bucarest.

** Kattenbusch ib. I. 187.

*** Die Posaune des heil. Kreuzes. VIII. 193. Organ der Wächter des heil. Grabes in Jerusalem. Wien 1899.

Die Kyrillitza auf einen Willkürakt eines Einzelnen zurückzuführen, wie man üblich tut, würde allem massengeschichtlichen Sinn Hohn sprechen. Mag sein, daß eine einzelne Person Kyrill oder, wie manche wollen, Kliment es für nötig ansah, die Griechenschrift durch Hinzufügung einzelner Lettern für spezifisch slavische Laute zu ergänzen, aber eine solche Ergänzung könnte in normalen Religionsverhältnissen keine graphische Entfremdung, keine Losreißung vom ursprünglichen Schriftmuster bedeutet haben. Matuf, der vor paar Jahrzehnten in Bosnien die arabische Schrift für Serbisch anpaßte und die Matufowitza schuf, gestaltete die arabischen Lettern nicht um, ebensowenig die Polen oder Böhmen die Lateinschrift, deren Buchstabenzahl sie durch diakritische Zeichen bis 44 beziehungsweise 40 vermehrten.

Die kyrillische Schrift erblickte das Tageslicht nur als das Alphabet der eigenartig autokephalen Kirche Bulgariens und wurde dann auch ohne Unterschied der Sprache von allen autokephalen Kirchengemeinschaften Osteuropas beibehalten und gepflegt. Die kirchlich unabhängigen Rumänen schrieben mit ihr sowohl ihre Muttersprache, wie auch selbst griechisch. Als im 18. Jahrhundert zur Zeit der Herrschaft der griechischen Hospodare in der Moldau und in der Walachei die griechische Liturgie dort teilweise Eingang fand, wurden dort selbst die liturgischen Bücher der Griechen als in Verwendung bei Autokephalen stehend mit kyrillischen Lettern geschrieben*.

Das kyrillische Alphabet hatte auch Zeiten, wo ihm aus konfessionell-organisatorischen Gründen in seiner ursprünglichen Heimat ein kirchlicher Vernichtungskrieg mit Untergang drohte. Als die Bulgaren und Serben unter den Osmanen staatlos wurden und sie nicht mehr dem staatskirchlichen Schema von Chalkedon entsprachen, wurde ihrer Autokephalie hart an den Leib gerückt. Die südslavischen Patriarchate wurden langsam herabgedrückt, bis sie im Jahre 1767 ganz beseitigt wurden. Das Signum der kirchlichen Unabhängigkeit, die eigene slavische Liturgie, sollte wie möglich aufgehoben werden. Die griechischen Bischöfe strebten seit dem 16. Jahrhundert an, in Bulgarien, im Sitze der ältesten slavischen Kirche, das Kirchenslavische durch das Griechische zu verdrängen. Bulgarische Bibliotheken wurden dem Feuer überliefert. Noch im Jahre 1825 wurde eine große bulgarische Bücherei in Tirnowo von der griechischen Kirchenbehörde als Heizmaterial verwendet. Im Anschluß an diese Bewegung suchte man auch die kyrillischen Buchstaben im Gebrauch für Bulgarisch zu verdrängen. Anfänge des Ausrottungsversuches der kyrillischen Schrift gehen wahrscheinlich bis ins 14. Jahrhundert zurück. Die Apologie der slavischen Schrift des angeblichen Chrabr, dürfte aus jener Zeit stammen. Stark war die antikyrillische Aktion der Griechen in Bulgarien im 18. und 19. Jahrhundert. Noch im Jahre 1852 veröffentlichte der Hieromonach

* Gaster: Rumänische Literatur in Gröber: Romanische Philologie, II, 2, 305.

Paul aus Kolnikow eine bulgarische Evangeliumübersetzung in griechischer Schrift.

Die kyrillische Schrift hielt sich trotz allem auch bei den Südslaven ungebrochen. Der slavische Balkan wollte seine kirchliche Unabhängigkeit und eigene Liturgie nicht aufgeben. Die Serben rafften sich zuerst auf und erhielten ihr Patriarchat wieder im Jahre 1810 hergestellt. Einen serbischen Staat gab es seit dem Jahre 1806. Bulgarien gewann ein eigenes kirchliches Oberhaupt im Jahre 1870 zurück. Die politische Wiederherstellung des Bulgarentums vollzog sich jedoch erst im Jahre 1878. Diese Autokephalie ohne Staatskorrelat ging wider die Richtlinie der ökumenischen Staatskirchen, wurde von den Griechisch-Orthodoxen anderer Organisationen als »Phyletismus« verurteilt. Das vierköpfige Patriarchenkollegium des Ostens sah sich daher veranlaßt, im Jahre 1872 das gesamte bulgarische Volk, das dem autokephalen Exarchat nachhing, mit einem Banne zu belegen und es als schismatisch zu bezeichnen. Dieses nationalkirchliche orientalische Schisma dauert trotz der geänderten politischen Verhältnisse bis heute an, es spielte in der mazedonischen Geschichte der letzten Jahrzehnte eine gewisse Rolle und zeigt unverhüllt den eigentlichen Kern der osteuropäischen Autokephalie.

Die Kyrillitza wahrte nicht in allen Ländern und überall ein einheitliches Antlitz. In Verwendung bei Katholiken in Bosnien und Westrußland bekam sie eigene, oft scharf ausgeprägte Varietäten, die auf konfessionelle Verschiedenheit hinwies.

Der Raskolnikenstreit in Rußland war, trotz aller Organisationslosigkeit dieser russischen Sektierer, für die Geschichte der kyrillischen Schrift nicht gleichgültig. Die Zivilschrift, die sogenannte Graschdanka, die der Reformator der slavisch-orthodoxen Kirche, Peter der Große, aus der Kyrillitza herausstilisierte, wurde von allen orthodoxen Slaven im großen und ganzen rezipiert, mit einziger Ausnahme der Altgläubigen, die sie wie möglich meiden. Die altgläubigen Raskolniken Rußlands sind charakteristisch noch durch eine besondere Ornamentalschrift für Denkmäler und zu Kunstzwecken, die sogenannte Ligaturschrift, die sich bei ihnen in der sogenannten Pomoranerschule aus der längst im sonstigen Rußland vergessenen Kalligraphenschrift herausbildete*.

Neben dem Schisma und der Raskolnikenhäresie beeinflußt die Kyrillitza bis zu einem gewissen Grade auch die Tatsache, daß die autokephalen Kirchen mit slavischer Liturgie keine einheitliche Organisationsgemeinschaft bilden und jede Landeskirche trotz der typischen Ähnlichkeit isoliert dasteht. Es entstanden daher gewisse, russische, walachische und serbische Schattierungen der Kyrillitza**, die jedoch bei weitem keine Abarten ausmachen. Eine russische Handschrift ist dennoch dem Schriftäußeren nach von einer südslavischen zu unterscheiden. Eine ganz eigene Stellung nimmt die russische Kursive

* V. Stschepkin: Kyrillische Ligaturschrift in Archiv für slav. Philologie, XXVIII, 109.

** Taylor: The Alphabet, II, 196, I, 81.

ein, die von der südslavischen verschieden, eher an die griechische erinnert*.

6) Die frühmittelalterliche Schriftzersplitterung Westeuropas und ihr konfessionelles Korrelat.

I.

Auch Westeuropa, das vornehmtuende, hat seine Geschichte der Schriftdifferenzierung, die mit den kirchlichen Begebenheiten des Ritus und der glaubensgenossenschaftlichen Konsistenz auf das engste verknüpft ist.

Das katholische Abendland, das jetzt so einheitlich um den römischen Zentralsitz gruppiert steht, bot in der ersten Hälfte des Mittelalters ein Bild vielgestaltiger kirchlicher, liturgischer und organisatorischer Zerklüftung.

Das abendländische Christentum wurde damals via facti gerade wie das orientalische vom staatspolitischen Interesse beherrscht, vom Prinzip, daß das Imperium dem Sacerdotium vorangeht und jeder Staat seine autokephale Kirchenorganisation haben muß, deren Klerus allein vom Landesherrscher ernannt zu werden hat. »Als Konstantin die Kirche anerkannte, wollte er sie beherrschen, als Chlodwig sich mit der römischen Provinzialkirche verbündete, wollte er sie gebrauchen. So mußte er Herr seines Landes bleiben . . . . Das war allenthalben so in Spanien, England, Oberitalien, im fränkischen Merowingerreiche«**. Ebensowenig wie die Kirche Bulgariens im Osten dem ökumenischen Patriarchat, konnten die Kirchen der westeuropäischen Staaten des beginnenden Mittelalters irgendwelche Ingerenz, einer ausländischen geistlichen Instanz gestatten.

Die staatspolitisch bedingte Selbständigkeit der abendländischen Landeskirchen mußte noch durch die Tatsache bestärkt werden, daß das Christentum fast nirgends im Abendlande, mit der geringen teilweisen Ausnahme von England, in Rom seinen Ursprung nahm. Das abendländische Christentum geht überall beinahe auf den Orient zurück. Nach Südgallien kam das Christentum aus Kleinasien. Lugdunum und Vienna unterhielten lange Beziehungen zu Smyrna***. In Südgallien war noch um die Wende des 5. Jahrhunderts eine gewisse Versiertheit in Hebraicis unter bodenständigen Autoren nicht selten****. Spanien knüpft sein erstes Bekanntwerden mit der Religion Jesu an die Apostel an. Ein spanischer Chronist des fünften Jahrhunderts erzählt, daß das Christentum nach der iberischen Halbinsel direkt aus Palästina kam†. Irland führt sein Christentum auf Ephesus und den heil. Johannes zurück.

* Archiv für sl. Phil., XXVIII, 609.

** Hans v. Schubert: Grundzüge der Kirchengeschichte, 56, Tübingen 1906.

*** Wilhelm Möller: Lehrbuch der Kirchengeschichte, I, 109, 164, Freiburg in Br. 1889.

**** S. Kraus in: Revue des études juives XXXVIII, 230–240.

† Flavius Lucius Dexter: Chronicon a. c. 35, Migne, XLI, 98.

Im alten Irland hatten neben der von den Christen rezipierten Septuaginta, auch die bei den Juden üblichen Bibelübersetzungen von Aquila und Symmachus Geltung. Columban zu Beginn des 7. Jahrhunderts verstand hebräisch und übersetzte die Psalmen aus dem Urtext*. Der christliche, lateinische Gottesdienst, wie er uns durch das ganze erste christliche Jahrtausend und noch darüber in Gallien, Spanien, Irland und Oberitalien entgegentritt, entsprach der liturgischen Fassung, wie sie bei den kleinasiatischen Christen üblich war und stand der römischen Liturgie gegenüber ganz fremd**. Roms Verwaltungsgebiet erstreckte sich im Jahre 325 auf der Synode zu Nicäa nur auf das suburbicarische Gebiet und bezog sich nicht einmal auf Aquileia, Ravenna und Mailand***. Aquileia hatte ihren eigenen Patriarchen, der geraume Zeit selbst in einem offenen Schismaverhältnis zu Rom stand. Der Oberbischof von Südgallien, das Kirchenhaupt von Arelate, stellte lange Zeit Primatansprüche und präsidierte sogar im Jahre 314 auf einer von Konstantin dem Großen einberufenen Kirchensynode. Als »Patriarchen« im selben Range wie die Bischöfe von Antiochien und Alexandrien, bezeichnete sich selber unter Berufung auf die apostolische Nachfolgerschaft das römische Kirchenoberhaupt noch im 9. Jahrhundert****. Auch die spezifisch-lateinisch-christliche Kultur kam nach den Ländern des europäischen Westens nicht aus der Siebenhügelstadt. Die geistige Struktur des lateinischen Christentums, die christliche Literatur der katholischen Kirche, entstand in der Hauptsache fern von Rom, in Nordafrika. Bei manchen abendländischen Völkern, bei den Langobarden und Westgoten, schloß sich dem Einflusse des orientalischen, rechtgläubigen Christentums an, noch der Niederschlag des bei ihnen lange währenden Arianismus.

Jedes Staatsgebiet des Okzidents besaß im frühen Mittelalter eine autonome, um keinen auswärtigen Faktor bekümmerte, geschlossene Religionsorganisation mit eigenem Ritus. Die Reiche der Langobarden, Franken, Westgoten, Irland, verfügten über sozusagen im weitesten Sinne autokephale Landeskirchen†.

Die Kirche Oberitaliens war wie zur Zeit des nicäanischen Konzils auch noch in der Langobardenzeit, wie auch noch Jahrhunderte später vollständig selbständig. Die katholische Geistlichkeit in Oberitalien lebte nicht nach römisch-kanonischem, sondern selbst nach Übertritt der Langobarden zum katholischen Dogma nach langobardischem Recht. Die Bischöfe standen unter der Gerichtsbarkeit des Königs. Die kirchliche Liturgie war vom orientalischen Typus nach

* Ebrard: Die iroschottische Missionskirche. Gütersloh, 1873.

** K. J. Hefele, Bischof von Rottenburg: Lehrbuch der Kirchengeschichte. Freiburg i. Pr. 1902.

*** Möller: ibidem I, 357.

**** Responsa Papae Nicolai »Veraciter illi habendi sunt patriarchae . . . qui illis praesunt ecclesiis, quas apostoli instituisse probantur, Romanam videlicet et Alexandrinam et Antiochenam«, Migne CXIX, 1012.

† Schubert ib. 56. K. Müller: Christentum und Kirche im Mittelalter in: Kultur der Gegenwart, I, IV, 194.

ambrosianischem Ritus. Der Klerus ignorierte päpstliche Konzilien. Am Konzil, das Papst Martin I. im Jahre 640 berief, fehlte die sich unabhängig haltende Mailänder Diözese wie auch der damals infolge des Dreikapitelstreites schismatische Patriarch von Aquileia*. Noch im Jahre 1000 betonte der Bischof von Mailand seine Unabhängigkeit vom römischen Papste**.

Im Frankenreiche der Merovinger herrschte der gallikanische liturgische Ritus. Die Kirchenorganisation war eine geschlossene, von niemandem auswärts abhängig. Die merovingischen Könige beriefen die Reichssynoden, wählten die Bischöfe. Steuern und Zivilgerichtsbarkeit erstreckten sich auch auf den Klerus***.

Im westgotischen Reiche formte sich ein ganz eigenartiger liturgischer Typus, der sogenannte mozarabische, der vor paar Jahrzehnten in der Patrologie von Migne neuediert wurde****. Die mozarabischen, spanischen Christen zählten nach einer eigenen Ära, die mit dem Jahre 38 vor Christo begann und wollten sehr lange nicht ebensowenig wie die ökumenischen Christen, von der christlich-römischen Ära Christi hören†. In den spanisch-christlichen Reichen war der Staat ebenso wie überall im frühen Mittelalter der Kirche übergeordnet und in allen episkopalen Angelegenheiten allein maßgebend. Das Selbstgefühl der mozarabischen Christen war ein sehr starkes. In der späteren Zeit, als ein Teil der Spanier bereits unter den römischen Primat sich beugte, wollten die mozarabischem Ritus treu gebliebenen Spanier mit den kurial-liturgischen Spaniern keine Gerichtsbarkeit gemein haben. Die mozarabischen Christen besaßen dann eigene Gerichtshöfe ‹fueros› mit eigenen Alcadis, die sie sowohl in bürgerlichen, wie in sträflichen Angelegenheiten nach den alten von den römischen Christen Spaniens im Stiche gelassenen westgotischen Gesetzen richteten††. Jurisdiktionelles Außenseitertum bei territorialem Zusammenwohnen, ist überall das Ergebnis konfessionellen Auseinandergehens†††.

Hoch im Nordwest Europas nahm eine Eigenstellung die christliche Kirche Irlands ein. Eine ganze Menge auffallender Verschiedenheiten charakterisierte sie. Ihr Gottesdienst war in der Landessprache, die Tonsur eine besondere, jede Heiligenverehrung fehlte, die Mutter Jesu genoß keine kultische Ausnahmsstellung, die Ostern wurden an einem anderen Tage gefeiert, wie in der sonstigen ganzen südlichen Christenheit seit dem 4. Jahrhundert, die kirchliche Verfassung war eine bodenständige, sui generis. An der Spitze der irischen Kirche stand der Bischof von Armagh, ein verehlichter summus episcopus, der keinem ausländischen Kirchenfürsten hörig war. Bernard von Clairveaux klagte, daß auf diesem bischöflichen

* R E für protestantische Theologie, VIII, 756, 2. Auflage.
** Grande Encyclop. XXIII, 971.
*** Schubert ib. 56.
**** Migne, LXXXV.
† Möller ibidem, I, 18.
†† Grande Encyclop. XXIX, 325.
††† Vgl. unten, Kapitel 16, Abschnitt B II.

Zentralsitze seit zwei Jahrhunderten der Sohn dem Vater in der Abteibischofwürde folge*. Die irische Kirche hatte einen stark archaistischen Charakter und wies manche eigentümliche engere Beziehungen zum Orient auf. In die lateinische Dichtung des kuldeischen Irland wurden zuweilen hebräische und ziemlich oft griechische Worte beigemischt**.

Die eigenartige, altirische Kirche, in sich geschlossener und abgerundeter als die sonstigen damaligen Landeskirchen des Okzidents, trat auch in Konkurrenz mit der Papstkirche und trieb auf eigene Faust für ihre Art Mission, warb Anhänger mit nicht geringem Erfolg. England geriet bald nach seiner Bekehrung zum Christentum durch Augustinus und seine vierzig Mönche, unter irischen Glaubenseinfluß.

»Während des von Rom aus betriebenen Bekehrungswerkes hatten sich auch die skotischen Geistlichen den Angelsachsen genähert und namentlich war in Northumberland und Mercien das Evangelium von skotischen Missionären, die den Lehren Kolumbans folgten, verbreitet worden. War doch der Schotte Aidan wegen seiner christlichen Tugend eine Zierde der Kirche und vom Volke als Heiliger verehrt. Dadurch war in die junge Kirche Englands eine Verschiedenheit gekommen« ***.

Die irische Kirche missionierte auch auf dem Kontinent und warb für ihr Sonderchristentum Bekenner. Die ersten großen Bahnbrecher der Heilslehre auf deutschem Boden, Kolumban, Kilian, Emmeran, Willenbord, waren sämtlich Iren, Sendlinge der unabhängigen, ritenverschiedenen Kirche der Insel jenseits des Kanals. In Bayern stand bis zum Jahre 781 an der Spitze der Landeskirche ein Erzbischof irischen Schlages. Die bayerischen Agilolfinger suchten im 8. Jahrhundert eine bajuwarische Nationalkirche zu schaffen ****.

Die Boten des irischen Christentums drangen bis in die kottischen Alpen, ins norditalienisch-langobardische Reich vor und gründeten im Jahre 612 in Bobbio ein Kloster, das dann zu großer Berühmtheit gelangte.

Die selbständige irische Kirche war lange eine lebensstarke, energisch losgehende Religionsform und schien berufen zu sein ein nordeuropäisches Patriarchat zu begründen, welches im Gegensatz zu Rom und dem übrigen Süden, den in ihr vereinigten Völkern in vollem Maße hätte geben können, was zuerst in später Zeit Luther wieder zu erringen strebte †.

Die Gliederung des katholischen Christentums im frühmittelalterlichen Westen entsprach auch eine parallele Differenzierung der Lateinschrift in eine Anzahl von umrissenen Abarten.

* Ebrard: Die iroschottische Missionskirche.

** Wilhelm Meyer: Die Verskunst der Iren in: Nachrichten der kön. Ges. der Wiss. Phil. Hist. Cl. in Göttingen, 616, Berlin 1916.

*** R E für prot. Theologie I. 399. Leipzig 1875, 2. Aufl.

**** H. v. Schubert ib. 56.

† J. M. Lappenberg: Geschichte von England 136, Hamburg 1834.

Auf dem Festland formte sich aus der frühchristlichen Minuskelkursive eine merovingische ‹frankogallische›, eine westgotische ‹littera toletana, scriptura gothica› eine langobardische und eine der letzteren nahestehende kuriale, römische Schrift.

Bei den Iren entwickelte sich aus der Halbunziale eine besondere, von den kontinentalen Schriftarten markant abstehende, insulare Schrift, die »litterae tonsae«, die auch von den Angelsachsen rezipiert wurden und auch auf dem Kontinent in den von den Iren gegründeten Klöstern in intensivem Gebrauch standen. Es sind Handschriften in irischer Schrift aus Bobbio, Fulda, St. Gallen bekannt*.

Manche Paläographen wollen für die frühmittelalterlichen Umbildungen der Lateinschrift das Nationalgefühl verantwortlich machen und weisen auf die damals entstandene Anpassungsnotwendigkeit der Lateinschrift an die germanischen Sprachen. Diese Meinung wurde jedoch schon von Munoz mit Recht zurückgewiesen, indem er darauf aufmerksam machte, daß die damaligen abendländischen Völker mit diesen geänderten Schriftvarietäten keine andere Sprache als nur Latein geschrieben haben und also keine Anpassungsnotwendigkeit bestand**. Aus nationalsprachlichen und partikularkulturellen Gründen allein entstehen keine Schriftvarietäten. Die nationalen Gegensätze des neueren Europa, die doch beispiellos größer sind, als jene, die zwischen den germanischen Völkern bestanden, die im Auflösungszustand unter homogenen Romanen sich befanden, erzeugten nirgends nur einen Keim von besonderen Nationalschriften.

II.

Die Papstkirche suchte wiederholt während des ersten christlichen Jahrtausends die Landeskirchen mit Rom in Einklang zu bringen. Diese Expansionsversuche der römischen Kirche waren für die einzelnen Schriftarten von großer Bedeutung.

Die Papstkirche bestrebte sich frühzeitig, das von ihr missionierte und dann rasch von den Iren urbar gemachte England zurückzugewinnen. Auf der angelsächsischen Synode zu Streaneshalch in Yorkshire im Jahre 664 wurden die römischen Kultusbräuche als die einzig rechtmäßigen erklärt, die irischen bekämpft, die Osterfeier, die nach irischer Art von den Angelsachsen eingehalten wurde, nach römischem Muster berichtigt. England wurde daraufhin zur Pflanzstätte römischer Art im Norden. Ein englischer Missionär Winfried-Bonifacius war es, der vom Papste Gregor II. im Jahre 718 die Vollmacht erhielt, in Deutschland dem irischen Christentum entgegenzuwirken und eine romhörige Kirche zu gründen.

Die Angelsachsen gaben jedoch nicht ganz ihre von den Iren entlehnte kirchliche Verschiedenheit auf. »Die angelsächsische Sprache

* Steffens: Lateinische Paläographie VIII. Trier 1909.

** Munoz: Paleografia Visig. 6. »La opinion de que el alfabeto romano fue modificato por los pueblas del Norte para accomodarle a las exigencias de la pronunciacion germano, merace sene refutacion, per cuanto el idioma escrito fue el latino«.

blieb bis zur normannischen Invasion Kirchensprache. Die Taufformel war angelsächsisch, die Bücher des Alten und Neuen Testaments wurden ins Angelsächsische übersetzt und verbreitet, angelsächsische Homilien haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Ebenso wurde die Autorität des Papstes erst unter den Normannen in ihrer ganzen Macht begründet. Das kanonische Recht fand keine Geltung, das Gesetz der geistlichen Ehelosigkeit ist erst später durchgeführt worden*.

Die Angelsachsen rezipierten auch nicht die römische Kurialschrift. Das römische Christentum, das bis zur Normannenzeit mit dem irischen Religionsniederschlage in England nicht ganz aufzuräumen vermochte, konnte auch nicht die Schrift der Iren aus dem angelsächsischen Gebrauch beseitigen, doch es gestaltete dieselbe um. Es formte sich bei den Angelsachsen aus der irischen Schrift eine eigene Varietät mit mehr runden Formen und einer Neigung zur Minuskel**.

Um bald ein Jahrhundert später als das zurückgewonnene England, näherte sich der römischen Papstkirche das Frankenreich. Pippin, der Majordomus der Merovinger, wurde im Jahre 742 durch den Ausspruch des Papstes Zacharias, durch die Entscheidung des geistlichen Oberhauptes der ehemaligen Residenzstadt der großen Imperatoren, König. Der Tronraub wurde legitimiert. Pippin wußte dankbar zu sein, belohnte den römischen Papst mit Ländereien und gründete im Jahre 756 den Kirchenstaat. Kurz nachher, um das Jahr 760 wurde der erste Versuch gemacht, den christlichen Gottesdienst der Franken mit dem römischen auszugleichen. Es wurde damals in den Gesangschulen zu Metz, Soissons, Rouen die römische Kantilene eingeführt.

Einen viel entscheidenderen Schritt zur Papstkirche machte Karl der Große. Er ließ die alten, gallikanischen, landesüblichen, liturgischen Bücher revidieren, von Rom erbat er sich ein Sakramentar, das ihm Hadrian I. um das Jahr 784 zusandte. Alcuin, ein englischer Anhänger Roms, überarbeitete dasselbe den fränkischen Bedürfnissen entsprechend. Dieses römische Sakramentar wurde für alle Kirchen des Frankenreiches vorgeschrieben und fand auch in fast allen eigentlichen französischen Diözesen überall rasche Annahme***.

Die Kurialschrift konnte zur Zeit Karl des Großen im Frankenreiche ebensowenig wie in England Wurzel schlagen. Die fränkische Kirche mit ihrer römischen Liturgie verzichtete noch keinesfalls auf ihre Selbständigkeit. Die Leitung der fränkischen Kirche ruhte weiterhin in der Hand des Königs. Karl der Große war das wirkliche Oberhaupt der katholischen Kirche seines Reiches, über deren religiöse und kultische Fragen er allein zu entscheiden berechtigt war. Karl der Große präsidierte im Jahre 794 auf der Frankfurter Synode, erläuterte vor dem Throne stehend, die Streitfragen, entschied und

* R E für prot. Theologie I 399, Leipzig 1875, 2. Aufl.
** Grande Encyclop. XXV 855.
*** Hefele ib. 265.

verkündete die Beschlüsse des Konzils. Alcuin nannte ihn einen Prediger und einen Priester. Theodulf von Orleans titulierte ihn den Stellvertreter Petri, ja Christi und Gottes. Er selbst bezeichnete sich im vertrauten Kreise seiner Akademie mit den Namen des theokratischen Königs von Israel, David, der zum Typus aller wurde*. Karl der Große erließ sogar Verordnungen über die Aufnahme neuer Engel in die Liturgie.

Die liturgische Reformation Karl des Großen, die partielle Papasierung der fränkischen beseitigte zwar nicht, jedoch beeinflußte sie die alte Landesschrift.

Im Kloster zu St. Martin in Tour, das Karl der Große gründete und Alcuin leitete, wurde die Merovingerschrift reformiert, umgemodelt und kalligraphisch zu einem neuen Alphabet verschönert. Das Angelsachsentum Alcuins war hier nicht ohne Einfluß. Die neu entstandene Frankenschrift, die sogenannte Karolingerschrift, »weist Merkmale des angelsächsischen Einflusses«, »sehr viele und sehr einflußreiche Bestandteile« wurden der angelsächsischen Schrift entlehnt**.

Der Anschluß des Frankenreiches an Rom wurde mit der Zeit immer inniger. Mit der Karolingerschrift begann es daher nach nicht langer Dauer abwärts zu gehen, die römische Kurialschrift drang ein. »Seit der Herrschaft Ludwig August wurde die Kurialschrift ‹im Frankenreiche› in geistlichen Schriften und Büchern gebraucht, die karolingische dagegen unter Karl dem Kahlen bis Karl dem Einfältigen in königlichen Diplomen; danach beginnt die karolingische Schrift einzugehen und die Kurialschrift wurde im Frankenreich allgemein benützt***. Mit dem fürchterlichen Verfall der römischen Kurie in den letzten Dezennien des 10. Jahrhunderts wurde wieder das Frankenreich von römischer Umarmung etwas frei und »zu Beginn der kapetingischen Herrschaft begann die karolingische Schrift langsam wiederhergestellt zu werden«****. Die karolingische Schrift erscheint uns auf Urkunden aus dem 10. Jahrhundert ganz verfallen und blühte erst im 11. Jahrhundert wieder auf†. Die von römischem Übereifer im 10. Jahrhundert verfolgte Karolingerschrift rettete sich damals nach dem Vaterlande Alcuins hinüber und wurde dort seit dem Jahre 956 oft für die lateinische Sprache verwendet. Für Angelsächsisch blieb einstweilen die alte, von den Iren entlehnte Schrift††. England war mit seinem Verhätnis zum römischen Christentum des Frankenreichs damals noch nicht ganz in Ordnung und Klarheit.

* Schubert ib. 161.

** Paoli: Lateinische Paläographie, übersetzt von Lohmeyer I. 39, Innsbruck 1902.

*** Johannes Mabillon: De re diplomatica 5.

**** Ibidem.

† Steffens: Paläographie 17.

†† Wolfgang Keller: Angelsächsische Paläographie, 29, Berlin 1906. ‹Palästra XLIII 1›.

III.

Mit dem Jahre 1048 beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der römischen Kirche. Papst Leo IX. erklärte in diesem Jahre auf dem Konzil zu Reims trotz Opposition des König Heinrich I., daß der römische Papst den apostolischen Primat der allgemeinen Kirche habe. Ein neuer Wind wehte in Rom. Die Papstkirche rüstete zur Unterwerfung des Abendlandes.

Die Ideen, die in den pseudoisidorischen Dekretalien des 9. Jahrhunderts entwickelt wurden, nahten nun ihrer Verwirklichung. Das Sacerdotium sollte über den Staat gestellt werden, der Episkopat der einzelnen Länder, von der lokalen politischen Macht losgelöst und unter die päpstliche Zentralgewalt unterstellt, das päpstliche Recht auf Kosten der Metropolitanrechte vergrößert werden. Als Ratgeber des römischen Stuhles kam mit Leo IX. der cluniacensische Mönch Hildebrand, ein Vertreter jener Kongregation, die seit dem 10. Jahrhundert im Kampfe gegen die Landesbischöfe eine überbischöfliche, internationale Kirchengewalt zu schaffen suchte und die Idee eines Universalprimats im Interesse ihres kosmopolitischen Ordens propagierte. Der Wunsch Hildebrands war, wie er es in einem Briefe klar ausdrückt, daß die heilige Kirche, die auf der ganzen Welt verwirrt und in verschiedene Teile zerstückelt ist, zu ihrem alten Ruhm und Solidität zurückkehrt *. Hildebrand stellte darum auch den von vielen so angegriffenen Grundsatz auf, daß »Kein Geistlicher von einem Laien eine kirchliche Würde oder die Investitur auf eine solche annehmen und kein Laie die Investitur auf eine kirchliche Würde bei Strafe der Exkommunikation verleihen darf« **. Hildebrand »wollte die Freiheit der Kirche als einem festgeschlossenen, nur dem Papste dienenden Ganzen; aber auf dieser Grundlage schritt er fort zu einer Oberhoheit über alle Lande christlichen Glaubens, zur Vernichtung aller damit konkurrierenden weltlichen Macht« ***. Hildebrand war der geistige Mentor aller Päpste bis zum Jahre 1073. In diesem Jahre bestieg er selbst den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Gregor VII. Der Vertreter des internationalen Clunyordens auf dem päpstlichen Throne, Hildebrand — Gregor VII. — starb im Jahre 1085. Vom Jahre 1088 bis 1099 saß auf dem Stuhle Petri ein anderer Cluniacenser, Urban II., vom Jahre 1099 bis 1118 ein drittes Mitglied derselben Kongregation — Pascal II.

Die nationalen Kirchen Westeuropas konnten dem pseudoisidorisch-cluniacensisch-römischen Ansturm nicht standhalten. Die Vereinheitlichung aller lateinischen Christen nahm gutwillig oder gezwungen ihren Gang. In Spanien wurde auf einer Synode im Jahre 1050 das Losungswort von der »restauratio nostrae Christianitatis« ausgegeben. Die Tage des mozarabischen Ritus waren nun

* Gregor VII. Epistolae 21. B. 18: »Unum desideramus scilicet ut sancta ecclesia per totum orbem conculcata et confusa et per diversas partes discissa, ad pristinum decorem et soliditatem redeat«.

** Hefele: Lehrbuch der Kirchengeschichte. 338. 340.

*** Heinrich v. Sybel: Geschichte des ersten Kreuzzuges 164. Leipzig 1881.

gezählt. Im Jahre 1063 beschloß ein Konzil in Jacca in Aragon für dieses Königreich die Ersetzung des westgotischen, mozarabischen Ritus durch den römischen. Kastillien und Léon folgten im Jahre 1076. Im Jahre 1085 wurde der mozarabische Ritus nur noch in Toledo eingehalten.

In Oberitalien begegnete das päpstliche Unifizierungsbestreben überaus heftiger Opposition. Die im ganzen nördlichen Teile der apenninischen Halbinsel tonangebende Mailänder Diözese wollte sich den römischen Befehlen nicht fügen. Der »ambrosianische« Klerus weigerte sich, der Zölibat-Anordnung Folge zu leisten. Es kam in Mailand zu Straßenkämpfen und einem offenen Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des Papsttums in Mailand und den Verfechtern der alten ambrosianischen Kirchenregel, den oberitalienischen Partikularisten, die von der eigenen Ritusart und Sonderstellung sich nicht trennen wollten. Bei einem dieser Kämpfe wurde im Jahre 1066 das Haupt der Mailänder Diözese, der Erzbischof Guido von den Päpstlichen ermordet. Es drohte ein offenes Schisma. Das Papsttum sah sich genötigt, Konzessionen zu machen, den Mailänder städtischen Kirchen die ambrosianische Liturgie zu gestatten und den verheirateten Priestern das Verbleiben in der Ehe zu bewilligen.

In Deutschland führte das Beseitigen der Autokephalie der Kirche, das Aufheben des Ernennungsrechtes der Bischöfe durch die lokale politische Macht, durch die deutschen Könige zum Investiturstreit, der im Jahre 1077 mit Kanossa, mit einer vollständigen Demütigung Kaiser Heinrich IV. seinen Abschluß fand.

Das orientalische Christentum, das einen römischen Universalprimat a limine abwies, wurde im Jahre 1054 exkommuniziert. Im Jahre 1204 wurde gegen dasselbe der vierte Kreuzzug organisiert. Böhmen und Polen, die ursprünglich slavischem Ritus huldigten, wurden der Papstkirche hörig gemacht.

Mit Gewalt wurde England von seinen angelsächsischen kirchlichen Partikularismen damals losgerissen. Wilhelm, der Herzog der französischen Normandie, legte das angelsächsische Volk Rom zu Füßen. Der normannische Eroberungszug »wurde mit dem Scheine einer zur Ehre Gottes im Dienste der Kirche unternommenen Tat« umgeben und kam den kirchlichen Eiferern und frommen Schwärmern fast wie ein Kreuzzug vor, als ob es »ein abtrünniges Land zu unterwerfen gelte«. »Papst Alexander II. übersandte auf Anraten des Archidiaconus Hildebrand dem Herzoge eine geweihte Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes und dem Bilde eines kämpfenden Ritters und stellte denselben als berufenen Vorkämpfer der Kirche hin«. In England selbst war im Klerus »die streng kirchliche Partei sicher der ‹normannischen› Umwälzung geneigt, welche sie enger mit Rom verband und hierarchischen Tendenzen zum Siege über das nationale Staatswesen verhalf«*.

Das normannische England wurde Lehensland der Kurie. »Mit

* Hans Prutz: Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter II. 68 ‹Allg. Gesch., hg. von Oncken VI. 2›.

blutendem Herzen und in seinem Gewissen beängstigt sah der Angelsachse den altväterlichen ‹angelsächsischen› gottesdienstlichen Brauch durch die alles uniformierenden Neuerungen des römischen Kirchtums verdrängt«.

Im Jahre 1085 unternahm der Bischof von Salisbury eine Revision der liturgischen Bücher der englischen Kirche und kodifizierte das »Sarum Missal«, das dann allgemein in England Geltung finden mußte. In Schottland wurde die römische Liturgie und die römische Oberhoheit im Jahre 1093 eingeführt.

Auch an die Hochburg des romfremden Katholizismus an Irland kam die Reihe. Papst Hildebrand, Gregor VII., schrieb im Jahre 1084 einen Brief an die irische Geistlichkeit mit der Forderung in die allgemein abendländische Kirche sich einzufügen, doch vergebens. Der Erzbischof von Canterbury wiederholte das Ansinnen im Jahre 1094, Bernard von Clairveaux klagte, Irland blieb jedoch unbeweglich. Diese stolze und prägnante Kirche des grünen Erin dachte nicht im geringsten, auf ihre Sonderphysiognomie Verzicht zu leisten und farb- und ranglos sich als unterschiedloser Bestandteil, einer kosmopolitischen Gemeinschaft einzugliedern.

Die hartnäckige Weigerung Irlands, dem Universalprimat Roms zu gehorchen, veranlaßte im Jahre 1154 das Papsttum, einen Kreuzzug gegen Irland zu proklamieren und den normannisch-englischen König aufzufordern, das unbotmäßige, autonome, einem Schisma zu verfallen drohende Christenvolk, der katholischen Kirche zuzuführen. Die Waffengewalt hatte Erfolg, erreichte mehr als Worte. Irland wurde päpstlich. Die Angliederung war doch nicht sofort eine restlose und vollständige. Der Erzbischof Malachias von Armagh führte zwar für das irische Volk die aufgenötigte römische Liturgie ein, der Klerus Irlands wollte jedoch zum Teil von seinen »kuldeischen« Riten um keinen Preis sich trennen. Nachdem mehrere Synoden erfolglos blieben und ihr Widerstand nicht zu brechen war, ging Rom auf ein Kompromiß ein und gestattete den betreffenden Klerikern als Kongregation sich zu organisieren und so als eine Art ecclesia, als eine Art unierte Zweigkirche von lauter Geistlichen fortzubestehen. Die Träger des altirischen Ritus sorgten für Nachfolgschaft, gruppierten sich in Zönobien und pflegten jahrhundertelang ihre Einrichtungen und Formen des Gottesdienstes. Ein Zönob nach altirischem Muster soll sich bei der Kathedrale von Armagh, dem einstigen Zentralsitze der irischen »kuldeischen« Kirche, bis zum 17. Jahrhundert erhalten haben*.

Das unifizierte, abendländische Christentum konnte nicht die partikuläre Vielgestaltigkeit der Schriftsysteme beherbergen. Eine einheitliche, gleichartige Schrift mußte nun für alle Länder der »universalen«, den ganzen Okzident umfassenden Papstkirche gelten.

Mit der Mitte des 11. Jahrhunderts fing der Untergang der frühmittelalterlichen Abarten der Lateinschrift an. Doch nicht das Kurialalphabet triumphierte, auch nicht die schöne langobardisch-beneven-

* Ebrard ibidem 480.

tinische Schrift Italiens. Die Rolle der katholischen Monopolschrift übernahmen die Lettern des Vaterlandes der pseudoisidorischen Dekretalien, der cluniacensischen Klöster, die Buchstaben der Erziehungsstätte Hildebrands, Urbans II. und Pascal II., die Karolingerschrift Frankreichs. Die päpstliche Universalkirche war französisches Werk und trug lange den Stempel ihres Ausgangsortes. Das Rüstzeug der welterobernden Universalkirche wurde »nicht in Rom geschmiedet«*, die erobernde Schrift konnte daher auch nicht die römische sein. In Spanien heißt die römische Liturgie eine »gallikanische«. Für England war die römisch-jurisdiktionelle Kirche normannisch-französischer Import. Das Papsttum behandelte Frankreich, »die erstgeborene Tochter der Kirche«, immer mit großer Nachsicht und gewährte seiner Kirche Freiheiten wie in keinem Lande**. Das Papsttum diente den Interessen des französischen Königtums. Als die Kurie nicht gehorchen wollte, wurde sie nach Avignon deportiert. Paris blieb immer der Hauptsitz der katholischen Theologie.

Die Karolingerschrift hielt vor allem ihren Einzug in das von Cluny geleitete Rom im Jahre 1046—1047. Mit dem Ende des 11. Jahrhunderts war es in Rom mit der Kurialschrift schon ganz dahin.

In Süditalien erscheint die Karolingerschrift in den Jahren 1062 bis 1067. Ihre vollständige Durchsetzung nahm beinahe zwei Jahrhunderte in Anspruch.

Aus Deutschland, wo noch im 11. Jahrhundert in Fulda die irische Schrift ganz üblich war***, kam sie sehr rasch außer Gebrauch, daß niemand sie mehr im 12. Jahrhundert lesen konnte. Spuren des ehemaligen iroschottischen Schriftgebrauchs erhielten sich in Deutschland in der karolingischen Schrift hinsichtlich der Orthographie und auch der Rezeption mancher besonderer Lettern lange Zeit. Der Gebrauch des »k« im Deutschen das im westfränkischen Latein nicht üblich war, kam von jenseits des Kanals****.

In England schaffte Wilhelm der Normannenherzog im Jahre 1066 den »modus scribendi angelicus« ab und der modus »scribendi gallicus« wurde allgemein rezipiert†.

Nur in Irland verharrte die »Nationalschrift« weiter, die »kuldeische« Zähigkeit petrifizierte sie.

In Spanien erlangte das Karolingeralphabet Geltung auf direkte Anordnung eines Kirchenkonzils, das im Jahre 1091 unter dem Vorsitz des neuen Erzbischof Bernhard von Toledo eines Cluniacensers und eines päpstlichen Legaten in Laon tagte. Da in Spanien damals keine einheitliche, weltliche Exekutivgewalt vorhanden war, mußte die Kirche höchsteigen einschreiten und Edikte erlassen,

* Schubert ib. 264.
** R E für prot. Theologie, IV, 738.
*** Wattenbach: Anleitung zur Paläographie, 30, Leipzig 1860.
**** Braune: Althochdeutsche Grammatik, 7, Halle a./S. 1911.
† Steffens: Lateinische Paläographie, XIV.

»damit keine Trennung zwischen den Dienern der göttlichen Kirche bestehe« wie der spanische Bischof von Tuy in seinem Chronicon Hispaniae ausdrücklich berichtet*.

Die zur Universalherrschaft gelangte Papstkirche gab dem Abendland in den ersten Jahrhunderten des zweiten nachchristlichen Jahrtausends eine einheitliche Schriftphysiognomie, die bisherigen Varietäten verdrängend. Die katholische Universalschrift des Heimatlandes der Cluniacenser stand dem Alphabet Ciceros nicht näher als die Schrift der alten Kurie, der Westgoten, Iren oder Langobarden, jedoch errang sie bald als das graphische Exterieur der römisch-kirchlichen Literatur den Titel einer »lateinischen« Schrift, den sie auch bis heute beibehält.

Die kultischen Beziehungen der frühmittelalterlichen Schriftsysteme des europäischen Westens blieben manchen Paläographen nicht unbemerkt. Morel Fatio wies darauf hin, daß »der Gebrauch der westgotischen Schrift in Spanien in enger Beziehung zum Gebrauch der mozarabischen Liturgie gestanden hat und daß geradezu zur selben Zeit in Spanien der mozarabische Ritus nach dem Willen Gregor VII. durch den römischen abgelöst worden ist, wobei die französischen Mönche aus der Abtei Cluny als Vermittler oder Vorkämpfer auftraten«**, auch Gardthausen bemerkte, daß die sich vereinheitlichende »katholische Kirche« nach der Ausbildung der karolingischen Minuskel allmählich die lateinischen Nationalschriften verdrängte***.

IV.

Das von den cluniacensischen Unifikatoren eingeführte sogenannte karolingische Alphabet blieb nicht immer auf der Höhe.

Kaum erreichte die überstaatliche Papstkirche ihren Höhepunkt, begann sie rasch im 13. bis 14. Jahrhundert zu verfallen. Die jäh niedergehaltenen zentrifugalen, staatskirchlichen, territorialen Kräfte erwachten. Schon im Jahre 1215 behaupteten die englischen Großen die Magna Charta auch gegen Innozenz III. In der französischen pragmatischen Sanktion vom Jahre 1269 wurde die Wahrung der königlichen Rechte gegen päpstliche Übergriffe ausgesprochen. In Deutschland im Jahre 1338 wurde proklamiert, die kaiserliche Würde liege nicht in der Vollmacht des Papstes****. Die landesherrliche Gewalt fing an, kirchlich-organisatorische Sonderrechte sich zu arrogieren. »Der Fürst von Cleve ist Papst in seinem Lande« (Dux Cliviae est Papa in suis terris), lautete damals das allgemeine Losungswort. »Hie und da wurde damals die Frage laut, ob denn Gott wirklich die Kirche durchaus monarchistisch konstituiert haben wollte, ob nicht eine

* »Statuerunt ut scriptores de caetero gallicam litteram scriberent et permitterent toletanam in officiis ecclesiasticis ut nulla esset divisio inter ministros ecclesiae dei« cf Steffens ib. XIII.

** Morel Fatio in Bibliotheque de l'École de l'art XLII, 1881, S. 73 f., vgl. Paoli: Lateinische Paläographie, I, 31.

*** Gardthausen: Griechische Paläographie, I, 253.

**** R E für prot. Theologie, XIV, 633.

jede Nation am Ende ihren Papst haben könnte*.« Der Klerus, dem nun infolge der kosmopolitischen Mönchsorden das frühere territorial-staatliche Rückgrat abging, entartete ganz. Der Papst büßte seine überragende Stellung ein. Die imperialistische Machtfülle der Kurie geriet, mit ihrem cluniacensischen Ursprungslande verzankt, in die französische Gefangenschaft zu Avignon. Im Jahre 1378 bekam die katholische Kirche zwei Päpste, von denen jeder die Nachfolgerschaft Petri und den Primat beanspruchte. Bald trat noch Papst Alexander V. als Kurialprätendent auf und das abendländische Schisma bekam drei Köpfe. In den Tiefen gärten verschiedene, offen dogmen- und kirchenfeindliche Strömungen. Albigenser und Waldenser, italienische Apostelbrüder des Fra Dolcino, englische Lollarden, böhmische Hussiten machten auf die verschiedenartigste Weise dem traditionellen Kirchenglauben Front.

Die Karolingerschrift verfiel mit dem 13. Jahrhundert. Ihre schönen, runden Linien spitzten sich zu, hielten sich nicht an die Tradition, folgten dem Zuge der geltenden Kunst, der Neigung des damals allgemein in der Architektur herrschenden Spitzbogenstils, der dunklen, niemals vollendeten, das Gemüt schwerfällig belastenden, der Tageshelle abgewandten Gotik. Es gestaltete sich in allen Ländern der Christenheit, in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland die sogenannte gotische Schrift. Das Wort gotisch wurde von der Nachwelt gegeben und bedeutete so viel wie barbarisch. Im Englischen bedeutet noch heute »gothic« barbarisch. Ein anderer Name für die gotische Schrift war in England »blac letters», die schwarzen Buchstaben, in Frankreich »lettres de forme« ‹lucus a non lucendo›. Im 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts erlangte die »gotische« Schrift, die zugespitzten Karolingerminuskel, ihre größte Ausbildung und ihre weiteste Verbreitung.

Der Verfall der Kirche ging nicht ins Endlose. Mit den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts begann eine Restauration der zerrütteten Kirche. In allen Ländern des Katholizismus ertönte der Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Das Konzil von Konstanz übernahm in den Jahren 1414—1418 das Werk des Wiederaufbaues und Vereinheitlichung der katholischen Welt. Im Jahre 1417 wurde der große abendländische Schismastreit durch die Wahl eines von allen Katholiken anerkannten Oberhauptes ausgesöhnt. Die überragende Stellung des Papstes blieb allerdings noch durch das ganze 15. Jahrhundert stark angefochten. Das Konzil zu Basel ‹1431—1433› stellte die Autorität der allgemeinen Kirchenversammlung über die des Papstes, weshalb es auch aufgelöst wurde und Papst Eugen der IV. ein neues Konzil nach Ferrara berief. Die Superiorität des Papstes über die allgemeine Synode wurde zum Grundsatz erst im Konzil von Lateran im Jahre 1512 erhoben, das dann auf dem großen Konzil zu Trient auch bestätigt wurde.

Die Frucht der Restitution der Kirche in ihrer alten Pracht des

* Bezold: Geschichte der Reformation, 12, Berlin, 1886 ‹Onckens Weltgeschichte, II, 1›.

12. Jahrhunderts, der Wiederaufrichtung des auseinanderstrebenden Gefüges des abendländischen Katholizismus, der Beseitigung der »babylonischen Gefangenschaft« der Päpste im Frankenlande, der Abschaffung des westlichen Schismas, der Erledigung des inneren Verfalles gedieh bald auch auf dem Gebiete der Schrift. Die genesende Kirche kehrte zur Schrift ihres goldenen Zeitalters zurück. Aus verstaubten Pergamenten erstand das längst vergessene karolingisch-cluniacensische Alphabet als lettera antica, als »Antiqua» und wiederholte jetzt in allen Ländern, die dem neuaufgebauten Katholizismus treu blieben, jenen Rundgang, den es einst bereits zur Zeit der großen Kirchenreform der cluniacensischen Mönche machte. Die »gotische« Schrift, das Alphabet des Verfalles der Kirche, begann in allen Ländern kurialpäpstlicher Glaubensherrschaft ihren Rückzug.

Die ältesten Codices in der neu erstandenen karolingischen »Antiquaschrift«, die mit dem Ehrentitel einer »Lateinschrift« prunkte, stammen aus den ersten Jahren nach dem Konzil zu Konstanz, aus der Zeit 1429, 1433*. Eine Abschrift der Dekrete des Konzils von Basel, die von Konzilsnotaren beglaubigt ist, aus der Zeit um 1433, erscheint in einer von der »Antiqua« sehr stark beeinflußten, gotischen Minuskel**.

Die erste italienische Druckerei, die im Kloster Subiaco in Rom gegründet wurde, führte die Antiquaschrift auch in die Typographie ein. Die Antiqua griff nun immer stärker um sich und überschritt die Alpen. Der Prozeß der neuerlichen Durchsetzung der cluniacensisch-karolingischen, neu erstandenen Antiqua im Abendlande, dauerte bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Zur Zeit des Abschlusses der Kirchenrestauration zu Trient, der endgiltigen Festlegung der päpstlichen Suprematie, war bereits die Antiqua bei allen katholischen Völkern das einzig herrschende Alphabet.

Die Kirchenrestauration des 15. Jahrhunderts war auch schriftschöpferisch. Der restaurierte Katholizismus wollte nicht nur von der »gotischen« Buchschrift, sondern auch von der gotischen Kursive nichts wissen. Nichts sollte an die Entartungszeit gemahnen. Ersatz für die gotische Kursive lag aber nicht zur Hand. »Für die Kursive fand man keine Vorbilder in der karolingischen Minuskel, die ja wesentlich Buchschrift war«. — Man sah sich daher veranlaßt, zum Frommen der neuen Religionsepoche, auf eine künstliche Weise eine lateinische Kurrentschrift zu erzeugen, »man formte daher die Buchstaben dieser Schrift künstlich und gab ihnen kursive Gestalt«*** und gestaltete auf diese Weise die unter dem Namen der lateinischen Schreibschrift bekannnte Kursive. Zu den ältesten Denkmälern in dieser künstlichen Schriftneubildung gehört eine im Jahre 1477 von Papst Sixtus IV. signierte Supplik****. Die Kursive, da ihr das Genick der Tradition, die Stütze jeder strafferen Anknüpfung an die Ver-

* Steffens: Paläographie XXV.
** Idem: Supplements zur ersten Auflage der lateinischen Paläographie 44.
*** Steffens: Paläographie XXV.
**** Idem: Suppl. 45.

gangenheit ermangelte, setzte sich etwas langsamer durch, als die zu neuem Leben erstehende Karolingerschrift. Die »lateinische« Kursive, die in Spanien allgemein um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingeführt wurde, gelangt bei den Franzosen erst gegen Anfang des 17. Jahrhunderts zur Verbreitung. Die hugenottische Gegenbewegung wider die neu restaurierte Kurie dürfte an dieser Verlangsamung in Frankreich ihren guten Teil gehabt haben.

Die Lateinschrift differenziert sich nach konfessionellen Gesichtspunkten noch in der Neuzeit. Die lutheranischen Schweden, die in den letzten Jahrzehnten die Lateinschrift statt der bisherigen Fraktur annahmen, bildeten sich eine eigene, besondere Kursive heraus. Dasselbe passierte auch bei den anglikanischen Engländern*.

Einen interessanten Neuerungsversuch, dank einer religiösen Reformprobe, gab es im frühmittelalterlichen Frankreich. Diese graphische Innovation nimmt infolge ihres individuellen Ursprungs eine ganz besondere Stellung in der Geschichte der mittelalterlichen Lateinschrift ein.

Der gelehrte Frankenkönig Chilperich schlug das Einverleiben einiger neuer Lettern in das Lateinalphabet vor. »Er vermehrte das Lateinalphabet um den Buchstaben ω, wie ihn die Griechen haben, dann »æ, the, uui«, deren Charakter wir mitteilen wie folgt: ω, ψ, Z, Δ und schickte Briefe an alle Staaten seines Reiches, daß die Knaben diese Buchstaben lernen sollen und die Bücher, die nach alter Art geschrieben sind, umschrieben werden«.

Derselbe Frankenherrscher beabsichtigte auch die Zentralideen der christlichen Religion einer praktischen Umbildung zu unterziehen. Chilperich proponierte in einem theologischen Buche, dessen Verfasser er war, einen ganz eigenartigen Unitarismus, »daß die heilige Dreieinigkeit nicht nach Verschiedenheit der Personen, aus denen sie besteht ⟨d. h. Vater, Sohn und heiliger Geist⟩, sondern nur Gott genannt wird«**.

Dies praktische Verschweigenwollen der christlichen Vielheit der Personen in Gott, dieser Versuch via facti Christum und den heiligen Geist um ihre Zentralstellung im christlichen Leben zu bringen, dürfte zu dem Arianismus der italienischen Goten welche Beziehungen gehabt haben. Der Ableger dieser Beziehungen läßt sich auch in den vorgeschlagenen Zusatzbuchstaben feststellen. Das ψ als »th« gehört dem gotisch-arianischen Alphabet an.

c) Die Fraktur und der Lutheranismus.

I.

Die religiöse Sezession des Lutheranismus war für die Schriftgruppierung des neuzeitlichen Europa von größter Bedeutung.

* Reinecke: Die deutsche Buchstabenschrift. 65.

** Georgius Florentinus Historia Francorum I V XLV ⟨Migne LXXI 302⟩. »Chilperichus scripsit indiculum ut Sancta Trinitas, non in personarum distinctione, sed tantum Deum nominaretur«. »Addidit autem et litteras litteris nostris etc. Et misit epistolas in universas civitates regni sui ut sic pueri docerentur etc«.

Kaum erklangen die Protestthesen gegen Rom, erscheint im Jahre 1522 zuerst zaghaft unter 100 anderen Schriftvarietäten, im Jahre 1522 eine Fractura germanica *, die bald, im Jahre 1525 in stärkerer Eigenstilisierung in einem Buche von Dürer uns entgegentritt ** und sich raschen Schrittes zum Sonderalphabet der gesamten lutheranischen Religionsgemeinschaft ohne Unterschied der Sprache spezialisiert. Die lutheranische Schriftgotik bekam ein anderes Gepräge als die noch lange aus sakral-archaistischen Motiven bei katholischen Franzosen und in Rom, in Meßbüchern bezw. Bullen verwendeten papistisch gotischen Lettern und wurde zum graphischen Äußern der hauptsächlich lutheranischen Deutschen, der Skandinavier, Esten, Masuren und bis nicht vor langer Zeit auch der Tschechen. Der in allen katholischen Ländern Aufnahme findenden Antiqua wurde bei den Lutheranern Einhalt geboten und kein Kulturmotiv war imstande, die Schrifteinheit zwischen den Augsburger Bekennern und den Papisten herzustellen.

Seit der Reformation ist das abendländische Kultureuropa in zwei Schriftlager getrennt. Die Antiqua und die Fraktur stehen einander als Exponenten zweier Konfessionen gegenüber. Der Gegensatz zwischen ihnen ist oft so stark, daß zuweilen nationalsprachliche Einheiten durch sie zum Sprengen gebracht werden. Bei gemischtkonfessionellen Völkern, wo der Katholizismus und der Protestantismus zusammentrafen und die Glaubensverhältnisse geklärt waren, führte der religiös-schriftliche Antagonismus nicht selten dazu, daß in demselben Idiom zwei verschiedene, durch besondere Alphabete gekennzeichnete, charakteristisch eigenartige Literaturgemeinschaften entstanden, eine gotisch-lutheranische und eine antiqua-katholische. Eine solche Zweiteilung ist bei den Polen festzustellen, wo die große Majorität des Volkes keine andere als die gewöhnliche Lateinschrift gebraucht, während die lutheranische Minorität in Ostpreußen eine eigene kleine Literatur in gotischem Alphabet besitzt ***. Ein ähnlicher scharfer Schnitt ging auch bei den Litauern von statten. Die lutheranischen Litauer bedienen sich ausschließlich der Fraktur zum Unterschied vom katholischen Gros der Litauer, das keine andere als die Lateinschrift kennen will. Alle Versuche moderner Intellektueller wie z. B. die Bemühungen von Vanagaitis, dem Redakteur der Biruta, die lateinsche Schrift der katholischen Volksmajorität auch bei den lutheranischen Volksgenossen einzuführen und so die literarische Trennung innerhalb derselben Nation auszusöhnen, scheiterten an dem unnachgiebigen Widerstande der lutheranischen Geistlichkeit und der litauisch-protestantischen Intelligenz. Die Bücher der protestantischen Litauer wie auch ihre Zeitschriften ⟨z. B. Ajuvalga, Lietnaviszka Cejtunga⟩ werden bis heute mit gotischen Typen gedruckt.

Mit »gotischen« Lettern schrieb man auch in den lutheranischen

* Leonhard Wirtlin: De varietate litterarum latinarum 1522.
** Albrecht Dürer: Underweysung der Messung mit dem Zirkel 1525.
*** Wielka Encyklopedya powszechna XLVI, 677, Warszawa 1911.

Bulgarenkolonien Siebenbürgens, im Gegensatz zu den nachbarlichen schismatischen Rumänen und Serben, wie zum gesamten christlich-bulgarischen Volke.

Die Einführung der Lateinschrift, die graphische Sonderung wurde von den konsolidierten Protestanten bewußt verhindert.

Die Tschechen versuchten es ursprünglich mit künstlichen Erfindungen. Huß stellte ein eigenes Alphabet auf, nach Muster der slavischen Alphabete und gab den Buchstaben besondere böhmische Namen. Diese Neuerung wurde in Prostejow im Jahre 1547 gedruckt*. Gleichzeitig bestrebte sich Huß, das bestehende Lateinalphabet im Gebrauch für Tschechisch mit einer eigenen Note zu versehen und setzte in seiner Abhandlung »De Orthographia bohemica« ein scharfsinniges System von diakritischen Zeichen fest, damit jeder slavische Laut durch einen besonders gekennzeichneten Buchstaben ausgedrückt werden könnte**.

Als die Schriftgotik von Rom verstoßen wurde, war nun jede künstliche Findigkeit überflüssig. Die Tschechen ließen nun jetzt von der hussitischen Schrifterfindung und verharrten bei der alten spitzen, von den Lutheranern beibehaltenen »gotischen« Mönchsschrift, als antipaptistischem Scheidemerkmal.

In Deutschland waren ursprünglich die Humanisten für die Einführung der Antiqua günstig gestimmt. Eine deutsche Bibelausgabe von Titurel in Lateinschrift erschien bereits im Jahre 1477***. Ihr folgte eine ganze Reihe von humanistischen Veröffentlichungen in derselben Antiqua. Für die lateinische Sprache, die ursprüglich mit gotischer Type gedruckt wurde, führte man in Deutschland die Antiqua im Jahre 1472 ein mit der Nachfolge Christi von Thomas von Kempis****.

Die angebahnte Einführung der Antiqua wurde von den Kämpen der lutheranischen Religionstrennung verhindert. Die der lutheranischen Reformation zeitgenössischen deutschen Humanisten stellten zuweilen jede Verwandtschaft mit Rom in Abrede, waren dem gesamten Lateinertum oftmal stark abgeneigt und liebäugelten dagegen mit einer griechischen oder auch sogar mit einer hebräischen Orientierung. Der bayrische Humanist Johann Turmair alias Aventinus äußerte sich »rechtlicher und artlicher ‹die teutsche sprach› mit kriechischen buchstaben, dan auf die römische art geschrieben wird, wan si gar kain gemainschaft mit der lateinischen sprach hat, auch in ir kein lateinisches Wort, wol vil kriechische und etliche jüdische braucht sie«. Die Humanisten scheinen auch vereinzelt, mit dem Gedanken, nicht nur die Ideen der apostolischen Zeit, aber auch die Schrift dieser Epoche zu erneuern, gespielt zu haben. Aventin, der bloß solche Tendenzen in der Geschichte feststellen wollte, die in der Luft

* J. J. Hanus: Das Schriftwesen und Schrifttum der böhmisch-slowenischen Völker, 27, Prag 1867. Jan Hrdy: Historie Abecedy a Slabikaře 15 V Praze 1876.

** Jakubec: Geschichte der tschechischen Literatur, 45. Leipzig 1907.

*** Brandi: Unsere Schrift, 18, Göttingen 1911.

**** Meißner und Luther: Die Erfindung der Buchdruckerkunst 106.

lagen, behauptete: »Es haben die alten Teutschen sich kriechischer Schrift gebraucht und auf kriechische Manir geschrieben ir sprach, den wil ich, als vil müglich sein wil nachvolgen. Künig Hilpherich hat etlich buechstaben, nach kriechischer art erfunden«. Interessant ist, daß das Zurückgreifen auf die hellenistische Religionszeit, zum Vorläufer ein Bestreben hatte, eine enge Verwandtschaft zwischen Griechentum ⟨das damals hauptsächlich als Sprache der N. T. in Deutschland bekannt war⟩ und Deutschtum nachzuweisen »Dalburg weiland bischof zu Wurms . . . hat etlich vil tausend wörter zam gelesen, die in paiden Zungen teutsch und kriechisch gebraucht werden, baiden Völkern ein Ding haissen«. Dergleichen haben auch getan »der geistliche Vater Johann Trittenhaim Abt zu Sponheim . . . und Chunrad Celtis kaiserl. maiyäst. poet und historiographus etwas mein lermaister«*. Unter den Auspizien der bereits im geheimen schleichenden Loslösung von Rom ist der Geschichtsbetrug Trittenhaims, von welchem bereits an einer anderen Stelle Erwähnung war, erfolgt, mit welchem er nachweisen wollte, daß die alten Franken ihre Bücher mit einer Varietät der griechischen Schrift schrieben. Andere verbanden mit den Lateinbuchstaben auf dem Wege der Assoziation unangenehme Vorstellungen. Rorarius in seiner Nachrede zu der in Wittenberg im Jahre 1545 gedruckten Lutheranischen Bibelübersetzung bemerkt: »sind zweyerlei Buchstaben der 𝔄𝔅𝔈 ⟨Fraktur⟩ und der ABC ⟨Antiqua⟩ Gestalt gesetzt ⟨als Anfangsbuchstaben einzelner Substantive⟩, dem unerfarenen Leser Unterschied anzuzeigen. Das so dieser 𝔄𝔅𝔈 stehen, die Schrift rede von Gnade, Trost usw., die ABC von Straffe«. Es wurde darauf hingearbeitet, daß der Leser der Wittenberger Bibel Luthers bei Anblick der Lateinbuchstaben schmerzlicher Religionsempfindungen sich erinnere, dagegen angesichts der Fraktur in eine fröhliche, trostvolle Stimmung gerate und somit die Fraktur der Antiqua vorziehe.

Nicht lange danach, kaum verflossen einige Jahrzehnte trennender lutheranischer Arbeit und schon empfand das führende Volk des Lutheranismus, die deutsche Nation, die Fraktur im Gegensatz zu den katholischen Ländern als so heimisch, daß er dieselbe als »deutsche« Schrift ansehen konnte. Im Jahre 1556 erschien in Nürnberg von Wolfgang Fugger »Burger in Nürnberg« ein Büchlein, mit dem charakteristischen und viel besagenden Titel: »Ein nützlich und wohlgegrundt Formular, Mancheriey schöner Schrieften, als Teutscher, Lateinischer, Griechischer und Hebräyscher Buchstaben«. In diesem Buche wird die Fraktur stets mit dem Namen des Deutschtums belegt, obwohl dem Autor der mittelalterlich-fremdländische Ursprung dieses durch die Glaubensscheidung beibehaltenen Alphabets bekannt war. »Ist vor vil Jaren sehr gemein und gebräuchlich gewesen bei den Italienern . . . . Die Ordensleut haben sich diser Schrift vil gebraucht . . . . es sind auch die zwu Schrieften so wir die Schwabacher und Wittenberger nennen, nach diesen Buchstaben erst geschnitten worden« ⟨i. III⟩. An einer anderen

* Aventinus: Bayr. Chronik IV. 14 f. München 1883.

Stelle heißt es bei Fugger »die Schrieften . . . welche auss dem Lateinischen auff Deutschenbrauch gezogen und nun Deutsche Schriefften genennet« ⟨a. III⟩.

Der »deutsche« Name der Fraktur hatte zwar für Fugger persönlich, den Zeitgenossen des Humanismus, mehr eine technische Bedeutung, als daß er auf Wesen, Charakter oder seelische Zusammenhänge hingewiesen und besondere Emotionen ausgelöst hätte. In seinem Empfinden war der Kulturmensch Fugger eher für die Antiqua, die er besonders ästhetisch hoch wertet. »Unter vilen und mancherley Schrieften finde ich keine schönern und herrlichern Litteras, dann dise Lateinische Buchstaben« ⟨m III⟩.

Die ästhetischen Wertschätzungen Fuggers taten jedoch dem wirklichen Sachverhalt keinen Abbruch. In dem künstlerischen Capital- und Versalbuch großer und kleiner Buchstaben, das im Jahre 1568 in Augsburg erschien, ist mit Ausnahme eines einzigen Antiqua-Exempels nur die Fraktur vertreten. Die Fraktur als Alphabetum Germanicum bezeichneten die Frankfurter Bücher Bry im Jahre 1596 *.

Der »deutsche« Charakter der Fraktur im Gegensatz zum romanischen der Lateinschrift tritt uns schon frühzeitig in lateinischen Büchern entgegen, wo deutsche Zitate regelmäßig in Fraktur, dagegen der Text wie romanische Einschiebungen in Lateinbuchstaben angeführt werden. Dies sehen wir bei Albert Ölinger im Jahre 1573 in seiner Institutio verae germ. linguae Argentorati, bei J. Clajus in seiner Grammatica germ. linguae Leipzig 1578, bei Goropius im Jahre 1580 **, bei Johannes Trithemius im Jahre 1606 ***. In deutschen Büchern in Fraktur, wurden lateinische Texte schon früh in Antiqua gedruckt im Jahre 1562 beziehungsweise 1537 ****. Im Jahre 1695 sprach Joh. Chr. Mieth von »den romanischen Quadratbuchstaben«, »lateinischen Buchstaben« im bewußten Gegensatz zur »Teutschen Schrift« †. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts empfand man die Lateinschrift in Deutschland bereits als so fremd, daß manche lutheranischen Autoren jeden geschichtlichen Zusammenhang zwischen der Fraktur und der Lateinschrift zu leugnen wagten, »was die ungegründete Meinung anlanget, deren die sagen wollen, daß die Teutschen ihre Lettern von den Lateinern genommen hätten, dieselbe reden gar nicht aus einer vernünftigen Bewegnis, sondern aus eigensinniger, unverständlicher Mutwilligkeit« ††.

Im katholischen Ausland wird noch heute allgemein die Fraktur, die »gotische Schrift«, als »deutsch« angesehen, so in Spanien †††,

* J. Theodor und J. Israel von Bry: Alphabeten und aller Art Charakteren H. II. Frankfurt MDXCVI.

** J. Goropius: Opera. Index rerum et verborum. Antverpiae 1580.

*** Joh. Trithemius: Steganographia. Francoferti a. M. 1606.

**** J. H. Meichsner: Handbüchlin gründlichs Berichts recht und wolschreibens. Stuttgart 1562, ⟨verfaßt im Jahre 1537⟩.

† Joh. Chr. Mieth: Der kuriose Schreiber, 10, 45, Dresden 1695.

†† Schottel: Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache, 52, Braunschweig 1663.

††† Pando: Paleografia espanola 35, Madrid 1758.

in Italien*, bei den Slovenen**. Die nichtgermanische Schriftgotik wurde ganz vergessen. In Deutschland figurierte noch bei Thürneißer im Jahre 1586 neben einer Fraktura germanica, auch eine Fraktura gallica***.

Die Gebildeten des 18. Jahrhunderts in Deutschland, denen das religiöse Empfinden in seiner konfessionellen Fassung fremd war, suchten dort anzuknüpfen, wo der Humanismus jäh seine Arbeit abgebrochen hat und nahmen auch gegen die Fraktur Stellung. »Unsere gotischen Lettern sind nichts anderes als verdorbene römische Buchstaben«, schrieb im Jahre 1791 A. J. Dorsch****. Goethe ließ einen Teil seiner Werke in Lateinschrift drucken, Wieland alle seine Veröffentlichungen.

Das »Deutschtum« der Fraktur führt noch heute so manchen guten deutschen Mann irre. Es gibt noch in der Gegenwart manche Deutsche, die eine Steigerung ihres Nationalselbstbewußtseins darin sehen, wenn sie die Fraktur als den Ausdruck des ethnischen Wesens des Deutschtums proklamieren. »Warum die Deutschen den gewaltsamen Abbruch der bis zum 16. Jahrhundert einheitlichen Schriftentwicklung nicht mitmachen konnten, so daß die italienische Humanistenschrift nur bei den romanischen Völkern und bei den Engländern zur Alleinherrschaft gelangte, ergibt sich aus unserem der platten Nüchternheit und dem revolutionären Abbrechen nationaler Entwicklungen widerstrebenden Volkscharakter, aus unserem sicheren bodenständigen Stilgefühl und aus den Anforderungen der deutschen Sprache«†.

Dieser nationalen Litanei gegenüber schrieb schon allerdings der Altvater deutscher Sprachforschung, Jacob Grimm: »Leider nennt man diese verdorbene und geschmacklose Schrift sogar eine deutsche, als ob alle unter uns im Schwang gehenden Mißbräuche, zu ursprünglich deutschen gestempelt, dadurch empfohlen werden dürfen« . . . . »deutsch kann aber diese Vulgärschrift immer nicht genannt werden, da sie außer in Deutschland auch in England, in den Niederlanden, in Skandinavien und bei den Slaven lateinischer Kirche herrschte«††.

Völker vermögen in dem Niederschlage ihres Geschichtslaufes selten zwischen dem, was wesentlich und substantiell ist und dem, was erworben und künstlich anerzogen wurde, zu unterscheiden. Die durch den Lutheranismus konservierte Fraktur gilt als Nationalschrift nicht nur im arischen, germanischen Deutschland, aber auch im — fremdrassigen, nicht einmal indoeuropäischen, ugrofinnischen Finnland. In dem literargeschichtlichen Buche von A. Joh. Sjögren über Finnland, das in deutscher Sprache verfaßt und mit lateinischen

* Sacerdote Gius. Giorgio: Concordonanza d'alfabeti Tavola V. Trento 1855.
** Czarker 46.
*** Thürneißer: Alphabete verschiedener Sprachen.
**** Anton Joseph Dorsch: Philosophische Geschichte der Sprache und der Schrift, 130, Mainz 1791.
† Gustav Ruprecht: Das Kleid der deutschen Sprache, Göttingen 1912.
†† Jacob Grimm: Deutsches Wörterbuch. Vorrede.

Buchstaben gedruckt wurde*, werden viele finnische Gedichte angeführt, sämtlich in — Fraktur. Sjögren dachte auch wahrscheinlich an besondere Beziehungen der Fraktur zum finnischen Volke, die den Deutschen nicht zukommen. Mit Fraktur in antiquaschriftlichen lateinsprachlichen Büchern wurden in früheren Jahrhunderten, wahrscheinlich aus irgend welchen nationalen Gründen auch Zitate in böhmischer Sprache gedruckt**.

Nationalismus hat in der Schriftgeschichte nichts zu schaffen. Dieselbe religiöse Sezession, die der Fraktur eine Heimstätte bei Finnen und Esten, protestantischen Litauern und Masuren, Dänen und Schweden bereitete, hat diese auch in Deutschland konserviert. Ein sachkundiger Autor bemerkt ». . . . der aus der Renaissanceminuskel geborene Antiquadruck erwirkt sich allmählich die Herrschaft auf dem Gesamtgebiet des Lateinischen. Die katholische Kirche, die am Latein als der Kultsprache festhält, gerät damit in den Bann des Antiquadruckes, der zunächst in Italien vollständig siegt . . . wir haben überwiegend an der Fraktur festgehalten. . . Daß wir im 16. Jahrhundert überwiegend den radikalen Bruch mit der römischen Kirche vollzogen haben, daß wir die lateinische Vulgata zugunsten von Luthers Bibelübersetzung außer Kurs gesetzt haben, wird nicht ohne Einfluß gewesen sein« ***.

II.

Mit Frakturlettern schreiben in Deutschland nicht nur die Protestanten, aber auch der katholische Teil der Bevölkerung. Eine Zweiteilung in lateinschriftliche Katholiken und frakturschriftliche Protestanten, wie sie sich bei den Polen und Litauern vollzog, hatte auf deutschem Boden nicht ihr Gegenstück. Die deutschen Katholiken beharren bei der sonst von der katholischen Welt im Stiche gelassenen Mönchsschrift des Mittelalters, die allenthalben zum Kennzeichen protestantischer Glaubenszugehörigkeit wurde. Warum?

Die Ursache des Frakturgebrauches der deutschen Katholiken in der literarischen Einheit Deutschlands zu suchen, die das Zerfallen des deutschen Volkes in zwei getrennte Schriftgruppen verhinderte — wäre vollständig verfehlt. Erstens kommt die allgemeine Profankultur für das Schicksal eines Alphabets nirgends in Betracht. Konfessionelle Gruppenfragen sind keine ästhetischen oder belletristischen Probleme. Zweitens ist die literarische Einheit beider führenden Konfessionen Deutschlands in das Reich der Fabel zu weisen. In den ersten entscheidenden Jahrhunderten, die der Reformation folgten, in jenen Jahrhunderten, wo Katholiken und Protestanten derselben deutschen Herkunft in den blutigsten Kriegen und Verfolgungen einander befehdeten, hat es überhaupt nicht einmal dem An-

* A. J. Sjögren: Über die finnische Sprache und ihre Literatur. St. Petersburg 1821.

** Alphabetum Boemicum in quo Singularium Litterarum Proprietates exponuntur, Pragae 1718.

*** Hermann Krabbo: Deutsche Schrift, im Archiv für Schriftkunde, I, 14, Leipzig 1914.

schein nach eine gemeindeutsche, interkonfessionelle Literatur gegeben. Katholiken und Protestanten waren von einander so weit separiert, daß sie sich sogar besonderer Literaturdialekte in Deutschland bedienten. Schon im 16. Jahrhundert wollten deutsche Katholiken von konnationalen deutschen protestantischen Autoren nichts wissen, so daß in katholischen Literaturgeschichten keine protestantischen deutschen Schriftsteller erwähnt wurden, nur »Germani novissimi« die »Catholicae professionis« waren*.

Die entkonfessionalisierende Neuzeit hat religiöse Gegensätze oft gemildert und bei den deutschen Katholiken der Schriftsprache Luthers in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts Eingang verschafft. Doch hat sie beide Konfessionen Deutschlands bis nun nicht auf einen gemeinsamen Kulturboden stellen können. Der Beschluß eines katholischen Kongresses, der Osterdienstagkonferenz vom 13. April 1909 lautet: »Es macht sich im eigenen Lager, in der Presse, in den Versammlungen, zunehmend das systematische Bestreben geltend, im katholischen Volke die Anschauung zu verbreiten, daß wirtschaftliche, soziale und politische Fragen, losgelöst von den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung zu behandeln sind. Es wird vielerseits eine sogenannte interkonfessionelle Kulturgemeinschaft angestrebt, mit dem Zweck die Religion auf die Gotteshäuser der Religionsgemeinden zu beschränken, um auf diese Weise eine Versöhnung der Konfessionen auf neutralem Boden herbeizuführen . . . dem gegenüber erscheint es als eine unabweisbare Notwendigkeit, den Standpunkt der katholischen Kirche: daß das Christentum als reale Macht die gesamten Verhältnisse des privaten, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens durchdringen soll, zu betonen«**.

Die katholische Welt Deutschlands dürstet noch heute nach einer besonderen, eigenen Literatur. Darüber referiert Wolfgang Schumann im Novemberheft des »Literarischen Echo«, 1914. »Ein gewisser Teil der Katholiken zielt auf die Schaffung einer rein und streng katholischen Literatur,« da »eine innerliche Verknüpfung zwischen strengkatholischem und nicht katholischem Kulturleben schwer möglich ist.« Die Realisierung dieses Zweckes strebt der seit dem Jahre 1893 bestehende »Gralbund« an, ein »katholischer Schriftstellerverband«, betreffend die Förderung der katholischen Literatur.

Die literarische Scheidung beider Hauptkonfessionen Deutschlands noch im 19. Jahrhundert kommt auf eine charakteristische Weise auch lexikographisch zum Ausdruck. Im Jahre 1861 veröffentlichte J. A. Moriz Brühl eine »Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands« ⟨Wien, Leipzig⟩, da »endlich notwendig ist, Kenntnis zu geben und zu nehmen von den Bächen und Flüssen, die aus den Quellen des katholischen Lebens, Glaubens, Liebens, katholischer Überzeugung und Anschauung, dem gewaltig dahinbrausenden Strom deutscher Dichtung und Wissenschaft zuströmten.« Die Katholiken Deutsch-

* Ilustrissimi Germaniae Scriptorum Catalogus. Moguntiae MDLXXXI.
** Kralik: Ein Jahr katholischer Bewegung, 22, Regensburg 1910.

lands besitzen einen eigenen Literaturanzeiger »Literarischer Handweiser zunächst für alle Katholiken deutscher Zunge« (57. Jahrgang, Münster in W.). Es gibt auch besondere katholische, biographische Lexika für Deutschland (Josef Kehrein: Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen, deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. 1868. Friedrich Wienstein: Lexikon der katholisch-deutschen Dichter vom Ausgang des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Hamm in W. 1899). Bei manchen katholischen Autoren werden protestantische Autoren bei Zitierung durch ein Sternchen gekennzeichnet*.

Die Wege des literarischen Lebens der deutschen Katholiken weichen von denen der deutschen Protestanten nicht nur nach innen, aber auch gegenüber der Außenwelt ab. Während des Großen Krieges, als das deutsche Einheitsgefühl so hell aufflackerte und vom Auslande sich streng nationalistisch abschließen wollte, hieß es in der katholischen Zeitschrift, der Gral: »Am wenigsten dürfen wir Katholiken uns jetzt von unserem großen, weltumfassenden Standpunkt auf einen kleinlichen gegenüber der katholischen Literatur des Auslandes drängen lassen. Erstens dürfen wir nicht vergessen, und gerade heute am allerwenigsten, daß unser gemeinsamer katholischer Glaube auch dann als ein stärkeres, als das stärkste Band der Erde im Vergleich zu dem nationalen Bande, mit den katholischen Brüdern im Feindesland verbindet. Es hieße Verrat an unserem Glauben, an unserer zukünftigen durch keine nationalen Schranken getrennten Himmelsbürgerschaft, wollten wir diese große katholische Gemeinschaft auch nur einen Augenblick unter dem Donner der Kanonen verleugnen**.« Die deutschen Katholiken kamen während des Krieges protestantischen Patrioten nicht als genügend national vor. Es wurde ihnen Vaterlandslosigkeit vorgeworfen, worüber auch katholische Abgeordnete im Reichstage Klage führten***.

Man würde sehr irren, wollte man das Festhalten der deutschen Katholiken an der Fraktur der Protestanten aus einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl erklären. Vom allgemein literarischen, geistig-sozietativen und politischen Standpunkt aus, lag gegen das Auseinanderreißen der deutschen christlichen Welt in zwei Schriftgruppen kein Hindernis. Wenn dennoch das katholische Deutschland gegen den Anschluß an den römisch-katholischen Schriftkreis sich auflehnte und mit den Protestanten in Schriftgemeinschaft verblieb, so mußte dabei ein ganz besonderes, spezifisch katholisches Motiv im Spiele gewesen sein.

Die Ursache des Außenseitertums der katholischen Deutschen bezüglich des Alphabets kann nirgendwo anders als auf dem Gebiete der für die Geschichte der Schrift überall maßgebenden Religion gesucht werden.

Die deutschen Katholiken gaben den bereits angebahnten Anschluß

* Alois Hudal: Die religiösen und sittlichen Ideen des Spruchbuches, Rom, 1914.
** Gral, 9. Jahrgang, 2. Novemberheft, 122.
*** Berliner Tageblatt vom 25. Mai 1916, Nr. 266, 2. Beiblatt, 1. Spalte.

an die Antiqua-Schriftgemeinschaft im 16. Jahrhundert auf, da die die Fraktur konservierende, lutheranische Reformationsbewegung damals nicht nur den deutschen Norden und Osten, aber auch den ganzen deutschen Süden durchschüttelte. Der Glaubenssturm, den der Augustinermönch von Wittenberg entfesselte, drang viel weiter in seinem ersten Anlauf, als die gegenwärtige Ausdehnungssphäre des Protestantismus es vermuten ließe. Das gegenwärtig unzweifelhaft katholische Oberdeutschland war bis zum dreißigjährigen Krieg sehr zweifelhaftes papistisches Gebiet. Im Jahre 1618 waren in allen habsburgischen Ländern die Protestanten den Katholiken an Zahl und Macht gleich und auch unter den Katholiken waren nur wenig Leute zu finden, an denen die neue Lehre nicht zu verspüren gewesen wäre, wie der Bericht eines zeitgenössischen Erzbischofs lautet. Am stärksten war der Erfolg des Protestantismus in Deutschland unter den theologisch Geschulten, die doch für die Literaturverhältnisse maßgebend waren. Im 16. Jahrhundert besaß die theologische Fakultät in Wien z. B. sehr lange nur einen einzigen Professor*: die Reformationsbewegung riß alles mit. Die herrschenden Kreise Deutschlands suchten eine ausgesöhnte Mittelform zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus als offizielle Religion des deutschen Volkes zu proklamieren. Auf dem Konzil zu Trient ⟨1546—1562⟩ unterbreiteten Kaiser Ferdinand I. und Albrecht V. von Bayern Anträge über die Gestattung der Priesterehe und die Kommunion unter beiden Gestalten. Die deutschen Katholiken erhielten auch damals aus Angst vor dem Protestantismus in den Erzbistümern Salzburg, Mainz, Trier, Prag usw. ein, allerdings dann zurückgezogenes, Privilegium des Laienkelches. Mit dem Katholizismus der Imperatoren des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war es im 16. Jahrhundert nicht immer lobenswert bestellt. Von Kaiser Ferdinand I., 1556—1564, geht eine Sage, daß er heimlich zum Protestantismus übertreten gewesen wäre. Kaiser Maximilian II. ⟨1564—1576⟩ wurde in der Thronfolge wegen seiner protestantischen Sympathien bedroht. Der päpstliche Nuntius Bischof Hosius von Ermeland hatte viel Mühe, ihn von der Unrichtigkeit der neuen Lehre zu überzeugen. Kaiser Maximilian II. war noch auf dem Throne evangelischfreundlich, und zwar in der Richtung von Melanchthon. Er hatte auch lange widerstanden, seinen Hofprediger, der protestantisch wurde, zu entfernen**.

Die Gegenreformation dämmte den Protestantismus ein und riß ihm große Teile Deutschlands weg. Doch dieser Triumph der Kurie reichte nicht aus, um der im 16. Jahrhundert verdrängten Antiqua, bei den deutschen Katholiken einen verspäteten Einzug zu bereiten. Die Unifizierung des katholisch gebliebenen Deutschland mit Rom war

* Wolfsgruber: Kirchengeschichte Österreich-Ungarns, 33. Hase: Kirchengeschichte, III, 248, Leipzig, 1885, 1892. Geschichte der Wiener Universität, 6, 15. ⟨Herausg. vom Akademischen Senat der Wiener Universität.⟩

** Finke: Katholische Kirche und Christentum Westeuropas in Kultur der Gegenwart, I, IV, 224. Wolfsgruber ib. 33, Hase III, 248.

trotz allem Anschein keine restlose. Es lassen sich im deutschen nachreformatorischen Katholizismus bis auf die Jetztzeit starke zentrifugale Kräfte feststellen, die den gesamten katholischen Konfessionalismus in Deutschland mit Miasmen der Dekomposition durchsetzen. Die Saat des Protestantismus ließ sich nicht mehr im katholischen Süden deutscher Zunge bis auf die letzten Wurzeln ausjäten. Schon im Jahre 1673 sehen wir eine Beschwerde der geistlichen Kurfürsten Deutschlands nach Rom gehen. Die Unzufriedenheit der deutschen Katholiken in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der römischen Kuratel hatte scharfe Formen. Weihbischof Hontheim forderte im Jahre 1763 in einer Publikation vollständige religionsorganisatorische Unabhängigkeit der deutschen Katholiken von Rom. Die Verfassung der Kirche sollte nach ihm auf ihren Bestand im christlichen Altertum zurückgeführt und dem deutschen Episkopat gänzliche Selbständigkeit in Bestätigung und Ernennung von Bischöfen zugestanden werden*. Die Publikation des Weihbischofs Hontheim geriet bald auf den Index librorum prohibitorum. Die deutschen Kirchenfürsten, deren Sprecher dieser mutige Weihbischof war, ließen sich jedoch damals nicht abschrecken und veranlaßten im Jahre 1769 durch Bevollmächtigte, unter Vorsitz Hontheims die Abfassung von dreißig Beschwerden gegen den römischen Stuhl. Im Jahre 1786 wurde diese Oppositionsnahme wiederholt und die Erzbischöfe Deutschlands konkretisierten ihre Forderungen in siebenundzwanzig Artikeln**. Gleichzeitig trat in Wien damals Professor Eybel auf, mit der Behauptung, der Papst sei nichts mehr als Bischof von Rom. ‹»Was ist der Papst«, 1782.›

Der deutsche Episkopalismus, die organisatorisch-autonomistische Bewegung der deutschen hohen Geistlichkeit wurde bald durch die napoleonische Säkularisierung der geistlichen Fürstentümer Deutschlands ihres materiellen Rückgrates beraubt und zu Grabe getragen, doch die antikurialen Tendenzen innerhalb des deutschen Katholizismus wurden auch dadurch nicht aus der Welt geschaffen.

In Breslau trug sich die Geistlichkeit zur Zeit Fürstbischofs Christian von Hohenlohe-Waldenburg ‹1795—1817› mit dem kühnen Gedanken einer deutschsprachlichen katholischen Messe. Ein späterer Nachfolger auf dem fürstbischöflichen Throne Breslau, Sedlnitzky, trat im Jahre 1840 öffentlich zum Protestantismus über.

Während der Beratungen des Wiener Kongresses wurde in zahlreichen Flugschriften eine mehr oder minder selbständige, deutsche, katholische Nationalkirche gefordert. Das katholische Glaubensideal Deutschlands nahm in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts eine ganz eigenartige Gestalt an im Lehrsystem des Professors Hermes in Bonn, der den Katholizismus auf kantische Grundlagen stellen wollte. Der Hermesianismus wurde an den theologischen Fakultäten der Katholiken in Trier, Münster, Köln,

* Justinus Febronius: De statu ecclesiae et de legitima potestate Romani Pontificis liber singularis etc. Bullioni 1763.

** Hase: Kirchengeschichte, Leipzig 1877.

Breslau und Braunsburg gelehrt, bis er von der Kurie im Jahre 1837 verboten wurde. Zur selben Zeit propagierte der Generalvikar Freiherr von Wessenburg, der seit dem Jahre 1827 an der Spitze des Bistums Konstanz stand, eine christkatholische Richtung, die sich gegen die romanischen Formen der katholischen Frömmigkeit wandte.

Auch die katholische Laienwelt Deutschlands hatte noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Sträuße mit Rom. Die süd- und westdeutschen Bundesstaaten beschlossen im Jahre 1817 in Frankfurt, mit Rom kein Konkordat mehr abzuschließen und die Bischöfe unabhängig vom kurialen Placet zu ernennen*.

Im Jahre 1870 stimmten sämtliche deutschen Bischöfe gegen die Unfehlbarkeit des Papstes. Die Durchsetzung des Infallibilitätsdogmas hatte in Deutschland die Entstehung der altkatholischen Kirche zur Folge, die einen ansehnlichen Teil der katholischen Intelligenz mit sich riß.

Die deutschen katholischen Theologen der jüngsten Zeit stehen wesentlich auf einem anderen Boden als ihre katholischen Glaubensgenossen in anderen Ländern. Diesen Abgrund zwischen romanischen und deutschen Beflissenen der Theologie stellte im Jahre 1889 der Münchener Nuntius Moglie fest**. In den letzten Jahren ließ der deutsche Modernismus viel von sich reden. Die deutschen katholischen Gelehrten bestreben sich, die theologische Forschung von der römischen Patronanz zu befreien. Diese Bewegung hat auf heftigen Widerstand der Kurie gestoßen, die von eigenmächtigen Neigungen des katholischen Deutschland nichts hören will.

Charakteristisch für die Integritätsverhältnisse des jüngsten katholischen Deutschland ist der Kampf zwischen den ultramontanen Katholiken Berliner Richtung und den freieren Katholiken der Kölnischen Richtung, welche letzteren in nichtreligiösen Dingen mit dem protestantischen Deutschland sich identifizieren wollen.

Der Protestantismus rückt seit Jahrzehnten mit der »Los von Rom-Bewegung« dem deutschen Katholizismus an den Leib und nicht ganz erfolglos.

Die Zentrifugalität des deutschen Katholizismus geht vielleicht sogar auf ältere Einflüsse zurück, als auf die zeitweilige Protestantisierung des 16. Jahrhunderts. Das älteste deutsche Christentum wurde von arianischen Goten mit orientalisch-griechischer Orientierung gepredigt.

Darüber gibt uns noch die heutige deutsche Sprache Auskunft. Viele kirchliche Ausdrücke des christlichen Deutschland der Neuzeit rühren noch aus der Zeit jener häretischen Propaganda her. »Kirche« und »Pfaffe« sind keine, mit römischen Missionären gekommene, lateinische Lehnwörter, sondern griechisches Gut. ⟨κυριακή, παπᾶς im Gegensatz zu πάπας Papst.⟩ Das Wort Kyriaké-Kyreika war auch bei den Goten üblich. »Heide« und »taufen« scheinen ost-

* Karl Lamprecht: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, II, 2, 98, squ. ⟨Deutsche Geschichte, 2. Ergänzungsband, 2. Hälfte.⟩ Freiburg im Br. 1904.

** Kölnische Zeitung vom 25. VII. 1913 ⟨Morgennummer⟩.

germanische gotische Entlehnungen zu sein. Die Alemannen, die bis zum Jahre 635 unter gotischer Botmäßigkeit standen, konnten sich dem religiösen Einflusse ihrer Obrigkeit nicht entziehen*. Die geistige Signatur, die die Goten auf die Westgermanen aufdrückten, war tiefgehend und beharrte sehr lange. Noch im 9. Jahrhundert treten uns im östlichen Deutschland Kirchenfürsten entgegen, die gleichzeitig als Alemannen und Goten bezeichnet wurden. Bischof Hermanicus von Passau ⟨866—875⟩ wird zugleich als »Ostrogothus« und »Alemannus« erwähnt. Dessen zweiter Nachfolger Bischof Winechindus, der um 899 vom Kaiser Arnulf als Bischof von Passau eingesetzt wurde, wird deutlich »natione Ostrogothus et Alemannus« genannt**.

Viel kräftiger noch als die Propaganda der Goten war die Saat des Christentums, die in Deutschland die Pioniere der romfreien, kuldeischen Kirche des Iroschottentums ausstreuten.

Die unrömischen Anfänge des deutschen Christentums ließen sich nicht mehr ganz restlos tilgen.

Der Investiturstreit war etwas mehr als ein rein politisches Ringen zwischen zwei rivalisierenden irdischen Gewalten. Dieser Suprematiestreit fand auch in der religiösen Kunst seinen Niederschlag. Auf den mittelalterlichen Bildern Deutschlands, lange vor der Reformation, wurde Gott-Vater als Kaiser, respektive König dargestellt, während in romanischen Ländern, in Spanien, Italien und den ultramontanen Klöstern Frankreichs Gott-Vater in der Gestalt eines Papstes dargestellt wurde***: Die höchste Idealgestalt war auf diese Weise in den germanischen Ländern auch im Mittelalter nicht das ferne Oberhaupt der Kirche, sondern der eigene Landesherr. Der große deutsche Lyriker des Mittelalters Walter von der Vogelweide war schroff antipäpstlich. »Der römische Pabst, der Ketzerglauben mehret«. Innozenz III. ist »der neue Judas«. »Will sich mit der ganzen Christenheit der Hölle ergeben«. »Seht doch, wie christlich uns der Papst in Rom verlachet, wenn er seinen Wälschen sagt, was er mit uns gemachet«. »Ihr Bischöfe und ihr edlen Pfaffen seid betrogen, seht wie euch jetzt der Papst mit Teufelsbanden hat umzogen«****. Auf dem Konstanzer Konzil 1418 war die deutsche Nation die erste, die dem Papste ihre speziellen Wünsche darlegte, die dann auf dem Konzil zu Basel 1431 zu einem heftigen Konflikt führte, deren Folge die Entsetzung der deutschen Kirchenfürsten von Trier und Köln durch Papst Eugen IV. war†. Seinen antikurialen Höhepunkt erreichte die deutsche Zentrifugalität, als der letzte vorreformatorische Kaiser Deutschlands, Maximilian I. ⟨1493—1519⟩, sich ernstlich mit

* Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache XX, 163, 250, Straßburg 1883.

** Nagl und Zeidler: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte I. 4. Wien 1894.

*** Lecky: Die Geschichte der Aufklärung I, 161.

**** Walter von der Vogelweide: Sämtliche Gedichte. ⟨Übersetzt von Karl Pannier.⟩ 118 ff. ⟨Univ.-Bibliothek Nr. 819—820.⟩ Mittelhochdeutscher Text in: Germanische Handbibliothek I. 278 f. ⟨83, Vers 11, 12, 21, 22, 44, 61.⟩ Halle 1869.

† Silbernagel: System des Kirchenrechts. 106.

dem Gedanken trug, selber Herr der römischen Kirche im weitesten Sinne zu werden, sich als Papst zu krönen*.

Eine ähnliche Inkongruenz wie die Fraktur im Gebrauch bei den katholischen Deutschen bildet scheinbar die Verwendung der gotischen Buchstaben in Böhmen seit dem Niederbruch des Protestantismus dort bis vor paar Jahrzehnten.

Der dreißigjährige Krieg drückte fürchterlich die Zahl der tschechischen Protestanten zusammen. Das Gros des tschechischen Volkes wurde katholisch. Die Fraktur fand jedoch gleichzeitig nicht ihr Ende im Tschechenlande.

Der Fortbestand der Fraktur in Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berge erklärt sich damit, daß die tschechische Literatur auch im Zeitalter der Gegenreformation und der Jesuitenherrschaft eine protestantische blieb. Das kleine Häuflein der tschechischen Antipapisten allein, setzte im 17. und 18. Jahrhundert das Wenige fort, was als tschechische Literatur galt. Die Katholiken schriftstellerten nicht tschechisch. Diese tschechische Sprache erinnerte zu sehr an jahrhundertelange Religionskämpfe und Ungehorsam gegen Rom. Bei den Katholiken des tschechischen Stammes der Slowaken wurden tschechischsprachliche Bibeln als protestantisch sogar offen verpönt und nur im Lokaldialekt geschriebene waren dort vom Klerus gestattet. Während des 17. und 18. Jahrhunderts bekundeten die jesuitischen Eiferer ihr Interesse für die tschechische Literatur nur auf eine einzige Weise, indem sie diese massenweise, wo sie sie nur aufbringen konnten, dem Feuer überlieferten. Die gegenreformatorischen Wortführer des böhmischen Katholizismus rotteten den größten Teil der tschechischen Literatur aus. Es wurden auf einmal in einem Falle 60.000 tschechische Bücher verbrannt. Eine neue katholisch-tschechische Literatur wurde in den zwei Jahrhunderten nach der Vernichtung des tschechischen Protestantismus nicht erzeugt.

Die neuere erwachende, moderne tschechische Literatur wurde ursprünglich ebenso ausschließlich von Protestanten getragen. Die Weckrufer, die im Jahrhundert des Völkererwachens die seit der Gegenreformation in der Lethargie sich befindende tschechische Nation zu einem neuen Wirken und Schaffen aufrüttelten, waren die Mohikaner des Hussitismus, die Träger der antirömischen Vergangenheit, die stolzen, ungebrochenen Reste der einstigen gegenpäpstlichen Heroldennation der Reformation. Šafarik, Palacky, Kollar, die Begründer der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts waren sämtlich Protestanten**. Tschechisch wurde darum auch noch lange im 19. Jahrhundert mit Frakturlettern geschrieben.

Die tschechische Literatur brach mit ihrer Schrifttradition, verwarf die Fraktur, die sie als Zeichen antirömischer Gesinnung durch ein Meer von Blut und Leiden bis an die grüne Küste der neuzeitlichen Freiheit getragen hat, erst als sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts

* Wolfsgruber. 27.
** Jakubec: Geschichte der tschechischen Literatur, 129.

das ganze tschechische Volk erfaßte. Die große Masse des tschechischen Volkes der neuesten Zeit ist katholisch. Die Schrift der lutheranischen Welt wurde als störender Ballast empfunden und instinktiv beiseite geschoben. Das entprotestantisierte Tschechentum, das literarisch wirkte, mußte dem römisch-katholischen Schriftkreise angehören. Die alte Spitzschrift erlosch jedoch bei den Tschechen nicht ganz. Bei der Fraktur blieb es auch weiterhin bei den tschechoslowakischen Protestanten wie auch bei der protestantisch-tschechischen Sekte der Mährischen Brüder.

d) Jüdische Schriftdifferenzierung.

Schriftdifferenzierung als Folge religiöser Verschiedenheit ist auch bei den Juden zu beobachten.

Die hebräische Quadratschrift ist in allen Büchern der Juden dieselbe, da die Anhänger der jüdischen Religion nirgends sich von der offiziellen jüdischen Religion ganz loslösten. Der Karäerstreit reichte nicht einmal hin, um diese Uniformität zu stören.

Die Quadratschrift differenzierte sich allerdings mehrfach zu selbständigen Abarten heraus, aber — bei Nichtjuden. Die Nabatäer und Palmyraner, die halb und halb dem Mosaismus sich näherten, die Quadratschrift rezipierten, aber doch im großen und ganzen ihr Heidentum nicht aufgaben, erzeugten besondere Schriftgattungen, die vom Quadratalphabet weit abstehen. Bei den Christen Europas formten sich aus der hebräischen Quadratschrift mehrere eigentümliche Alphabete, vorzüglich das sogenannte »Jesuitenalphabet«*. Bei Hieronymus wie auch bei Rabanus Maurus weist die hebräische Quadratschrift ganz absonderliche Formen auf**. Die christlich-hebräischen Alphabete dürfen auf eine sehr alte Tradition zurückgehen, da manche ihrer Züge, wie Gesenius richtig bemerkte, dem samaritanisch-phönizischen Alphabet sich nähern.

Die heutige hebräische Quadratschrift bei den Juden selbst ist das Produkt eines Schisma. Die Juden bedienten sich ursprünglich der sogenannten althebräischen Schrift, die dem phönizischen Alphabet besonders nahestand und noch heute von den Samaritanern in Nablus in ihren heiligen codices gebraucht wird. Jedoch als zwischen den Juden und den Samaritanern, den Bekennern desselben Pentateuchs, ein konfessioneller Riß erfolgte und die einen Jerusalem, die anderen Garizim als die einzig seligmachende Zentralopferstätte verehrten, da vollzog sich bei den Juden eine Umwälzung auf dem Gebiete der Schrift. Die konservativen, sonst änderungsfeindlichen, jeder Reform abholden, jerusalemitischen Bibelbekenner entschlossen sich zum Aufgeben des Gebrauchs des bisherigen, ihnen mit den schismatischen Samaritanern gemeinsamen Alphabets und führten an seine

* Gesenius: Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, 177, Leipzig, 1815.
** Rabanus Maurus in: Patrologia, Migne, CXII, 856. Hieronymus: ib Migne, XXX, 309.

Stelle für die hebräische Sprache die hebräische Quadratschrift ein*. Die hebräische Bibel wurde in Quadratschrift transkribiert. Zwischen den identischen kanonischen Büchern zweier getrennter Religionsorganisationen wurde auf diese Weise eine kennzeichnende Differenz statuiert. Der jerusalemitische Bekenner des Mosaismus durfte keine Schriftgemeinschaft mit Häretikern teilen. Die Samaritaner verblieben natürlich bei der althebräischen Schrift, die sie bis auf die Gegenwart, im Gegensatz zur gesamten Judenschaft verwenden und hoffen, daß, wenn der Erlöser ⟨der Taeb⟩ kommt, er die Juden zur wirklichen hebräischen Schrift ⟨Jbrani⟩ zurückführen wird. Das Andenken des Esra und Zurbil ⟨Zerubabel⟩, der »Erfinder« der jüdischen Schrift ⟨Jehudi = Quadratschrift⟩, wird von den Samaritanern verflucht**. Die Umschrift wird als Entweihung empfunden***. Allerdings ist trotz zähem Festhalten auch bei den Samaritanern die Schrift nicht mehr ein Muster althebräischer Paläographie. Nur fünf Buchstaben ⟨resch, he, ajin, cheth, beth⟩ repräsentieren bei den Samaritanern einen wirklich archaistischen Typus, alle übrigen Buchstaben sind mehr oder weniger umgeformt****.

Die ältesten Denkmäler in hebräischer Quadratschrift, die Elephantiner Papyri, reichen in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts der vorchr. Ära hinein. Bei keinem zeitgenössischen Volke läßt sich ein dieser Schrift nahestehender Alphabettypus nachweisen. Wir sind demnach vollständig berechtigt, die Quadratschrift der Juden als bodenständiges, palästinensisches Gewächs anzusehen. Die hebräische Quadratschrift schied sich von der althebräischen, gerade so wie die jakobitische von der nestorianischen, wie die koptische von der griechischen Schrift, wie die Bukowitza von der Kyrillitza usw. Ob dabei eine bewußte künstliche Stilisierung behilflich war, wie es die Tradition will, kann wohl möglich sein. Doch dürfte der Erfinder vielleicht eher in den Zeitabschnitt von Zerubabel hineingehören, als in den Esras. Die Elephantiner Papyri sind älter als Esras Wirksamkeit. Die organische Herausentwicklung der hebräischen Quadratschrift aus der althebräischen Schrift nahm bereits mit richtigem Feingefühl A. Geiger an†, obwohl es zu seiner Zeit noch an dem einschlägigen Belegmaterial fehlte.

Die meisten Forscher wollten lange in der hebräischen Quadratschrift ein den Aramäern irgendwo im zweiten oder dritten vorchristlichen Jahrhundert entlehntes Gut sehen und beharrten in der

* Sanhedrin, 21 b. Hieronymus. Vetus Testamentum, I, XVIII. Ratisbonae, 1849 ⟨Certius est, Esdram scribam . . . alias litteras reperisse, quibuscham utimur, cum ad illud usque tempus, iidem Samaritanorum et Hebreorum Characteres fuerunt⟩. Eusebius in seiner Chronik ad annum 4740 »ut Samaritanis non miscerentur litteras Judaicas commutasse.« Migne Patrol. graeca, XIX, 476 ⟨fehlt im griechischen Text, wahrscheinlich ein Zusatz von Hieronymus⟩. Vgl. Hieronymus, Migne, XXX, 309.

** Adalbert Merx: Der Taeb der Samaritaner, 15, 41, Gießen 1909. ⟨Beiheft zur Zeitschrift für alttestamentarische Wissenschaft, XVII.⟩

*** Chronicon samar. in R E J, XLIV, 271.

**** Realencyclopädie für protestantische Theologie, XVII, 432.

† A. Geiger: Nachgelassene Schriften, IV, 43, Berlin 1876.

Leugnung der Richtigkeit des diesbezüglichen Berichtes der Tradition, der die hebräische Quadratschrift ins 5. vorchr. Jahrh. hinaufrückte. Sie stützten sich hauptsächlich auf den Namen »Kthab aschuri«, den die Juden der hebräischen Quadratschrift beilegten und der auf eine assyrische, aramäische Heimat dieser Schrift zeigen soll und wiesen auf die Münzinschriften der Achämäniden in aramäischer Sprache und Schrift und auf die aramäischen Tablettinschriften Assyriens aus der Zeit um das 6. vorchr. Jahrh. hin, bei denen gewisse Züge vorhanden sind, die sich als eine entfernte Vorstufe der hebräischen Quadratschrift deuten lassen können*. Manche beriefen sich auf das Alphabet der nabatäischen und palmyranischen Inschriften, deren Sprache die aramäische ist, als einen Vorläufer der hebräischen Quadratschrift**.

Heute ist dies alles hinfällig. Was bei einer angenommenen zeitlichen Entfernung von Jahrhunderten als ältere Phase gelten konnte, ist, nachdem die Elephantiner Funde die hebräische Quadratschrift zu einer Zeitgenossin der ältesten aramäischen Inschriften machte, in eine verwandtschaftslose Ferne gerückt. Wer mit der Quadratschrift der althebräischen Papyri Ägyptens***, die kaum von der neuzeitlichen bei den Juden üblichen verschieden ist, mit den Charakteren der aramäischen Worte, wie sie auf den juristischen Tabletten Assyriens aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert**** vorkommen, vergleicht und das Bewußtsein hat, daß beide demselben Zeitabschnitt gehören, der muß zur Überzeugung gelangen, hier stehen einander Schriftgattungen gegenüber, die mit einander keine Beziehungen haben konnten. Das aramäische Alphabet und die hebräische Quadratschrift treten uns getrennt entgegen, sowohl im 5. vorchristlichen Jahrhundert, wie auch später. So erwähnt im 3. Jahrhundert v. Chr. Demetrius, der Bibliothekar des Ptolomäus Philadelphus, die hebräische Schrift als der syrisch-aramäischen ähnlich, aber nicht als mit ihr identisch†. Die Inschrift der Königin Sadda zwischen 44—70 n. Chr. in Jerusalem zeigt dieselben aramäischen Worte in doppelten Charakteren in Quadratlettern für Juden, in syrischer Schrift für Heiden. Die Münzinschriften der Könige von Edessa aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert weisen die syrisch-aramäische Schrift in einer von der hebräischen weit verschiedenen, bereits lange ausgebauten Selbständigkeit. Die Heranziehung der palmyranischen und nabatäischen Schrift, die wirklich der hebräischen Schrift nahestehen, zu Gunsten der aramäischen Herkunft der Quadrat-

* Bernhardt Stade: Lehrbuch der hebräischen Grammatik, I, 27, f. Leipzig 1879. Benzinger: Biblische Archäologie 287. Friedrich Bleek: Einleitung in das A. T. besorgt von J. Wellhausen, Berlin 1893.

** Adolf Neubauer: The indroduction of the square characters in: Biblical Manuscripts ‹Studia biblical and ecclesiastical III, 7›, Oxford 1891.

*** A. H. Sayce with the assistance of A. E. Cowley: Aramaic papyri discovered at Assuan. London 1906.

**** Corpus inscriptionum Semiticarum. Pars II, inscriptiones aramaicas continens. Tomus I Fasciculum I Parisiis 1889. Taylor: The alphabet I 253.

† Josephus: Antiquitates, XVI, 2, 1.

schrift der Juden, ist angesichts der Tatsache, daß die ältesten Quadratschriftpapyri der Hebräer um mehr als vier Jahrhunderte älter sind als die von Palmyra oder Nabatäa etwas zu skurill. Eine solche umgekehrte Reihenfolge erinnert an das Meisterstück selig Athanasius Kirchers, der in seinem Ödipus es zustande brachte, die griechische Schrift von der koptischen herzuleiten, da doch Ägypten ein altes Kulturland ist und die griechische Schrift so sehr an die koptische erinnert. Die Schriftarten Palmyras und der Nabatäa waren nichts anderes als ein später Import der Juden, der Niederschlag der Propaganda des Mosaismus in diesen Landstrichen der Aramäer.

Die Menschen sind schwer aus einmal gefaßten Vorstellungen zu bringen. Der aramäische Ursprung der Quadratschrift der Juden spukt noch heute oft in gelehrten Werken*. Das muß umgelernt werden. Eine Ansicht, die einigermaßen oberflächliche Berechtigung hatte, so lange keine älteren Denkmäler der hebräischen Quadratschrift, als aus dem 2. vorchr. Jahrhundert vorhanden waren, kann heute, wo das älteste Aramäisch und das älteste Quadrathebräisch zeitlich koordiniert, einander ohne jeden Übergang Front machen, nicht mehr fortbestehen und soll als ein Überbleibsel früherer Unkenntnis beseitigt werden.

Auch a priori war der Standpunkt des Gros der Forscher, die die aramäische Provenienz der Quadratschrift behaupteten, nicht danach, um der Kritik die Stirn bieten zu können und hätte bei richtiger Einsicht widerlegt werden sollen, noch bevor Elephantine ihren Schatz herausgab.

Eine aramäische Kulturwelle, die den Juden eine neue Schrift aufgezwungen hätte, müßte jedoch vor allem jene Volksstämme Syriens okkupiert haben, die weniger als die Juden exklusiv waren, also die Samaritaner und in noch viel größerem Maße die heidnischen Phönizier. Und doch ist keine Spur der Quadratschrift im Lande Schomron oder bei den Weltumseglern des syrischen Gestades.

Dann ist die Herübernahme einer fremden Schrift, bei sonstiger konfessioneller Abgeschlossenheit eine Unmöglichkeit, die beispiellos in der Weltgeschichte dastehen würde. Fremde Schriftarten werden nur bei erfolgreichem Einrennen der bestehenden Glaubensformationen aufgenommen. Es wäre undenkbar und würde aller geschichtlichen Logik widersprechen, wenn die Juden, die sich von den Samaritanern separieren wollten, die Schrift der noch entfernteren Heiden zu diesem Zwecke eingeführt hätten.

Die »assyrische« Benennung der hebräischen Quadratschrift ist kein Beweis für die aramäische Herkunft derselben.

Der Talmud erklärt »kthab aschuri« auch als »geradlinig«**. Aschuri war auch der Name einer Landschaft in Palästina, wie auch in Südarabien ⟨Genesis 25 2⟩. Unter »kthab aschuri« kann man keine aus Assyrien-Aram gebrachte Schrift verstanden haben,

* Sayce, ibidem 10.
** Sanhedrin 21 b.

da in jener Zeit, als die Juden unter Zerubabel oder Esra zurückkehrten, das Land ihrer früheren Deportation »Babylonien« hieß und Kulturgüter, die von dort mitgebracht wurden, unter »babylonischer« Flagge segelten. Dann nirgends in der jüdischen Literatur werden Aramäer mit dem Namen Assyrier belegt. Die assyrische Schrift, die noch in talmudischer Zeit nicht erstorben war, war die Keilschrift. Weiter ist »aus Assyrien mitgebracht« noch mit »assyrischer Herkunft« nicht identisch. Etwas konnte bei den Juden in assyrischer Gefangenschaft aus inneren Gründen sich neu kristallisiert haben, ohne daß dieses, fremdes Lehngut gewesen wäre. Wurden ja die Engelnamen aus Babylonien mitgebracht ⟨Jerusch. Rosch Haschana I⟩, obwohl das babylonische Heidentum nie eine eigene Angelologie besessen hat. Dann was haben Benennungen für den Ursprung zu besagen? Stammt etwa die »gotische« Baukunst oder die »gotische Schrift«, wie die Fraktur oft heißt, von den alten Goten oder aus dem schwedischen Gotland? Entstand die Marseillaise in Marseille? Sind die Zigeuner, die bei manchen Völkern »Bohemians« oder »Gipsy« benannt werden, aus Böhmen oder Ägypten herzuleiten? Stammten die spanischen Iberier aus dem iberischen Georgien, wie manche im 18. Jahrhundert infolge des Gleichklanges zu meinen glaubten?

Die alte Hebräerschrift dauerte unter dem merkwürdigen Namen »roez« oder vielleicht richtiger »doez« fort*, bei Epiphanius deesson** soll so viel wie »eingraben« bedeuten und auf eine primitive Schreibweise hinzeigen. Das »kthab libunaah«, wenn darunter im Talmud nicht die Keilziegelschrift nur die Hebräerschrift gemeint ist, soll vielleicht, wie Halevy will, »Nibulaa« gelesen werden und darunter Nablus=Neapolis=Sichem zu verstehen sein***.

e) Die arabische Schrift.

Im Gegensatz zu den zahlreichen Differenzierungen der Schrift bei verschiedenen christlichen Bekenntnissen und auch beim Judentum, wahrt die arabische Schrift des Islam überall ihre Identität, trotz ihrer Verbreitung in den weitesten Ländern. Die geringfügigen Stilvarianten kommen nicht in Betracht. Koranexemplare, die in Nordafrika und Spanien, in Persien und Indien, in der Türkei geschrieben wurden, weisen trotz aller territorialen Entfernungen keine wesentlichen Differenzen auf****.

Im ganzen Islam werden für religiöse und juridische Texte dieselben Charaktere verwendet. Die schiitische Glaubensspaltung hat das arabische Alphabet allerdings beeinflußt und das in starkem Maße, aber doch nur in der Profanliteratur†. Nur für die nicht-

* Sanhedrin 21 a. Orient= und Okzident=Sprachmeister, 78, Leipzig 1748.

** Epiphanius: De XII gemmis § 63, Patr. gr. Migne XLIII, 356.

*** Montgomerry: The Samaritans 283.

**** B. Moritz: Arabic Paleography ⟨Publications of the Khedivial Library Nr. 16⟩, Cairo 1905 ⟨Plate 46—84, 85—96, 97—99⟩.

† A. P. Pichon: Notices our les divers genres d'écritures des Arabs, des Persans etc. 35, Paris 1856.

religiöse Literatur der Perser wird eine besondere Varietät der arabischen Schrift gebraucht. Die sonstigen sunnitischen Muslims haben hie und da eigene Stilisierungen der Kursive, die jedoch nirgends die Ehre einer Bücherschrift erlangten.

Von der muslimischen Welt löste sich im 9. Jahrhundert eine besondere Religionsgemeinschaft, die der Karmathen ab, die ein neues Gesetz verkündete und auf eine neue Prophetie sich stützte. Die Religion der Karmathen drückte sofort ihre Signatur auf das arabische Alphabet auf. Die Karmathen schrieben die arabischen Lettern auf eine besondere, auffällige, gedrängte Weise. Die Erinnerung an ihre Schriftsonderung bohrte sich tief ins Gedächtnis der Araber ein. Noch heute wird eine bestimmte Art gedrängten Schreibens von den Muslims »Karmath« genannt*.

ℌ Religionsspaltungen bei nichtchristlichen Syrern.

Das syrische Schriftsystem, das bei den syrischen Christen in drei Schrifttypen zerfiel, bildete sich auch bei den verschiedenen halb- und ganzheidnischen Sekten des von den Syrern geistig beherrschten nahen Orients um.

Die Schrift der Manichäer, von der die Araber erzählten, daß in ihr deren besondere Evangelien und Gesetzesbücher niedergeschrieben waren** und deren Ausbreitung weite Lande umfaßte, war nichts anderes als eine Modifikation der syrischen Schrift. Es wurden in dieser Abart der syrischen Schrift auch syrische Dokumente geschrieben***.

Die mittelalterlichen sogdischen Dualisten jenseits des Oxus bedienten sich nach arabischen Berichten einer besonderen Schrift****. Nach neueren archäologischen Funden war ihre Sonderschrift eine Varietät der syrischen Schrift, die durch die Glaubensverschiedenheit herausdifferenziert wurde†.

Die sogenannten Johanneschristen, die Mandäer, die Bekenner einer Mischreligion, die wahrscheinlich im zweiten nachchristlichen Jahrhundert entstanden ist und aus chaldäischem Sterndienst, gnostischen Vorstellungen, jüdischen Sagen und Praktiken, evangelischen Reminiszenzen und manchem persischen Einschlag zusammenkombiniert ist — besitzen ihre heiligen Bücher, die Peterman vor einigen Jahrzehnten edierte, in einem syrischen Dialekt und einem besonderen Alphabet, das eine Abart der älteren syrischen Schrift darstellt. Anhänger dieser Sekte in der Zahl von einigen tausend Seelen leben noch heute im südlichen Mesopotamien und gedenken an keine Schrift-

* Biblioteque oriental, 236.

** Flügel in Zeitschrift der Morgenländ. Ges. XIII. 566.

*** F. W. K. Müller: Handschriften-Reste in Estranghelo-Schrift. Abhandlungen der Berliner Preuß. Akad. der Wiss. Berlin 1904. James Montgomerry in Journal of the american oriental society XXXII. 438. 1912.

**** Flügel Ibidem.

† Robert Gauthiot: De l'alphabet sogdien in Journal Asiatique 1911, p. 81.

unifizierung mit ihren nestorianischen Landes-, Stammes- und Sprachgenossen.

Die arabische Schrift differenzierte sich aus dem syrischen durch christliche Glaubensboten nach Nordarabien gebrachten Alphabet bei den dem Christentum abtrünnig gewordenen Stämmen heraus, die dann zur selbständigen islamitischen Abart sich formte. Schultens und Seetzen vermuten, daß einst eine heidnische arabische Literatur bestand, die dann verloren ging*, wahrscheinlich infolge Außergebrauchkommens der Schrift derselben.

Auch im eigentlichen Syrien modifizierte sich die syrische Schrift bei einer nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft. Es gab in Syrien lange noch in christlicher Zeit auch heidnische autochthone Einwohner, die tief ins Mittelalter hinein von der Lehre des Nazareners nichts wissen wollten. Der letzte heidnisch-syrische Tempel wurde von den Mongolen erst im 12. Jahrhundert zerstört**. Ihr Glaube war ein philosophischer Polytheismus. »Was Schahrastani ‹ein arabischer Gelehrter› als ssabäische ‹syrisch-heidnische› Religion anführt, findet sich fast wörtlich bei Porphyrius, Jamblichus, Proclus wieder«. Die heidnischen Syrer, Ssabäer waren keine »Pagani« im etymologischen Sinne, keine kulturentrückten Dorfbewohner, die aus geistiger Unzulänglichkeit dem alten Götzendienst nachhingen. Im Gegenteil, sie sprachen nach dem Zeugnis des christlichen Syrers Barhebräus den feinsten, syrischen Dialekt, spielten noch in islamitischer Zeit den Mohammedanern gegenüber die Rolle von Philosophen. Die heidnischen Künstler Harrans waren in islamitischer Zeit berühmt. Die Tempel der Ssabäer waren Sammelstätten antiker Kultur. In Baalbek fand man zur Zeit des Kalifen el-Mamun die »Politik« des Aristoteles, die damals nicht mehr auffindbar war, in einem heidnisch-syrischen Tempel.

Die so hochgebildeten heidnischen Syrer waren im Besitze einer eigenen Literatur in syrischer Sprache. Es sind bibliographische Nachrichten über mehrere gelehrte Ssabier, die eine reiche literarische Wirksamkeit entfalteten, bekannt. Von dem Ssabier Thabit ben Quorra aus Harran, der im Jahre 901 starb, wird berichtet, daß er sechzehn Werke in syrischer Sprache verfaßt hat***.

Diese Literatur ist ganz verschollen. Der Literaturhistoriker kann dies nur bedauern. Der hartnäckig lange Bestand dieses durch die größere Hälfte des Mittelalters konservierten Stückes der Antike, war für die Kultur des Altertums in ihrem Übergange zu den

* Schultens: Monumenta vetustiora Arabiae, Leyde 1740. Seetzen. Fundgruben des Orients. I. 117.

** Brockelmann: Geschichte der syrischen Literatur ‹Literaturen des christlichen Orients›.

*** D. Chwolsohn: Die Ssabier und der Ssabäismus I. 159, St. Petersburg 1856. Die antike Tradition, die in Syrien nachwirkte, war sehr tiefgehend. Noch gegen das Jahr 780 wurde die Ilias und die Odyssee von Theophil aus Edessa ins Syrische übertragen, wovon noch einige Zeilen sich bis auf die Gegenwart erhalten haben. ‹Bar Hebraeus: Histoire des Dynasties p. 41, 61, 210. Dernbourg in Mélanges H. Weil 118, Paris 1898.›

neueren Völkern von größter Bedeutung. Die Ssabier lebten im Bewußtsein des Kontinuierens der durch das Christentum in Brüche geschlagenen alten Welt. Bekannt ist die Lobrede des Thabit ben Quorra auf das Heidentum: »Wir sind die Erben und Fortpflanzer des Heidentums, welches auf diesem Erdkreis einst ruhmreich war. Glücklich ist derjenige, welcher des Heidentumes wegen die Bürde mit fester Hoffnung trägt. Wer anders hat die Welt kultiviert und die Städte erbaut als die Edlen und die Könige des Heidentums? Wer anders hat die Häfen und Flüsse eingerichtet, wer anders die verborgene Wissenschaft gelehrt? etc. Ohne die Heiden wäre die Welt leer und armselig und mit großer Dürftigkeit umhüllt«*. Unter den syrischen Übersetzern, die zur Zeit der Abassiden den Arabern die griechische Wissenschaft zugänglich machten und so die maurische Glanzperiode anbahnten, »gab es einige ausgezeichnete Persönlichkeiten, die zu den Ssabiern in Harran gehörten«**.

Der Schriftcharakter der verschollenen syrisch-heidnischen Literatur war von dem sonstigen der Christen stark verschieden. Arabische Gelehrte haben uns eine Probe des Alphabets der syrischen Heiden des Mittelalters überliefert. Es handelt sich hier gewiß um eine scharf differenzierte Form der gemeinsyrischen Schrift***.

g) Indische Religionsspaltung und Schrift.

I.

Die Schriftdifferenzierungen laufen religiösen Differenzen parallel auch im fernen indischen Orient.

Vor allem schied der Kampf zwischen den drei hauptsächlichen einheimischen Religionsparteien Indiens, zwischen dem Brahmanismus, Buddhismus und dem in Südindien festgesetzten Dschainismus, das nach Indien importierte einheitliche Semitenalphabet in drei grundsätzlich verschiedene Schriftspezies, in Brahmi, Pali und die Drawidaalphabete.

In weiterer Folge wurden die drei Hauptspezies der indischen Schrift in weitere Unterarten differenziert, in Übereinstimmung mit inneren Teilungsvorgängen innerhalb der betreffenden indischen Religionsgemeinschaften.

Die Bekenner des Brahmanismus zerfallen in drei prinzipielle Sekten, in Sivaiten, Vischnuiten und Saktiten, d. h. Verehrer einer der Saktas, der weiblichen Genossinnen der Dreieinigkeit. Jede dieser Sekten wieder zerfällt in eine Unendlichkeit von Zweigen, von denen ein jeder die Gottheit unter einer anderen Form anbetet****. Die herrschende Religion Indiens ist hinduistischer Volksglaube, der den Brahmanismus in eine Unzahl von götzendienerischen Lokalkulten auflöst†.

* ib 159.
** ib. I. 458, f. I. 172, f. I. 149.
*** ib. II. 846.
**** R. M. Dubois de Jancigny 6, ‹L'Univers: Histoire de tous les pays›.
† Poussin: Études sur l'histoire des religions II. 345, Paris 1909.

Der Brahmanismus büßte seinen einheitlichen Charakter ein im Ringen gegen den Buddhismus zu Beginn des 2. Jahrtausends der christlichen Aera. Die indische Trimutri-Religion suchte gegen den Glauben Sakjamunis Anlehnung im Volke, verlor seine geistigen Elemente und ließ sich zu den partikulären, vorbrahmanischen Götzenverehrungen herab, die in den Volkstiefen vegetierten*.

Diese konfessionelle Zersplitterung der Brahmanen hat als Gegenstück eine große Anzahl von Schriftarten, welche von Bekennern des Brahmanismus gebraucht werden**. Vor der Heruntersinkung des Brahmanismus zur Buntscheckigkeit von Lokalkulten, war es in brahmanischen Kreisen mit der Schrift viel einheitlicher. Die Verkehrsverhältnisse waren im damaligen Indien gewiß nicht besser als nachher, die territorialen Bindungsmomente gewiß nicht stärker, dennoch, da das Band der Religion ein strafferes war, wies auch die Schrift in weiten Gebieten des damaligen brahmanischen Indien, eine und dieselbe undifferenzierte Physiognomie auf. »Die Palmblattmanuskripte des westlichen Indien, die mit dem 10. Jahrhundert beginnen, zeigen, daß damals in Radschputana, Gudscherat und dem nördlichen Dekhan die⟨selbe⟩ nördliche Nagarischrift gebräuchlich war« ***.

Eine genaue und durchgängige Darstellung aller der zahlreichen aus dem Devanagari herausgebildeten Lokalalphabete, unter Heranziehung paralleler, präzise umrissener, entsprechender Lokalkulte und Sektiereien, ist gegenwärtig leider noch nicht ausführbar und das aus zwei Gründen. Erstens läßt die Paläographie Indiens, wie bereits der bekannte Schriftforscher Philippe Berger bemerkte, viel zu wünschen übrig****. Aus Mangel an Kenntnis der Verbreitungsbezirke der verschiedenen Lokalalphabete und ihrer lokalen Bevorzugung in der brahmanischen Welt, haben in Indien schriftstellernde europäische Missionäre bereits nicht wenige Mißgriffe gemacht†.

Dann fehlt noch immer ein richtiges Bild der faktischen Mannigfaltigkeit des hinduistischen Volksglaubens. Der europäische Forscher stellt oft im allgemeinen die Bedeutung der brahmanischen Sektendifferenzen für die indische Literatur fest und konstatiert, daß die ganze umfangreiche Literatur der Purana in einem sektiererischen Sinne umgearbeitet ist, daß das große Mahabarataepos den sich kreuzenden Niederschlag zweier Sektenrichtungen der Vischnuiten und Sivaiten darstellt††, doch die große Menge der sekundären Religionsspaltungen Indiens zu erfassen, ist ihm unmöglich. Die häretischen Minutien kommen den wesensfremden Abendländer nicht unterscheidbar vor. Die indischen Religionsverhältnisse wurden auch bereits von

* Ratzel: Völkerkunde II. 717.

** Hutchison: Specimens of various vernacular characters passing the Post office of India. Calcutta 1877.

*** G. Bühler: Indische Paläographie in: Grundriß der indoarischen Philologie, I. Band, 11. Heft, 46.

**** Berger: Histoire de l'écriture 239.

† Cust: Modern Languages of the East India 45.

†† R. Pischl: Die indische Literatur in Kultur der Gegenwart I. VII.

Einheimischen in europäischen Sprachen geschildert*, doch geht ihnen eine richtige klassifikatorische, in die Tiefe gehende Darstellungsfähigkeit ab.

Die Fixierung von sachlichen Zusammenhängen zwischen den einzelnen Schrift- und Glaubensgemeinschaften im brahmanischen Indien ist mit den heutigen Mitteln nur bei wenigen möglich. Das Ergebnis dieser beschränkten Fixierung berechtigt uns jedoch zur Hoffnung, daß mit der Zeit in derselben Richtung bei allen brahmanischen Alphabeten vollständige Klarheit wird geschaffen werden können.

Der sektiererische Charakter läßt sich bei folgenden Lokalalphabeten der Brahmanen feststellen:

Die Modischrift wird mit einer speziellen Gattung der Sivaverehrung verknüpft. Die Brahmanen erzählen, daß Hadmapant, der nach Lanka mit Blumen vom Lingam Sivas kam, das Modi nach Indien brachte**.

Das Balbodh, auch modernes Nagari genannt, wird in Südindien, von den aus dem Dekhan dorthin im 17. Jahrhundert eingewanderten Bekennern des Brahmanismus gebraucht***.

Das Nandigari ist das beliebte Alphabet der Madhva-Sekte in Südindien****, deren Dogmen in den heiligen Büchern des Anandatirtha enthalten sind.

Der bengalischen Schrift steht als Korrelat die bei drei Viertel der bengalischen Bevölkerung blühende Spezialverehrung der Saktas Durga und Kali†. Im 10. bis 11. Jahrhundert herrschte in Bengalen tantrischer Buddhismus und damals begannen die Anfänge der bengalischen Literatur††. Als im 12. Jahrhundert der spezifisch brahmanische Landeskultus Bengalens den Buddhismus verdrängte, hub eine besondere Schriftvarietät an†††.

Das Devanagari wurde auch bei nichtbrahmanischen Religionsgemeinschaften differenziert. Die sivaitisch-tantrischen Buddhisten Nepals und des Tibet bildeten sich aus dem Sanskritalphabet eigene Schriftgattungen heraus.

Die Sikhs, die im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der Muslims vom Brahmanentum sich loslösten, erzeugten in Übereinstimmung mit ihrem neuen Glaubensinhalt eine neue Schriftform, das Gurmukki, das sie für dieselben Sprachen gebrauchen, für welche ihre Konnationalen fremden Glaubens teils das Devanagari ⟨Pendschabi⟩, teils die arabische Schrift ⟨das Sindhi⟩ gebrauchen††††.

Die indischen Parsen, die durch eigentümliche Umstände eine

* Grundriß der indoarischen Philologie 1116.
** The Indian Antiquity Vol. XXXIV 28.
*** Burneil: South-Indian Paleographie 58.
**** ibidem.
† John Campbell Oman: The Brahmans, Theists and Muslims of India 25, London 1905.
†† The Indian Antiquity XLI, Vol. 299.
††† Bendall: Buddhist Sanscrit Manuscripts XXIII. 151.
†††† Cust ibidem 45.

Abart der Devanagari-Schrift, das Gudscherati, gebrauchen, schreiben manche Lettern dieses Gudscherati anders als die sonstigen Hindus*.

Bei den nordindischen Anhängern der Dschainareligion, weist das Devanagari graphische Eigentümlichkeiten auf, die in keinem Brahmanenmanuskript vorkommen. In ihrem Äußeren gemahnen Dschainahandschriften sofort an ihre konfessionelle Provenienz**.

Die Abarten des Devanagari werden in den verschiedensten Sektenkreisen Nordindiens strenge gewahrt, zum Beispiel dasselbe Buch in Hindustanisprache von Annanat-Ali, die Erzählung Indra-sabha ist vor einiger Zeit je nach dem Leserkreis in Devanagari, Gudscherati, Bengali, wie auch in arabischer Schrift erschienen***.

Sanskritwerke werden in Nordindien**** nicht bloß im Devanagari, sondern auch in Gudscherati- und Bengalischrift gedruckt.

Die Schriftarten der Makasaren und Bugis auf Celebes, die Alphabete der Talagas und anderer verwandten Völker auf den Philippinen dürften mit dem Schriftsystem der alten Brahmanen zusammenhängen. Sie weisen ein eigenes, selbständiges Gepräge auf†. Diese Inselvölker bekennen sich jetzt zu eigenen heidnischen Religionen. Die Ausstrahlung des heidnischen Brahmanismus, die zu ihnen einst herübergeleuchtet haben muß, ist spurlos unter dem Wust autochthoner Mythologie erdrückt worden.

II.

Das Pali-Alphabet das im ganzen Bereiche des Hinayana-Buddhismus herrscht, wurde in den verschiedenen Ländern Ostasiens eines nicht gleichartigen Schicksals teilhaftig.

Im hinterindischen Birma wird die dortige, indochinesische Landessprache, wie auch Karenisch in allen seinen Untergattungen mit denselben Palilettern geschrieben gerade wie auf dem reizenden Ceylon und in der offiziellen buddhistischen Literatur des Südens. Dagegen in Kambodscha und Siam zweigten sich ganz besondere Schriftvarietäten ab. In Kambodscha und Siam wird ein gemeinsames Sonderalphabet für die heiligen Bücher der buddhistischen Religion gebraucht.

Die Schriftdifferenzierung der Kambodschaner und Siamesen rührt von der Tatsache her, daß der Buddhismus bei ihnen seine historisch klare Richtlinie nicht zu behaupten vermochte. Die Lehre Buddhas hielt sich zwar in Hinterindien viel reiner und ursprünglicher, als ihre Schwester-Formation in der tibetanischen und mongolischen

* Menant: Les Persis 300.

** Albrecht Weber: Über die Çatrunjaya. Ein Beitrag zur Geschichte der Jaina 13. (Abhandl. der deutschen Morgenl. Gesellsch. I. 4). Berlin 1858. Idem: Handschr. Verz. der Berl. kön. Bibl. V. 2. XVII.

*** J. F. Blumenhardt: Catalogue of Hindustani printed books in the Library of British Museum 29, London 1889.

**** D. B. Barnett: A Supplementary Catalogue of Sanscrit etc. Books in the library of the British Museum Preface 1908.

† Friedrich Müller: Über den Ursprung der Schrift der malaischen Völker 7.

Welt, sog sich dennoch viel mit Lokalkultelementen an und gestaltete sich vielerorts partikularistisch um.

Die Kambodschaner sind Buddhisten mit ausgesprochen heidnischen Gebräuchen*, Geisterkultus und Verehrung lokaler Genien ist sehr weit in Kambodscha verbreitet. Der königliche Hof in Kambodscha pflegt sogar eine ganz fremde Religion, den Brahmanismus**.

Die Siamesen rühmen sich zwar ihrer buddhistischen Rechtgläubigkeit und sind stolz darauf, daß unter allen südbuddhistischen Staatsgebilden ihr Reich das einzige ist, das bis nun seine Unabhängigkeit nicht einbüßte. Der König von Siam wird von den Hinayana-Buddhisten als einzig überlebender Glaubensverteidiger angesehen. Dennoch bei näherer Einsicht happert es ein wenig mit der Reinheit der siamesischen Orthodoxie. Der siamesische Volksbuddhismus hat starke fremde Zusätze. In der Hauptstadt Siams ist eine kuriose Beimischung von dem einst ursprünglich in diesem Lande verbreitet gewesenen Brahmanismus noch heute feststellbar. In entfernteren Distrikten Siams herrscht allgemein beim Volke primitiver, animistischer Kultus, Geisterverehrung***.

Die eigenen Alphabetabarten der Siamesen und Kambodschaner sind die Folge der eigenen Fassung, die der Nirvanaglaube des »kleinen Wagens« infolge lokaler Wirkungen bei den betreffenden Völkern bekam.

b) Antike Religionsdifferenzierungen. Schrifterfindungen.

I.

In der Antike gab es keine einheitlichen, mehrere Völker umfassenden Religionskreise. Die Propaganda antik-polytheistischer Bekenntnisse konnte keine konfessionelle Gleichmacherei erzeugen, da die antiken Polytheismen nichts von einem numerus clausus wußten und keine systemisierte Geschlossenheit forderten. Gottheiten verschiedener Religionssysteme wurden ohne weiteres bei einem und demselben Volke verehrt. Ein antik-polytheistisches Volk, das aus einem fremden Lande zu sich neue Glaubenselemente importierte, beseitigte dadurch noch die einheimischen Religionsvorstellungen nicht. Der Grieche verehrte gleichzeitig mit Aphrodite, Herakles und den Kabiren, auch Zeus, Athene und Apollo. Die neue Religion verband sich mit der alten und differenzierte sich zu einem neuen Typus.

Diese Tatsache der ständigen Differenzierung von eingeführten Religionen im Altertum, diese Unmöglicheit des Vorhandenseins von übernationalen Religionen im Kreise unbegrenzter Vielgötterei,

* R. N. Cust: A sketch of the modern languages of the East India, 126, London 1878.

** British Encyclop. 11 th Edition, V., 83.

*** ibidem. XXV. 7.

dieser Zustand, daß in keinem Lande eine eingeführte Religion sich in ihrer ursprünglichen, unbeschädigten, rein gewahrten Form durchsetzen konnte, hatte auch auf den Bildungsprozeß der Schrift den größten Einfluß. Entsprechend den partikularistischen Religionsumbildungen, formten sich auch die Schriftsysteme in jedem Lande um. Was weder territoriale Entfernung, noch nationales Gefühl, noch politische Bande in der Neuzeit bewirken konnten, leistete das polytheistische Differenzierungsmoment der antiken Religionen, — das Bestehen von nationalen Alphabeten. Die antiken Nationen, die niemals einer fremden Religion zuliebe, sich von den angeerbten Glaubensvorstellungen ganz lossagten und nimmer die positive Aufnahme einer Einfuhr von außen mit der Vernichtung autochthoner Güter verknüpften, waren immer im Besitze von Nationalreligionen, denen Nationalalphabete entsprachen.

Das phönizische Alphabet wurde in Europa sowohl bei den Griechen wie bei den Iberiern in neue Schriftarten umgebildet. Als die griechische Schriftart nach Italien auswanderte, gestaltete sie sich dort mannigfach um, zu einem etruskischen, lateinischen, faliskischen, umbrischen und venetischen Alphabettypus. In Kleinasien entstanden bei den dortigen Völkerschaften die phrygische Schrift, wie auch eine Unzahl von Mischalphabeten, die lykische, karische, kappadozische und pamphylische Schrift. Das nach Gallien eingeführte griechische Alphabet änderte sich ebenfalls um.

Derselbe schriftreligiöse Differenzierungsparallelismus ist auch auf dem Ausbreitungsgebiet der phönizischen Schrift im Orient zu beobachten.

Aus dem phönizischen Alphabet entzweigte sich bei den Semiten das Alphabet der alten Hebräer, der südarabischen Sabäer, und der Aramäer. Aus dem aramäischen Alphabet entstand das persische Pahlavialphabet. Via Iran kam das aramäische Schriftsystem auch nach Indien, wo das Brahmi samt seinen Schwesterschriftarten sich kristallisierte. In Nordafrika wurde aus dem punischen Alphabet, wenn Halevy und Lidzbarski recht haben, die Berberschrift. Littmann glaubt allerdings an einen Umweg durch das altnordarabische Alphabet. Hommel leitet das altberberische vom südarabischen Alphabet her. Ein wahrscheinlicher Sproß der nach Nordeuropa in heidnischer Zeit gebrachten Lateinschrift sind die Runen, die wieder, angemessen der religiösen Zerklüftung der alten Germanen, in eine gotische, skandinavische, angelsächsische etc. Unterart zerfielen.

Die naturpolytheistische, nationalreligiöse Umbildungsart von Schriftsystemen beschränkte sich nicht auf die phonetischen, an Sprachlaute gebundenen Alphabete. Auch solche Schriftsysteme, die lautlich nicht angepaßt zu werden brauchten und nur Ideen wiederzugeben hatten, wie die Keilschrift, die Hieroglyphen, unterzogen sich immer dort einer Umgestaltung, wo sie über die Marken ihres Stammlandes gerieten und mit fremden Kultwesen, die trotz aller neuen kultischen Zusätzen nicht austilgbar waren, in Berührung kamen. Die Keilschrift weist eine andere Physiognomie in Assyrien und eine andere wieder in

Babylon*, anders wieder schaut die Keilschrift auf den Denkmälern Armeniens, und wieder anders gestaltete sich deren Physiognomie in Medien, Susa oder Persien. Peiser glaubt, das phönizische Alphabet wäre aus dem assyrischen entstanden**. Die Hieroglyphen differenzierten sich im alten Nubien und dürften vielleicht im phönizischen Alphabet einen noch kaum erkennbaren Sprößling haben, wie so viele seit alters her vermuten***.

II.

Die Schriftsysteme differenzierten sich im Altertum auch nach kleineren Einheiten als denen einer Nationalgemeinschaft. Die Nationen waren nicht höchste Kultureinheit zu allen Zeiten. In primitiven Verhältnissen besitzt jedes Volksfragment, jede Klan- und Gaugemeinschaft ihren eigenen, gesonderten und bei aller Rezeption nicht einheimischen Importes, streng gewahrten, lokalen Ahnen- und Stammesgötterkultus, verehrt partikuläre Totems und geht besonderen Sprengel-Fetischen nach und gibt so eine eigene, selbständige Glaubensgemeinschaft ab. In solchen Splitter-Religionskreisen empfindet die Schrift keine unbedingte Reverenz vor dem nationalen Moment der Spracheinheit und differenziert sich nicht nach der ganzen Ausdehnung der Menschenrasse, die dasselbe Idiom redet — das Idiom ist hier nicht mehr Korrelat einer Glaubensgemeinschaft —, sondern nach viel kleineren Gesamtheiten, nach Gauen, Inseln, Städten, Klanen.

Unzählig sind die Alphabete, die aus der Schrift der Brahmanen bei den in kleine Stämme mit eigenen Sonderkulten zerfallenden Heiden der Philippinen, den nichtbrahmanischen Götzendienern Indiens und der Bevölkerung Melanesiens sich herausgebildet haben.

Auch das antike Griechenland bot ursprünglich das Bild des heutigen Melanesien. Das griechische Volk war in den ersten Jahrhunderten seiner Geschichte in eine große Anzahl von Fragmenten zerklüftet. Jeder griechische Stamm und jede griechische Stadt bildete lange, trotz aller bindenden Gemeinsamkeiten, eine eigene Kultgemeinschaft. Das kultisch zerbröckelte Griechenvolk formte auch eine entsprechende Menge von Schriftarten. Vierzig diverse Alphabete, die sich auf ein halbes Dutzend von grundsätzlichen Hauptgattungen zurückführen lassen, haben sich in der ersten Zeit nach Ankunft der Phönizierschrift im antiken Hellas herausgebildet.

Mit der bunten Fülle der Duodezalphabete des ältesten Griechenland räumte das hellenische Volk erst auf, als die einstige hellenische mosaikartige Vielgestaltigkeit der Kulte dem vereinheitlichenden Einflusse der Amphiktionie und der Eleusis wich.

Die Amphiktionie, die religiöse Brüderschaft, die sich um Delphi

* In Assyrien war der Zentralgott Assur, in Babylonien Marduk. Nicht nur das Pantheon, auch die Sprache wies in beiden Ländern weite Verschiedenheit auf. (Vgl. S. C. Ylvis-Aker: Dial. Differences between Ass. and Bab. in: Journal of Amer. Or. Society, XXXIII, 397 f.)

** Mitt. der Vorderasiat. Ges., V, 43—57.

*** Vgl. I. Halevy: Considerations sur l'origine de l'alph. Revue sèm, I, 356—370.

scharte und für ihr Kultzentrum das hauptsächliche Griechenvolk zu gewinnen wußte, schmiedete aus den zahlreichen hellenischen Kultsplittern erst eine große einheitliche Religionsgemeinschaft, die auch den Rahmen zu einer hellenischen Nation abgab. »Höchstwahrscheinlich war es die delphische Amphiktionie gewesen, unter deren Einfluß der Name der Hellenen zur Bezeichnung des gesamten Griechenvolkes geworden ist.« »Seit dem 6. Jahrhundert ist der hellenische Name ⟨erst⟩ in allgemeiner Geltung«.

Der vereinheitlichenden Tätigkeit der Amphiktionie gesellten sich im 5. Jahrhundert verschiedene Mysterien zu, der eleusynische religiöse Aufschwung voran, um die zentrifugalen Kräfte der Lokalkulte zu verringern. »Eleusis sah im 5. Jahrhundert ihre Glanzzeit, aus allen Teilen von Hellas strömten die Gläubigen zu der heiligen Feier zusammen.« Das delphische Orakel stellte sich in den Propagandadienst dieses antipartikularistischen Kultus und auf seine Anregung »bestimmte ein athenischer Volksbeschluß um die Mitte des 5. Jahrhunderts, daß von allem in Attika und in den Bundesstaaten zu entrichtenden Getreide, eine Abgabe an den eleusynischen Tempel entrichtet würde«.

Zur Zeit der Perserkriege begannen die orphischen Mysterien ihren Einfluß auf die Masse der Griechen, ohne Unterschied der Lokalkultgewohnheiten, geltend zu machen. »Die griechische Welt füllte sich mit orphischen Bettelpriestern und Wahrsagern. Sie drohten allen mit ewiger Verdammung, die an ihre Predigt nicht glaubten. Es fanden sich Gläubige in Menge. Zu denen gehört kein Geringerer als Plato«*.

Das Zusammenwirken der verschiedenen, ihre Anziehungskraft auf ganz Griechenland ausübenden Zentralkulte des 6. und 5. vorchristlichen Jahrhunderts, hatten zur Folge, daß zu Anfang des 5. vorchristlichen Jahrhunderts die Dutzende von Schriftarten nicht mehr vorhanden waren und allenthalben bei allen Griechen dasselbe jonische Alphabet verwendet wurde.

Die Rezeption des einheitlichen jonischen Alphabets durch alle kultisch verbrüderten Hellenen, bedeutete in der griechischen Literaturüberlieferung einen gewaltigen Umsturz. Die griechischen Bücher, die bis nun in den verschiedensten Alphabeten kursierten und namentlich in Athen in der attischen Schrift verbreitet waren, mußten nun umschrieben werden. Aus diesem Transkribieren ergaben sich zahlreiche Fehler, die von der antiken Textkritik der alexandrinischen Zeit, bereits als Quelle verschiedener Textverstümmelungen bei älteren griechischen Autoren angesehen wurden. In neuester Zeit will Rudolf Herzog auf die Irrtümer der Transkribenten des 5. Jahrhunderts vor Chr. viele Schwankungen in den Handschriften des Homer, Hesiod, Pindar, Herodot, Äschylos usw. zurückführen**.

* Beloch: Griechische Geschichte II. 2—9.

** Rudolf Herzog: Die Umschrift der älteren griechischen Literatur in das jonische Alphabet. (Programm zur Rektoratsfeier der Universität Basel. 1912.)

III.

Dank innerer fragmentarischer Religions-Zerklüftung zerfiel auch das phönizische Alphabet in drei Typenvarietäten. Eine andere Schriftschattierung blühte in Tyrus, eine andere in Sidon und wieder eine andere auf Cypern. Die Kulte von Sidon und Tyrus wichen stark von einander und auch Cypern war kultisch selbständig. Die Baale waren verschieden.

Das territoriale Moment der Entfernung allein wirkte in dieser Welt der ungeschlossenen Religionen keineswegs umbildend. In Karthago schrieb man bis zu seinem Falle mit phönizischen Lettern ganz in derselben Art wie in Tyrus, ohne jede Änderung*, obwohl weite Gebiete diese nordafrikanische Kolonialstadt von ihrer Heimat trennten und diese Trennung sich durch Jahrhunderte hinzog.

Die Ursache des Schriftkonservatismus der karthaginensischen Seestadt zur Zeit ihrer politischen Unabhängigkeit, war die damals zäh gewahrte religiöse Einheit mit ihrer tyrischen Metropole. »Melquart, der große Gott von Tyrus, dessen Verehrung durch die tyrischen Ansiedlungen weit ausgebreitet war, ist nichts mehr als der Baal der Mutterstadt**.

Die Punier Nordafrikas modelten die Phönizierschrift in ein eigenes Alphabet erst um, als Karthago zerstört wurde, die phönizischen Ansiedlungen am südwestlichen Mittelmeere unter das römische Joch gelangten und bei bestem Willen von einem regen, regelmäßigen, die Uniformität aufrechterhaltenden kultischen Kontakt nicht mehr die Rede sein konnte. Sallust besagt, daß der Kultus in Leptis dem phönizischen nahekommt***. Identisch war er damals nicht mehr. Die Punier, die mit dem phönizischen Heimatlande nicht mehr in jeder religiösen Beziehung übereinstimmten, mußten auch die Schrift ihres Heimatlandes entsprechend umgestalten. Dieselbe Schriftabart wie auf den neopunischen Denkmälern wurde auch zu numidischen Inschriften gebraucht****. Es dürfte wahrscheinlich zwischen den Neopuniern und Numidiern eine Gemeinschaft von Zentralkulten bestanden haben.

Infolge getrennter kultischer Organisationen variierte auch die etruskische Schrift. Die alten Etrusker zerfielen in drei heterogene Eides-genossenschaften, von denen die eine die nördlichen Gemeinden, die andere die kampanischen und die dritte jene des eigentlichen historischen Etrurien umfaßte. Jeder dieser Bünde besaß eine eigene Metropole, die eine kultische Zentralstelle für den Götterdienst bedeutete. Das gemeinsame Bundeshaupt jeder etruskischen Eidesgenossenschaft war vielmehr ein Oberpriester†. Entsprechend dieser kultischen Gruppierung stellen Paläographen fest: ein zentral-etruskisches Alphabet, ein kampanisch-etruskisches Alphabet, das sich jenem eng anschließt und ein nordetruskisches Alphabet im Pogebiet und in den Alpentälern††.

Auch Religionsbewegungen, die in der Antike von einzelnen aus-

* Berger: Histoire da l'écriture, 179.
** Maspero: Geschichte der morgenl. Völker im Altertum, 269, Leipzig 1877.
*** Sallustius: Jugurtha, c, 77.
**** Berger ib., 179.
† Mommsen: Römische Geschichte, 8, I, 124, Berlin 1888.
†† W. Corssen: Die Sprache der Etrusker, I, 12, Leipzig 1874.

gingen, wurden oft von parallelen Schriftreformen begleitet. Kaiser Claudius machte sich mit religiösen Dingen viel zu schaffen, er rezipierte den bis nun in Rom mißachteten Kybele-Kultus, führte einen neuen Zyklus von liturgischen Kybele-Texten ein, die Archigalli wurden seitdem aus römischen Bürgern genommen*. Claudius trug auch besondere Sorge für die damals im Untergehen sich befindenden Haruspizien. Er hielt im Senat eine Rede über die Haruspizien und veranlaßte das Einsetzen eines Kollegiums von 60 Haruspices in Rom, das dann eine große Bedeutung im öffentlichen Leben bezüglich Opferschau und Procuration von Blitzen erlangte**. Claudius schlug daher auch die Vermehrung des Lateinalphabets um drei Buchstaben vor und ließ seine Neuerung durch Anschläge an Tempeln mitteilen***.

Die Buchstaben Y und Z, die in der letzten Zeit der Republik in Rom Eingang fanden, segelten, namentlich das »Y«, unter dem Namen des von allen damaligen Mystikern verehrten Pythagoras, wurden jedoch trotzdem nicht in das eigentliche römische Sakral-alphabet aufgenommen.

Eine eigentümliche graphische Extratour wies Ägypten unter der äthiopischen Dynastie auf. »Die hieratische Kursivschrift Thebens unter der 35. oder äthiopischen Dynastie ist von einem speziellen Charakter«****, wird als abnormales Hieratisch bezeichnet. Woher diese Abnormität der Ägypterschrift? Die Fremdheit der Äthiopier allein konnte diesen Sonderweg der hieratischen Schrift nicht veranlaßt haben, da doch viel fremdere und stärkere Rassen als die Äthiopier, z. B. die Hyksos, während ihrer Herrschaft in Ägypten die dortige Schrift nicht modifizierten. Der Grund der eigenartigen Formung der altägyptischen Hieratik zur Zeit der äthiopischen Dynastie, lag in der Religionsgeschichte Äthiopiens. Äthiopien, Napata war der Sitz eines theokratischen Königreiches, in dessen Mittelpunkt der exklusive Ammonkultus stand, wessen Priesterschaft wegen ihrer Anmaßungen einst aus Ägypten verdrängt wurde. Diese Theokraten und Propagatoren des Ammonkultus in seiner spezifischen, henotheistischen Art, als sie sich Ägyptens dann wieder bemächtigten, konnten nicht verfehlen, ihrer verdrängten, konfessionellen Sonderart auch in der Schrift Ägyptens Ausdruck zu geben. Dieser Ammonklerus auf dem Throne Ägyptens hielt sich nicht lange. Das autochthone, profane, gemein-polytheistische Ägypten erlangte bald den Herrscherstab zurück. Während der 36. Dynastie schwand auch das abnormale Hieratisch aus Ägypten. In Napata, wo dann die Ammontheokratie ihr Dasein fortsetzte, kontinuierte auch das abnormale Hieratisch sein Dasein. Aus diesem differenzierte sich die altnubische, äthiopische, sogenannte meroitische Schrift heraus†.

* Cumont: Die orientalische Religion im römischen Heidentum. Übersetzt von Georg Gehrich, Leipzig und Berlin 1910.

** H. Lehmann: Claudius und seine Zeit, I, 279, Gotha 1858.

*** Tacitus: Annales, XI, 14.

**** Philippe Virey: La religion de l'ancienne Egypte, 182, Paris 1910.

† Griffith: Meroitic Inscriptions in: Eckley B. Cosce junior: Expedition to Nubia, 51, Oxford 1909.

Ein eigenes Bewenden hatte es mit der Keilschrift. Diese antike Schrift des Euphratlandes wurde gleichzeitig in derselben Gestalt für Sumerisch und Babylonisch gebraucht, obwohl sie sonst in den verschiedensten Ländern die verschiedensten Formen annahm. Geschah diese Uniformität, weil es dieselbe Geistlichkeit war, die beide Sprachen schrieb? Oder vielleicht, weil Sumerisch keine Sprache überhaupt war und nur ein künstliches Priestervolapük, wie Halevy vermutet*? Die altsumerische Religion war jedenfalls mit der Religion des alten Babylonien nicht identisch.

IV.

Konfessionelle Sonderungen oder Neubildungen haben immer Schriftteilungen zur Folge.

Bei plötzlichen, vollständig eigenartigen, dem Milieu und der Vergangenheit entgegengesetzten Religionsinnovationen, vollzieht sich zuweilen sogar eine komplette, künstliche Neuerzeugung von Alphabeten, eine Erfindung ganz neuer, nicht dagewesener Schriftsysteme, die von nun an für die neuen Konfessionen als charakteristische Alphabete gelten.

Ein solch künstliches Alphabet stellt die Schrift der Teufelsanbeter oder Jeziden in Persien dar. Die heiligen Bücher dieser merkwürdigen kurdischen Religionsgemeinschaft mußten auch äußerlich sich anders darstellen, als die Literatur der mohammedanischen Kurden. Das Bestreben, der in arabischer Schrift geübten kurdischen Religionsweisen, ihren Glaubensgenossen auf eine künstliche Weise ein Schriftsystem aus dem Boden zu stampfen, ist leicht zu merken. »Die Buchstaben der Jezidi-Schrift werden genau so verwendet, wie die ihres arabisch-persischen Vorbildes und werden nur Konsonanten geschrieben. Die kurzen Vokale bleiben unbezeichnet.« Es scheint sogar, daß die heiligen Texte der Jeziden ursprünglich mit den bei den Kurden üblichen arabischen Lettern geschrieben waren und erst dann, als die Sekte sich konsolidiert hat, von den Erfindern der neuen Schrift transkribiert wurden, »sonst wären gewisse Verschreibungen, die sich an etlichen Stellen der heiligen Texte nachweisen lassen, nicht erklärlich«. Das künstlich ersonnene Jezidialphabet besitzt ein vollständig von der arabischen Schrift äußerlich verschiedenes Gepräge und »erinnert auf den ersten Blick an die armenische Schrift«**.

Demselben Typus künstlicher Alphabete gehört die koreanische Schrift an, die nach der Verdrängung des Buddhismus aus dem Volke und dem Wiederauftauchen des Volksglaubens das Tageslicht erblickte.

Ein besonderes künstliches, an kein bisheriges Zeichensystem sich anlehnendes Alphabet konstruierten sich die Mormonen. Diese polytheistische Glaubensgemeinschaft, die in den Zwanziger-Jahren des 19. Jahrhunderts in Nordamerika entstand, bekam im Jahre 1853 eine eigene, neuerdachte Schrift, aus 32 Buchstaben, das sogenannte Deseret-Alphabet. Dieses ermangelt sogar nicht eines gewissen all-

* J. Halevy: Precis d'allographie assyrobabylonienne, Paris 1912.

** Max Bittner: Die heil. Bücher der Jeziden in: Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Band LV, IV und V.

gemeineren Interesses, da sie das Englische phonetisch wiedergibt, die alte herkömmliche Orthographie der christlichen Engländer unbekümmert beiseite schiebt und für jeden englischen Laut ein eindeutiges Zeichen besitzt*. In dieser Schrift erschien ein Teil der Mormonenbibel. Auch die Legende auf dem Gelde, das ursprünglich selbständig von den Mormonen in Utah geprägt wurde, war im eigenen Alphabet. ⟨Holniss to Lord.⟩ Das Mormonenalphabet hatte allerdings keinen langen Bestand. Das Leben, das der mormonischen Eigenart in keiner Beziehung hold war, ließ bald ihre Schrift, wie auch viele ihrer religiösen Sonderzüge der Vergessenheit anheimfallen.

Ein wechselvolles Schicksal hatte die künstliche Schrift, die die Anhänger des Taoismus in China sich erzeugten. Im Jahre 246 v. Chr. bestieg den Thron des Reiches der Mitte der Kaiser Schihoangti, der ein Anhänger Laotses war und der traditionellen, konfutseanischen Religion feindseilg gegenüberstand. Dieser Monarch beauftragte seinen Minister Lisse mit der Aufstellung eines neuen Schriftsystems für Chinesisch. Neue Schriftzeichen, als Emblem einer neuen Sprache, wurden nun aus dem Boden gestampft, die den Namen Siao Tschwan erhielten. Der taoistische Kaiser »ließ sogleich eine Anzahl Hauptbücher über das Heilverfahren, die Himmelskunde, in sie umschreiben und gebot auf das strengste, sich ihrer von nun an allein zu bedienen und keine alte mehr zu gebrauchen«. Die gesamte Literatur in der früheren Schrift sollte dem Feuer überliefert werden; »aller Orten sollten die Bücher an die Beamten abgeliefert werden zur Verbrennung, bei Strafe der Brandmarkung und vierjähriger Arbeit an der großen Mauer«. »Beamte, die um das Verheimlichen alter Bücher wußten, wurden mit derselben Strafe, wie die Verheimlicher, getroffen«**. Schmerzlich empfanden dies »die Gelehrten der Konfutse-Schule, die an der alten Schrift hingen«. Es handelte sich dem taoistischen Monarchen um die Vernichtung der konfutseanischen Religionsrichtung. Die neue Schrift erfreute sich trotz allem jedoch keiner langen Lebensdauer. Der Taoismus wirtschaftete bald ab und sank zu einem synkretistischen Winkelaberglauben herab. Im Jahre 191 v. Chr. wurde das Verbot der alten Schrift aufgehoben. Die Schulen Konfutses blühten auf. China wurde wieder konfutseanisch. Die Schrift Lisses verschwand auf Nimmerwiedersehen***.

Die Absichten der Taoisten konnten nicht reifen, da der Taoismus bald zum Exponenten der alten chinesischen Volksreligion sich entpersönlichte. Im taoistischen Pantheon finden wir die Gottheiten der altchinesischen Religion nahezu sämtlich wieder. Der Taoismus konnte den Charakter einer Religionsreform nur dadurch erlangen, daß er die disjecta membra der alten Volksreligion in sich aufnahm und seinem System anpaßte. Auch dem rivalisierenden Buddhismus entlehnte der Taoismus frühzeitig zahlreiche mythologische und kultische Elemente****.

* Faulmann: Buch der Schrift, 12. E. Mayer: Ursprung und Geschichte der Mormonen, 231, Halle a. d. S. 1912.

** Wuttke: Die Entstehung der Schrift, 288.

*** Otto Henne am Rhyn: Kulturgeschichte, I, 196, Leipzig 1877.

**** Wilhelm Grube: Religion und Kultus der Chinesen, 94, 97, Leipzig 1910.

VIII. KAPITEL.

Laien- und Sacerdotalreligionen.

I.

Die Differenzierungsverhältnisse der Schrift sind von symptomatischer Bedeutung für religiöse Sezessionen. Sie gestatten uns auch einen Einblick in die inneren Struktureigentümlichkeiten der verschiedenen Religionsgemeinschaften.

Wir haben bei einer ganzen Reihe von Beispielen bei den orientalischen Christen, bei den Katholiken und Lutheranern, bei den altpalästinensischen Juden, bei den Brahmanen und Buddhisten und sonstigen halben und ganzen Polytheisten die Beobachtung gemacht, daß jeder konfessionellen Spaltung, selbst nicht dogmatischer Natur, eine Bifurkation der Schrift in entsprechende von einander getrennte Schriftgattungen erfolgt. Die Fülle und Evidenz der angeführten Tatsachen spricht für eine allgemein gültige Abhängigkeit der Schriftdifferenzierungen von konfessionellen Neubildungen. Es bestehen dennoch einige Ausnahmen. Es sind manche Religionen vorhanden, bei denen Schriftdifferenzierung bei religiöser Spaltung nicht eintritt. Der kalvinistische Flügel der Protestanten, z. B. in den Niederlanden und im großen und ganzen auch bei der englischen Sprachgemeinschaft, behauptet in Bezug auf Schrift keine Sonderstellung von den Katholiken. Die jüdische Sekte der Karäer, die sich im 8. Jahrhundert nach Christo vom rabbinischen Judentum loslöste, besitzt ihre Literatur in derselben Schrift wie die sonstigen Juden. Der Versuch eines kleinen Bruchteils, die Samaritanerschrift bei den Karäern einzuführen, schlug fehl. Die Karäer hielten sich an den Schriftgebrauch der rabbinischen Juden und rezipierten sogar von ihnen Lautneuerungen wie z. B. »ajin« als »e«*. Im Islam werden für ernstere Bücher selbst bei den Schiiten überall dieselben unveränderlichen arabischen Lettern verwendet.

Woher diese Ausnahmsstellung? Was verhinderte gerade bei diesen wenigen Glaubensgemeinschaften das Durchsetzen des so vielseitig festgestellten Junctims? Warum konnten die Muslims nicht denselben Reichtum an partikulären Schriftformen hervorbringen, wie die den Arabern so nahestehenden syrischen Rasseverwandten? Was störte die Kalvinisten, sich ebenso wie die Lutheraner gra-

* Dod Mordchai: Einleitung (vgl. die Schreibung »Schwezia«, »Lembarg«.) Mardochai Karaeus: Notitia Karaeorum, Praefatio, Hamburg Lipsiae 1714.)

phisch abzuschließen? Welches Moment kittete rabbinische und karäische Juden in uferloser Zerstreuung an dieselbe Schriftgestalt, die einst bei nachbarlichen Juden, Samaritanern, Palmyranern und Nabatäern so vielfach variierte?

Der Ursprung dieser auffälligen Beharrlichkeit ist in einem prinzipiellen Unterschied hinsichtlich der Tragweite glaubensgenossenschaftlicher Sezessionen zu suchen.

Bei Religionssystemen, deren sektiererische Trennungen sofort Schriftdifferenzierung hervorruft, bedeutet jeder konfessionelle, innere Bruch eine vollständige, gründliche, gänzlich auseinanderreißende Scheidung.

Bei allen Christen, mit Ausnahme der Kalvinisten, wird jede Sondergruppierung sofort zu einer selbständigen Konfession, die mit jeder anderen christlichen Religionsrichtung, trotz der identischen Zentralideen, nichts gemein haben will und deren Anhänger sie als Heiden, als Verehrer eines total verschiedenen, grundfalschen und wildfremden Religionssystems ansieht. Der Nachdruck wird auf die sekundäre Verschiedenheit, auf die Riten- und Lehrmeinungsdifferenzen gelegt.

Zwischen den Katholiken und den sogenannten Schismatikern erzeugte religiöser Antagonismus eine Kluft, welche die durch die ganze antike einheitliche griechisch-römische Kulturwelt, sprengte. Römisch-katholische und Griechisch-orientalische beurteilten durch unzählige Jahrhunderte einander als Heiden, als Glaubensfremde, die keine Spur von einer gemeinsamen Plattform haben.

Krapotkin berichtet in seiner Autobiographie, wie im Rußland seiner Jugendzeit Deutsche und Franzosen als »Heiden« bezeichnet wurden. In älteren russischen Schriftwerken werden die Bekenner des katholischen Christentums als »poganaja latyn«, als heidnische Lateiner benannt*. Die griechisch-orthodoxen Makedorumänen sehen noch heutzutage Katholiken und Protestanten als halbe Heiden an**. Umgekehrt wieder werden in alten ungarischen Literaturdenkmälern orthodoxe Slowaken einfach als Heiden bezeichnet***.

Katholiken und Orthodoxe fühlen sich gegenseitig oft nicht näher, als wenn es sich um Muslims handelt. Ein österreichischer christlichsozialer Abgeordneter erklärte vor paar Jahren in einer öffentlichen Delegationssitzung »Ich weiß nicht wer uns näher steht, der Islam oder das Schisma«****. Im 16. Jahrhundert galt das orthodoxe Ehesakrament in Polen als wertlos und nach schismatischem Ritus verheiratete Personen wurden von katholischen Geistlichen als ledig angesehen und mit fremden Personen ehelich neu verbunden†.

Die Venezianer haben auf Kreta zur Zeit ihrer dortigen Herr-

* Pypin: Geschichte der slavischen Literaturen, II, 216.
** Lazar: Die Südrumänen, 81, Bukarest 1910.
*** Pypin ib.
**** Neue Freie Presse vom 16. Oktober 1912, Morgenblatt Nr. 17294.
† Brückner: Różnowiercy polscy, 99.

schaft die orthodoxen Christen mit einer größeren Verachtung behandelt als die Mohammedaner*. Zur Zeit der Kreuzzüge durfte im von Lateinern beherrschten Jerusalem kein orthodoxer Christ das Grab Christi besuchen, selbst der Zutritt zur Stadt Jerusalem war den schismatischen Christen untersagt. Griechen, die zur lateinischen Kirche übergehen wollten, mußten sich gleich Juden, Mohammedanern und Götzendienern, einer nochmaligen Taufe unterziehen**. Von der bei weitem alles mittelalterliche abendländische Geisteswesen überragenden byzantinischen Kultur mit ihren großartigen antiken Schätzen, wollte das Abendland bis zur Zeit des unchristlichen Humanismus nichts hören.

Analog der der Katholiken, war auch die Haltung der Schismatiker. »Jahrhunderlang hat die russische Nation auf Europa feindlich geblickt, hat eigensinnig nichts mit Europa zu tun haben wollen«***, schreibt Dostojewsky. Der russische Monarchistenkongreß, der am 2. Dezember 1915 in Nischnij-Nowgorod tagte, richtete an den Synod die Forderung, daß bei Übertritt von Protestanten zur Orthodoxie diese neu getauft werden sollen****. Die Griechen früherer Jahrhunderte zogen dem Katholizismus die Herrschaft der Türken vor. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 wurde durch die ihnen günstige Stimmung der Griechen erleichtert, da sie eher türkisch werden wollten als der Union mit Rom beitreten, die der letzte byzantinische Kaiser dem römischen Papste für die abendländischen Hilfstruppen versprochen hat. Das griechische Volk rief: »lieber Muhammeds Turban im Heiligtum, als der Kardinalshut«†. Der griechische Patriarch erklärte noch im Jahre 1598: die Vorsehung habe die Osmanen an die Stelle des Kaisers gesetzt. Die gesamte abendländische Geistesentwicklung blieb den Byzantinern weit über das Mittelalter hinaus ganz fremd. Kaum sickerte etwas von der abendländischen Dichtung zur Zeit des lateinischen Kaisertums in die griechische Volkspoesie durch. Die um den Ausgang des Mittelalters ins Griechische von Demetrios Kydones übersetzten einigen Werke von Thomas von Aquino fanden keine Verbreitung††. Im orthodoxen Rußland rief der Anschluß Peter des Großen an Westeuropa die heftigste Opposition hervor. »Die orthodoxe Kirche bildet eine Welt für sich selbst, sie ist ein Komplex von Nationen und Staaten.« »Die Byzantiner und ihre Nachkommen betrachten sich noch heute nicht als zu Europa gehörend†††.« Auf dem Balkan spricht man nur von den über der Donau und der Save liegenden Ländern stets als von Europa††††. Ebenso in Rußland,

* Rose: Die Griechen und ihre Sprache, II, 243.
** Laurient: La feodalité et l'Eglise 169, 473, Bruxelles 1869.
*** Dostojewski: Literarische Schriften, 225.
**** Neue Freie Presse vom 9. Jänner 1916, Morgenblatt.
† Hase: Kirchengeschichte. II, 570.
†† Martin Grabmann: Der Gegenwartswert in der mittelalterlichen Philosophie, 9, Wien 1913.
††† A. Rose: Die Griechen und ihre Sprache, 12.
†††† Renner: Durch Bosnien und Herzegowina, 86, Berlin 1897.

wenn man von Europa redet, meint man bis heute nur jene Länder, die nicht unter griechisch-orthodoxer Botmäßigkeit stehen. Der Gegensatz der Russen zur germanischen Welt ist in Wirklichkeit der Ausdruck des Antagonismus zum »europäischen« Christentum. Der Allslawe schimpft auf den gesamten »Zapad» ohne Unterschied der Rasse. In Sarajevo wohnen Katholiken und Orthodoxe in besonderen, getrennten Quartieren geradeso wie die Juden und Muslims*. Die bosnischen Katholiken und Orthodoxen gelten als verschiedene Nationalitäten, als Kroaten und Serben, obwohl sie nicht einmal stammesverschieden sind**.

Auch zwischen Katholiken und Protestanten sind die Repulsionsverhältnisse nicht minder scharf. Papst Clemens VII. exkommunizierte im Jahre 1738 die Freimaurer in erster Reihe dafür, »weil die Freimaurer einer jeden Religion und Sekte angehören«, d. h. auch Protestanten aufnehmen***. Die integral-katholische Richtung der deutschen Ultramontanen der Gegenwart, deren Hauptsitz in Berlin ist, will nicht einmal einen Zusammenschluß von Katholiken und Protestanten in gemeinsamen Berufsvereinen dulden und bestrebt sich, die »nationale« Einheit auf das rein staatliche Band zu reduzieren. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts wollte es scheinen, daß das Zusammenfassen Gesamtdeutschlands unter einer politischen Ägide unmöglich ist und nur zwei deutsche Reiche, ein katholisches und ein protestantisches, werden zustande kommen. Diesen Standpunkt vertraten damals die Föderalisten****. Der westfälische Friede, der einen modus vivendi zwischen den deutschen Konfessionen schuf, wurde von der römischen Kurie nicht anerkannt. Während des dreißigjährigen Krieges fochten gute deutsche Fürsten auf seiten fremdnationaler Eindringlinge gegen den angestammten, nationalen Kaiser nur wegen konfessioneller Verschiedenheit. In protestantischen Gebieten wurden sogar noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts Katholiken ärger als Juden behandelt und wurde ihnen keine Kulturfreiheit bewilligt†.

Bei den Christen des Orients nimmt sektiererischer Gegensatz einen ebenso exklusiv feindseligen Charakter an. Die Kopten in ihrem Hasse gegen die orthodoxe Kirche gehen so weit, daß sie der mohammedanischen Bevölkerung sich näher verwandt fühlen, als den Gliedern desselben prinzipiellen Christentums einer anderen Konfession††. Die syrischen Sekten, »die Nestorianer und Jakobiter hassen einander kaum weniger als den gemeinsamen Feind, den Mohammedaner«. »Von einer aramäischen ‹syrischen› Nation kann nicht mehr die Rede sein, wohl aber gibt es zwei Völker aramäischen Stammes, die einander so fremd gegenüberstehen, wie Holländer und Deutsche, Franzosen und Deutsche. Nicht die Politik war es,

* Preindlsberger: Bosnisches Skizzenbuch, 61, Leipzig 1900.
** Vilowsky: Die Serben in: Völker Österr-Ung., XI, Wien 1884.
*** Otto Henne am Rhyn: Das Buch der Mysterien, 230, 3. Auflage, 1891.
**** Lassalle: Gesammelte Schriften, III, 274.
† Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten, IV, 186.
†† Kattenbusch: Vergleichende Religionskunde, 213.

die diesen Riß bewirkt hat, sondern die Religion, die christologischen Streitigkeiten, die sich an den Namen von Nestorius und Eutyches knüpfen*.« Jede der zahlreichen christlichen Sekten des vorderen Orients, bildet eine kleine geschlossene Welt für sich, wo das Kollektivbewußtsein mit dem »besonderen liturgischen Ritus einer jeden Gemeinschaft der Melchiter, Armenier ‹Gregorianer›, Maroniter, Syrer ‹Jakobiter›« verknüpft ist**. Der oberflächliche Abendländer nennt dies sektiererische Kollektivbewußtsein ein »nationales« und spricht von der Identität der Konfession mit der Nation im Morgenlande. Die türkische Regierung, die zwischen muslimischen Sekten keine politische Scheidung vornimmt, behandelt jede christliche Sekte als selbständige, unabhängige Religionsgemeinschaft, als Milet, dem selbständige Gerichtsbarkeit und autonome Verwaltung zukommt. So gibt es im osmanischen Reiche statt eines allgemein christlichen Milets, eine ganze Reihe von »Christentümern«, in verschiedenen Milets organisiert, es besteht ein orthodoxes, ein gregorianisches, ein bulgarisch-exarchatisches, ein protestantisches, ein katholisches und ein unionistisches Milet.

Ganz dasselbe wie zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen war das Verhältnis zwischen den alten Juden und den Samaritanern. Die palästinensischen Judäer sahen ihre samaritanischen Mitbekenner des Mosaismus, nur wegen kultischer Abweichungen, als richtige Heiden an, zu denen es keine Beziehungen geben konnte***.

II.

Wie anders ist das Verhältnis der Religionsparteien zu einander, wo Schriftumbildungen versagt blieben. Hier ist der Sektierer kein Glaubensfremder, kein Heide, nur ein schlecht denkender, fehlerhafter Glaubensgenosse. Die religiösen Streitigkeiten und die gegenseitige Verurteilung hebt nicht die gemeinsame Plattform auf. Es wird immer bei allem Auseinandergehen auf den vereinigenden Moment der gemeinsamen grundlegenden Hauptvorstellungen geblickt. Die islamitischen, diasporajüdischen und kalvinistischen Sektierer leben im Bewußtsein, in ein größeres Ganzes hineinzugehören, nur einen Ast an einem vielverzweigten Stamm zu bilden, mit den anders gearteten Anhängern derselben zentralen Glaubensprinzipien zusammenzuhängen. Der Mangel an differenzierender Schrifttätigkeit hat zum Gegenpart das Fehlen an einem solipsistischen Gefühl sektiererischer Exklusivität, das Abgehen einer egozentrischen, alles Außenstehende ignorierenden Empfindung religiöser Einzigartigkeit.

Der Islam ist in zwei große Lager, in zwei einander verketzernde Sekten gespalten. Schiiten und Sunniten lagen einander oft in den Haaren. Der religiöse Gegensatz vermochte sogar die politische Geschichte des Orients zu beeinflussen und Persiens feindliches Verhältnis zur Türkei wie zum verwandten Afghanistan durch Jahr-

* Sachau: Syrische Handschriften, VIII.
** Koehler: Die katholischen Kirchen des Morgenlandes, 40, Darmstadt 1896.
*** Ev. Matthaei, 10, 5. Brachoth, VIII, 8. Schkalim, I, 5. Chulin, 13a.

hunderte zu bestimmen*. Und dennoch stellen sich dem Ausländer gegenüber sowohl in Indien wie in Arabien und Syrien die gemeinsam wohnenden Schiiten und Sunniten als eine homogene, soziologisch undifferenzierte Masse dar. Die geschichtlichen Antagonismen der beiden mohammedanischen Hauptkonfessionen reduzieren sich auf interne Zwistigkeiten von soziologischer Bedeutungslosigkeit. Die konfessionellen Streitfragen, ob die ersten Kalifen Usurpatoren waren oder nicht, ob Ali wirklich der Gottesgewählte war, ob die nachmohammedanische Tradition der Sunna religiöse Geltung besitzt oder nicht, haben in der Welt des Islam viel Staub aufgewirbelt, viel Spannung gezeitigt, doch nirgends die gesellschaftliche und kulturelle Gemeinschaft aller Korangläubigen gesprengt, niemals zur Bildung separatistischer, augenfällig besonderer Kollektivitäten geführt. Häretische Anschauungen im Islam sind nicht gleichlautend mit vollständigem Bruch mit der heimischen Religionsform, sind nicht identisch mit Andersgläubigkeit. »Nach der tatsächlich orthodoxen Lehre des Islam kommt kein Muslim definitiv in die Hölle, wenn er denselben Gott anbetet und sich zur selben Kiblah wendet, wie die korrektesten Glaubensbrüder.« »Differenzen in dogmatischen Minutien kommen in der Beurteilung der Fähigkeit zur Erlangung der Seligkeit ⟨bei den Mohammedanern⟩ nicht in Betracht**.« Das häretische corpus der Schiiten wird in Syrien von einem speziellen, durch die sunnitisch-türkische Regierung bestellten Mufti doziert. Die syrischen Schiiten wollen im Leben einfach Muslims genannt werden, ohne Betonung ihrer sektiererischen, von ihnen nicht für prinzipiell wesentlich gehaltenen Eigenart. Für den Wiederaufbau der großen Moschee in Damaskus, in der nur der sunnitische Gottesdienst abgehalten wird, veranstalteten die Schiiten im Jahre 1892 eine Kollekte. Die syrischen Schiiten besitzen das Recht, bei gewissen Gelegenheiten mit den Sunniten in ihren Moscheen zusammenzutreten***. Der im Herbst 1914 vom Sultan, dem Oberhaupt der Sunniten, verkündete heilige Krieg fand selbst im schiitischen Persien Widerhall. Im 18. Jahrhundert ⟨1736⟩ suchte Nadir Schah, der Perserkönig, die Schiiten mit den Sunniten zu vereinigen. »Die Türken haben die Lehre des Abu Hanifa, die Ägypter die Lehre des Schafei, die Afrikaner die Lehre des Malek und andere haben die Lehre des Hanbal angenommen, aber alle sind Sunniten und sehen sich einander als rechtgläubige Brüder an. Die Sekte der Schiiten ist neu, sie hat sich von den Sunniten getrennt und dadurch viel Unglück angerichtet. Wenn ihr wahre Muslims seid, so müßt ihr suchen wiederum Einigkeit unter den Anhängern der Lehre herzustellen. Indes ist es nicht nötig, daß ihr euch zu einer der vier Sekten ⟨Schulen⟩ der

* H. Schurtz: Westasien im Zeichen des Islam. Helmolt: Weltgeschichte III, 377. Eduard Sell: The faith of the Islam. 95. London 1896.

** Ignaz Goldziher: Katholische Tendenzen und Partikularismus im Islam, in: Beiträge zur Religionswissenschaft. Herausgegeben von dem religionswissenschaftlichen Verein in Stockholm. 1913—1914. 126.

*** Fr. J. Bliss: The religions of modern Syria and Palestina. 294—296. Edinburgh 1912.

Sunniten haltet. Ihr verehret Dsjafar essadik als einen eurer größten Imams und gegen seine Erklärung des Korans habt ihr nichts einzuwenden. Haltet euch nur daran und nennt euch mit dem Namen Dsjafariten die fünfte Sekte der Sunniten*.«

Die kalvinistische Kirche besitzt ihre eigenen Ansichten, Dogmen, Heils- und Glaubensthesen, doch schloß sie sich nie vor anderen christlichen Sekten und Glaubensgruppen ganz hermetisch ab. Schon im 16. und 17. Jahrhunderte, im Zeitalter fanatischer Reformationskämpfe und überspannter Dogmenstreitigkeiten, läßt sich in den Ländern der Reformierten ein freier, konzilianter, über sekundäre Sektenengherzigkeiten hinausschreitender Wind verspüren. Die Idee von der allchristlichen Gemeinschaft, von der Kirche, die über alle administrativen und kleinlich dogmatischen Streitigkeiten erhaben ist und alle, die an die Person Christi glauben, umfaßt, wurde sehr frühzeitig im kalvinistischen Lager gefaßt.

Unter allen christlichen Völkern des verschiedensten Kulturgrades haben die kalvinistischen Niederländer zuerst die Idee der Toleranz auch gegen andere christliche Bekenntnisse auf Grund des bis damals unerhörten »allgemein christlichen Charakters des Staates« ausgesprochen**. Der Partikularismus der ausschließlichen Gottgefälligkeit der eigenen Sekundärkonfession weitete sich bei den Geux der westlichen Nordseeküste zu einem Universalismus, der auch andere christliche Konfessionen als Teile einer christlichen Allgemeinheit anerkannte. Den Niederländern folgten im raschen Schritt die Engländer. Der bekannte deutsche Historiker Lamprecht schrieb vor nicht langer Zeit ein Wort der Anerkennung über den Einfluß Englands auf das moderne Europa hinsichtlich der Verbreitung der Vorstellung von einer allgemeinen, über Sektenunterschiede hinausgehenden Christenheit***.

Die kalvinistische Kirche vermochte infolge ihres allgemein christlich, nicht exklusiv-faktiösen Charakters ihren Einfluß dort geltend zu machen, wo der viel stärkere und ältere Katholizismus ernstlich nie was ausrichten konnte. Die schismatischen Christen fühlen sich vom Kalvinismus angezogen. Die Theologie der neuzeitlichen griechisch-orthodoxen Kirche steht unter dem Einfluß der kalvinistischen Religionswissenschaft. Im Jahre 1621 plante der Patriarch von Konstantinopel Cyrill Lukaris eine Einigung der schismatischen Kirche des Orients mit der Kirche von Genf, England und Niederlanden, wurde aber dafür auf Geheiß des Sultans ermordet****. Diese Idee wurde dann wiederholt lanciert. Die Frage einer Union der anglikanischen Kirche mit der russischen wurde auch in den letzten Jahren erörtert†. Die spärlichen kalvinistischen Kolonien in Rußland,

* C. Niebuhr: Reise nach Arabien. II. 281. Kopenhagen 1778.

** Troeltsch in: Kultur der Gegenwart I. IV. 345.

*** Lamprecht: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. II, 2, 435.

**** Bontwetsch: Kultur der Gegenwart ib. Kraus: Lehrbuch der Kirchengeschichte, 560, Trient 1896.

† Nieuwe Rotterdamer Courant v. 25./2. 1915. Jaargan No. 58, Avonblat A. p. 2.

kaben genügt, viele russisch-orthodoxe Sekten ‹wie Stundisten, Molokianer usw.› zu erzeugen.

Analog ist die Situation auch im Diasporajudentum. Alle religiösen Streitigkeiten, die Frage der Priorität des Sohar oder des Talmud, des Rituals oder der Mystik, des Wissens oder der Frömmigkeit, mochten sie auch Kabbalisten und Antikabbalisten, Chassidim und Misnagdim, Reformer und Konservative entzweien, neue Rabbinertypen ‹den Wunderrabbi, den Prediger›, schaffen, neue Synagogengattungen ‹die chassidische Klaus, den reformerischen Tempel› heraufbeschwören, die jüdische Gemeinschaft wurde dadurch nie gesprengt.

Selbst die Karäer, bei deren Loslösung auch politische Motive, Streitfragen um das Gaonat mitgespielt haben, haben sich nie zu einer vollständig besonderen, mit dem Judentum rabbinischen Charakters in keiner Beziehung stehenden Religionsgründung emporgeschwungen. Sie wurden von den rabbinischen Juden immer als bloß häretische Juden, als fehlerhafte, abtrünnige Mitglieder der traditionellen, rabbinischen Gemeinschaft, nie aber als Heiden oder Andersgläubige angesehen. Dies kommt besonders bei Bekehrung von Karäern zum Rabbinismus im Ritus zum Ausdruck. Zwischen Rabbinismus und Karäertum gab es immer rege Wechselwirkung. Zwei Sonderlager, aber schließlich doch Parteien derselben Gemeinschaft, die einander so manches mitzuteilen haben. Die Religionsgeschichte des rabbinischen wie des karäischen Judentums weiß vieles von gegenseitigen Beeinflussungen zu erzählen. Der massoretische Bibeltext der rabbinischen Juden beruht auf einem durch den Karäer Ben-Ascher ‹900—960› revidierten und als mustergültig anerkannten Bibelexemplar. Die rabbinischen Juden Palästinas des frühen Mittelalters übernahmen von den Karäern, so sehr sie mit ihnen wegen ihrer buchstäblichen, traditionslosen Interpretationsart überworfen waren, eine ganze Reihe von Ritualien. Umgekehrt wieder wurden in die karäische Gebetsordnung, viele Jahrhunderte nach der Trennung der Karäer vom allgemeinen Judentum, religiöse Hymnen von Rabbinern übernommen. Manche spätere Karäer befanden sich so weit im Schlepptau der Rabbiner, daß sie selbst dem Talmud teilweise Autorität zumaßen. Im 15. Jahrhundert saßen in der Türkei Karäer zu Füßen rabbinischer Gelehrten und empfingen von ihnen Unterricht im Talmud und in der heiligen Schrift*. Und wenn auch die Einigungsversuche von Schmaria Ikriti ‹1290—1320›, von Don Gedalja ibn Jachja fehlschlugen und die Karäer sich als hartnäckige, trotzige Ketzerrichtung erwiesen, ganz innerlich vom Judentum, von ihren rabbinischen Mitbekennern des Wortlautes des Alten Testaments trennten sie sich nie. Noch um die Wende des 17. Jahrhunderts sprach Mardochai, der Karäer, von den rabbinischen Juden als bloß anders denkenden Glaubensgenossen. »Wir Karäer, die die Tradition leugnen, an welche unsere

* Graetz: Geschichte der Juden, V, 238, 557, VII, 304, VIII, 216.

rabbinischen Brüder glauben*,« heißt es bei ihm. Das rabbinische Judentum nach der Zerstörung Jerusalems sah selbst in den Samaritanern Glaubensgenossen**.

III.

Die scheinbare schriftgeschichtliche Ausnahme führt zur Feststellung eines grundsätzlichen, religionsgeschichtlichen Klassifizierungsmerkmals, zur Heraushebung zweier glaubensgenossenschaftlicher Typen. Wir lernen zwischen den Konfessionen in einem soziologisch-historischen Sinne eine prinzipielle Demarkationslinie zu ziehen.

Die Botschaft hört sich wohl, allein noch fehlt die Erklärung. Was liegt dieser Typenverschiedenheit zugrunde? Woher kommt der synthetische das Ganze nie aus dem Auge verlierende Hang bei den einen und die analytische Aufbauschung geringfügiger Differenzen bei den anderen?

An der Spitze der schriftdifferenzierenden, sekundäre Verschiedenheiten zur Höhe eines absoluten Antagonismus emporschraubenden Konfessionen, steht eine das Sakrament verwaltende bevorzugte Klasse. In der lateinischen, griechischen, orientalischen Kirche aller Schattierungen besteht eine Gruppe von Gottesmittlern, von vom heiligen Geiste bevorzugten Personen, von Priestern, die allein berechtigt sind, gewisse, das religiöse Erlösungswerk bedingende Handlungen zu vollziehen. Durch die Ordination, durch die vom Bischof erteilte Weihe erhebt sich der Geistliche über den Laien und wird mit einer eigentümlichen Gnadengabe zur Verwaltung der Sakramente und zur Vermittlung zwischen Christo und dem Laien ausgerüstet. Die auf Erden sichtbare Kirche ist kein einheitliches Ganzes, behauptet die katholische Religionslehre, sie zerfällt in zwei ungleiche Teile, in Träger der Kirchengewalt, den Klerus und in solche, welche diese Gewalt anzuerkennen haben, in Laien***. Der Bischof ist nicht die anschaulich gewordene Vereinigung der Gläubigen, ein aus der Gemeinde hervorgegangener kirchlicher Beamter, sondern im Gegenteil, er bedingt die Gemeinde, er ist Vater und Schöpfer derselben in Christo! »Du sollst wissen,« sagte der Kirchenvater Cyprian, »daß der Bischof in der Kirche und die Kirche im Bischof ist.« Der Laie kann seine religiösen Pflichten selber nicht erledigen. Niemandem öffnet sich die Pforte des Himmels, wenn sie nicht vom Priester aufgetan wird. Mag auch jeder Bekenner des Christentums durch das Sakrament der Taufe dem mystischen Leib Christi eingepflanzt worden sein, bildet er doch, so lange er nicht mit priesterlichen Weihen versehen wurde und dem Klerikerstande nicht angehört, einen inferioren, ewig unmündigen Teil der christlichen Religionsgemeinschaft. Der Nichtpriester hat stumm zuzuhören. Das Religionsbuch kann ihm kein Heil bringen, er ist sogar von dessen

* Dod Mardochai: Notitia Karaeorum ex Mardochai Karaei recentioris Tractatu etc. edidit. Joh. Christoph. Wolfius, 26. Hamburg-Lipsiae 1714.

** E. H. Weiß: Dor dor wdorschow, I, 129, Anmerkung.

*** Isidor Silbernagl: Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes, 10, Regensburg 1903.

Lektüre fernzuhalten. Will der Laie die Gnade Gottes erlangen, so muß er sich der Leitung der Hierarchie anvertrauen. Ohne die Mysterienspende, die nur in der Gewalt des Priesters sich befindet, ist alles noch so edle und kultische Wirken des Laien religiös wertlos. Es ist, sagt Sybel, als hätte Gott trotz seiner Allmacht und Allgegenwart auf jeden unmittelbaren Verkehr mit den Laien zugunsten der Kirche verzichtet.

Nicht weit von den großen, geschichtlichen Konfessionen des Christentums steht der Lutheranismus. Auch hier nimmt der Pastor infolge des Bestandes gewisser Sakramente eine gewisse Ausnahmsstellung ein, wenn auch dem Laien hier ein aktiver Anteil am Religionsleben und an der Bibellektüre vorgeschrieben ist. Die Lutheraner vermeiden das selbständige Hervortreten des Laienelements in der Kirche. Der lutheranische Klerus erhebt manche Ansprüche auf göttliche Einsetzung des Priesterstandes. Die Geistlichkeit behielt bei den Lutheranern ihre hierarchische Gliederung aus katholischer Zeit bei. In Dänemark, Schweden, Finnland, bestehen bis heute lutheranische Bischöfe und Erzbischöfe. In Deutschland heißen diese, Superintendanten und Inspektoren. Das Losungswort vom universalen Priestertum, »daß jeder Gläubige sein eigener Priester ist«, führte beim Augsburger Bekenntnis nicht zum gänzlichen Bruch mit dem traditionellen katholischen Sacerdotalismus. Der lutheranische Klerus will Sakramentprivilegien um keinen Preis aufgeben. Erst vor paar Jahren wurde in Schweden der Antrag eines Abgeordneten, daß »die von jeder beliebigen Person vollzogene Taufe giltig sein soll«, mit großer Majorität von beiden Kammern abgelehnt*.

Der Lutheranismus gehört in so mancher Beziehung in dieselbe Kategorie kirchlicher Formationen wie der Katholizismus und die Kirchen des Orients. Luther wollte keine neue Kirche gründen, nur die alte reformieren war sein Bestreben. Der Lutheranismus konservierte viel nichtevangelisches Beiwerk des Christentums, wie das Kreuz, den Altar, die Bilder, die liturgischen Gesänge. Der Lutheranismus hat ebenso wie der Katholizismus einen geschlossenen Dogmencharakter. Bei den Lutheranern aller Länder gilt dasselbe Konkordienbuch und dieselbe Augsburger Formulierung des Bekenntnisses**. Die lutheranische Liturgie befolgt den römischen gottesdienstlichen Typus noch in der Neuzeit***.

Ähnlich wie im Christentum war es auch im alten Judentum zur Zeit als der Samaritanerstreit vom Zaune brach. Das damalige Judentum hatte ein kultisches Zentrum, den Tempel zu Jerusalem, an dem die heiligen Funktionen zu erledigen nur eine kleine Gruppe von erblichen Geistlichen berechtigt war. Die Handlungen des Kohen, des erblichen Priesters wirkten sündenreinigend, gottversöhnend und heilspendend. Die Gebete der Laien galten als schwacher

* Beiträge zur Religionswissenschaft I, 231, Stockholm.

** Grande Encyclopedie, XV, 631.

*** Agende für christlichen Gemeinden lutheranischen Bekenntnisses, Nördlingen 1853.

Ersatz für die dem Himmel allein gefälligen Opfer der jerusalemitischen Priester. Laien, die sich an den Altar heranwagten, waren des Todes schuldig.

Auch die Rivalen des alten Judentums, die Samaritaner, räumten besondere Vorrechte den Priestern ein, Vorrechte, die noch bis heute in die Gegenwart bei ihren letzten Resten in Nablus fortdauern. Bei den noch viel länger als das Judentum ihr Zentralheiligtum entbehrenden Samaritanern gilt noch bis heute der Gegensatz zwischen Priester und Laie. Der Priester hat bei den Samaritanern über den Kultus zu wachen, den Gottesdienst zu leiten, das Amt des Vorbeters zu verrichten. Nur bei Ermangelung eines ahronidischen Priesters darf ein Laie als Vorbeter fungieren*.

Bekenntnisse, wo im Mittelpunkte des Glaubenssystems der das Heil erzeugende Priester steht, dort wird die Totalität der Religionsgemeinschaft von der Organisation der betreffenden priesterlichen Spielart bedingt.

Jede um einen besonderen Typus von Gottesmittlern sich scharende Gruppe dünkt sich im alleinigen Besitze des einzig möglichen Heilweges und glaubt mit keiner anderen Religionspartei welche Gemeinsamkeit zu haben. Die Religionsparteien draußen, die außerhalb der Organisation stehen, denen eine fremde Spielart von Priestern die Sakramente reicht, sind den Heiden gleich, der göttlichen Gnade entfernt, gehören dem Reich des Satans an, können nie erlöst werden und trotz aller theoretischer Verwandtschaft und prinzipieller Identität der Zentraloffenbarungsbücher der Religion, absolute Religionsfremde, Andersgläubige. Jede von einer besonderen Klerikergruppe dirigierte verschiedene sacerdotale Religionspartei muß sich als unabhängige, auf sich allein gestellte, von aller Welt getrennte Religionsgenossenschaft ansehen. Die trennenden Verschiedenheiten müssen nicht einmal dogmatischer Natur sein. Organisatorisches Auseinandergehen an und für sich bildet schon bei sacerdotalen Konfessionen ein religiöses Verbrechen. Die seligmachenden Sakramenthandlungen können nur bei einem gewissen hierarchischen Schema die richtigen sein. Das Schisma zwischen Rom und Phanar ist nichts anderes als die Sprengung der Organisationseinheit der Kirche, bei bloß sehr geringfügigen und später hinzugekommenen Dogmendifferenzen. Die Trennung des Exarchats, die die Bulgaren zu »Heiden« und Anathematisierten in den Augen aller orientalischen Christen stempelt, ist ebenso eine rein organisatorische Frage ohne jeden dogmatischen Hintergrund. Ähnlich war es in der Hauptsache mit den frühmittelalterlichen Landeskirchen Westeuropas. Der Gegensatz zwischen Samaritanern und Judäern, die doch beide auf demselben Boden der mosaischen Ideologie standen, war ebenso ein dogmatisch-kultischer und bezog sich auf die Gottgefälligkeit des Opferzentrums. Ein organisatorisches Schisma mit Rom vollzog sich vor einigen Jahrzehnten bei den katholischen Armeniern. Indem diese das vom Papste eingesetzte Oberhaupt nicht anerkennen wollten, gerieten sie außerhalb

* Wreschner: Samaritanische Traditionen VI. Halle 1888.

der katholischen Glaubensgemeinschaft. Die Union der verschiedenen orientalischen Kirchensplitter mit Rom ist, wie schon oft von maßgebender Seite betont wurde, ein Postulat rein organisatorischen Anschlusses an die Sacerdotalgemeinschaft des katholischen Abendlandes.

IV.

Einen ganz verschiedenen Anblick bietet die Geistlichkeit im Islam, im rabbinischen Judentum und im Kalvinismus. Hier sind alle gleich. Es gibt keine Bevorzugten vor Gott. Weihen und Mysterien sind unbekannt. Der Geistliche ist Fachmann in Religionssachen, Lehrer seiner Gemeinde, zuweilen auch Richter. Jeder Gläubige muß ohne Vermittlung irgendwelcher Person selbständig sein Heil anstreben und den Lenker des Weltschicksals um Gnade ansuchen. Das einfachste Mitglied der Gemeinde benötigt keine gottesdienstliche Vertreterschaft. Jeder Laie muß die heiligen Religionsbücher selber kennen und auf sie sein Heilbewußtsein stützen.

Der Kalvinismus lehrt, daß alle Christen mündig und in göttlichen Dingen gleich sind. Weder Schotten noch Niederländer, noch englische Dissidenten kennen einen ordinierten vom heiligen Geist bevorzugten Stand, der den Laien auf Grund seiner besonderen Gottesnähe göttliche Gnade verschaffen könnte. Ein jeder ist sein eigener Priester und reicht sich selbst das Sakrament des Wortes*. Nicht das Wunder macht die Kirche, sondern der Zusammentritt der Gläubigen zur Gottesverehrung. Der Geistliche ist ein Funktionär der Gemeinde. Der echte Kalvinismus kennt keine Hierarchie, ebenso wenig wie allgemein bindende Dogmen. Jedes kalvinistische Land hat seine eigene Bekenntnisformulierung. Es gibt eine schottische, niederländische, englische und französische ‹hugenottische› Glaubensformel der Kalvinisten. Alle Symbolik, wie das Kreuz, die Bilder, der Altar, die liturgischen Gesänge wurden von Kalvin und Zwingli beseitigt. Der einzige Maßstab für die Kalvinisten ist das Evangelium. Ein apostolisches Christentum in der unverfälschten Gestalt der Inspirationsliteratur soll aufgerichtet werden. Den Kalvinisten sind in ihrem religiösen Werte auch die vorreformatorischen Waldenser zuzuzählen, die trotz ihres vielhundertjährigen Bestandes bis heute keine eigene Schrift sich herausbildeten. Ihre Geistesbasis beruhte immer auf dem Laienstudium des Evangeliums. Die Waldenser wurden nach Entstehung des Kalvinismus überall als Kalvinisten und Zwinglianer angesehen**.

Bei den Juden gibt es seit der Zerstörung des Tempels und dem Siege der frührabbinischen, tannaitischen Demokratie keinen kultischen Klerus. Jeder Jude muß seinen Gottesdienst selbst verrichten. Vorbeter in der Synagoge kann jeder sein, ebenso Bibelvorleser, Beschneider. Der Rabbiner ist nur Expert in religiösen Dingen, oft auch Richter. Das Bethaus ist kein Mysteriengebäude, nur eine Versammlungsstätte, wo die Gläubigen zusammenkommen und

* Troeltsch in: Kultur und Gegenwart. Das Christentum I. IV, 394.
** Bender: Geschichte der Walenser, 279, Ulm 1856.

gemeinsam ihre Liturgien hersagen. Der religiöse Kultus konzentriert sich in keinem Akt, wozu besondere Weihen notwendig wären. Alle jüdischen Riten, inbegriffen Ehe, Begräbnis, können ohne Assistenz eines Rabbiners vollzogen werden. In vielen jüdischen Gemeinden vakiert oft durch Jahrzehnte der Rabbinerposten, ohne daß es darum welchem Juden um sein Seelenheil bangt, so z. B. jetzt in Galizien, in Krakau, Jaroslau, Kolomea. Jeder Jude ist sein eigener Rabbiner. Jeder Gläubige kann selber allen religiösen Pflichten Genüge leisten. Gott will die Mündigkeit und die Unmittelbarkeit auch der geringsten Menschenseele.

Auch bei den Muslims ist derselbe Sachverhalt. Der Geistliche, der Ulema, hat weder Sakramente noch Opfer zu verwalten und ist eine halb kirchliche, halb Justizperson*. Die liturgischen Pflichten liegen auch den Nichtpriestern ob. Die Korankenntnis ist für die gesamte mohammedanische Laienwelt zum Heil erforderlich.

Bei Laienreligionen können kultische Verschiedenheiten niemals alle Gemeinschaft auseinanderreißen, Organisationstrennungen irgendwie tiefgehend entscheiden. Jeder Laie sieht dort seine Heilsbasis nicht in einem variablen Akt, sondern in dem ihm gut bekannten, beharrenden, grundlegenden zentralreligiösen Werke, dem Evangelium, dem alten Testament, dem Koran. Glaubensgenossen im Prinzipe sind nicht nur Leute, die gewisse identische Kulthandlungen vollziehen, sondern alle, die an das gemeinsame Religionsbuch glauben. Die abweichenden Glaubensgenossen anderer Parteizugehörigkeit mögen auch verurteilt, nie aber werden sie als heidnisch verdammt angesehen werden. Das gemeinsame Fundament hält über alle sekundäre Zerklüftungen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aufrecht. Die Differenzen, die hier zur Sektenbildung führen, weiten sich nie zu Konfessionsantagonismen aus.

Der Laiencharakter, der den Kalvinismus, den Islam und das rabbinische Judentum verbindet, kommt nicht nur in der gemeinsamen Art sektiererischer Neubildungen zum Ausdruck. Auch in der Staatsform der Völker, die sich zu diesen Religionen bekennen, prägt sich eine gewisse aus dem religiösen Wesen resultierende gemeinsame Eigenart aus. Wo die Religion gleichmäßig auf das Ganze der Gesellschaft absieht, wird das kanonische Recht auch das Recht der Laien, der Staat theokratisch sein. Im Islam und Judentum fließt bürgerliches Recht und Ritus, Staat und kultische Organisation ineinander. So auch bei den Kalvinisten. Der Genfer Staat war kein hierarchischer Kirchenstaat, sondern eine theokratisch-demokratische Vereinigung von Kirche und Staat. Während des 17. Jahrhunderts führte in Schottland der Kalvinismus zugleich eine geistliche, wie eine weltliche Herrschaft. In den Niederlanden war lange Zeit nach der Loslösung von Spanien der Staat eine rein kirchliche Genossenschaft. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist bis heute ein starker theokratischer Einschlag von den kalvinistischen Puritanern geblieben. Der Präsident ordnet Bet- und

* Carra de Vaux: La doctrine de l'Islam, 131, Paris 1909.

Bußtage an, jede Kongreßsitzung wird mit einem Gebet eröffnet, die Verfassung spricht im Aufblick zu Gott*. Nicht umsonst machten die Lutheraner den Kalvinisten zur Zeit des Konkordienformelstreites den Vorwurf des Mohammedanismus**. »Das Wesen des Engländers zeigt bis auf den heutigen Tag . . . unter den europäischen Völkern die meiste Annäherung an jüdische Eigenschaften«, schreibt Eugen Dühring***.

Aus dem Laiencharakter ihrer Religionen ergab sich für Juden, Muslims und Kalvinisten noch ein anderer gemeinsamer Zug. Ein Bekenntnis, das kein äußeres Kultwerk kennt, das von Sakramenten und Weihen nichts weiß, richtet sich auch gegen den jede Verinnerlichung störenden Bilderballast, gegen jeden berauschenden Kirchenprunk, der Laien vom Vertiefen in die gottesdienstlichen Werke ablenken könnte.

Die Moscheen des Islam sind nüchtern und prunklos. Die jüdischen Synagogen stehen ohne jede reichere Bilderzierde, obwohl die Bibel nur plastische Kunst verbietet. Der alte sacerdotale Tempel Jerusalems strotzte vor Pracht und künstlerischem Aufwand. Die aus altjüdischer Zeit herrührenden Synagogen Galiläas sind reich bemalt. Das rabbinische Judentum wollte in der Synagoge nur den nach innen gekehrten Menschen haben. Den Synagogen und Moscheen ähnlich stellen sich die kalvinistischen Kirchen mit ihren kahlen Wänden dar. Durch die ganze reformierte Kirche ging im 16. Jahrhundert ein Bildersturm, der genau an die Haltung des »nüchternen, faden, kunstfeindlichen« Islam erinnert und uns belehrt, wie große religiöse Ideen Völker überall auf dieselbe Art formen. Systematisch vollzog sich die Vernichtung der alten Landeskunst durch die Kalvinisten. Aus dem Münster zu St. Gallen z. B. wurden 40 Wagen Heiligenbilder zu einem regelrechten Scheiterhaufen weggeführt.

Der Bildersturm hat bei den Laienreligion-Bekennern nicht nur ähnliche negative Folgen gezeitigt. Auch in positiver Beziehung resultierte eine gleiche, für die Kunstgeschichte wichtige Erscheinung. Der Islam, der anthropomorphen Götter- und Heiligenkunst des Christentums abgeneigt, wendete das ästhetische Empfinden seiner Gläubigen der Natur zu, und es erblühte die muslimische Ornamentalkunst der Pflanzenmotive, der Arabesken. Bei den reformierten Niederländern, die von Madonnen und Heiligen nichts mehr hören wollten, entstand die Landschaftsmalerei, das Stilleben, die Genrebilder. Die vorkalvinistische Kunst Europas kannte die Landschaft bloß als Hinterland, so z. B. für die Flucht der Familie Jesu nach Ägypten****.

V.

Unter den Kalvinisten gibt es eine Partei, die die Lehrsätze der Glaubensform Kalvins mit sacerdotaler Praxis verbindet. Der Teil

* Troeltsch ib. 347.
** Hase: Kirchengeschichte, III, 308.
*** Eugen Dühring: Der Ersatz der Religion, 33. Karlsruhe 1883.
**** Hase ib. III, 329.

der englischen Sprachgemeinschaft, der der anglikanischen Kirche angehört, untersteht einer Episkopalverfassung ganz nach katholischem Muster. Der anglikanische Klerus beansprucht für sich einen character indelebilis, behauptet die Notwendigkeit der bischöflichen Sukzession der Weihen, teilt sich in Diakone, Priester und Bischöfe*. An der Spitze des anglikanischen Klerus stehen zwei Erzbischöfe, von Canterbury und von York**. Der anglikanische Klerus besitzt einen eximierten Gerichtsstand. In England bestand im 19. Jahrhundert eine Zeit lang eine, von Geistlichen ausgehende, sogenannte anglokatholische Strömung, die nachzuweisen suchte, daß die englische Nationalkirche im wesentlichen nicht protestantisch, nur altkatholisch wäre. Die Führer dieser Bewegung Newman und Manning übertraten dann sogar zum römischen Katholizismus***.

Die sacerdotalen Engländer haben sich daher eine eigene Kursivvarietät gestaltet. Allerdings ist ihre Druckschrift dieselbe, wie bei den sonstigen Kalvinisten und den Katholiken geblieben.

Diese Anomalie wurde einerseits durch die Tatsache herbeigeführt, daß ein großer Teil des englischen Volkes wie auch die englisch sprechenden Schotten und Nordamerikaner Nonkonformisten sind und nicht anglikanisch-sacerdotale Kalvinisten. Anderseits spielte hier ein »glücklicher Zufall« »a fortunate accident«, wie sich Taylor ausdrückt, eine gewisse Rolle. Die Lateinschrift wurde in England zur Zeit, als Heinrich VIII. noch um die Sporen eines katholischen »Defensor fidei« sich bewarb, rezipiert****. Sein Verteidigungselaborat des Katholizismus veröffentlichte dieser König, um dem Papste zu gefallen, im Lateinalphabet. Dieses Beispiel des Königs, das erste seiner Art, fand sofort allgemeine Nachahmung bei den Engländern. Als dann der Bruch mit Rom erfolgte, war ein Rückzug eventuell zur Fraktur nicht mehr durchführbar, eine neuerliche Differenzierung bei der typographischen Stabilität der modernen Schrift nicht mehr möglich. Nur die Kurrentschrift konnte noch wandeln. Dann war der Protestantismus in England lange ein unentschiedener. Die Königin Elisabeth verehrte in ihrer Privatkapelle ein Kruzifix. Von der Priesterehe sprach sie mit größtem Unwillen. Kinder aus solchen Ehen galten bis zur Zeit Jakob I. als Bastarde. Die zur Zeit Elisabeths lebenden englischen Dramatiker zeigen ein gewisses Achtungsgefühl vor römischen Gebräuchen. Jeder von ihnen auf die Szene gebrachte Mönch ist ein heiliger und ehrenwerter Mann. Bei Shakespeare läßt sich sogar eine gewisse Schwäche für Klosterbrüder feststellen. Seine Personen reden weder als Katholiken noch als Protestanten, sondern als solche, die zwischen beiden Systemen die Mitte halten†.

Die Gesetze der Differenzierung sind unwandelbar. Wenn anglikanische Engländer aus irgendwelchem Grunde der Lateinschrift sich

* Troeltsch ibid. 362.
** Grande Encyclop., XV, 631.
*** Karl Sell: Katholizismus und Protestantismus, 71, Leipzig 1908.
**** Taylor: The Alphabet, II, 183.
† Macaulay: Burleigh and his time (Biographical Essays).

bedienen, so konnte diese Schrift bei katholischen Irländern nicht Verwendung finden. Das Alphabet der papistischen Welt wurde für die isolierten Einwohner des grünen Erin zum Kriterium der ihr feindseligen, fremden, anglikanischen Kirche, mit der es keine Gemeinschaft geben durfte. Zur Zeit, als die humanistische Schrift die Runde durch die gesamte katholische Welt machte, verhielten sich daher die Irländer ihr gegenüber, aus Rücksicht auf die ketzerischen Engländer, ablehnend und behaupteten sich bei ihrer Sonderschrift der kuldeischen Zeit. Möglich, daß gewisse zentrifugale Kräfte damals dabei mitwirkend waren. Der Erzbischof von Armagh, James Usher, ‹1580—1655› stand in kritischer Zeit auf kalvinistischer Seite. Leibniz zählt ihn in der Vorrede zur Theodicée ausdrücklich zu den Kalvinisten. Die katholischen Irländer schreiben bis heute ihre Muttersprache mit den altirischen Lettern. Die schottischen Sprachgenossen der Irländer protestantischen Glaubens schreiben iroschottisch, mit den Schriftzeichen der englischen Hochkirche, mit den Buchstaben des allgemein christlichen Abendlands. Irische Bücher für den Gebrauch der Schotten werden aus der altehrwürdigen irischen Schrift in das Lateinalphabet transkribiert, so die irische Bibel von Pastor Kirke im Jahre 1690*.

* Herzog: Realenzyklopädie für prot. Theol., III, 111, 1896.

IX. KAPITEL.

Synkretistische Religionsbekehrung und Schrift-umbildung.

Nicht alle Religionsbekehrungen vermögen Völker in ihrer kultischen und folkloristischen Gänze zu gewinnen. Nicht überaus selten ereignet es sich, daß die formelle Annahme eines neuen Glaubens nicht die restlose Tilgung der früheren Religion des betreffenden Volkes bedeutet, daß trotz des flatternden Banners des neu eingesetzten Bekenntnisses, alte Riten, religiöse Vorstellungen, kultische Bräuche und Festlichkeiten fortdauern und das Alte mit dem Neuen sich zu einem kentaurischen Geflechte verbindet. Bei einem solchen halb mißlungenen Religionserfolg, bei einem hybridisierenden Ergebnisse der Religionspropaganda, kann natürlich nicht erwartet werden, daß ein bestehendes Landesalphabet über den Haufen gerannt wird, daß gerade die einheimische Schrift rascher als die einheimischen Glaubensvorstellungen sich wegräumen ließe und dem offiziellen Glaubenswechsel strikte folge. Dies würde geradezu ein Verstoß gegen das eigentliche schriftkonfessionelle Junctim sein. Die alte Landesschrift muß hier ihr Dasein fortsetzen. Doch die Erschütterung und Umwälzung des religiösen Lebens, die für jeden Fall durch eine durchgreifende Synkretisierung verursacht werden, können nicht am Alphabet spurlos vorübergehen. Die konfessionelle Hybridisierung hat in der Regel eine kräftige Umgestaltung der beharrenden, überlieferten Landesschriftzeichen zur Folge, von zumeist einschneidender, für alle Zeiten entscheidender Bedeutung.

a) Indonesischer Islam.

In den fernen Gebieten des südlichen Asien hat der Islam seine Reinheit nicht immer behaupten können. In der indonesischen Inselwelt hat die Religion Mohammeds eine eigene Färbung bekommen. Neben der geographischen Entfernung wirkten auf die besondere Gestaltung des Mohammedanismus auf den Inseln der Südsee lokalkultische Elemente, Überbleibsel der früheren heidnischen Ideen und Gewohnheiten der Autochthonen, wie auch eine charakteristische Neigung der malaischen Bevölkerung zu niederen Religionsformen, zu primitivem Aberglauben*.

* S. B. Scott: Mohamm. in Borneo, in Journal of American Oriental Society, XXVIII, 322, 1913.

Am stärksten wurde der Islam von den alten Hinduvorstellungen auf der Insel Java durchtränkt. Die Javanesen verehren die Heiligen der mohammedanischen Religion auf eine ganz fremdartige Weise, sie opfern an den alttestamentlichen Patriarchen Josef um schöne Kinder, an Moses um Mut, an Salomo um Ehre und Rang, an Jesus um Wissen*.

Der Islam war in den meisten Fällen imstande, bei den malaischen Völkerschaften, die sich zum Islam bekehrten, das arabische Alphabet einzuführen. Nur auf Java, wo der Grad der Mischung am stärksten war, machte sich eine unüberwindliche Opposition gegen das Alphabet des Koran geltend. Nur ein kleiner Teil der javanischen Bevölkerung nahm die arabische Schrift an und schuf die sogenannte Pegonliteratur**. Das Gros der Bevölkerung Javas war mit dem alten Heidentum so verwachsen, daß sie sich von der alten, einheimischen, vom Buddhismus patronisierten Kawischrift nicht lossagen konnte. Dennoch eine integrale Fortsetzung der altjavanischen Schriftart in ihrer bisherigen Gestalt war seit der offiziellen Rezeption des Islam auf Java nicht mehr möglich. Die Kawischrift machte auf Java eine durchgreifende Umbildung durch und es formte sich die neujavanische Schrift. Über der altjavanischen Schrift, über der Kawiliteratur, wurde der Sargdeckel zugeschlagen. Bei aller formellen Kontinuität begann für Java ein neues Zeitalter.

Die Umbildung des Kawi war kein Produkt einer inneren Entwicklungstendenz. Die altjavanische Schrift, die auf Java einer neuen Umformung wich, erstarb nicht überhaupt vollständig und überall. Reste des altjavanischen Buddhismus setzen ihr Dasein noch heute auf einer an Java benachbarten Insel fort, auf Bali, wohin die besiegten Vertreter des altjavanischen Heidentums mit dem Triumphe des Mohammedanismus auswanderten. Dort besteht bis heute die alte Kawischrift in ungeschwächter Macht und unveränderter Gestalt weiter und die alte Kawiliteratur erfreut sich intensiver Pflege. Staunend findet dort der Orientforscher altjavanische Bearbeitungen der vier Oden, eines der 18 Puranas, des indischen Epos Ramayana usw.

Alle buddhistische Kulturgröße, alle Anlehnung an den Literaturreichtum Vorderindiens, alle Ingredienzien des Brahmanismus, waren nicht imstande, den Riß in der Schriftgeschichte Javas zu verhüten. Stumme buddhistische Tempelruinen von gigantischem Umfang und reichem architektonischem Schmuck, die auf moderne Reisende einen imponierenden Eindruck machen***, zeugen, wie auch religiöser Synkretismus für Völker von einschneidender Bedeutung ist.

Die vorislamitischen Schriftarten der Malayen erhielten sich in unveränderter Form außer auf Bali, noch dort, wo das alte Heidentum schon primitiver, schon buddhistisch-brahmanischer Art fortdauert, so bei den Makasaren und Bugis auf Sumatra, bei den

* British Encyclop. XIII, 607.

** A. Baumgarten: Die Literaturen Indiens und Ostasiens, 610. Freiburg in Br. 1902.

*** H. Giesenhagen: Auf Java und Sumatra, 99. Leipzig 1902.

Battak, Redan und Lampun*. Die Schrift der letzteren geht wahrscheinlich auf Kawi zurück.

Ähnlich wie auf Java passierte es der Landesschrift beim Einzug des dort halb vermischten Islam auf einigen Inseln Vorderindiens. Auf den südlichen Malediven wurde die arabische Schrift nicht rezipiert. Der Mischungszustand des Islam dürfte dort recht stark gewesen sein. Das Lokalalphabet blieb weiter, doch mußte es sich einer tiefgehenden Modifikation unterziehen. Es wechselte vor allem die Richtung und wird seit dem Einzug des Islam nicht mehr wie früher von links nach rechts, sondern von rechts nach links geschrieben. Dann drangen in das südliche Malediven-alphabet die neun arabischen Ziffern als Lautzeichen ein. Die heidnisch gebliebene Bevölkerung der nördlichen Malediven steht bis heute unentwegt bei der alten rechtsläufigen unvermischten Heimatsschrift**.

b) Der Mahayana-Buddhismus und sonstige indische Synkretismen.

I.

Der Buddhismus zerfällt in zwei prinzipielle Konfessionen. Der Glaube des großen Nirwanaträumers gliedert sich in eine nördliche und in eine südliche Schule, in das Hinayana und in das Mahayana, in die Lehre des »kleinen Wagens« und in eine solche des »großen Wagens«. Zur südlichen Hinayana-Schule zählen sich die Ceylonesen, Burmanen, Siamesen, Kambodschaner. Als Anhänger der Mahayana-Lehre gelten die Tibetaner, Chinesen, Japaner, Mongolen***. Die südliche Schule bedient sich des historischen Pali-Alphabets. Die Nordbuddhisten dagegen zerfallen in eine ganze Reihe von diversen Schriftgemeinschaften.

Wie kommt diese Verschiedenheit? Der Buddhismus zeigte seit jeher starke Assimilationsneigungen. »Wo immer . . . der Buddhismus mit fremden Religionen und Kulturformen in Berührung kam, ist er stets bestrebt gewesen, sie seinem System einzuverleiben und sich ihnen auch seinerseits so viel als möglich anzupassen; in dieser Politik der Zugeständnisse, die der Buddhismus überall zu allen Zeiten befolgt hat, liegt das Geheimnis seiner erstaunlichen Ausbreitung«****. Die Rezeptionsfähigkeit war jedoch in den verschiedenen Expansionsgebieten der Religion Sakiamunis keine gleichmäßige. Der südliche Buddhismus nahm bloß einen kleinen Zusatz an und verhielt sich auf Ceylon wie in den Hauptländern Hinterindiens verhältnismäßig unverfälscht. Der nördliche Buddhismus dagegen hat sich in jedem Lande mit dem einheimischen Glauben zu einem kentaurischen Zwitterding verbunden und so stellt das Mahayana praktisch eine ganze Reihe von synkretistischen Partikularreligionen dar.

* Friedr. Müller: Über den Ursprung der Schrift der malaischen Völker. R. N. Cust: A sketch of the modern languages of the East India, 138, 359.

** Cust: ib. 64.

*** Die buddhistische Welt, II, 25.

**** Wilhelm Grube: Die chinesische Literatur in: Die orientalischen Literaturen (Kultur der Gegenwart, I, VII, 337, Berlin, Leipzig 1906).

Der reinere, südliche Buddhismus vermochte seine Schrift daher überall durchzusetzen, jedoch der synkretistische Buddhismus des Nordens, der die Landesreligionen nirgends wegräumen konnte, vermochte auch die Landesschriftsysteme nicht zu beseitigen. Er begnügte sich seinen Einfluß auf das Schriftsystem durch vollständige Umbildung der Partikularalphabete in allen Ländern seiner Halbausbreitung geltend zu machen.

Der Ausgangspunkt des nördlichen Buddhismus war Kaschmir, wo unter dem neubekehrten König Kanischka der tantrische Landesglaube mit den Lehren des asketischen Königssohnes sich verzwickte, das vierte Konzil zu Jalandhar durch Beifügung dreier neuer Sanskritwerke einen vergrößerten Buddhistenkanon schuf und so einen eigenartigen, nördlichen Buddhismus des »großen Wagens« ‹Mahayana› auf autochthoner Grundlage formte. Das einzige Asyl des Buddhismus in Nordindien der Gegenwart ist Nepal und dort ist dieser Glaube eher Hindu-Mythologie als buddhistische Doktrin, vom Sivaismus ist er kaum zu unterscheiden*.

Die Schrift des alten Buddhismus, wie wir sie auf den Denkmälern König Asokas sehen und wie sie dann vom Hinayana getragen wurde, mußte daher im Wiegenlande des Mischbuddhismus sofort unüberwindlichen Hindernissen begegnen. Das Pali konnte in Kaschmir nicht durchdringen. Die Versuche schlugen fehl. Das Brahmi, wie das indobaktrische Alphabet Kharosti, das schon seit dem 4. Jahrhundert auf den Münzen indoskythischer Könige zu sehen ist**, setzten ihren Bestand fort. König Kanischka verwendete zumeist das indobaktrische Alphabet auf seinen Münzen. Manche seiner Münzen trugen Palilegenden, aber blieben vereinzelt***.

Die nordindische Zufluchtsstätte des Buddhismus, Nepal, gebraucht heute das Brahmi, aber in einer besonderen Abart, die den modifizierenden Einfluß des Buddhismus bezeugt. Das indobaktrische Kharosti wurde bis tief ins Mittelalter hinein in buddhistischen Klöstern in Khotan und Kaschgar gebraucht, wie zahlreiche bis auf die Gegenwart erhaltene Urkunden in Holz und Leder beweisen. Eine Kharostiliteratur wird in mittelalterlichen Werken der Inder wie der Chinesen erwähnt. Das Kharosti galt allerdings als weniger schätzenswert als das Brahmi und erfuhr eine gewisse Veränderung der indobaktrischen Zeit gegenüber****.

Mit dem Buddhismus des tantrischen Nordindiens kam das Brahmi, das Sanskritalphabet, nach Tibet. Das Jahr 632 bezeichnet das Datum des Einzuges der Religion Buddhas nach Tibet, wie auch der Entsendung einer Delegation aus Tibet nach Indien zwecks Zusammenstellung einer entsprechenden Schrift für die Sprache des

* Die Buddhisten-Welt, II, 26. L. de la Valée-Poussin: Études sur l'histoire de religions, II, Le Buddhisme, 351, 374, Paris 1909. Cecil Bendall: Catalogue of the Buddh. Sanskr. Mss. Preface, X, Cambridge 1883.

** Bühler: Indische Palãographie, 19.

*** Taylor: The Alphabet, II, 327.

**** Indian Antiquity: Journal of oriental research, XXXV, 9, XXXIII, 82, XXXIV, 21, Bombay.

tibetanischen Volkes*. Das vorbuddhistische Tibet war schriftlos. Die heute in Osttibet gebrauchten Zauberhieroglyphen dürften kaum aus dem tibetanischen Altertum herrühren**.

Das eingeführte Sanskritalphabet differenzierte sich jedoch bald in Tibet infolge eines starken Synkretismus und formte sich eigenartig um. Das allgemeine Schriftdifferenzierungsgesetz war hier mittätig. Der Buddhismus, der schon mit nordindischem, mythologischem Volksballast kam, schloß sofort in Tibet mit der einheimischen Bon-Religion, die eigentlich nichts anderes als roher Geisterkultus ist, ein Kompromiß, indem er den Kult der örtlichen Gottheiten, wenn auch in etwas veränderter Form und anderen Namen als zulässig erklärte und ihnen einen Platz im buddhistischen Pantheon einräumte***.

II.

Der hinduistische Buddhismus Nordindiens, sein System der Kompromisse mit den Landesreligionen fortsetzend, kam auch nach Ostasien. Buddhistische Missionäre bekehrten zur Nirwanalehre das große chinesische Volk, dennoch war von einer Umgestaltung des Reiches der Mitte in ein ausschließliches Herrschaftsgebiet der Religion indischer Asketen keine Idee. Der Buddhismus bedeutete bloß ein Plus am Glauben, das die bisherigen religiösen Meinungen der Chinesen nicht einschränkte. »Confutsеanismus, Taoismus und Buddhismus spielen im Leben des chinesischen Volkes dieselbe Rolle und nicht nur bei den niederen Klassen.« Für das chinesische Volk ist die Lehre des Buddhismus mit allen möglichen eigenen und fremden taoistischen und chinesischen Sagen und Persönlichkeiten gefüllt, so daß vom ursprünglichen Buddhismus wenig geblieben ist****. »Die unzähligen Chinesen, welche ein Bild Pusa's ⟨= Bodhisatvas⟩ verehren, sind tatsächlich keine Buddhisten, sie sind es höchstens in den künstlichen Statistiken«†.

Der Mahayana-Buddhismus suchte anfangs die chinesische Ideogrammschrift durch das Brahmialphabet zu verdrängen. Zwischen den Jahren 25—220 n. Chr. fanden mehrere diesbezügliche Versuche statt, doch alle mißlangen, obgleich »nicht wenige chinesische Gelehrte sich dem Vorteil, welchen dieses neue Schriftsystem bot, nicht verschlossen haben«††. Zur Einführung der vorteilhaften Schrift Nordindiens in China fehlte die Voraussetzung einer gründlichen Bekehrung.

Der buntscheckige, mosaikartige Buddhismus Chinas, konnte dessen Schrift nicht wegschaffen, doch verfehlte er nicht, dieselbe umzuprägen. »Erfolgreicher« als der Einführungsversuch des Brahmi in China, »war dagegen der von einem buddhistischen Priester gemachte Versuch, aus chinesischen Zeichen Alphabete oder Syllabarien zu

* E. Bournouf et Ghr. Lassen: Essai sur le Pali, Paris 1826.
** Journal of Royal Asiatic Society, 1885, vol. XVII.
*** Hans Leder: Das geheimnisvolle Tibet, 29, Leipzig 1909.
**** M. Brandt: Japan, China und Korea in Helmolt: Weltgeschichte, II. 83.
† L. de La Vallée-Poussin: Buddhisme. Opinions sür l'Histoire de la Dogmatique. 389. Paris 1909.
†† M. Brandt: Chinesische Schrift 12.

bilden, der in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. stattgefunden hat; die hauptsächlichste Entwicklung und Durchbildung des Systems fällt in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts zur Zeit der Liang-Dynastie (502—556). Durch gemeinsames Wirken indischer und chinesischer Gelehrter wurde nach dem Muster des Sanskritalphabetes eine Reihe von Zeichen für 36 Mitlauter und 108 Selbstlauter hergestellt und nach den Organen, mittels derer sie hervorgebracht werden, geordnet.« Etwa um das Jahr 500 führten die Buddhisten in China das Unterscheidungssystem »tsie« bei gleichen Ideogrammen ein. Dieses System fand allgemeinen Eingang in Gelehrtenkreisen. Die chinesische Ideogrammschrift als solche erfuhr unter dem Einflusse des Buddhismus auch eine bedeutende Bereicherung, vermehrte sich bis Anfang des 10. Jahrhunderts um 26.430 neue Zeichen*. Buddhistische Bücher in chinesischer Sprache sind bereits durch ihr Äußeres, Einband, Papier kenntlich.

Der Buddhismus, der vom Gestade Chinas über das Gelbe Meer nach den Inseln der aufgehenden Sonne getragen wurde, hat auch dort nicht umhin können, die Gestalt einer ausgesprochenen Mischreligion anzunehmen. In Japan vermischte das Volk die Lehren Buddhas mit dem Schintoglauben. Selbst diejenigen, die reine Buddhisten sind, verrichten ihre Gebete und bringen ihre Gaben an zweierlei Stätten dar — im Tempel der Gemeinde und am Hausaltar**.

Das Alphabet des Mahayana, die Schrift Kaschmirs und seiner nordindischen Nebenländer, konnte sich in Japan, ebenso wenig wie im Reiche der Mitte, festsetzen. Die durch den Buddhismus ins Land gebrachte tibetanische Abart der Brahmischrift vermochte im Staate des Mikado keinen größeren Wirkungskreis als den der Magie zu erlangen. In Japan wird bei abergläubischen Bräuchen und zu Zwecken der Zauberei die tibetanische Schriftvarietät gebraucht***.

Der Buddhismus, der im japanischen Inselreiche dem Sanskritalphabet in der Literatur keinen Eingang zu verschaffen wußte, war nicht destoweniger für das Schriftwesen Japans schicksalsbestimmend. Die Religion nordindischer Gestaltung bewirkte, daß die in Japan verwendete chinesische Ideogrammschrift eine Umbildung erfuhr, die stark an das Sanskritalphabet gemahnt. Die chinesische Schrift wurde unter dem Einfluß des Buddhismus zur Kanaschrift vereinfacht, die nach Ansicht vieler Japanologen einfach dem Sanskritalphabet nachgebildet wurde. Außer dieser Umbildung hat der Halbbuddhismus Japans den Ansporn gegeben, zu einer ganzen Reihe von künstlichen Schrifterfindungen wie Moritsune, Iyo, Taneko usw., die jedoch alle keines Erfolges sich erfreuten und bald der Vergessenheit anheimfielen****. Es ist eben kein konfessioneller Bruch mit der Vergangenheit erfolgt.

* ibid., K. Wuttke: Entstehung der Schrift 323 f.
** Hearn: Kyushu 244.
*** Wuttke: ib. 436.
**** Katasato: Zur Erklärung der altjapan. Schrift 28, 33, 38. Leyden 1901.

Eine Mischreligion ist auch der Buddhismus in einem Lande Hinterindiens, in Annam. Im Gegensatz zu Siam oder Kambodscha nahm dort der Buddhismus in sich viele fremde Glaubenselemente auf, verwuchs mit dem Konfutseanismus und Ahnenkultus*. In Annam blieb darum dem Alphabet des südlichen Buhdhismus dem Pali, das dort sonst in allen Nachbarstaaten wohl verbreitet ist, jeder Erfolg aus. Auch vom Sanskritalphabet zeigt sich dort keine Spur. Die Landesschrift Annams ist ein auf die chinesische Ideogrammschrift sich stützendes Lautalphabet. Der synkretistische Buddhismus reduzierte dort das chinesische Buchstabenchaos auf eine beschränkte Anzahl von phonetischen Zeichen.

Ähnlich wie Annam gebrauchte auch das Volk der Hsi-Hsia, das im Nordwesten Chinas einst im 8. bis 11. Jahrhundert blühte und dann ganz verschollen ist und von seiner einstigen geistigen Tüchtigkeit tausende Bücher, die unlängst in einem buddhistischen Grabe gefunden wurden, Zeugnis ablegen — eine aus der chinesischen Ideogrammschrift, höchst wahrscheinlich unter dem Einflusse eines synkretistischen Buddhismus herausgebildete Lautschrift**.

Zwischen den unter buddhistischer Patronanz umgeformten Schriftvarietäten Chinas und seiner Einflußländer und der Religion Buddhas bildete sich mit der Zeit ein gewisses inneres Verwandtschaftsgefühl heraus. In der nordbuddhistischen Literatur erlangte die chinesische Schrift neben Brahmi und Kharosti frühzeitig eine gewisse Weihe. Ein ostasiatisches Volk, das des ostasiatischen hybriden Buddhismus los wurde, mußte dann mit der Zeit auch die chinesische Schrift verwerfen.

Burma, das den Buddhismus einst über China bekommen hat, worauf zahlreiche Termini des buddhistischen Religionslebens hinweisen und sich dann von dem zweifelsohne synkretistischen Mahayana-Buddhismus Chinas — dem Südbuddhismus des Hinayana zuwandte***, weiß heute von keiner anderen Schrift als den Palilettern.

Viel plastischer läßt sich dasselbe Ereignis in Korea erblicken. Korea war ursprünglich ein buddhistisches Land. Im Jahre 382 wurde der aus China importierte Buddhismus Landesreligion. Gleichzeitig entstanden damals auf dieser Halbinsel des fernen Ostens chinesische Schreibschulen. Noch tiefer faßte das chinesische Schriftwesen in Korea Wurzel, als Korea dann chinesischer Vasallstaat wurde und die Religion wie die Literatur Chinas in der politischen Verwaltung ihre Stütze hatte****.

Gegen Schluß des 14. Jahrhunderts erfolgte mit dem Buddhismus in Korea ein jäher Ruck bergab. Die Wang Kien-Dynastie, die im Jahre 1392 zur Herrschaft im koreanischen Staate gelangte, nahm gegen den Buddhismus einen rücksichtslosen Vernichtungskrieg auf.

* British Encyclop. 11th. ed. II 62.
** R. Stübe: Die Schriftdenkmäler der Hsi-Hsia in: Archiv für Schriftkunde I. 51.
*** Indian Antiquity XXXV 211.
**** Joseph H. Longford: The Story of Korea 98. Leipzig 1911.

Der Intelligenz sollte der Konfutseanismus genügen. Den Höhepunkt erlangte dieser gouvernementale Feldzug gegen die Nirvanareligion in den Jahren 1436 bis 1469. Buddhistische Tempel und Klöster wurden geschlossen. Buddhistische Priester durften bei Ehen nicht mehr assistieren, bei Begräbnissen die kultischen Zeremonien nicht erledigen. Seit damals vermochte der Buddhismus in Korea sich nie mehr aufzuraffen. Könige Koreas, die es versucht haben, die buddhistische Religion in ihrem Staate wieder herzustellen, wurden mehrmals des Thrones verlustig erklärt und verjagt*. In der Gegenwart sind die in Korea vorhandenen Buddhapriester in allgemeiner Verachtung und unwissend. Die offizielle Religion ist der Konfutseanismus. Das Volk huldigt ungestört einer Abart des nordasiatischen Schamanismus**.

Der Bruch mit dem Buddhismus, der in Korea so radikal und gründlich sich vollzog, hatte zur Folge die Beseitigung der Schrift, die sich in Ostasien mit dem dort charakteristischen Misch-Buddhismus assoziierte, die Wegräumung der chinesischen Schrift aus Korea. Der literarische Konfutseanismus konnte der Schrift Chinas im antibuddhistischen Korea keine Lebenssäfte verleihen. Um das Jahr 1450 erfand der Koreaner Sejong mit Hilfe einiger Literaten eine neue Schrift, das Onmun, das nebenbei bemerkt nach Ansicht von Fachleuten das bestausgebildete Alphabet der Welt ist, das sofort die Stelle der chinesischen Schrift in Korea einnahm und bis heute das Exterieur der koreanischen Literatur ausmacht. Etwas früher, im Jahre 1403, propagierten die koreanischen Könige bewegliche Drucktypen aus Kupfer und verbanden mit ihrem Kampf gegen den Buddhismus eine Revolution auf dem Gebiete der Vervielfältigungskunst von Schriftstücken***.

III.

Ein eigenartiges Schicksal begegnete dem Buddhismus bei einigen Völkern Mittel- und Ostasiens, wo die neben der südlichen buddhistischen Kirche Ceylons, Hinterindiens und der östlichen Kirche Chinas, Japans, selbständig geformte nördliche Kirche Tibets, der Mongolei etc. besteht****.

Der Buddhismus trat in vielen Gebieten des fernen Asien das Erbe des Christentums an. Ein ansehnlicher Teil der heutigen Bekenner des Buddhismus, in seiner speziell lamaischen Formation sind Nachkommen von Vorfahren, die einst mehr oder weniger im Banne der Religion des Märtyrers von Golgatha standen.

Die Werbekraft des Nestorianismus in Zentralasien war auf die verschiedenen Turkvölker nicht beschränkt, er griff seinerzeit auch nach Tibet und der Mongolei hinüber. Der nördliche Teil des Tibet, die Provinz Tangut, wimmelte einst von Christen. Im 13. Jahr-

* ib. 104, 127, 134.
** Brit. Enc. XV. 911.
*** Longford ib. 134.
**** H. Haas: Der Buddhismus der Japaner in: Kultur der Gegenwart ib. 222.

hundert berichteten europäische Augenzeugen über die dort zahlreichen Bekenner der christlichen Religion und über die vielen dortigen Kirchen. Das Christentum dürfte in Nordtibet damals schon hohen Alters gewesen sein. Im mittelalterlichen Europa kursierte sogar eine Sage, daß von dem nordtibetanischen Tangut die drei Könige des Evangeliums nach Bethlehem gezogen wären und sie dann zurückgekehrt ihrem Volke das Christentum gebracht hätten*.

Die Mongolen standen lange unter dem Einflusse der christlichen Uiguren. Die Schriftführer und Sekretäre der Mongolen waren durch große Zeiträume des Mittelalters ausschließlich die sich zum Christentum bekennenden zentralasiatischen Türken**.

Teile des mongolischen Volkes dürften einst vom Glauben der Uiguren sich angezogen gefühlt haben. In der mongolischen Steppe werden heute nicht selten christliche Kreuze gefunden***. Im Jahre 1248 kamen Gesandte des Mongolenkaisers nach Rom mit einem Brief an den Papst, hinsichtlich eines Bündnisses gegen die Griechen. Um das Jahr 1250 gingen in Europa Gerüchte von einer Bekehrung der Mongolen zum Christentum****. Päpstliche Gesandtschaften erschienen gleichzeitig wiederholt im fernen Asien vor den Chanen der Mongolen, so drei Franziskaner im Jahre 1246 als Träger einer päpstlichen Bulle. König Ludwig der Heilige sandte einen Unterhändler, André de Lonjumel, bis nach Karakorum in die Sommerresidenz der Chane. Im Jahre 1252 war der Minoritenbruder Wilhelm Ruysbroeck am Hofe Mangu Chans ein halbes Jahr†.

Die Europäer, die nach dem mongolischen Asien gelangten, wurden nicht ganz enttäuscht. Der Sohn von Dschengis Chan war Christ. Zwei Schwiegersöhne von Kublai Chan, die Gouverneure der Provinz King-Tschang waren, bekannten sich zur Religion Christi. Lonjumel, der Gesandte des Franzosenkönigs, feierte in Karakorum Ostern prunkvoll in einer bodenständigen Kirche. Die Mongolenchane selbst zeigten sich dem Christentum sehr gewogen und ein solcher Mongolenkaiser äußerte sich einer europäischen Gesandtschaft gegenüber: »der christliche Glaube ist allen anderen Glaubenssystemen vorzuziehen und ist der einzige Weg des Heils«††.

Die christlichen Mächte Europas suchten in jener Zeit im machtvollen Mongolentum eine Stütze gegen den Islam und das ökumenische Schisma zu werben, um den mohammedanischen Keil, der das Abendland von der großen asiatischen Welt trennte, zu beseitigen. Der seit dem Verfall des großen römischen Weltimperiums der Antike, erste richtige Weltstaat wirkte blendend. Das Reich der

* Wilhelm Walther: Die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung in Helmolt: Weltgeschichte IV, 211.

** Theodore Roosevelt: Foreword VIII in Jeremiah Curtin: The Mongols, London 1908.

*** Walther l. c. 212.

**** Matthäus Paris: Historia major 570, 654, 667.

† Oskar Peschel: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, 13. Stuttgart 1877.

†† Marcus Paulus: De regionibus orientalium I, c. I.

Mongolen umspannte ganz Asien von der Küste des Gelben Meeres bis an das syrische Gestade, umfaßte daneben auch Osteuropa. Ein großartiger wirtschaftlicher und zivilisatorischer Verkehr nahm seinen Anlauf. »Alle Kulturländer waren in Verbindung gebracht, alle Straßen waren offen und Vertreter aller Völker erschienen am Hofe von Karakorum.« Nebst politischen Delegierten strömten nach Zentralasien auch europäische Handwerker. Ein Goldschmied aus Paris verfertigte für Mangu Chan das Hauptprunkstück seines Hofes, einen silbernen Baum. Daneben stellte sich der ferne und nähere Orient in den Hauptsitzen der Mongolen ein. Es siedelten sich in Karakorum chinesische Handwerker an. Arabische und persische Kaufleute eröffneten in der mongolischen Weltmetropole ihre Läden. Aber nicht nur Ware und Handwerkskunst, auch Literatur wurde ausgetauscht. Zahlreiche arabische Werke wurden damals in die Sprache des mongolischen Hauptlandes, ins Chinesische übersetzt. Mathematische und astronomische Bücher der Perser kamen ins Land*. Die Völker, bis nun zersplittert und isoliert, begannen von einander Kenntnis zu nehmen. Mongolische Reisende erschienen damals nicht nur in Rom aber auch in Paris, Lyon, London, Barcelona. Die gerade damals im 13. Jahrhundert in Europa »erfundenen«, in China seit altersher bekannten Kulturerzeugnisse, wie Papier, stereotyper Druck, Magnetnadel, Schießpulver usw. dürften in diesem Austausch ihren Ursprung gehabt haben**.

Die Mongolen formten sich jedoch nicht zu einem Stützpunkt und Schutzdamm des katholischen Christentums in Asien. Die Beziehungen zu Europa waren zu sporadisch. Die eigentliche große christliche Welt blieb jenseits der Grenzmarken des Mongolenreiches. Kurz nach der Ankunft der westeuropäischen Gesandtschaften erlag das Mongolentum buddhistischem Einflusse und der Chan bekehrte sich im Jahre 1264 zur Lehre Buddhas. Nun begann ein Bergab mit den Resten des mittel- und ostasiatischen Christentums. Von den christlichen Nordtibetanern wurde es plötzlich still, wenn auch in Tibet noch lange im stillen das Licht des Christentums schwelte. Der letzte Metropolit der zentralasiatischen Christen, Jubala, hatte noch mehrere Jahrhunderte später seinen Sitz östlich Kukunoor in Tibet***. Ein Teil der ehemaligen christlichen Türken ging auch zum Buddhismus über. Buddhistische Türken gab es bis ins 17. Jahrhundert hinein.

Dieser Anschluß von großen christlichen Massen in Zentralasien an den Buddhismus konnte für eine solche rezeptive, aufnahmsfähige und -gierige Religion, wie sie der nördliche Glaube des Mahayana ist, nicht ohne tieferen Einfluß gewesen sein.

Mit dem 13. Jahrhundert begann der Buddhismus in Tibet und in der Mongolei sich umzuformen, eine neue Gestalt anzunehmen. Sowohl in die Organisation wie in den Kultus kam ein neuer Zug.

* Schultz: Hochasien in Helmolt: Weltgeschichte, II, 175.

** Laurient: La féodalité et l'eglise 465. Meißner und Luther: Erfindung der Buchdruckkunst 12.

*** Hans Leder: Der geheimnisvolle Tibet. 42. Leipzig 1909.

Der Buddhismus bereicherte sich in diesen Ländern um eine ganze Reihe neuer Riten und Gebräuche. Es entstand der »lamaische« Buddhismus. Die Quelle der zeremoniellen und doktrinären Neuigkeit des Lamaismus läßt sich leicht im Glauben der vorbuddhistischen Zeit dieser Völker feststellen. An das Christentum gemahnt im lamaischen Buddhismus die hierarchische Organisation der gesamten Geistlichkeit mit einem Papste ⟨Dalai Lama⟩ an der Spitze, das gottesdienstliche Rituale, die Anlage und die innere Einrichtung der Tempel, der nie fehlende Heiligenschein auf Bildern, der Gebrauch von Weihwasser und Weihrauch, die Verwendung von Rosenkränzen und Glocken, »was alles dem eigentlichen Buddhismus fremd ist«*. Zu all dem tritt noch das eigentümliche lamaische Dogma von der Menschwerdung Gottes bei. Im Lamaismus erscheint vor uns eine Verbindung der Lehre Sakiamunis mit den Riten der Kirche Christi, wie sie in zahlreiche ähnliche mit dem Sivaismus, Konfutseanismus, Schintoismus, der Bon-Religion usw. einging. Zu Beginn der Neuzeit, als christliche Missionäre nach Tibet und der Mongolei kamen, waren sie erstaunt, in dem tibetanisch-mongolischen Buddhismus so viel dem Christentum Ähnelndes zu sehen und beurteilten diesen als »Afterkirche«, als diabolische Nachbildung der göttlichen Kirche, als »Werk des Teufels«**.

Dieser christlich-buddhistische Synkretismus, der von vielen auch neuzeitlichen Forschern so oft mißverstanden wurde, blieb nicht ohne Folgen für die Schrift der »lamaischen« Völker.

Kubilai-Chan, als er den Glauben Buddhas für sein Volk annahm, beauftragte Baschpa, das Oberhaupt seiner neugeschaffenen Reichskirche, auf Grund der tibetanischen Buchstaben ein neues Alphabet für die mongolische Sprache zusammenzustellen. Das von Baschpa adoptierte tibetanische Alphabet wurde auch im Jahre 1269 amtlich eingeführt und auf vielen Inschriften verwendet***, doch stieß diese buddhistische Schrift trotz ihrer behördlichen Förderung auf unüberwindliche Hindernisse und verlief sich bald im Sande. Die Schrift der zentralasiatischen Christen, die Schrift der Uiguren der früheren christlichen Zeit verblieb weiter bei den Mongolen. Das Alphabet der Christen ließ sich ebensowenig wie die Riten und Bräuche des ehemaligen Christentums entwurzeln.

Der hinzugekommene Buddhismus, der die Buchstaben der früheren Religion nicht beiseite schieben konnte, ließ dieselben doch nicht unberührt. Gelehrte Lamas reformierten die syrisch-uigurische Schrift auf eine besondere Weise, indem sie ihr statt der früheren linksläufigen eine rechtsläufige Richtung gaben und auch derselben fünf Lettern aus der buddhistisch-tibetanischen Schrift einverleibten. Die so erweiterte Mongolenschrift heißt Mongol-Galik****. Nach einer mongolischen Tradition soll Gordan, ein Bruder Kubilai-Chans, der

* Leder: Der geheimnisvolle Tibet. 43.
** Ratzel: Völkerkunde. II. 72.
*** Leder: Ibidem, 38 squ.
**** Taylor: The Alphabet. I. 303. British Encyclop. XVIII. 721.

für die Ausbreitung des Buddhismus bei den Mongolen viel gewirkt hat, die syrisch-uigurische Schrift in die charakteristisch mongolische umgeformt haben*.

Die reformierte Uigurenschrift wurde zum Alphabet des lamaischen Christiano-Buddhismus der Mongolen. Die Tibetaner rezipierten jedoch diese Schrift nicht, da die meisten von ihnen ja schon von altersher Buddhisten waren, eine Abart der Sanskritschrift gebrauchten und der christliche Zusatz des Lamaismus, obwohl für das Beharren einer Schrift maßgebend, doch zu wenig stark war, um eine bereits durch Jahrhunderte des Glaubenslebens festgeankerte Schrift aus dem Lande zu schaffen.

Die aus religionsgeschichtlichen Gründen trotz ihres gemeinsamen Lamaismus herbeigeführte Trennung in Bezug auf Schrift zwischen Mongolen und Tibetanern hat auch in konfessionellen Organisationsverhältnissen ihr Gegenbild. Der Kutuchtu, der oberste Würdenträger der mongolischen Kirche, betrachtet den Dalai Lama, den höchsten Prälaten der tibetanischen Kirche, der gleichzeitig der Papst des gesamten Lamaismus ist, als Nebenbuhler und ignoriert ihn vollständig. Bei einem Besuche des Dalai Lama in der Mongolei, der vor einigen Jahrzehnten stattgefunden hat, fehlte der Kutuchtu bei einem Hauptempfange. Der lamaische Polytheismus macht eine Monpolstellung des Dalai Lama unmöglich**. Nicht nur der Dalai Lama, auch viele andere Lamas sind wiedergeborene Götter und genießen religiöse Sonderstellung***.

Dem tibetanisch-mongolischen synkretistischen Buddhismus traten mit der Zeit mehrere andere Völker bei, so Mandschus, Kirgisen, Buriäten, Kalmücken. Diese alle nahmen, dem Charakter des Lamaismus gemäß, nicht die Schrift der Tibetaner, sondern die der Mongolen an. Der lamaische Buddhismus ist in seinem Wesen mit einer christlich-nestorianischen Signatur behaftet. Die mongolische Schrift spaltete sich bei den Proselytenvölkern allerdings in mehrere Unterarten, so bei den Mandschus, Kalmücken, doch sind die Differenzen bloß gering**** und entsprechen den Strukturverschiedenheiten dieser Völker, die im Besitze eigener lamaischer Götterinkarnationen ein autokephales Religionsleben führen.

Der Buddhismus feierte Verbrüderung auch mit dem Manichäismus in Zentralasien. Die manichäische Religion trug vor ihrem Verschwinden von der Bildfläche Mittelasiens starke Kennzeichen einer Durchsetzung mit buddhistischen Elementen, sie löste sich auch dann im Buddhismus auf. Die Buddhisten des manichäischen Religionsgebietes, manichäische Übergangsgestalten im Lager Sakiamuni's, gebrauchten oft im zentralen Asien für ihre Religionsbücher die manichäische Schrift, doch sind buddhistische Handschriften im Manichäeralphabet trotz der formellen Letterngleichheit sofort an

* Leder: Ibid. 38.
** Leder: Der geheimnisvolle Tibet. I. 5.
*** Buddhistische Welt. II. 18.
**** Taylor: The Alphabet. I. 303. British Encyclop. 11th edition. XVIII. 720.

verschiedenen Äußerlichkeiten zu erkennen. »Die Interpunktionszeichen der Manichäer, schwarze mit Mennigrot umrandete Punkte, kommen niemals in buddhistischen Manuskripten vor.« Auch der Einband buddhistischer Bücher im Manichäeralphabet unterschied sich vom Einband der manichäischen Werke in derselben Schrift. »Buddhistische Werke sind niemals auf westliche Weise geheftet, sondern erscheinen immer in indischen Potbüchern, Buchrollen und Faltbüchern*.«

IV.

Auch die anderen Religionen Indiens hatten dem Mahayana-Buddhismus ähnlich, nicht immer die Eignung, volle Triumphe zu feiern.

Der Brahmanismus, der schon im nördlichen Teile Vorderindiens eine mehr formelle Geltung hat, erfreut sich im Süden der Gangeshalbinsel erst recht kaum der Bedeutung eines äußeren, bloß die Oberfläche berührenden Firnisses.

In Südindien stellte sich dem Brahmanismus eine organisierte Religionsgemeinschaft entgegen, die auf heimatlichem Boden bis heute viel mehr Zähigkeit als der Buddhismus zeigt: die Dschainareligionsgruppe. Im vorbrahmanischen Südindien hielten lange das Heft in der Hand die Dschainas. Die Könige Südindiens empfingen, wie noch vorhandene Inschriften uns mitteilen, im 4. und 5. Jahrhundert der üblichen Ära die Dschainamissionäre mit großem Eifer. Die größte Blüte des Cera-Königreiches in Südindien war die Glanzzeit des Dschainismus vom 3. bis 7. Jahrhundert. Unter dem Einfluß der Dschaina formte sich Südindien einen eigenen Alphabettypus, der sowohl vom brahmanischen Devanagari wie vom buddhistischen Pali abweicht. Die ältesten Denkmäler der altsüdindischen Schrift der Cera rühren von Dschainas her**.

Die Dravidas haben nach ihrem Beitritt zur brahmanischen Religion von ihrer bisherigen Glaubensvergangenheit sich nicht lossagen können. Die Literaturen der dravidanischen Hauptvölker Südindiens, der Tamil, Telugu und Kanaresen ruhen bis heute »auf der Grundlage, die die Dschainamönche geschaffen haben«***. im Vordergrund des südindischen Volksglaubens steht noch gegenwärtig wie in ältester vorbrahmanischer Zeit, primitiver Fetischismus und die Verehrung der bösen Geister, der Bhutas.

Der synkretistische Brahmanismus hat in Südindien die frühere von den Dschainas gepflegte Landesschrift in den meisten Fällen nicht verdrängen können. Die Einführung des Devanagari hat trotz zahlreicher Versuche nicht viel Erfolg geerntet.

Die Brahmanen, die die dravidanischen Schriftzeichen beibehielten, konnten nicht umhin, diesen ein von dem der Dschainas verschiedenes Gepräge zu geben. Das heutige Grantha-Alphabet, ein Nachkomme der Ceraschrift, das bei den Dschainas bis auf die Gegen-

* Sitzungsbericht der preuß. Akademie der Wissensch., Berlin 1909, S. 1204.
** Burnell: South-indian Paleography, 35.
*** Bühler: Über die indische Sekte der Jaina, 18, Wien 1887.

wart ihre ursprüngliche rundliche Form bewahrt hat, wird von den Brahmanen in einer Quadratform ‹square hand› geschrieben*. Die Brahmanen erzeugten auch die Telugu-Schrift, die sich von dem dravidanischen, kanaresischen Alphabet erst in der Zeit 1000 bis 1300 spaltete**. Da die Dschainaherrscher die kanaresische Literatur pflegten, gaben die Brahmanen einen Ansporn zur Teluguliteratur und formten aus der alten Landesschrift eine neue Schriftart***. Die Telugulettern werden in der letzten Zeit hauptsächlich von der brahmanischen Sekte der Vischnuanbeter vorgezogen, den Vaischnavos, die in dieser Schrift sogar Bücher in der Tamilsprache drucken****. Die kanaresische Schrift erfreut sich gegenwärtig einer Vorliebe bei den brahmanischen Sivaiten, die Kanareserschrift wird ebensowenig wie das Telugu von den Grenzen der heimatlichen Kanaresersprache eingeengt und sie wird auch für die Kokanisprache in der Präsidentschaft Bombay, wie auch für die Tulusprache gebraucht. Außer den Sivaiten und Vaischnaviten gibt es in Südindien noch eine charakteristische Religionspartei, deren Religionsform Lingavat heißt und Brahma und Siva als einen Gott unter dem Namen Harihara anbeten†. Die Bekenner dieser Religionsform rekrutieren sich hauptsächlich aus den Tamilen und diese bildeten sich aus dem alten Dravidenalphabet ein eigenes Tamilalphabet. Das Tamilalphabet wird sowohl für die Sprache der eigentlichen Tamilen wie für die Sprachen fremder Völkerschaften, der Toga und Badaga, verwendet.

Die Dschainareligion, die die Grundlage zur Sonderbildung der Dravidenschrift abgab, führt seit vielen Jahrhunderten, speziell in Nordindien, ein Schattendasein. Einerseits haben sie die Kasteneinteilung beibehalten, anerkennen alle Gottheiten der Brahmanen††, anderseits wieder nahmen die Dschainas die Allüren der Buddhisten an, sind von ihnen äußerlich wenig verschieden und die Hindus bezeichnen sie mit demselben Namen†††. Die Verquickung des Dschainismus mit dem Buddhismus ist eine so tiefgehende, daß selbst die Gelehrten desorientiert sind. Während die einen die Dschainareligion für ein selbständiges Glaubenssystem, das noch etwas älter ist als der Buddhismus, halten, nehmen die anderen den Dschainismus für eine buddhistische, sehr alte Sekte††††. Die Dschainareligion hat die Schrift, die sie in ihrer südindischen, frühmittelalterlichen Domäne herausgebildet hat, in solchen ungeklärten, konturlosen Mischverhältnissen selbstverständlich auf den Herrschaftsgebieten des Brahmanismus und Buddhismus bei ihren zwitterhaften Bekennern

* Burnell: South-indian Paleography, 41.
** S. Krishnawami Ayiangar: Ancient India, 35, London 1911.
*** Burnell, ib., 28.
**** Ib., 58.
† British Encyclop., XV, 647. Catholic Encyclopedia, III, 551, New York.
†† L'Univers: Inde, 203.
††† Heinrich Kern: Der Buddhismus, 17, Leipzig 1882.
†††† Albrecht Weber: On the history of Religion in India. Indian Antiquity, XXX, 283.

nicht durchsetzen können. Die nordindischen Dschainabekenner gebrauchen die Schriftarten der Brahmanen, jedoch in umgestalteter Form. Die nordindischen Guptainschriften des 4. und 5. Jahrhunderts, die von den Dschainas herrühren, zeigen eine Mischung mit südlichen Formen*. Das Devanagarialphabet der Neuzeit, das von den nordindischen Dschainas stark benützt wird, hat eine spezielle Dschainaabart, von der bereits im siebenten Kapitel die Rede war.

c) Das antike Christentum.

I.

Das ursprüngliche Christentum ging vom Judentum und von Juden aus. »Urchristentum ist nichts anderes als jesus- und messiasgläubiges Judentum.« Der Monotheismus, die Angelologie, die Satansvorstellung, wie auch die gesamte alte kanonische Literatur gingen vom Judentum zum Christentum über. Juden waren die Apostel, Juden die ersten Märtyrer. Der Messianismus in seiner alten Urform war zentrale jüdische Volkshoffnung. Viele jüdische Feiertage, wie Ostern, Pfingsten wurden vom Christentum rezipiert. Der Sonntag entstand als bloß verschobener Samstag. Der Synagoge hat auch die christliche Kirche einen guten Teil ihrer Formen zu verdanken. »Von dort her stammen die Hauptfaktoren des christlichen Gottesdienstes, nämlich Schriftverlesung, Gebet, Predigt. Im jüdischen Midrasch hat die christliche Predigt ihren Ursprung. Ausdrücke wie Amen, Halleluja, Hosianna und andere, verraten schon an ihrer Außenform den jüdischen Charakter**«. Der älteste Baustil der Kirchen, die Basilikenform, war alter Synagogenstil im vorchristlichen Alexandrien***. Der vermutliche Beschneidungstag Christi, der achte Tag nach dem Weihnachtsfest, die »dies circumcisionis Domini Christi****«, wurde im Mittelalter zum Neujahrstag. Der 40. Tag nach dem Weihnachtsfest, dem Geburtstag Christi, an dem nach jüdischem Ritus die gebärende Mutter sich gereinigt haben soll, wird als großer kirchlicher Feiertag ⟨2. Februar⟩ begangen. Die Kirche ist »eine Transformation eines älteren Gebildes, eine Transformation der Judenkirche und der Synagoge«. »Das Netzwerk der Synagogen stellt die Mittelpunkte und Linien der christlichen Propaganda ⟨im Altertum⟩ im voraus dar†«. Das älteste Christentum, das Judenchristentum, setzte auch den Gebrauch der hebräischen Schrift fort. Die Judenchristen schrieben sowohl syrisch wie arabisch mit hebräischen Lettern. In den syrischen Kirchen wurde bis Ephraem

* Georg Bühler: Indische Paläographie, 47. ⟨Grundriß der indoarischen Philologie, I, 11. Heft.⟩

** G. Hoenicke: Katholische Kirche und Judentum in: Preußische Jahrbücher CLIX, 85.

*** Sukka 51b, vgl. auch Joma 25a. Die christl. Basiliken sind jedenfalls aus den römischen Stadthallen nicht entstanden. Die neuere Kunstgeschichte konstatiert eine Verwandtschaft der altchristl. Basiliken mit den altsyrischen Grabringbauten ⟨Gurlitt: Geschichte der Kunst. I, 198. Stuttgart 1902.⟩

**** Gregorius Magnus: Migne LXXXVIII 36, 191. Rabanus Maurus: Migne CX 1221.

† Harnack: Kultur der Gegenwart. IV 2, 132.

das Alte Testament in hebräischer Sprache und Schrift vorgelesen. Der syrische Brief Christi an Abgar, soll nach dem Bericht von Thurneisser im Jahre 1596, mit hebräischen Buchstaben geschrieben gewesen sein. Jedoch das große Weltchristentum griechischer und syrischer Zunge, das unmittelbar von jüdischen Propagatoren begründet wurde, rezipierte nicht trotz der großen jüdischen Erbschaft das Alphabet der Hebräer. Die offizielle Pentateuchübersetzung der Juden in syrischer Sprache, das Targum Onkelos wurde zum Gebrauch der christlichen Syrer ins syrische Alphabet umschrieben, etwas umgearbeitet und als Peschittho zur offiziellen Übertragung der syrischen Kirche erhoben*. Die syrischen Christen schlossen sich an die Judenchristen graphisch nicht an. Ebensowenig kümmerten sich die griechischen Christen um den zweifellos hebräischen Schriftgebrauch der integralen Hellenojuden.

Das Motiv der Ablehnung der hebräischen Schrift durch das weltliche Christentum liegt im Synkretismus desselben, in dem starken Zusatz an nichtjüdischen Elementen, die der Jesuglaube bei seinem Eindringen in die polytheistische Welt in sich aufnahm.

Die Heilsbotschaft, die die Welt eroberte, war nicht die Religion der traditionstreuen Judenchristen, sondern das von Paulus reformierte Heidenchristentum, das sich im offenen Gegensatz zum alten Judenchristentum befand. Das Heidenchristentum führte zwar zahlreiche jüdische Bestandteile mit sich, entbehrte aber auch gute Stücke der alten jüdischen Tradition, warf über den Haufen die buchstäbliche Beobachtung der Riten mit ihrem geschlossenen Drill, öffnete heidnischen Einflüssen Tür und Tor und gestaltete sich bald zu einer ganz neuen, hybriden, auch im Heidentum tiefe Wurzel habenden Religion. »Aus seiner starken und schnellen Verbreitung erwuchsen dem Christentum große Gefahren. Je umfangreicher die Gemeinde wurde, um so ausschließlicher wurde ihr heidenchristlicher Charakter**.«

Der jüdischen Erbschaft des Christentums steht auch ansehnliches heidnisches Lehngut gegenüber. Die Eucharistie entstand nach Analogie heidnischer Kultmahle. Das Zeigen des Allerheiligsten zur Adoration scheint im Anschluß an eine ähnliche Praktik des Isiskultus üblich geworden zu sein. Der Geburtstag Christi wurde an demselben Tage festgelegt, an welchem die Heiden die Wiedergeburt der unbesiegbaren Sonne feierten***. Der Allerseelentag knüpfte an die heidnischen Parentalia an****. Die christlichen Bittgänge, die Rogationes entstanden als Umbildung der heidnischen Amburbalien. Die sogenannte Litania major am St. Marcustage ⟨25./IV.⟩ ist eine Umformung der heidnischen Robigalia, des Umganges für die Saaten, um sie vor dem Brande zu schützen†. Der Monotheismus söhnte sich mit dem

* Berliner: Targum Onkelos II, 126. Berlin 1884. Schönfelder: Onkelos und Peschittho. München 1869. Gesenius: Gesch. der hebr. Sprache 87.

** Achelis: Das Christentum in den ersten drei Jahrh. Leipzig 1912.

*** Gerh. Löschker: Judentum und Heidentum im christlichen Kult, 21, 25, Bonn 1910.

**** Hefele: Lehrbuch der Kirchengeschichte, 317, Anm. 5.

† W. Möller: Lehrbuch der Kirchengeschichte, I, 546.

üblichen heidnischen Trialismus aus. Der Heiland wurde zum Sohne Gottes, der stirbt und wiederauflebt, zu einem naturalistischen Symbol des Frühlings, wie es alle polytheistischen Religionen des Ostens kannten (Marduk, Horus, Adonis, Tammuz). In der altchristlichen Kunst figuriert Christus als »pastor bonus« in der Gestalt von Orpheus. Die Mutter Christi verschmolz mit der Göttermutter, mit der himmlischen Jungfrau aller alten Kulte und wurde zur Mutter Gottes. Die Engel sind auf Särgen antiker Christen nichts anderes als Genien, nackte, geflügelte Knaben. Zahlreiche Heidengötter wurden im Christentum zu Heiligen umgebildet und beibehalten*. Von altchristlichen Künstlern wurden Psyche und Amor konserviert. Die Christen trugen bis über das Jahr 250 hinaus kein Bedenken vielfach Eigennamen aus der heidnischen Mythologie und Mantik zu verwenden, während die hellenistischen Juden im großen und ganzen solchen Namen gegenüber sich ablehnend verhielten**.

In den ersten christlichen Jahrhunderten gab es unter den Christen sogar ausdrücklich, ohne viel Umschweife polytheisierende Sekten. Die Simonianer versicherten von Simon Magus, er wäre Christus, gleichzeitig galt er aber auch als Jupiter. Eine Genossin von ihm, die Helene hieß, wurde als Minerva verehrt. Die sektiererischen Karpokratianer beteten die Bilder Jesus', Paulus', Homers und Pythagoras' an. Die Apelliter glaubten, es gäbe zwei Götter, einen guten und einen bösen***. Ein scharfer heidnischer Dualismus mit einer polytheistisch anmutenden himmlischen Hierarchie der Aeonen bestand bei den für Geschichte der alten Kirche bedeutungsvollen Gnostikern. Die heidnisch-dualistischen Manichäer wurzelten auch zum Teil im Boden der christlichen Religion. Derselbe religiöse Synkretismus, der im Bereiche des Mahayana-Buddhismus die Landesalphabete vor Vernichtung erwehrte und auf den Malediven schirmend auftrat, war es auch, der die Schriftsysteme der christlichen Griechen und Syrer vor Vernichtung schützte. Wahrscheinlich ist es, daß hier daneben in mancher Beziehung auch die Tatsache mitwirkte, daß das Heidenchristentum an das griechisch-schriftliche, sich auflösende alexandrinische Judentum anknüpfte und mit der Septuaginta und der Logoslehre auch das Schriftbeispiel dieses Mischjudentums befolgte und das Sträuben gegen die hebräische Schrift nicht mehr viel Kampf kostete.

II.

Dieselben Bedingungen zeitigen überall dasselbe Ergebnis. Konfessionelle Verquickung erzeugte bei syrischen und griechischen Heidenchristen Schriftbeharren. Andere Erklärungen wären falsch.

An eine besondere Zähigkeit der hellenischen Profankultur ist bei der Erhaltung der griechischen Schrift in christlicher Zeit nicht

* Duforcq: La christianisation des foules. Études sur la fin du paganisme populaire et sur les origines du culte des Saintes, 1907.

** Nikolaus Müller: Die jüdischen Katakomben aus Monteverde, 105, Leipzig 1912.

*** Augustinus: De haeresibus. Migne Patrol. XLII.

zu denken. Das Nachwirken der hellenischen Kultur im griechischen Christentum war zu gering. Die Ursache des Beharrens der griechischen Schrift konnte keine andere gewesen sein als die des Schriftbeharrens in Syrien, auf den Malediven oder in der Mongolei.

Das Christentum als Repräsentant eines Geisteslebens ganz rein religiöser Art verhielt sich der mehr peripherischen hellenischen Profankultur gegenüber offen feindselig. Die Wortführer des patristischen Christentums »verwarfen mit scharfen Ausdrücken Hesiod und Homer; aus Sokrates sollten ebenso Dämonen gesprochen haben, wie aus Sophokles und Euripides. Es war fast ein Wunder, wenn von einigen griechischen Christen Plato mit Hochachtung genannt und von den Lateinern Virgil anerkannt wurde. Man tat es auch nur unter der Voraussetzung, daß beide in irgend welcher näheren Beziehung zum Christentum standen, indem man gewisse Anklänge, die man zu bemerken glaubte, als Abhängigkeit deutete*«.

Die gebildeten Klassen der antiken Welt nahmen sehr lange dem Christentum gegenüber, hauptsächlich wegen seiner Kulturfeindlichkeit, eine ablehnende Haltung ein. Das hauptsächlichste »Hemmnis für den völligen Sieg des Christentums war die Besorgnis, die klassische Bildung würde mit dem alten Götterglauben verschwinden. Darum hielten die Stätten, an welchen diese Bildung gepflegt wurde, so zähe an dem Alten fest: Athen, Milet, Ephes, Nikomedien, Antiochien**«.

Der charakteristische, hellenische Kultus des Schönen war den gebildeten Christen unverständlich, galt vom Standpunkte einer intensiven Religiosität als unwesentlich und bedeutungslos. Augustinus erklärte alle Poesie als Dunst und Wind, lachte solche aus, die die tote Dido beweinen und rügte jene Leute, welche die ⟨literarästhetischen⟩ Konventionen der Buchstaben und Silben, die sie von ihren Ahnen ererbten, beobachten und die ewigen Verpflichtungen des dauerhaften Seelenheils vernachlässigen***. Mit dem Siege des Christentums erstarb auch das antike Theater. Während der ganzen mittelgriechischen, christlichen Kulturperiode wurde bloß ein einziges Drama und das ein kirchliches »Christos paschon ⟨= patiens⟩« verfaßt.

Die kirchlichen Autoren meinten sogar die klassische Literatur ganz zu verdrängen und diese durch das heilige Schrifttum der Hebräer zu ersetzen. »Man glaubte mit den Psalmen die griechische Poesie, mit den Büchern Mosis und den Propheten die griechische Philosophie, mit den Büchern der Könige die Geschichtsschreibung der Griechen ersetzen zu können****. Mit Stolz verwies darauf Laktanz, daß die Propheten älter als die griechischen Schriftsteller sind und schmähte die Gegner, die anders denken und nicht wissen, aus welch

* Achelis ib. II, 18.
** Walther: Die Entstehung des Christentums in Helmolt: Weltgeschichte, IV, 201.
*** Augustinus: Confessiones, I, 13 Migne, XXXII, 670.
**** Achelis ib.

heiliger Quelle der Anfang der ‹christlichen› Religion quillt*«. Das siegende Christentum schloß die Akademie in Athen.

Dem triumphierenden Christentum erlag auch die berühmteste Bibliothek des Altertums, die gewaltige alexandrinische Schatzkammer der Literatur der antiken Völker. Die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek wurde von späten Chronisten den Arabern in die Schuhe geschoben. De facto unterging sie, als der fromme, christliche Bischof Theophilos das Serapeum zerstörte**.

Nicht die griechische Literatur ästhetischer Art besaß die beispiellose Kraft, die griechische Schrift über den Abgrund einer Religionsbekehrung zu heben, sondern gerade im Gegenteil, die durch ganz andere, konfessionell synkretistische Momente bedingte Erhaltung der griechischen Schrift in heidnischer Zeit ermöglichte, daß Reste der antiken Literatur sich überhaupt bis auf das humanistische Zeitalter haben herüberretten können. Daß die antike griechische Literatur unter dem Siege des Christentums nur dem geistigen Blickfelde entrückt wurde und nicht vollständig unterging und ihr das Schicksal erspart blieb, daß die Literaturen der heidnischen Armenier, der alten Ägypter und Assyrer, im gewissen Sinne auch der Perser und der Muslim-Hindus, der Germanen, der Manichäer, der arianischen Goten usw. ereilte, ist bloß der Tatsache zuzuschreiben, daß die griechische Schrift, nicht wie die Schriftsysteme der genannten Völker, ihr Dasein mit der Annahme der neuen Religion beendigte. Die Wiederherstellung der Rechte der antiken, ästhetischen Literatur kostete unsäglich viel Kampf und Mühe bis tief in die Neuzeit hinein. Die Zulässigkeit des Schauspiels sah sich veranlaßt noch im Jahre 1697 ein angesehener deutscher Gelehrter, Joh. Ludwig Fabricius, in einer Abhandlung ‹De ludis scenicis dialexis casuistica quinquepartita› zu verfechten, die bei Leibniz Anerkennung fand.

III.

Ebensowenig wie das Kulturmoment, war es eine besondere ethnische Zähigkeit des genialen Griechenvolkes, die bewirkte, daß das griechische Alphabet dem Schicksal aller anderen konfessionell überwundenen Alphabete entging.

Das griechische Christentum hatte in seiner Gestaltung mit dem Rassengriechentum nichts gemein. Fern von dem ethnographischen Griechenland formte sich die heidenchristliche griechische Kirche. Von den großen Geistern, die während der ersten drei Jahrhunderte an dem Aufbau des Christentums sich betätigten, stammte kein einziger aus Hellas. Im ganzen 2. Jahrhundert traten in Athen nur zwei unbedeutende christliche Apologeten auf, im 3. nachchristlichen Jahrhundert hat Griechenland keinen Kirchenschriftsteller hervorgebracht.

Die Väter der griechischen Kirche, die die Literatur der christlichen

* Lactantius: De vera sapientia et religione, C, IV ‹Divinarum instititionum liber IV›.

** Gudemann: Geschichte der klassischen Philosophie, 25, Leipzig 1907.

Griechen schufen, waren lauter Orientalen ‹Justinos Martys aus Samarien, Clemens und Origenes aus Alexandrien, Irenaios aus Kleinasien, Tatianos aus Assyrien, Eusebios aus Palästina, Johannes Chrysostomos aus Antiochien›. »Fast alle großen Entwicklungen der christlichen Kirche haben in Asien begonnen . . . hier ist der organisatorische und synodale Ausbau der Kirche begründet worden*.« »Die Werke der christlichen Schriftsteller,« schreibt ein griechischer Literaturhistoriker, »gehören an und für sich nicht in den Rahmen einer griechischen Literaturgeschichte.« »Die Zugehörigkeit zur griechischen Literatur bemißt sich nicht danach, daß ein Buch bloß in griechischer Sprache geschrieben ist,« dieses muß auch »auf dem Boden der hellenischen Kultur gewachsen und von hellenischem Geist durchweht sein**.«

Die griechische Kirche trägt das Epitheton des Griechentums bloß im Abendlande, wo man nur das sprachliche Moment zu berücksichtigen wußte. »Innerhalb der griechischen Kirche ist diese Bezeichnung ‹griechisch=hellenisch› unerhört« heißt es bei einem Kenner des östlichen Christentums. Die griechische Kirche wird von ihren Bekennern die anatolische oder rhomaische Kirche genannt. ‹ἡ ἐκκλησία τῶν Ῥωμαιων oder ἡ ἀνατολική ἐκκλησία***›. Die heute griechische im engeren Sinne dem Konstantinopler Patriarchat unterstehende Kirchengemeinschaft, ist aus drei ursprünglich selbständigen kleinasiatischen Exarchaten von Ephesus, Caesarea und Heraklea entstanden, die das Konzil von Chalkedon im Jahre 451 dem Bischof von Konstantinopel unterstellte****. Ein charakteristisches griechisches Territorialchristentum oder ein Christentum Griechenlands, wie es ein kleinasiatisches, syrisches, pontisch=armenisches Christentum gegeben hat, hat sich im besonderen nie entwickelt,« schreibt der bekannte Theologe Harnack†.

Das historische Bewußtsein der griechischen Christen war alles eher als ein hellenisches. Es knüpfte an das Judentum an. In den Schriften der Kirchenväter heißen die Christen sehr oft »Israel κατὰ πνεῦμα«, »Samen Israels«, »Ausgewähltes Volk«, »Zwölf Stämme« usw.††.

In der griechischen Welt der Christenheit wurde der Völkername »Hellene« zu einem verächtlichen Schimpfnamen herabgedrückt, um einen Götzenanbeter zu bezeichnen. Über der Tradition eines Perikles, Leonidas, Themistokles wurde der Sarg zugeschlagen. Eine neue Geschichtsepoche begann, wo die griechisch Sprechenden sich als »Orthodoxe« als »Rhomäer« ausgaben. Selbst die Bewohner des eigentlichen Hellas modifizierten in christlicher Zeit unter orientalischem Einflusse ihren historischen Volksnamen in »Helladikoi†††.

* Harnack: Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, 2, II, 151, Leipzig 1906.
** Wilhelm Christ: Griechische Literaturgeschichte, 726.
*** Klattenbusch: Lehrbuch der vergl. Konfessionskunde, 74.
**** Silbernagel: System des Kirchenrechts, 315.
† Harnack, ib., II, 211.
†† ibid. I, 337.
††† Rose: Die Griechen und ihre Sprache, 76.

IV.

Der Griechenschrift, die infolge der Mischung, die das aus Galiläa stammende Bekenntnis mit den einheimischen Kulten des Missionsgebietes einging, nicht aus dem Sattel zu heben war, blieb eine innere, durchgreifende Wandlung nicht erspart.

Das Zeitalter, in dem das Gros der griechisch redenden, antiken Menschen sich zur Religion Christi bekehrte, hat Epoche wie keine andere in der Geschichte des griechischen Alphabets gemacht. »Das Jahrhundert Konstantin des Großen, das vierte Jahrhundert, ist ein Wendepunkt in der Geschichte der griechischen Schrift. Hier kreuzen sich zwei Epochen ihrer Entwicklung, die Schrift der römischen Kaiserzeit mit der der byzantinischen Periode. Zwar rastete auch in der Kaiserzeit der Entwicklungsprozeß nicht, aber der Abstand zwischen einem Schriftstück aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts und einem anderen, das kaum 50 Jahre später geschrieben wurde, ist so ungeheuer groß, daß die Veränderungen, welche die Schrift während der vorhergehenden 220 Jahre durchgemacht hat, kaum in Betracht kommen. Diesem langsamen Gange vorher entspricht wieder eine lange, stetige Periode nachher, denn die byzantinische Zeit bringt nur dort eine größere Mannigfaltigkeit, wo es sich an die Entwicklung des 4. Jahrhunderts anschließt«. Ein verblüffender Formenreichtum erblühte. »Wir erstaunen, wenn wir die einzelnen Schriftdenkmäler aus der Mitte des 4. Jahrhunderts beobachten, denn nie hat die griechische Schrift eine solche Mannigfaltigkeit von Schriftformen aufzuweisen«. Ein nie dagewesenes, religiöses Erlebnis ging damals durch die griechischen Massen und rüttelte am Born der Schriftzeugung. Die schöpferische Natur ist nirgends sparsam und wirft verschwendend mit Varietäten, wie mit Keimen und Saatkörnern herum.

Die religiöse Emotion, die dem griechischen Alphabet inmitten des allgemeinen Kulturverfalles der ausgehenden Antike einen neuen Frühling zeitigte, rührte aus der Fremde her. Die beschleunigte Umgestaltung, die die griechische Schrift im 4. Jahrhundert durchmachte, trug in sich auch etwas Fremdartiges. Wessely, ein gründlicher Kenner griechischer Peläographie, bemerkt hinsichtlich der griechischen Schriftformen des Zeitalters der ersten Griechenkaiser, »wir fühlen uns schließlich im griechischen Alphabet so fremd, daß wir uns in eine völlig andere Schrift versetzt wähnen*«. In der ersten Christenzeit wurde wiederholt versucht, der griechischen Schrift eine neue Wendung zu geben und wie in ihrer Urzeit von rechts nach links zu schreiben. ⟨Kraus: Roma sotterranea 393⟩. Unter jüdisch-hellenischem Einfluß entstand nach Traube**, das griechische Kontraktionssystem ⟨Χσ = Χριστός, Ds = Deus⟩, woran sich dann

* E. Wessely: Studien zur Paläographie und Papyruskunde, II, 23, 25, Leipzig 1902.

** Traube: Nomina sacra, 15, 8977. Scheuchzer: Alphabeta ex Diplomatibus et Codicibus Thuricensibus. Figuri MDCCXXX.

das lateinische Kontraktionssystem des späteren Altertums und des Mittelalters anschloß. Der Einfluß war mehr emotioneller Natur. Eine faktische Anknüpfung an eine jüdische Kürzungsweise gab es hier nicht. Kontraktionen lassen sich im Judentum, im Gegensatz zu Anlautabbreviaturen, nie nachweisen.

Die Schrift der heutigen griechischen Bücher, die griechische Minuskel, war den heidnischen Griechen unbekannt und ist eine christliche Umformung der altgriechischen Kapitalschrift via Kursive.

Ebenso dürfte auch die syrische Schrift infolge der Christianisierung eine starke Umgestaltung erfahren haben. Die Schrift der heidnisch bis ins Mittelalter gebliebenen Syrer-Ssabier, schied ganz von der der christlichen Syrer. Schon das Alphabet der Münzen des christlichen Edessa schaute anders als die syrischen Charaktere in der den Syrern entlehnten Kursive der heidnischen Palmyraner aus.

In die transformierte, griechische Schrift drangen zuweilen auch wirkliche hebräische Lettern ein. Wie den Mongolen und Maledivenmuslims, erging es auch okkasionell den christlichen Griechen. Das hebräische Alphabet wurde sehr lange von griechischen Christen zu einer feierlichen Schreibung des Gottesnamens verwendet. Origenes berichtet, daß in griechischen Bibeltexten, die sonst in jeder Beziehung hellenisch waren, das Tetragrammaton mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird*. Ein in jüngster Zeit gefundenes Psalmfragment der LXX aus der Hexapla Origenes' gibt das Tetragramm in hebräischer Schrift wieder ⟨Πι Πι⟩**. In manchen griechischen Codices sind hebräische Buchstaben in magischer Verwendung anzutreffen***. Der griechische Kirchenvater Origenes befaßte sich mit der Bedeutung der hebräischen Buchstabennamen****. Die mystische Bedeutung des »Alpha« bei den alten Christen dürfte aus jüdischer Ideenwelt herrühren.

Neben der hebräischen Quadratschrift hat auch die althebräische Schrift, die sich in der Unterströmung der Mystik lange erhalten zu haben scheint, bei christlichen Griechen einen gewissen Widerhall gefunden. Mit Vorliebe erzählten griechische Kirchenväter, unter Berufung auf die Rettung der mit Thaw gezeichneten ⟨Ezech. IX.⟩, daß der letzte Buchstabe des hebräischen Alphabets die Form des Kreuzes hat†, was nur bei der althebräischen Schrift zutrifft. Das ägyptische Kreuz oder das Kreuz des heil. Antonius hatte die Form eines Thaw. Entstellte hebräische Buchstaben wurden von der griechischen christlichen Sekte der Basilidianer†† auf ihren

* Origenes in Psalmum II. Hieronymus: Prologus Galeatus.
** Traube: Nomina sacra 29.
*** Montfaucon: Paläographia Graeca 376.
**** D. H. Müller: Die Deutungen der hebräischen Buchstaben.
† Berger: Histoire de l'écriture 198. Origenes: Hexapla, I, 86. Ad Ezechiel, IX, 4.
†† Wilhelm Gesenius: Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, 177, Leipzig 1815.

Talismanen verwendet. Die seltsamen Buchstaben auf diesen Talismanen erinnern nach Montfaucon an alte Figuren der hebräischen Quadratschrift.

Das griechische Christentum trug sein hebräisches Schrifterbe auch zu den von ihm missionierten Völkern.

Lateinische Kirchenväter, wie Hieronymus, Ambrosius*, Rabanus Maurus** erklärten die Namen der hebräischen Buchstaben nach Art des Origenes, in symbolischem, religiösem und ethischem Sinne. Die hebräischen Buchstabennamen fanden sogar im lateinischen Gottesdienst Unterkunft. Am heiligen Triduum werden in den katholischen Kirchen seit undenklichen Zeiten vor dem Lesen der Klagelieder Jeremiae die Namen der hebräischen Buchstaben liturgisch gesungen***. Die crux ducussata in alten lateinischen Kirchen wurde oft auch mit den Lettern des hebräischen Alphabets beschrieben.

Der Gottesname wurde in der lateinischen Christenwelt gerne zu sakralen Zwecken mit hebräischen Schriftzeichen geschrieben. Die Michaelerkirche in Wien, gegenüber der kaiserlichen Burg, trägt an ihrer Front, am Schilde des dort angebrachten, schützenden Engels, den Gottesnamen ‹das Tetragrammaton› in hebräischen Lettern. Die protestantischen Herrscher der Reformationszeit, die bestrebt waren, altchristliche Verhältnisse herzustellen, prägten oft Münzen mit dem hebräischen Tetragrammaton, so zum Beispiel Gustav Adolf der Schwedenkönig auf seiner Medaille vom Jahre 1632, der Pfälzer Christian II. und sein Bruder****. Der in protestantischen Bibelübersetzungen oft herrschende Brauch HErr ‹statt Herr, beide erste Buchstaben in Majuskel› zu drucken, wo im hebräischen Urtext der eigentliche Gottesname steht ‹das Tetragrammaton JHWH›†, dürfte der letzte Rest der ehemaligen besonderen Berücksichtigung des hebräischen Gottesnamens, auch in fremdsprachigen Texten, sein. Luther ließ im Jahre 1541 in seinem Neuen Testament HERR drucken, wenn es sich um Gott-Vater ‹Kyrios JHWH› handelte, dagegen HErr, wenn von Christus die Rede war††. Auf dem Schwert, das Kaiser Ferdinand II. vom Papste bekam, war neben anderen mystischen Worten ‹Alpha und Omega, Agla und Sabaoth› auch das hebräische Tetragrammaton angebracht†††.

Das »Tau«, der letzte Buchstabe des althebräischen Alphabets als mystisches Kreuzzeichen, wird von Isidor Hispalensis betont††††. Über das »T« als Kreuzessymbol schrieb mehreres im Jahre 1700 Joann Christoph Wahrendorff in seinem in Helmstadt gedruckten »De siglis«. Das T erscheint auf alten französischen Münzen zur Darstellung des Kreuzes. Mit Ring, Sonne, Mond und anderen heiligen Zeichen

* Ambrosius in: Psalmum David CXVIII Expositio, Migne. LV, 1199—1511.
** Rabanus Maurus: Expositio super Jeremiam XVIII liber, Migne XXI. 1185.
*** Dictionnaire d'archéologie chrétienne. I. 1257.
**** Kaiserliches Münzkabinett in Wien. Vitrine I, 2, Nr. 10 und Nr. 13.
† Vgl. den Anhang zu Luthers Bibel s. v. Herr. Stuttgart 1912.
†† Traube: Nomina sacra. 288.
††† Kopp: Paläographia critica. I, 79. Mannheim 1829.
†††† Isidor Hispalensis: Etymologiarum sive originum liber I c III.

kommt das T auf dem Breslauer Heller vom Jahre 1422, im Schilde der älteren österreichischen und schlesischen Münzen vor*. Auf manchen altdeutschen Dokumenten figuriert das Kreuzzeichen mit der Benennung »Tau« in magischer Schutzbedeutung. Der Segensspruch von Wierus lautet: »Jesus Nazarenus + rex Judeorum + non percuties eos, qui signati sunt hoc signa Thau«. Allerdings von manchem neueren Forscher, der die geschichtlichen Zusammenhänge nicht kennt, wird dies oft mißverstanden und zur deutschen Mythologie ⟨Teut, Thor⟩ in Beziehung gebracht. Im deutschen Volksglauben schützt der Buchstabe T an der Stirn von Mensch und Vieh gegen Verhexung. ⟨Vgl. Ezechiel IX, 4.⟩

Das Tetragrammaton wurde von den Lateinern auch nach Art der orientalischen Juden** simplifiziert. Statt der vier hebräischen Buchstaben des Gottesnamens schrieb man bloß den ersten Buchstaben, das Jod, dreimal angeblich zum Zeichen der Trinität. Ein dreifaches Jod findet sich sehr oft in alten katholischen Erbauungsbüchern, auf katholischen Altären und Kanzeldecken. Viele mittelalterliche Münzen haben Inschriften aus lauter »J«. Solche fangen mit Karl dem Großen an, denen dann Wendenpfennige, niedersächsische Denare usw. folgen. Auf böhmischen Pfennigen steht das Jod neben der Gotteshand ⟨Jad hebräisch Hand⟩. Auf Münzen aus Verdun ist das J mit Sternen gepaart. Im mittelalterlichen »Semen scripturarum« wird das J als »littera minima in forma sed maxina in sacramento« bezeichnet.

Wie die Lateiner erhielten mit dem Christentum auch die Armenier das Bewußtsein der höheren Weihe der hebräischen Schrift. »Zwei Völker empfingen von Gottesgnaden ihr Alphabet,« schreibt der armenische Theologe Vardan der Große, »die Armenier und die Juden«***. Möglich, daß hier auch unmittelbare Beziehungen zum Judentum in Betracht kommen.

d) Abessinisches Christentum.

Die Abessinier empfingen die Lehre des Meisters von Nazareth von hellenistischen Missionären, doch nahmen sie nicht mit dem Christentum die griechische Schrift an. Das Beispiel der Rezeption der griechischen Schrift bei den nachbarlichen Nubiern und Kopten fand hier kein Echo. Die Abessinier ließen nicht von ihrem alten, südsemitischen, einst aus dem südlichen Arabien eingewanderten Alphabet und sie gebrauchen es bis heute.

Das griechische Christentum triumphierte auch in religiöser Beziehung in der ostafrikanischen Alpenwelt nur halb. Das Bekenntnis Christi hat sich in Abessinien eine durchgreifende Verquickung mit Heidentum und Judentum gefallen lassen müssen und stellt heute eine krause und sonderbare Mischreligion dar.

* Seligmann: Der böse Blick. II. 319. Friedensburg: Symbolik der mittelalterlichen Münzen. 75. Lecky: Geschichte der Aufklärung. I. 150. ⟨Übersetzt von Jolowicz⟩ Leipzig 1868.

** J. Günzig: Der Kommentar des Karäers Jepheth. 33. Krakau 1888.

*** Evariste Prudhomme in: Journal Asiatique. Serie VI, Tome IX, 199.

Wer das hellenistische Evangelium durch Beimengung fremder Bestandteile zu einer neuen Religionsform gestaltete, der akzeptierte auch nicht die Schrift des Evangeliums und schloß sich nicht der Gemeinschaft der griechischen Alphabetverwendung an.

Die Abessinier, die der gräzisierenden Schriftwelle entgingen, sahen sich nichtsdestoweniger unter der Wucht des neuen Glaubens genötigt, dem beibehaltenen Landesalphabet eine neue von der heidnischen Vergangenheit markant trennende Physiognomie zu verleihen. Die christianisierten Abessinier reformierten* ihre bisherige Schrift, indem sie diese, die nach Art der semitischen Alphabete ursprünglich vokallos war — durch Lettern die Selbstlaute ausdrücken, vervollständigten und ihr eine neue Richtung gaben. Die heidnischen Abessinier schrieben von rechts nach links, die christlich gewordenen schreiben bis heute von links nach rechts.

Ein analoges Geschehnis ereignete sich möglicherweise auch in Armenien und Georgien. Sollte die Behauptung des bekannten Schriftforschers Friedrich Müller zutreffen, stammt das Schriftsystem sowohl der Armenier wie auch der Georgier nicht vom griechischen, sondern vom einst am Ararat verbreitet gewesenen persisch-aramäischen Alphabet ab, das die Missionäre des Christentums beibehielten, sich bloß mit einer Vokalisierung und einer Umkehrung der Schriftrichtung desselben begnügend. »Mesrop's Verdienst war es demnach, die aramäische Konsonantenschrift zu einer reinen Buchstabenschrift, in welcher Konsonant und Vokal gleichmäßig bezeichnet werden, nach dem Muster des griechischen Alphabets umgebildet zu haben«**. Nicht ausgeschlossen, daß die schon frühzeitig selbständige Haltung des Christentums in Armenien und Nachbargebieten auf einen synkretistischen Einschlag des Mazdeismus, der einst in vorchristlicher Zeit am Ararat herrschend war, zurückgeht. Die persische Feuerreligion ragte lange in die christliche Zeit Armeniens hinein und wurde aus diesem Lande erst unter König Balasch 484 bis 488 ausgeschlossen***.

e) Die lateinische Kirche des Westens.

I.

Ein ganz besonderes Kapitel in der Schrift- und Religionsgeschichte kommt der Hybridisierung des hellenischen Christentums in der lateinischen Welt zu.

Das Christentum, das ursprünglich in Rom gepredigt wurde, war ein hellenistisches. »Das Christentum Roms war bis vor kurz die

* Littmann: Geschichte der äthiopischen Literatur in Geschichte der Literaturen des christlichen Orients 194, Leipzig 1907. D. H. Müller: Epigraphische Denkmäler aus Abessinien. Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 43, Wien 1894.

** Friedrich Müller: Über den Ursprung des armenischen Alphabets, 4, Wien 1865. Idem: Über den Ursprung der grusinischen Schrift im Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse, Band CXXXVII, 1, Wien 1897.

*** W. Möller: Lehrbuch der Kirchengeschichte, I, 566.

Mitte des 3. Jahrhunderts ein vorherrschend griechisches*«. Klemens, einer der ersten Bischöfe Roms, schrieb seine literarischen Publikationen in griechischer Sprache. Die Epitaphien der Gräber der römischen Bischöfe wurden noch im 3. Jahrhundert im Idiom der Hellenen geschrieben. In den Katakomben wird die griechische Sprache auch für Inschriften verwendet, die sich auf Personen rein römischer Abkunft beziehen. Griechisch war durch Jahrhunderte die Religionssprache Roms. Zahreiche technische Ausdrücke bezeugen noch heute im Kirchengebrauch des Lateins die ehemalige Bedeutung des griechischen Christentums auf römischem Boden. Selbst der Titel des Oberhauptes der römischen Kirche ist ein griechischer. Die päpstliche Kanzlei zählte bis ins 11. Jahrhundert hinein nach griechischen Indiktionen**. Selbst das apostolische Glaubensbekenntnis der lateinischen Welt ist eine auffallende Übersetzung eines griechischen Originals***. Auch die unabhängigen abendländischen Landeskirchen wurzelten im griechischen Kleinasien.

Das hellenistische Christentum, das in Rom Eingang fand, zögerte nicht, im ersten Anlauf seinen Arm gegen die Schrift zu recken, die für uns das Sinnbild der abendländischen Kultur darstellt. In den Katakomben befinden sich mehrere lateinsprachliche Inschriften im griechischen Alphabet****.

Die Lateinschrift unterging jedoch nicht. Die graphischen Konsequenzen des hellenistischen Christentums reiften im Abendland nicht zur siegreichen Vollendung aus. Ein privilegierter, besonderer, sonst beispielloser Patriotismus konnte es nicht gewesen sein, der die Schrift Roms verhinderte, des Schicksals des Pahlavi, des Devanagari bei den Muslims, der Hieroglyphen usw. teilhaftig zu werden. Der Römer dachte vom Latein nicht hoch. Cicero stellt dem Weltgriechisch das Latein als Lokalidiom gegenüber†. Quintillian macht aufmerksam, daß die Lateiner die angenehmen Laute der griechischen Sprache nicht besitzen††.

Die Ursache, warum die Lateinschrift, trotz dem Ansturm der griechischen Kirche, auf ihrem Platze beharrte, ist eine konfessionelle, die in den synkretistischen Beispielen zahlreicher Völker ihre Analoga hat.

Das Christentum Roms gestaltete sich nicht nur unter dem Einfluß des Hellenismus. Die Heilslehre kam nach Westeuropa nicht nur aus dem griechischen Orient, sondern auch aus Nordafrika und der aus jenem Born geschöpfte Nährsaft wurde zum Grundstock der abendländisch-christlichen Religionsformation. »Es waren

* Harnack: Mission und Ausbreitung des Christentums, II, 282, 267.

** Gardthausen: Griech. Paläographie 395, Leipzig 1879.

*** Badenhever: Geschichte der altkirchlichen Literatur, I, 71, Freiburg i. Br. 1892.

**** Franz X. Kraus: Roma sotterranea 87, 155, 395, Freiburg i. Br.

† Cicero: Pro Archia poeta oratio c 10 »... Graeca loquuntur in omnibus fere gentibus, Latina suis finibus exiguis sane continentur«.

†† M. Fabius Quintillianus: De genere dicendi c X ⟨Institutiones orator. liber XII⟩ Opera II, 459. Parisiis 1809.

hauptsächlich Afrikaner, berühmte Apologeten und Übersetzer, die das Latein als offizielle Sprache den Kirchen des Abendlandes aufnötigten. In jener Epoche spielte Nordafrika eine dominierende Rolle in der Weltgeschichte,« schreibt S. Gsell*. Das Kirchenlatein ist bis heute mit Eigentümlichkeiten der Schreibweise der Nordafrikaner der Kaiserzeit imprägniert**. In Nordafrika zog das Christentum Nährsaft aus semistischem Nährboden. Die Bevölkerung sprach noch dort punisch in späterer Kaiserzeit. Das Christentum Heimaterde riechend, mußte sich dort bald auf eigene Beine stellen.

Die Nordafrikaner merkten bald, daß der Gräcismus des Christentums nur eine äußere Hülle ist, hinter der der verwandte Hebraismus des ihnen so nahe stehenden Kananäerlands sich versteckt, daß die Heilslehre keine hellenische Patronanz benötigt, um im Punierlande zu gedeihen. Augustinus fand heraus, daß das hebräische Wort für »Christum« »Messias« im punischen Worte »Messe« sein Analogon hat***.

Das Christentum punisierte sich in Nordafrika leicht und bekam eine eigene neue Note. In Nordafrika entstand die erste lateinische Bibelübersetzuug, die Itala, von der sich Bruchstücke bis auf unsere Zeit erhalten haben. Es machte sich als erster in der lateinischen Welt der nordafrikanische Christ unzweifelhaft nur infolge seiner leichten Vertrautheit mit dem ihm sprachlich ohne Mühe verständlichen hebräischen Bibelurtexte von der Septuaginta-Suprematie frei.

In lateinische Ausdrücke, die unter Christen gebräuchlich waren, suchten Kirchenväter punische Etymologien hineinzudeuten. Pater Valerius erklärte die lateinische Begrüßungsformel »salus« aus dem Punischen, wo dieses Wort »drei« bedeutet. Unter dem Heilsgruß soll die Dreieinigkeit gemeint sein. Augustinus hielt diese Deutung zum Ausgangspunkte für einen ganzen christologischen Vertrag, »da die Übereinstimmung der Sprachen kein Werk des Zufalls ist, sondern der göttlichen Vorsehung entspringt****«.

Der Gnostiker Valentinus benannte ein Äon mit »einem punischen Worte Acharnot«†.

Die Apotheose der Mutter Jesu dürfte in der römischen Welt an der Gestalt der himmlischen Jungfrau der Punier, die ja nach römischem Recht zu den erbberechtigten, bevorzugten Gottheiten gehörte, sich besonders angelehnt haben.

Epiphanius berichtet, daß in Arabien eine gewisse Sekte von Kolyridianern besteht, deren Anhängerinnen zu Ehre und Ruhm der

* S. Gsell: Chronique archeol. afric. in: Mélanges d'archeologie et histoire XX, 190 »ce furent principalement des Africains, apologistes célèbres, ou traducteurs, qui imposerent le latin comme langue officielle aux églises d'Occident. A cette époque . . l'Afrique du Nord a joué un rôle preponderant dans l'historie du monde«.

** Badenhever: Geschichte der altchristlichen Kirche II, 339, Freiburg i. Br. 1902.

*** Augustinus: In Joannis Evangelium. Tractatus XV. 27. Migne XXXV, 1520.

**** idem: Epistolae ad Romanos. Liber unus. Inchoata Expositio. Migne XXXV, 2096.

† Tertullian in Migne II. 571.

Jungfrau ⟨Maria⟩ Brote opfern und Versammlungen abhalten. Epiphanius, der in einer Zeit lebte, wo man noch nicht an marianische Sodalitionen dachte, verurteilte diesen Kultus strenge. »Maria ist kein Gott. Sie erhielt vom Himmel keinen Körper*«.

In der alten lateinischen Kirche war ebenso ein Beschenken mit »strenae«, darunter auch mit Backwerk, mit Bezug auf das Kindbett Mariae gebräuchlich**.

Brotopfer war ein integraler Bestandteil des altsemitischen Kultus der »Himmelskönigin« schon zur Zeit des alttestamentlichen Propheten Jeremias***. Die Identität der biblischen Heidengöttin, die Jeremias erwähnt, mit der punischen Coelestis, betont ausdrücklich der punisch-lateinische Kirchenautor Filastrius****.

Die übernatürliche Virginität »clauso utero« auch nach der Geburt, fand rasch kräftige Anhängerschaft in der westlichen Kirche bei Ambrosius, Hieronymus u. v. a.† Es wetterten allerdings Tertullian††, und Augustinus††† sehr heftig gegen die Coelestis. Die Gegensätze berühren sich eben.

Die nordafrikanischen Kirchenväter schrieben allerdings nicht punisch nur lateinisch. Augustinus erwähnt nur ein einziges Mal ein kirchlich punisches Buch, punische Psalmen, deren Akrostichon mit dem Buchstaben des Alphabets nach Reihenfolge begannen††††. Punisch scheint als Literatursprache keine Geltung mehr gehabt zu haben. Das Puniertum als solches litt darunter ebensowenig wie der irische Patriotismus, z. B. wenn die meisten und besten Irländer heute englisch schreiben. Tertullian war ein stolzer Afrikaner, er gedachte der phönizischen Herkunft der Afrikaner§ und in einer Ansprache an die Bevölkerung Karthagos apostrophierte er diese. »Immer die Ersten Afrikas«, »karthaginiensische Männer, adelig durch ihr Alter, glücklich durch die Neuheit ⟨die Jetztzeit⟩§§«. Augustinus bemerkt an einer Stelle, daß er darum von Apuleius spricht, da er »uns Afrikanern am meisten bekannt ist§§§«. Ein anderer Afrikaner erklärte den Romanismus der abendländischen Völker des Imperiums, als bloße politische Erscheinung, »nur weil die Römer herrschen, werden Hispanier, Gallier und Afrikaner Romanen genannt§§§§«.

* Epiphanius: Adversus haer. lib. III Här. LXXVIII. Migne Patrol. gr. XLII. 755.

** Conc. Quinisextum Can. 72. Möller ib. I 535.

*** Jeremias 44 19.

**** Filastrius: Diversarum Haereseon liber Cap. XV, Migne Patr. lat. XXXVIII.

† R. E. f. prot. Theol. IX, 513.

†† Tertullian: Apol. 23.

††† Augustinus: De civitate Dei, II, 4, Migne XLI. 59.

†††† Augustinus: Enarratio in Psalmum, CVIII, Sermo XXXII, Migne XXXVII, 1596.

§ Tertullianus: Liber de anima, XXXI, Migne, II, 700.

§§ idem: De pallio. Migne, II, 1030. »Principes semper Africae, viri Carthaginienses, vetustate nobiles, novitate felices.«

§§§ Augustinus: Epistola CXXXVIII »nobis afris, afer notior est«.

§§§§ Pseudo-Augustinus: Quaestiones Veteris et Novi Testamenti c., CVII, 6, Migne L, 249.

Bemerkenswert ist, daß der vorchristliche, stoische Philosoph Kleistomachos, der aus Karthago stammte, selbst einen besonderen punischen Namen, Hasdrubal, hatte*.

Das Christentum, das in Afrika im Anschluß an das Puniertum sich gestaltete, mußte ein eigenes Gepräge erhalten. Innerlich war die lateinische Kirche lange vor Michael Caerularius, vor Photius, selbst noch vor dem chalkedonischen Konzil, von der griechischen Kirche diffenziert. Die Spaltung zwischen Rom und Byzanz trat schon offenkundig in dem Schisma des Jahres 484 bis 517 zutage. Augustinus war eine durch und durch ungriechische Gestalt. Seine unerbittliche Prädestination eines jeden hat etwas Punisches an sich. »Das starre, düstere Element des Glaubens, das einst die libysch-phönikischen Bewohner Karthagos trieb, ihr Liebstes auf den Altären der Götter zu opfern, tritt bei ihm noch in jener eisernen Folgerichtigkeit zutage, womit er die Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit oder zur Verdammung durchgeführt**.« Dieser Punierstämmling, der zum großen Baumeister der »Gottesstadt« sich emporschwang und das lateinische Christentum in scharfer Eigenart ausprägte, machte kein Hehl aus seinem Griechenhaß. Augustinus befaßte sich in einem Abschnitt seiner Bekenntnisse mit der Analyse der Frage, warum er die griechische Sprache haßt***.

Die in Rom längst in der Heidenwelt eingebürgerte punische Göttin Anna Perenna, die die römische Mythe von Carthago herleitet**** ⟨wahrscheinlich die Dea Misericors, Venus Bona der Punier⟩ avancierte im Christentum zur heiligen Anna Petronella, die in der Umgebung von Rom viel verehrt wurde†.«

Römische Autoren, auch nicht punischer Herkunft, suchten mit dem punischen Volkstum und seiner Sprache lange Zeit Fühlung. Hieronymus, der Übersetzer der bis heute von der katholischen Kirche beibehaltenen lateinischen Bibelübersetzung, der Vulgata, von Herkunft Mitteleuropäer, beruft sich mehrmals auf Spracherklärungen aus dem Punischen, z. B. das hebräische Wort »Jaimim« deutet er aus dem punischen Idiom »wegen Verwandtschaft der Sprachen« als »heiße Gewässer«††. Hieronymus kannte so weit die punische Sprache, daß er zu beurteilen wußte, daß die Punier die phönizische Sprache nicht mehr rein reden und sie etwas umgeformt haben†††. Auch Rabanus Maurus noch weiß zu berichten, daß das hebräische »Baal« punisch »Herr« bedeutet††††. Er dürfte aber diese Mitteilung bei Servius, aus dessen Kommentar zur Aeneide ⟨I v 729⟩ geschöpft haben. Isidor Hispal.

* Münther: Religion Karthagos 151.

** H. Schurtz: Nordafrika in Helmolt IV, 239.

*** Augustinus: Confessiones I, 13, »quid autem erat causae, cur graecas litteras oderam«.

**** Ovidius: Fast. III, 523, sq. Movers: Die Phönizier, I, 612, Bonn 1845.

† Henne am Rhyn: Kulturgeschichte aller Zeiten, III, 211.

†† Hieronymus: Liber hebraicarum quaestionum in Genesim c XXXV, 124, Migne XXIII, 994, »Nonnuli putant aquas calidas juxta Punicae linguae viciniam, quae hebraeae contermina est, hoc vocabulo signari«.

††† idem: Comm. in Epist. ad Gal. lib. III.

†††† Rabanus Maurus in Patrologia ed. Migne, CVIII, 1122.

wußte bloß allgemein, daß Bel ein babylonischer und afrikanischer Götze war ⟨Etym. VIII, 2⟩.

Dank ihrer nordafrikanischen Signatur, dank den Elementen, die im Puniertum wurzelten, vermochte das Lateinertum sich von der griechischen Umarmung loszulösen und die Lateinschrift vor einer Vernichtung zu schützen. Wäre der nordafrikanische Sukkurs ausgeblieben, hätte die Kirche des Abendlandes ihre einzige Quelle in der hellenistischen Predigt, mit dem Lateinalphabet wäre es schon längst dahin. Das Abendland würde heute, an die noch gegenwärtig in ihren liturgischen Werken eine Varietät der griechischen Schrift, das kyrillische Alphabet gebrauchenden lateinischen Rumänen, erinnern.

Die Erhaltung der Lateinschrift ist das Ergebnis einer regelrecht konfessionellen Verquickung der eingeführten Religion mit autochthonen Bestandteilen des Propagandagebietes. Das Puniertum rettete die Kontinuität der römischen Literatur. Die Geschichte hat ihren Humor. Der Punier wurde zum Retter Roms. Der Afrikaner, der zur Kaiserzeit ante und intra portas erschien, auf den Hügeln Roms seine Standarte aufpflanzte und das geistige Römertum bezwang, war ein Erbauer, ein Bejaher, ein Kämpe für lateinische Sprache und Schrift. In dem Kopfe eines Afrikaners wurde jene römische civitas dei erdacht, die ins Irdische übertragen, alle weltlichen Imperien überdauert. Die lateinischen Christen hatten daher lange ein eigentümliches Gefühl enger, historischer Verwandtschaft und selbst Identität mit den Juden. Ambrosius ⟨De Officiis⟩ sprach von Josue, Gideon als »majores nostri«. Isidorus aus Hispala behauptete, daß »bei uns als erster Geschichte über den Anfang der Welt Moses schrieb, bei den Heiden dagegen Dares, der Phrygier, über die Griechen und Trojaner« ⟨Etym II, XLII⟩. Lactanz schreibt über den Zug Jakobs mit seinen Söhnen nach Ägypten, daß »unsere Ahnen, welche die Fürsten der Hebräer waren, Hunger litten und nach Ägypten reisten«*.

III.

Die Lateinschrift überdauerte aus religionsgeschichtlichen Gründen den Glaubenswechsel der römischen Welt und erlag nicht der griechischen Schrift. Eine Macht, wie das hellenistische Christentum, war jedoch nicht danach angetan, um im Handumdrehen von ihrer Einflußsphäre sich loszusagen. Versuche, die lateinische Sprache mit griechischen Lettern zu schreiben, wurden unzählige Mal wiederholt. Ihre Anfänge erblicken wir in den Katakomben, ihre Fortsetzung in den Randgebieten des Lateinertums bis tief ins Mittelalter hinein. Es gibt z. B. eine Unzahl lateinischer Dokumente aus dem beginnenden Mittelalter, wo Personen, die lateinische Namen trugen, dieselben mit griechischen Charakteren unterfertigten**. Süditalienische Urkunden aus dem Mittelalter in lateinischer Sprache und griechischer Schrift

* »Majores nostri qui erant principes Hebraeorum.« De vera sapientia, IV, 10, Migne, VI, 470.

** Biblioth. de l'ecole des chartes 2. ser. tome I p. 144, année 1844.

sind nicht wenige vorhanden*. Besonders interessant sind die mittelalterlichen lateinischen Schenkdokumente im Alphabet der Griechen aus dem Süden der apenninischen Halbinsel**. Sardinien bietet noch im 13. Jahrhundert solche hybride Schriftkombinationen***. Das Beharren der Griechenschrift im italienischen Süden und in Sardinien dürfte eine starke Kräftigung in einem erneuten Einfluß der dort im frühen Mittelalter herrschenden Byzantiner erhalten haben. Lange hielt sich der Schriftgräcismus in Irland, wo auch die dortige separatistische Kirche einst manche Eigentümlichkeiten des orientalischen Christentums aufwies. Im 9. Jahrhundert wurde in Irland nicht selten die lateinische Sprache mit griechischen Buchstaben geschrieben. Über eine lateinsprachliche Handschrift, deren Text teilweise griechisch schriftlich ist, teilt Lindsay mit****. In dem irischen »Versus cuiusdam Scoti de alphabeto« aus dem 10. Jahrhundert werden viele Buchstaben nach ihren griechischen Namen gedeutet. Durch die griechische Schrift wurde auch der altirisch-angelsächsische Lateinalphabettypus beeinflußt†.

Auch an Proben, ein Kompromiß zwischen der Latein- und der Griechenschrift herzustellen, fehlte es nicht. Lateinische Inschriften, Dokumente usw., in die, einzelne griechische Lettern eingemischt wurden, gibt es eine Menge. Man versuchte auch bestimmte griechische Buchstaben in den stabilen Bestand der Lateinschrift aufzunehmen. Chilperichs Versuch mit dem Zusatz vier griechischer Buchstaben mit verändertem Lautwert schlug fehl, da auch sein theologischer Untergrund keinen Anklang fand. Einen umgekehrten Mischungsversuch aus ostwestlicher gegenseitiger Synkretisierung des alten Christentums stellen die lateinischen Lettern in der gotischen sogenannten Ulphilasschrift dar. Das Motiv lag in der allgemeinen Schriftverwirrung jener Zeit. Es bemerkte dies schon Bäumlein richtig††. Das Lautbedürfnismoment, das Luft hinsichtlich des lateinischen Letternzusatzes betont, reicht nicht hin zur Erklärung der Buchstabenanleihe†††.

Viel wichtiger noch und bis auf späte Jahrhunderte nachwirkend, war eine von traditioneller Seite bewirkte Buchstabeninfiltration, deren Ursprünge in die älteste Zeit des Christentums reichen.

Priscianus, ein lateinischer Grammatiker aus dem sechsten Jahrhundert, berichtet eine sonst wenig beachtete Tatsache, »daß fünf griechische Lettern nach der Rezeption des Christentums ins Lateinalphabet Eingang fanden und wenn diese auch in die Reihenfolge des Alphabets nicht aufgenommen wurden, dennoch in göttlichen Werken ⟨in lateinischer Sprache⟩ vorkommen: h wegen des Namens

* Marini: I papiri diplomatici 90, 92, 121, Roma 1805.
** Scipione Maffei: Istoria diplomatica 145, 166, Mantua 1737.
*** Gardthausen: Griechische Paläographie, 121.
**** W. M. Lindsay: Early Irish Minuscule Script 29 f. Oxfort 1910.
† Lewis W. Day: Alte und neue Alphabete, 29, Leipzig 1906.
†† Bäumlein: Untersuchungen 68, 112.
††† Luft: Studien zu den ältesten germ. Alphabeten 92.

Jhesus, A und ω wegen des göttlichen Wortes »Ich bin Alpha und Omega« und wegen des Namens Χρς*.

Die priscianische Beobachtung stimmt vollständig.

Die von Priscian angeführten griechischen Lettern waren in der lateinischen Welt lange Zeit bis gegen Schluß des Mittelalters und noch darüber sehr verbreitet.

Ein »h« im Worte Jesus also JHesus war lange im christlichen Schriftgebrauch. Das »h« »H« war ein griechisches »Eta«, dem jedoch aus Mißverständnis auch ein normales lateinisches »e« angehängt wurde. In der Einleitung zu den Institutiones Justinians steht es »In Nomine Domini nostri Jhesu«**. In der St. Gallener Hs des Tatian aus dem 9. Jahrhundert steht konsequent Jhesus***. Jhesus kommt auch in einem französischen Dokument aus dem Jahre 1026 vor ****. Jhesus schrieb auch Martin Luther, wie aus dem Titel seiner Veröffentlichung »Das Jhesus Christus ein geborener Jüde sei« zu ersehen †. Der Name »Jhesus« wurde zuweilen in der Abkürzung JHS geschrieben. So schrieb der heilige Bernhard von Siena ⟨1380 bis 1444⟩. In dieser Form wurde der Name Christi oft auf Münzen im mittelalterlichen Venetien, Frankreich, England geprägt††. Bei Walther werden Beispiele für JHS aus Hss vom 8. bis zum Jahre 1462 in großer Anzahl angeführt†††. Eine gewisse Anzahl von Belegen für I H S hauptsächlich aus der Zeit des ausgehenden Altertums und beginnenden Mittelalters, führt Traube: Nomina sacra 157 ff an. An der Fassade katholischer Kirchen wird bis auf die Neuzeit sehr oft der Name Christi durch die drei Lettern IHS ausgedrückt, von denen der mittlere mit dem Griechentum zusammenhängt. Der griechische Buchstabe »H« wurde zuweilen in der altchristlichen Literatur auch bei sonstigen, der biblischen Literatur entstammenden Namen gebraucht und so entstanden curiosa wie Israhel††††, Ismahel§, wobei neben dem mißverstandenen eta »h« das lateinische regelrechte »e« figuriert. Schon im Griechischen wurde das H bevorzugt und der Prophetenname Ἡσαίας wurde immer mit H geschrieben, andere desselben Namens hießen Ἰεσαΐας u. dgl §§. Das »H« als »e« und der gleichzeitige lateinische konsonantische Lautwert dieses Buchstaben führte also zu einer irrtümlichen Schreibweise so mancher religiöser Namen. Um wahrscheinlich diesem zu entgehen, wurde im 11. Jahrhundert in Westeuropa der Versuch gemacht, das konsonantische

* Priscianus »Excerptio de arte grammatica« Migne C X I 616. »Sunt et aliae ⟨graecae⟩ quinque ⟨litterae⟩, quas post perceptionem Domini fidei, et si non in alphabeti ordine recipiunt, divinis tamen paginis inditas continent.«

** Bibl. der deutschen Liter.-Denkm. 81, 129 passim, Paderborn 1872.

*** Codex Justinianus Introductio p. 7 Berolini 1877.

**** Travaux pratiques d'une conference de Paleograghie à l'institut catolique de Toulouse. Toulouse-Paris 1892.

† Luther: Opera II, 226 b, Jena 1572.

†† Friedensburg: Symbolik der mittelalterlichen Münzen 54. Berlin 1913.

††† Walther: Lexicon diplomaticum S. 170 Tab. LXXXV Gottingae MDCCLVI.

†††† Augustinus: Quaestio X, Migne XXVIII, 34.

§ idem: De Genesi ad litteram liber VIII 5, Migne XXVIII, I, 238.

§§ Frankl: Vorstudien zu der Septuaginta. III. Leipzig 184.

»H« aus der Lateinschrift wegzuschaffen und an dessen Stelle einen spiritus asper nach altgriechischem Muster einzuführen*. Im Mittelalter wurde zuweilen das H in Verbindung mit dem griechischen C geschrieben IHC, so auf dem Bilde »die Kreuzigung Christi« in der Hs von Otfrieds Evangelienbuch in der Wiener Hofbibliothek, wie auch in manchen Beispielen in Walthers Lexicon. Zuweilen wurde auch »Jhs« geschrieben, so auf einer Spielkarte vom Jahre 1450**. Die Formel A ω war weit verwendet bereits in den Katakomben und dauerte an, auf Münzen, verschiedensten Dokumenten des Abendlandes bis ins 15. Jahrhundert hinein***.

Die Buchstaben Χρς kursierten in den verschiedensten Varianten und Abkürzungen viel Zeit in der lateinischen Welt, sie wurden als Monogramm Christi aufgefaßt. »X ρ« figurierte bereits auf dem Helme Kaiser Konstantins, wie auch im Labarum am Reichsapfel. Auf merovingischen Münzen, wie auch auf frühmittelalterlichen Geldstücken aus Deutschland und Italien treten uns diese beiden Lettern entgegen****. Die Buchstaben Χρς als ein von den Lateinern gebrauchtes Monogramm Christi, erwähnt auch Rabanus Maurus†. Diese Buchstaben erhielten sich auch einzeln. Das griechische Sigma ⟨σ⟩ erscheint oft auf mittelalterlichen Münzen aus Thüringen, wo auf Parallelstücken das Dreieinigkeitszeichen vorkommt. Das griechische P zeigt sich zwischen Kränzen auf manchen Geldstücken des Mittelalters.

Das Wort Christus wurde in der gewöhnlichen, lateinischen Schreibweise sehr oft mit dem griechischen »X« statt dem lateinischen »ch« im Anlaut geschrieben. Isidor Hispalensis, der große spanische Kirchenvater des 6. Jahrhunderts, erklärte das X für mystisch††. Venantius Fortunatus belehrt um das Jahr 700, daß man Xristus nicht Christus zu schreiben hat†††. Das griechische X erblicken wir auf dem Karolingerpfennig, der die Inschrift trug »Xristiana religio«††††. Ein englischer Bischof des 10. Jahrhunderts hielt das X für ein Signum Christi§. In Irland war auf den älteren mittelalterlichen Urkunden die Abbreviatur »Xb« = Xriste benedic üblich§§. Auf einem Franziskaner-Dokument aus dem Jahre 1394 kommt das Wort »Xristo« vor§§§. Bei Bry eröffnet das X in Christus ein Gedicht ⟨Nova Alphabeti Effictio MDXCV⟩. Die Spanier gebrauchten noch im 16. und 17. Jahrhundert hinter ihren Unterschriften die Abbreviatur »S S A S X M J« = »Supplex Servus Altissimi Salvatoris Xristi Mariae Josephi.« Eine lange Reihe von Exempeln für Xpi ⟨= Christi⟩,

* Prou: Paläographie 195.
** Meissner und Luther: Erfindung der Buchdruckkunst.
*** Vgl. unten Kapitel 16.
**** Friedensburg ib. 54.
† Rabanus Maurus: De inventione linguarum. Migne CXII 856. Friedensburg I 78—93.
†† Isidor Hispalensis ib.
††† Venantius Fortunatus Pictavensis Episcopus et Poeta. Migne LXXXVIII 82.
†††† Friedensburg ib.
§ Encyclop. Catholic s. v. crux decussata.
§§ Lindsay ib.
§§§ Mitteilungen aus Bosnien, II, 180.

Xpistianus, Antixpistus vom 8. bis 15. Jahrhundert findet sich bei Walther in seinem Lexikon*. In England sind Abkürzungen X, Xt für Christ, Xtian für Christian, Xmas für Christmas noch heute gebräuchlich**. In der Gabelsbergerschen Stenographie bezeichnet auch im modernen Deutschland das Zeichen »X« Christus***.

Die Reste der Griechenschrift im Abendland behaupteten sich ungemein zäh, aber zumeist in ihrem Wesen und Ursprung nicht verstanden. Die katholische Kirche sah nicht gerne irgendwelche Beziehungen zu der schismatischen Welt, deren Loslösung viel früher begann, als die äußere Vollziehung des Bruches. Schon Alcuin wollte mindest ein Evangelium, das Evangelium Marci, als in Italien, allerdings in griechischer Sprache, geschrieben sehen****. Rabanus Maurus stellte Griechen und Lateiner einander in ihrem liturgischen Werte gleich, obgleich ihm der einstige Rang der griechischen Sprache in der christlichen Kirche, auf die, zahlreiche kirchliche Termini in dem katholischen Sprachgebrauche ⟨Laos, Monachos, Kleros⟩ hinweisen, nicht unbekannt war†. Rabanus Maurus ließ allein der hebräischen Sprache einen religiösen Vorrang††. Ein später Autor Paganinus Gaudentius verfocht in einer speziellen Abhandlung die These, daß der Synoptiker Marcus überhaupt sein Evangelium nicht griechisch, nur lateinisch geschrieben hätte†††. Der Jesuit Hardouin vertrat in seinen Prolegomena ad censuram veterum scriptorum ⟨Paris 1695⟩ die Ansicht, die Apostel hätten überhaupt lateinisch gepredigt, und die Urschrift des Neuen Testaments wäre gänzlich im Latein abgefaßt worden. Die protestantischen Gegner des Katholizismus betonten dagegen im 16. Jahrhundert die Bedeutung des griechischen Evangelientextes.

Zur Griechenschrift wollte man keine bewußten Beziehungen bei den Katholiken haben. Manche Autoren leugneten rundweg, daß die Lateinschrift vom griechischen Alphabet herstamme und vertraten die Behauptung, das Alphabet der Lateiner hätte sich unmittelbar aus der hebräischen ⟨phönizischen⟩ Schrift, ohne jede Vermittlung der Hellenen, herausgebildet††††. Griechische Worte in der lateinischen Liturgie, wie »kyrie eleison« wurden mit lateinischen Buchstaben geschrieben§.

Bei Katholisierung der Griechen suchte man ihnen auch ihr Alphabet zu nehmen.

IV.

Eine aus synkretistischen Ursachen beibehaltene Schrift kann in ihrer alten Gestalt nicht unverändert ihr Dasein fortsetzen. Der

* Walther ib., S. 33, sq. 38.

** Muret-Sanders: Englisches Wörterbuch, s. v.

*** H. Rosenberg: Lehr- und Lesebuch der Stenographie. 102. Reichenberg 1913.

**** Alcuin: Disputatio puerorum ⟨opera dubia⟩ c. VII, Migne CI. »Secundus Marcus, scripsit Evangelium eloquio Graeco in Italia, secutus Petrum ut discipulus.«

† Rabanus Maurus: De clericorum institutione c. II, Migne CVII, 297.

†† Idem: Commentaria in Genesim. Liber II, Migne CVII, 530.

††† Josephus Catalanus: De codice sancti Evangelii. Liber I, c. VII, Romae 1733.

†††† Juan Pablo Bonet: Reduction de las Letras, 21, Madrid 1620.

§ Walther: Lexicon diplomaticum, S. 192, Tabelle XCVI.

Zusammenprall sich durchkreuzender, religiöser Strömungen muß im Alphabetwesen unbedingt seinen Ableger haben.

Die Beeinflussung der fortdauernden Lateinschrift durch das Christentum reicht bis in die erste Zeit zurück, wo Heidentum und Christentum miteinander um die Weltherrschaft rangen. Schon die erste Auseinanderreißung der antiken römischen Welt in zwei Glaubensgemeinschaften in den ersten Jahrhunderten der üblichen Ära, hatte für die Lateinschrift Folgen und verfehlte nicht, entsprechend dem Differenzierungsgesetze, gewisse Ansätze zu einer spezifisch-christlichen Separatschrift zu zeitigen. Die lateinisch schreibenden Christen der ersten Jahrhunderte führten mit ihren heidnischen Konnationalen keinen gemeinsamen Haushalt mehr, sie konnten die Schrift nicht mehr in der alten, herkömmlichen Landesform fortsetzen.

Die epigraphische Forschung stellt bezüglich der ältesten christlichen Inschriften fest: »Als die früheren christlichen Inschriften angefertigt wurden, hatte die Antike drei Hauptschriftarten ausgebildet, die christliche Epigraphik hat zwar viele Vertreter aufzuweisen, die unschwer in einen der drei Klassen untergebracht werden können, aber besitzt noch viel mehr, in denen jene Formen in bunter Mischung nebeneinander erscheinen. Oft genug ist sogar die eine Hälfte eines Buchstaben in Monumentalschrift, die andere Hälfte nach der Art der Malschrift gebildet. Häufig stößt man innerhalb des Bestandes der christlichen Epigraphik auf Inschriften in Vulgarschrift*. Epigraphen erkennen christliche Inschriften schon an ihrem Äußeren**.

Außer der Änderung der Buchstabenformen kommt zuweilen auch auf altchristlichen, epigraphischen Denkmälern eine Umkehrung der im Abendlande üblichen Schriftrichtung vor. Manche altchristliche Inschriften laufen perpendikular von oben nach unten. Auf anderen frühchristlichen Denkmälern merkt man den Versuch, die Schrift durch die Schreibweise von rechts nach links zu charakterisieren***. Auf den alten Glocken hielt sich die linksläufige Richtung der Lateinschrift sehr lange****.

Einschneidend für die Geschichte der Lateinschrift wurde der Einzug des Christentums, als das Gros der Lateiner sich der neuen Religion anschloß. Jener Zeitpunkt des massenhaften Beitritts der römischen Welt zur christlichen Gemeinschaft, bei Beibehaltung der einheimischen Schrift, rief einen förmlichen Umsturz, einen plötzlichen Entwicklungssprung für das Lateinalphabet hervor und bildete den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte der Buchstaben der abendländischen Welt, erzeugte eine Schriftumbildung von epochaler Bedeutung, der keine der späteren Zeit nur vergleichsweise und entfernt gleichkommt.

* Realencyclop. für prot. Theologie, IX, 173.
** De Rossi in: Bolletino d'archeologia cristiana 130, sq. Roma 1881.
*** Kraus: Roma sotterranea ib. R. E. f. prot. Theol. IX, 174.
**** Realencyclop. für prot. Theologie, VI, 706.

Woher stammt die übliche Lateinschrift der christlichen Völker des Westens? Die eigentliche, in Europa alltäglich verwendete Lateinschrift ist eine Minuskelschrift. Wenn wir ein Buch aufschlagen, da sehen wir in ihm fast lauter Minuskelbuchstaben. Kapitallettern kommen nur selten vor und bloß ornamental zu Beginn von Sätzen, bei Völker- und Eigennamen, in manchen wenigen Sprachen auch bei allen Substantiven. Die ganz vereinzelten »großen Buchstaben«, die die Eintönigkeit der »kleinen Buchstaben« etwas variieren, haben ausschließlich den Wert von Initialen.

Diese ganze Art von Schrift, der Minuskeltypus der abendländischen Bücher, war den antiken Lateinern unbekannt. Die alten Römer kannten nur Majuskellettern, die unseren Kapitalbuchstaben, entsprachen und wurden nicht ornamental, sondern nur als richtige Bücherschrift verwendet und wiesen je nach der Verwendung kleine Varianten auf. Denkmäler trugen Inschriften in Kapitalschrift, in lauter »großen Lettern« von elegantem Quadratcharakter: scriptura monumentalis. Bücher wurden in denselben »großen Lettern« geschrieben, nur in etwas weniger abgezirkelter Art: das war die scriptura rustica. Für Briefe, Akten und andere Geschäftsdokumente wurde eine ganz eigenartige Majuskelkursive gebraucht, die nichts anderes war, als vereinfachte Kapitalbuchstaben, als schnell geschriebene lauter »große Lettern«.

Die antike Lateinschrift war eine Kapitalschrift. Ein heutiges lateinschriftliches Buch, mit seinen fast ausschließlichen Minuskelbuchstaben, würde einem Römer, wenn er auferstehen sollte, eine Urkunde mit sieben Siegeln sein, ganz unleserlich und fremd vorkommen.

Die heutige sogenannte Lateinschrift ist eine Neuschöpfung der nachheidnischen Zeit. Wann erfolgte diese Neuschöpfung? Wann entstand diese den alten Herren der Siebenhügelstadt unbekannte Schriftgattung, die zum eigentlichen Alphabet der katholischen Welt, an Stelle der heidnischen Kapitalschrift erhoben wurde?

Wir wissen, die heutige Minuskel-Antiqua, die vom Papsttum des Renaissance-Zeitalters im Westen und Süden Europas verbreitet wurde, geht auf die Schrift des cluniacensischen Frankreich, auf das sogenannte karolingische Alphabet zurück. Zur Zeit ihrer ersten Hochblüte war die karolingische Schrift als Minuskel in Europa nicht vereinzelt. Die Minuskelschrift tritt uns damals in den sogenannten verschiedenen Nationalalphabeten, in den Schriftarten der Langobarden, der Kurie, der Toledaner entgegen. Das karolingische Frankreich hatte bloß an den Äußerlichkeiten seiner Minuskelschrift Anteil, den Typus als solchen schuf es nicht. Ein älteres Entwicklungsstadium der »Karolingerschrift« ist in der Schriftvarietät, die das merovingische Frankreich verwendete, zu sehen.

Die »nationalen« Minuskelalphabete des Abendlandes in der ersten Hälfte des Mittelalters lassen sich weiter zurückverfolgen. Sie gingen aus einer Kursive hervor, die auf dem Papyrus von Ravenna aus dem 6. Jahrhundert erscheint. Diese Kursive des beginnenden Mittelalters hatte bereits alle wesentlichen Züge der natio-

nalen Minuskel, dieselben Buchstabenformen, dieselben Ligaturen. Die Kursive von Ravenna war keine flüchtige Briefschrift. In Italien, speziellI in dessen nördlichem Teile wurden im 7. und 8. Jahrhundert Bücher in einer halbkursiven Minuskelschrift geschrieben.

Auch Ravenna war kein Ahne der Minuskelschrift. Unsere »kleinen Buchstaben« haben um die Wende des 4. Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt. Eine datierte lateinische Quittung aus dem Jahre 398 zeigt uns zum erstenmal eine komplett geformte Minuskelkursive, deren Nachfahrenreihe sich bis auf unsere Tage, unter verschiedenen Wandlungen, ununterbrochen und ungestört, fortsetzt.

Das Jahr 398 zieht eine Scheidelinie zwischen zwei Schriftperioden, zwischen dem Zeitalter der Majuskel und dem Zeitalter der Minuskel. »Die Kursive des 5. Jahrhunderts unterscheidet sich von der früheren lateinischen Kursive, wie sie vom 1. bis 3. Jahrhundert gebraucht wurde, daß sie aus Minuskeln und nicht aus Majuskeln bestand und daß die Mehrzahl der Buchstaben miteinander verbunden waren; diese Verbindungen trugen zur tiefgehenden Veränderung der Buchstaben bei.« Diese Kursive drang auch sofort, im Gegensatze zur antiken Majuskelkursive, in die Bücher ein, wobei sie eine nicht große, kalligraphische Anpassung durchmachte.

Die Minuskel erschien in der römischen Welt gegen Ende des 4. Jahrhunderts jäh und plötzlich. Vor dieser Zeit lassen sich in lateinischen Inschriften und sonstigen Urkunden in seltenen Fällen nur einzelne, an die Minuskelschrift gemahnende Lettern, untermischt mit regelrechten Majuskellettern, nachweisen*.

Was bedeutete das Ende des 4. Jahrhunderts im westlichen Christentum?

Das Ende des 4. Jahrhunderts bedeutet in der römischen Welt den Schluß des Heidentums, den Beitritt der Masse der Lateiner an die christliche Kirche. Die Wende des vierten Säculums läutete einer alten Religion des Abendlandes den Untergang und kündete den Triumph eines neuen, wenn auch synkretistischen Glaubenssystems. Der Prozeß, der im griechischen Osten schon in den ersten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts sich vollzog, fand in Rom erst gegen Ausgang dieses Jahrhunderts seinen Abschluß.

»Die Hochburg der alten Religion ist Rom, wo bis über die Mitte des 4. Jahrhunderts hinaus der alte Gottesdienst in wesentlich unveränderter Form geübt wird.« Constantius anerkannte noch im Jahre 357 »durch Verleihung von Priestertümern an die Angehörigen der Nobilität, das Fortbestehen des alten Staatskultus«. Die traditionelle heidnische Imperatorenwürde eines Pontifex Maximus wagte erst im Jahre 375 Kaiser Gratian zu verschmähen. Die Intelligenz Roms klammerte sich noch darüber hinaus sehr zäh an die traditionelle Vielgötterei. Eine ganze Reihe von heidnischen Schriftstellern verteidigte noch in den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts gegen das heranstürmende Christentum. »Das Bild

* cf. Maurice Prou: Manuel de Paléographie latine 43, 59, 68 f, 89, 94 100. Steffens: Lateinische Palãographie V.

des Kampfes der römischen Nobilität des ausgehenden 4. Jahrhunderts für den alten Glauben tritt ‹unter anderen› aus den Schriften Symmachus' hervor.« »Im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts zeigte sich sogar auf allen Gebieten des heidnischen religiösen Lebens ‹Roms› sowohl im alteinheimischen Kulte, wie in den sacra peregrina noch ein unverkennbarer Aufschwung.« »Eine Weile hatten diese Bestrebungen in den Jahren 392—394, gestützt durch die heidenfreundliche Haltung des Kaiser Eugenius, sogar Erfolg« und Aussicht auf eine bessere Zukunft. Doch bald erfolgte urplötzlich ein Zusammenbruch des noch kräftig ringenden römischen Heidentums. »Noch vor Ablauf des Jahrhunderts verschwinden die alten Priestertümer und keines der in den siebziger und achtziger Jahren so zahlreichen Zeugnisse für die Verehrung der Magna Mater und des Mithra reicht über diese Grenze hinaus*«.

Im Rom des endenden 4. Jahrhunderts röchelte die Kapitalschrift als eigentliches, normales Alphabet aus. In Rom dieser Zeit züngelten Flammen verbrannter heidnischer Bücher auf. Der Rauch der für Religionsbekehrungen vieler Völker charakteristischen literarischen Autodafés schwärzte auch die Abendröte der römischen Antike. Stilicho ließ die heiligen Bücher des heidnischen Lateinertums verbrennen. Die Kirchenliteratur geriet in den Vordergrund. Um das klassische Schrifttum wurde es still, die kapitalschriftlichen Werke der römischen Blütezeit wurden vergessen, verschollen, schimmelten unter Staub und Moder, bis sie nicht der antichristliche Humanismus, im Kampfe gegen die »mittelalterliche Barbarei« hervorholte. Die Statuta ecclesiae antiquae vom Jahre 436 verboten den Bischöfen das Lesen heidnischer Bücher. Dasselbe Verbot für die Gläubigen wiederholten die apostolischen Konstitutionen aus derselben Zeit. Das Studium der klassischen Literatur untersagte der Jugend noch das Konzil von Trient**.

Zur Zeit des Triumphes des Christentums formte sich außer der Minuskelschrift noch eine andere für die christliche Zeit charakteristische Schriftvarietät, eine Majuskelunziale, die vom Ausgang des 4. Jahrhunderts bis zum 7. Jahrhundert für Bücher neben der Minuskelschrift verwendet wurde und dann mit Ausnahme Irlands überall verschwand. Eine bewußte Formung einer neuen lateinischen Schriftvarietät versuchte in den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts Papst Damasus ‹366—384›. Damasanische Inschriften haben sich in ziemlicher Anzahl erhalten***.

f) Missionskatholizismus.

I.

Das werbende neuere lateinische Christentum schließt oft während der Missionierungstätigkeit mit den einheimischen Religionsformen, kultischen Gewohnheiten und Traditionen Kompromisse, zeigt sich

* G. Wissowa: Religion und Kultus der Römer. 89.
** Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 19. Jahrg. 2. Abtlg. 1. Heft, 25.
*** Prou ib. 63. R. E. für prot. Theol. IX, 174.

mit der bloßen Durchsetzung seiner prinzipiellen Dogmen und der Anerkennung des päpstlichen Primats begnügt und gestattet gutwillig und bewußt Synkretismen.

Die katholische Mission in China zu Beginn des 17. Jahrhunderts wollte dort die Vorstellung wecken, daß sie nichts anderes beabsichtige, als die Wiederherstellung der alten Lehre Konfutses, sie räumte daher im christlichen Kultus der Verehrung des einheimischen Religionsstifters einen Platz ein, sie berücksichtigte die Ahnenanbetung und überhaupt alle Praktiken und nationalen Gebräuche, die nicht absolut der christlichen Moral widersprechen und verschwieg wieder alles das im Christentum, was die chinesischen Vorstellungen verletzen könnte*. Am 15. Jänner 1615 billigte der römische Stuhl dem chinesischen Katholizismus eine Messe in der Landessprache zu**.

Ähnlich wurde auf Malabar ein malabarisch-katholischer Ritus von den Jesuiten geschaffen. Der Jesuit Robert Nobili begann im Jahre 1606 eine Bekehrungsaktion in diesem Winkel des fernen Orients, verkleidet als Brahmane, er konservierte die alte Kasteneinteilung, behielt viele heidnische Bräuche bei, gewährte den Gliedern der verachteten Kaste nicht einmal beim Abendmahl eine Gleichstellung***. In Amerika vermengten die mexikanischen Indianer Generationen hindurch die ihnen aufgezwungenen christlichen Riten mit der Verehrung der einheimischen Götterbilder.

Einen hybriden Charakter tragen auch die mit Rom unierten Kirchen des Orients, denen eigene Liturgie und oft auch eigene Organisation gestattet wurde.

In Übereinstimmung mit dieser missionärischen Versöhnlichkeit druckt die katholische Propaganda zu Missionszwecken Bücher in allen möglichen Schriftsystemen. Zu diesem Zwecke veröffentlichte einst die Kongregation der Glaubenspropaganda Lehrbücher für alle möglichen exotischen Alphabete für Adepten der Missionsarbeit. Georgien und Aethiopien, nestorianisches und jakobitisches Syrertum, Armenien, Arabien, das Ostslaventum, Hebräer und Samaritaner, Griechen, Brahmanen, Malabaren, Birmaner und Kopten waren dort vertreten****. Charakteristisch sind in diesen Lehrbüchern zu Übungszweck lateinsprachliche Gebete in arabischer, äthiopischer Schrift, im Sanskrit usw. Die Jesuiten in Beiruth entfalten gegenwärtig an der St. Josef-Universität eine rege propagandistische Tätigkeit in arabischer Sprache und Schrift. Schon Raimund

* Grande Encyclopedie, XXVIII, 697.
** Analecta Bollandiana, XXXIII, 294.
*** Möller: Lehrbuch der Kirchengeschichte, III.
**** Alphabetum Ibericum Romae Typis Sacrae Congregationis de Propaganda Fidei MDCXXIX, Alph. Aethiopicum MDCXXXI, Alphab. Chaldaicum, antiquum Estranghelo dictum MDCXXXV, Alph. Armen. MDCLXXIII, Alph. Arab. MDCCXV, Alph. Brahmanicum MDCCLXXI, graecum, hebraicum addito Samaritano vel Rabbinico (beide im selben Jahr), Alph. grandonico malabaricum MDCCLXXII. Zu theoretischen Zwecken erschien damals auch ein Alphabetum Etruscum (1771).

Lullus ⟨1234—1315⟩ veranlaßte die Gründung arabischer Lehrstühle in Paris, Oxford und Salamanca, um desto besser auf die Muslims wirken zu können. Erzbischof Martin Ayala in Spanien veröffentlichte nach dem Fall Granadas Katechismen für die neu unterjochten Muslims in arabischer Sprache und Schrift. Ähnlich war es mit den zahlreichen Streitschriften, mit den antimohammedanischen christlichen Polemiken des Mittelalters, die alle im Alphabet des Koran geschrieben waren. Als die Spanier nach Mexiko kamen, ließen sie die Verwendung der einheimischen Bilderschrift für christliche Themata zu. Die Metropolitanbibliothek von Mexiko besitzt ein Fragment aus einem lateinischen Pater noster in nahuatlischer Hieroglyphik*. In Nordeuropa wurden einst manchesmal Runen auf Kreuzen und Taufsteinen geritzt**.

Die katholischen Propagandamischbildungen sind in den meisten Fällen Momenterscheinungen, Eintagsfliegen ohne jede Fortsetzungsabsicht, es kommt ihnen keine tiefere geschichtliche umbildende Bedeutung zu. »Der fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar an die Seite der Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz und an einem hübschen Morgen gibt er mit dem Ellenbogen seinen Kameraden einen Schub und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christentum in China und Indien gepflanzt haben«***.

Bei Zielerlangung der Propaganda schwindet dann auch das Schriftprovisorium. Die wirklich für den Katholizismus gewonnenen Einheimischen Madagaskars, Annams, der Philippinen usw. bedienen sich keines anderen Alphabetes als des lateinischen. Die Germanen Europas betrachteten schon im 9. Jahrhundert die Runen als heidnisches Zeug. Das katholische Arabisch Maltas wird mit Lateinbuchstaben geschrieben. Der Versuch Ayalas in Spanien begegnete heftigem Widerstande des Klerus und wurde bald fallen gelassen. In Spanien wurde paar Jahrzehnte später ein staatliches Verbot erlassen und das Lesen arabischer Bücher galt als Häresie, die schwer bestraft wurde****. In Amerika schrieben nach dem Triumph des Katholizismus die Indianer ihre Muttersprache mit lateinischen Buchstaben und veröffentlichten in diesen schon in früher Zeit Bücher wie: Die Geschichte der Chichimeken von Ixtlilxochitl, dem Nachkommen der Könige von Tezcuco, der Codex Chimalpopoca aus Mexico, den Codex Cekehinquel aus Guatemala, das Popol Vuh aus Mittelamerika†.

In manchen Fällen nahm jedoch der katholische Synkretismus eine längere Dauer in Anspruch, dort wurde die Landesschrift auch

* Lenormant ib. I, 26.

** Wimmer: Die Runen 73, 180.

*** Diderot: Rameaus Neffe, 68 ⟨übersetzt von Goethe⟩, ⟨Reclam⟩.

**** Lea: The Moriscos. Their Conversion and Expulsion 131, 150, 162, London 1901.

† Chantepie de la Saussaye: Lehrbuch der Religionsgeschichte ⟨Sammlung theol. Bücher, III, 1⟩. I, 194.

länger beibehalten und gestaltete sich auch entsprechend den Gesetzen der Schriftgeschichte um.

In Amerika, im Lande der Maya, in einem alten Kulturgebiete, das Mexiko bei weitem überragte, dessen »Städte hunderte von Tempeln und Palästen aufwiesen« und dessen Zahlenschreibung nicht einmal von den Römern und Griechen erreicht wurde*, sahen sich die spanischen Konquistadoren veranlaßt, die zäh sich behauptende autochthone Schrift in ein wesentlich verschiedenes, fast phonetisches Alphabet umzuformen**. Mit dem vollständigen Sieg des Katholizismus in Mittelamerika sank dieses Alphabet dann in den Schlund der Vergessenheit. Die heute in Paris und Madrid sich befindenden Manuskripte der Ureinwohner des Mayalandes vermag kein Mensch mehr zu entziffern***. Die Kultur Amerikas war einst von einer Bedeutung, daß sie in Europa ihre Gönner fand. Kaiser Karl V. soll eine Professur der mexikanischen Bilderschrift zur Auslegung der genealogischen Tafeln wie auch der Landesgesetze errichtet haben****.

Einen mehr als provisorischen hybriden konfessionellen Charakter hatte auch zuweilen die arabisch schriftliche Missionstätigkeit der Katholiken. Von Christen in arabischer Schrift geschriebene Dokumente aus dem Mittelalter sind manchesmal an Eigentümlichkeiten der Schrift zu erkennen, die bei keinem mohammedanischen Autor vorkommen. So setzten z. B. manche christliche Autoren ‹Vocabolista arabigo aus dem 13. Jahrhundert aus Katalonien, eine arabische Seekarte der Ambrosiana› das Zeichen der Vokallosigkeit gezm am Ende des Wortes auf eine Weise, die bei keinem muslimischen Autor vorkommt†. In neuerer Zeit wurde von christlichen Missionären oft eine Reform der arabischen Schrift im Sinne der Vokalisierung vorgeschlagen††.

Die bosnischen Katholiken, die ursprünglich bis ins 13. Jahrhundert sämtlich schismatisch waren†††, konnten ihrer Vergangenheit sehr lange nicht loswerden und schrieben bis ins 17. Jahrhundert mit kyrillischen Lettern. Doch diese kyrillische Schrift gestaltete sich in einer eigenen Weise wiederholt um. Zuerst gestalteten die bosnischen Katholiken aus der Kyrillitza eine sogenannte Bukowitzaschrift, »um auf diese Weise eine Trennung von den rechtgläubigen Slaven herbeizuführen«††††. Nachdem die Bukowitza verfiel, erfolgte eine Neuumbildung der orthodoxen Kyrillitza in eine spezifische Schrift, in die sogenannte bosnische Kyrillitza, die jedoch nur bei den bosnischen Katholiken, aber nie bei bosnischen Orthodoxen

* Konrad Haebler: Amerika in Helmolt, I, 229.
** Taylor: The Alphabet, I, 24.
*** Haebler ib.
**** H. W. Bensen: Hieroglyphen und Buchstaben, 15, Schaffhausen 1860.
† Th. Fischer: Beiträge zur Geschichte der Erdkunde, 224.
†† L. Machnel: Sur la reforme de l'écriture arabe in Revue Tunisienne, XX, 407–446, Der Islam, V, 284.
††† Theiner: Monumenta Slav. merid., I, 298.
†††† Pypin: Geschichte der slavischen Literaturen, I, 231.

anzutreffen war*. Die bosnisch-katholische Kyrillitza enthielt der kyrillischen Schrift der Schismatiker gegenüber viel Originelles, wie auch manchen sehr altertümlichen Zug, der auf die glagolitische Schrift zurückging**. Die katholisch-bosnische Kyrillitza war nicht ohne Bedeutung für die sonstige Slavenwelt. Kyrillische Bücher, die in katholischen Typographien in Krakau, Venedig, Prag, Nieśwież in früheren Jahrhunderten gedruckt wurden, machten sich den bosnischen Schrifttypus zu nutze, um von den Schismatikern verschieden zu sein. Der bosnisch-katholische Schrifttypus rang sich zu einer westslavisch-katholischen Kyrillitza empor***.

II.

Merkwürdige Wechselfälle des Schicksals machte die kyrillische Schrift bei den Ruthenen durch. Durch ein gutes halbes Jahrtausend schismatisch, wurden diese dann mit Rom uniert. Die Union setzte sich sehr langsam und unter größten Schwierigkeiten durch. Die Ruthenen der eigentlichen Ukraina wollten nie von der Union irgend was hören. Ihr Widerstand lohte in den fürchterlichen Kosakenaufständen in den Jahren 1648—1660 auf. Die Schismatiker Litauens waren etwas versöhnlicher. Die Ruthenen Rotrußlands und Podoliens, des späteren Ostgalizien schlossen sich der Union erst in den Jahren 1698—1720 und noch später an. Als Kaiser Josef II. die Klöster in Galizien auflöste, fand er noch ein schismatisches Kloster im Osten dieses Kronlandes vor.

Das unierende Rom dachte ursprünglich, die Ruthenen langsam vollständig zu katholisieren. »Geht man der Geschichte der unierten Kirchen nach, so überzeugt man sich überall, daß Rom die Union als Vorstufe der Annexion betrachtet. Allmählich wird immer mehr von den Einrichtungen romanisiert, zunächst möglich unbemerkbar, die Klöster, dann die Liturgie, mit der Zeit auch der Festkalender****. Die katholische Propaganda versuchte auch bald nach der Proklamation der Union in manchen Gebietsteilen der Ruthenen die lateinische Schrift einzuführen. Die Matrik von Litauen wurde ruthenisch mit lateinischen Lettern geschrieben. Handschriften aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts aus Litauen sind in Lateinschrift vorhanden. Die Ossolinskische Bibliothek besitzt ein ruthenisch-lateinschriftliches Kopiarium. Gottesdienstliche Bücher, Ecphonemata der griechischen ‹slavisch-unierten› Liturgie mit lateinischen Buchstaben wurden durch die Basilianermönche einige Male gedruckt, ‹einmal im 18. Jahrhundert†, das letzte Mal in der Druckerei des Przemysler Bistums im Jahre 1842††›. Die Lateinschrift konnte jedoch bei den Ruthenen keinen Anklang

* Archiv für slavische Philologie, XXXVIII, 259.
** ibidem, XXIV, 314.
*** E. Th. Karskyj: Ocerk Slavianskoj Kyrillowskoj Paleografy 176, Warschau 1901.
**** Kattenbusch ibidem, I, 247.
† Jireček: Die ruthenische Schriftfrage, 22.
†† Ruthenische Bibliographie Nr. 246.

finden. Die Unierten nahmen ihre Sonderart, ihren fremdkonfessionellen, vorrömischen Ritus, der trotz Katholizismus beibehalten wurde, ernst. Die Kyrillitza verblieb, aber gewandelt. Die Schrift des Litauischen Statuts vom Jahre 1588 war von der Kyrillitza der Schismatiker verschieden. Die »Westrussen, die unter dem Einfluß der abendländischen Kultur« standen, schrieben vom 16. bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit einer besonderen eigenen Kyrillitza*. Aus ihrer Kursive entstand die Schrift des Litauischen Statuts. Die unierten Ruthenen schrieben dank ihrem unionistischen Synkretismus mit einer modifizierten Form ihres früheren Alphabets.

Das 19. Jahrhundert bedeutete den Zusammenbruch der ruthenischen Union. Die überwiegende Mehrzahl der Ruthenen, die unter die russische Herrschaft kam, schüttelte von sich im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ihnen wesensfremde Joch Roms ab und kehrte zum unverfälschten Pravoslaventum zurück. Die Sonderkyrillitza mußte bei diesen Ruthenen abwirtschaften, vom Felde weichen. Es erfolgte eine restitutio in integrum, alle Volksteile der osteuropäischen Slaven einigten sich nun bezüglich ihrer kyrillischen Schrift.

Ein kleiner Teil der früher unierten Ruthenen, blieb der Union treu. Die galizischen Ruthenen konnten am Rückfall ihrer rußländischen Brüder nicht teilnehmen, jedoch auch sie einigten sich mit dem schismatischem Rußland hinsichtlich der Kyrillitza, übernahmen selbst die russische Zivilschrift trotz der Opposition der österreichischen Regierung. Die von den galizischen Ruthenen gebrauchte Zivil-Kyrillitza unterscheidet sich von der schismatisch-russischen nur durch das Fehlen einiger Lettern ⟨jer, jor⟩.

Die galizischen Ruthenen zieht es in ihrer Mehrzahl in ihren weiten Volksmassen zum Schisma. Die pravoslave Agitation seit 1910 fand im österreichisch-ungarischen Ruthenentum eifrige Zuhörerschaft. Während der russischen Okkupation Galiziens ⟨1914—1915⟩ zeigte sich ein großer Teil der Ruthenen dem Abfall von der Union geneigt. Auch in Friedenszeiten hatte die moskalophile Partei einen starken Anhang im Volke. Der scharf ausgeprägte nationale Antagonismus der Ruthenen zu den Polen, die voneinander in Galizien viel weniger verschieden sind, als Sachsen und Bayern, Alemannen und Niederfranken, rührt in ansehnlichem Maße vom Gegensatz des orientalischen Christentums zum reinen Katholizismus her, der in der Union nicht aufgegangen ist. Die ruthenische Intelligenz weigert sich, den gregorianischen Kalender der katholischen Welt anzunehmen, hauptsächlich aus der offen eingestandenen Angst, im katholischen Polentum sich aufzulösen, ähnlich argumentieren die Ruthenen bezüglich der Schrift. Der ruthenische Erzbischof und Metropolit von Lemberg sah sich bereits im Jahre 1862 in eigener Person veranlaßt, eine Druckschrift zu veröffentlichen: »Woher stammen die Beschuldigungen und die Denunziationen der Polen, daß die griechisch-

* E. Th. Karskyj: ib. 181.

katholischen Ruthenen in Galizien nach dem Schisma und Moskau gravitieren?*«

III.

Einen kräftigen Ruck durch das Christentum dürfte auch die Scythenschrift des Äthicus erfahren haben. Die nicht unbeträchtlichen Abweichungen der Glagolitza von der Heidenslavenschrift werden ein Werk des Christentums gewesen sein. Bei den Katholiken erhielt dann die christliche Glagolitza einen eckigen, bei den Orthodoxen einen gerundeten ovalen Charakter.

Die Umgestaltung des Alphabets des Äthicus, hieronymischer Überlieferung, wurde bereits vielleicht vor der offiziellen Bekehrung der Bulgaren, von den osteuropäischen Goten angebahnt. Von den gotischen Buchstabennamen, die in dem bekannten Wiener Kodex vorkommen, finden sich drei in der Glagolitza wieder aza—az, eyz—izz, ezaz—izyca** unter den Lettern, die nicht aus der alten Scythenschrift stammen. Die glagolitische Schrift wird sogar einmal im früheren Mittelalter mit der gotischen verwechselt ⟨Thomas archidiaconus Spalat.: »gothicas Litteras, a quodam Methodio haeretico repertas«⟩ Germanen, die mit der Bezeichnung Ostgoten belegt wurden, missionierten im 9. Jahrhundert bei den Slaven. Der Passauer — als Ostgote bezeichnete — Bischof Winechindus ⟨899⟩ war ursprünglich kirchlicher Verwalter des kaum getauften Mähren. Das gotische Alphabetverzeichnis, das auf dem Wiener Kodex sich befindet, stammt aus dem 10. Jahrhundert, aus den damaligen Grenzmarken des Slaventums aus Salzburg.

Es kommen vielleicht hier irgendwie auch die Mösogoten oder sogar die Krimgoten in Betracht. Auf dem Balkan in der Gegend von Tomi wurde noch in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts gotischer Gottesdienst abgehalten, wie es heißt von scythischen Stämmen***. Die Krimgoten behaupteten ihre sprachliche Eigenart bis ins 16. oder vielleicht gar bis ins 18. Jahrhundert hinein****. Ein Kirchenprälat, der den Titel eines Metropoliten der Goten führte, residierte auf der Krim bis zum Jahre 1779†. Das krimgotische Erzbistum unterstand dem Konstantinopler Patriarchat ausdrücklich schon im 9. Jahrhundert††. Die Krimgoten entbehren nicht einer gewissen Auswirkungskraft. Die Goten, schrieb schon Jornandes, waren immer gescheiter als alle Barbaren und sind beinahe den Griechen ähnlich†††. In Konstantinopel gab es im 10. Jahrhundert ein Volksspiel »Gotthi-

* Odpowiedź J. E. ks. metropolity barona Jachimowicza na pytanie: Skąd wypływają posądzenia i denuncyacye Polaków, że grecko-katoliccy Rusini w Galicyi ciążą do orientalnej i moskiewskiej religii. Lwów 1862.

** F. Tempestinus: Grammatica gothicae linguae. Migne XVIII 900.

*** Walafridus Strabo ⟨849⟩: De rebus ecclesiasticis »Gothi divinos libros in suae locutionis proprietatem transtulelerunt etc. Apud quasdam Scythorum gentes maxime Tomitanos, eadem locutione, divina hactenus recitari officia«.

**** Tomaschek: Das Schicksal der Krimgoten 10.

† ibidem.

†† J. G. Stritter: Memoriae populorum etc. I. 149 Petersburg 1778.

††† Jornandes: De originibus Gothorum etc. Migne LXIX 1256.

kon«, in dem neben einem Venezianer ein Gote auftrat*. In der litauischen Sprache heißen die Russen »Gudas« in Erinnerung an die einst bedeutungsvollen Germanen der Krim**. Nach Matthias e Michov, wären die Polovcen, auf die sich ein bedeutendes episches Gedicht der Russen bezieht, kein anderes Volk als die Goten gewesen***. Die Krimgoten waren kein weltverschollenes Volk. Ihr Dasein war immer auch in Westeuropa bekannt. Melanchthon in seiner Explicatio ad Germaniam Taciti schreibt »audio in Chersonneso Taurica hoc nostro tempore restare Gothorum reliquias, qui se Gothos appellant et loquuntur germanica lingua«.

Das vom Christentum, gleichgültig welcher Provenienz, stark beeinflußte Altslavenalphabet, die Glagolitza, wurde von jenem Katholizismus beibehalten, der vom allgemein lateinsprachlichen Gebetritus der römischen Kirche nichts wissen wollte und seinen Gottesdienst in altslavischer Sprache verrichtete. Das Eingehen des slavokatholischen liturgischen Einschlages zog nach sich immer den Untergang der Glagolitza.

Böhmen gehörte ursprünglich in die Einflußspähre der griechischen Kirche. Herzog Bozivoj nahm im Jahre 871 das Christentum von orientalischen Missionären an. Böhmen wurde für die katholische Kirche erst unter Herzog Boleslaus im Jahre 967 gewonnen. Dem liturgischen Sprachherkommen der Tschechen mußte in der ersten Zeit Rechnung getragen werden und der Katholizismus ging in ein Kompromiß mit dem orientalisch-slavischen Ritus ein, ohne formelles Zugeständnis der Union. Bis zum Jahre 1007 wurde in Böhmen, im Sazawa-Kloster der slavische Ritus von den Mönchen eingehalten. Die böhmischen Märtyrerlegenden aus der Zeit um das 9. Jahrhundert wurden, wie es heißt, mit glagolitischen Lettern geschrieben****. Mehrere alte glagolitische Schriftdenkmäler, wie die Fragmente der sogenannten Kiewer Blätter, die altslavische Legende vom heil. Wenzeslaus usw., weisen sprachlich in Laut, Formen und Wendungen zahreiche Tschechismen auf und stammen aus der slavokatholischen Periode Böhmens. Tschechische Literaturprodukte noch des 12. Jahrhunderts, wie das tschechische Kirchenlied »Gott erbarme dich« enthalten einige Ausdrücke aus der altslavischen Sprache, ebenso trägt auch die tschechische Bibelübersetzung aus der Vulgata einige Spuren des kirchenslavischen Idioms, das einst in Böhmen mit der Glagolitza geschrieben wurde†.

Böhmen verlor seinen Sonderritus gleichzeitig mit den anderen Landeskirchen des Katholizismus. Papst Gregor VII. untersagte in einem Schreiben an Herzog Wratislaw von Böhmen den slavischen

* Stritter ibidem.

** J. C. Schüller: Argumentorium pro latinitate linguae Valachiae 15, 23, Cibini 1831.

*** Matthias e Michov: De Sarmatia asiana I c X.

**** Archiv für slav. Philologie, XXV, 610.

† Jan Jakubec: Geschichte der tschechischen Literatur 5, Leipzig 1907. (Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen.)

Gottesdienst. Um das glagolitische Alphabet wurde es nun in Böhmen still, mausetot.

Der Glagol, der mit der Ausrottung des Slavokatholizismus aus Böhmen verschwand, erlebte jedoch um die Wende des Mittelalters eine merkwürdige Auferstehung.

Als das Papsttum den Tschechen unter Karl IV., um der keimenden hussitischen Häresie, die Fühlung mit dem Schisma suchte*, zu parieren, den Mönchen des Klosters Emaus die Bewilligung erteilte, slavisch die Messe zu lesen, da kroch sofort der längst in Böhmen vergessene, zehn Fuß unter der Erde ruhende Glagol hervor und schlug seinen Sitz in Emaus auf. Die glagolitische Schrift machte sich heran, den Platz des Lateinalphabets in Böhmen einzunehmen.

Die Priester des wiederauflebenden tschechischen, slavisch-liturgischen Katholizismus schrieben ihr Kirchenslavisch mit glagolitischen Lettern. Aber das war ihnen, den Vorkämpfern und Trägern einer Sonderliteratur, zu wenig. Sie gingen auf das ganze Literaturdasein des tschechischen Volkes los und verlegten sich auf die Einführung des Glagol auch für die Profansprache der Böhmen, für das tschechische Idiom. Die Emauser Mönche schrieben die Bibel in tschechischer Sprache in glagolitischer Schrift, wovon sich noch zwei Exemplare bis heute erhalten haben**. Vorhanden sind auch noch jetzt aus dem Emauser Kloster jener Zeit Fragmente einer böhmisch-glagolitischen Weltgeschichte***.

Der neue Slavokatholizismus hatte nur kurzen Bestand. Die Versöhnungsproben mißlangen. Der um sich greifende Hussitismus riß die Emauser Mönche mit sich mit und bald verschwand der Glagol für immer aus Böhmen.

Nicht minder lehrreich für die Gesetze des Schriftwechsels wie für die kirchlich-organisatorische Bedeutung der Liturgiedifferenzen in der katholischen Kirche, wie die Wechselfälle der Glagolitza in Böhmen, ist die Geschichte der glagolitischen Schrift bei den Südslaven.

Dem Schwanken zwischen Kurial- und Sonderritus, zwischen lateinischer und slavischer Liturgie bei den slavischen Völkern des Südens, lief parallel ein Hin und Her zwischen dem Glagol und der Kyrillitza.

Im lateinkatholischen Kärnten wurde Slavisch seit frühester Zeit bereits mit Lateinbuchstaben geschrieben, so beispielsweise die altslavischen Freisinger-Denkmäler aus dem 9. bis 11. Jahrhundert. Im am slavischen Ritus lange zäh festhaltenden Dalmatien und einem Teil Kroatiens, wo das Papsttum im Kampfe gegen die konkurrierende griechische Kirche sich gezwungen sah, einem großen Teil der katholischen Bevölkerung einen eigenen Ritus zu konzedieren, blühte dagegen der Glagol. In Dalmatien war die Lateinschrift bei den Katholiken erst eine Neuerung des 15. Jahrhunderts****.

* Bezold, 15.
** Safarik: Geschichte der südslavischen Literaturen, I, 170, Prag 1864.
*** Archiv für slavische Phil., XXII, 186, 181.
**** Ib., XIX, 53.

In der Agramer Diözese wurden im 14. Jahrhundert noch zahlreiche Texte in der Glagolitza geschrieben*. Papst Innozenz IV. gestattete im Jahre 1248 den eigenliturgischen katholischen Slaven den Gebrauch der Glagolitza**.

Im 15. Jahrhundert ging bei den Südslaven plötzlich die Glagolitza ein. Was passierte Neues? Das griechische Kaiserreich brach zusammen, die orthodoxe Kirche verfiel in eine lange Lethargie, ein Teil des ökumenischen Klerus neigte zu Einigungsversuchen mit dem Katholizismus ‹Florenz›. Der slavische Ritus der Balkankatholiken verlor nun seine Existenzberechtigung und wurde von der Kurie zu des Orkus stillen Fluten spediert. Nun wanderte auch die Glagolitza den Weg aller Sterblichen und die Lateinschrift gelangte fast bei allen katholischen Südslaven zur Alleinherrschaft.

Doch nicht für lange. Der slavisch-katholische Ritus mußte bald wieder von Rom aus aufrecht gehalten werden. Es mußte dem Lutheranismus begegnet werden, der, um den Katholizismus auszuspielen, in katholisch südslavischen Gebieten sich gerne der slavischen Sprache und der glagolitischen Schrift bediente. Das 16. Jahrhundert sah nun den Slavo-Katholizismus und auch den Glagol erstehen***. Obwohl im 15. Jahrhundert in Dalmatien kein einziges glagolitisches Buch erschien, wurde im 16.—18. Jahrhundert der glagolitische Druck eifrig gepflegt und eine ganze Menge Bücher für die kroatisch-dalmatinische Litorale gedruckt. Das bereits bei den Katholiken des slavischen Südens unumschränkt herrschende Lateinalphabet wurde durch den Liturgiewandel wieder um ein Stück seines Gebietes gebracht. Die Bewilligung zum Gebrauch des Glagol statt der Lateinschrift, mußte auch in den letzten Jahrhunderten eine ganze Reihe von Päpsten erteilen ‹Benedikt IV. am 15. August 1754, Urban VIII. im Jahre 1631›****.

Das 19. Jahrhundert sah einen rapiden Verfall und ein Zusammenschrumpfen des Gebietes der slavisch-katholischen Liturgie. Die Kurie der letzten Dezennien macht von ihrem Unwillen gegen das slavisch-katholische Sonderwesen keinen Hehl. Der Slavokatholizismus wird als Realprivilegium bloß mancher Kirchen des Agramer, Görzer und Dalmatiner Gebietes angesehen. Außerhalb dieser speziell kenntlich gemachten Kirchen darf der slavisch-katholische Gebetritus nirgends verrichtet werden. Diese Einschränkung hat bereits in den letzten Jahrzehnten zu zahlreichen Konflikten zwischen Rom und vielen slavischen Gemeinden Istriens geführt.

Das Zusammenschrumpfen der slavisch-katholischen Kirchensprengel in der Neuzeit bewirkte auch genau und pünktlich das Zurückgehen der Ausbreitungssphäre des Glagol. Nur die Gebetbücher der slavisch-katholischen Gemeinden dürfen mit glagolitischen

* L. c. VI, 615.

** A. d'Avril: Le glagol et les congregationes des Rites in: Orient chretien, IV, 3.

*** Archiv für slav. Phil. XXXVII 501.

**** L'orient chretien l. c.

Buchstaben gedruckt werden*. Aber auch dieses letzte Asyl des Glagol wird in der jüngsten Zeit auf dem österreichischen Gebiete der slavo-katholischen Kirche von Rom aus zu schleifen versucht.

Der Vatikan, der innerhalb der Grenzpfähle der katholischen Donaumonarchie die Existenz einer kirchlichen Extratour als überflüssig erachtet, läßt es nicht an Versuchen fehlen, die lateinische Schrift in die slavische Liturgie der Romgläubigen einzuführen**. Einstweilen allerdings umsonst. Der Glagol wird heute nur noch dort von Rom gerne festgehalten, wo die landeskirchlichen Verhältnisse im Interesse des Katholizismus den weiteren Bestand des papistisch-slavischen Ritus erfordern, so zum Beispiel im orthodoxen Montenegro. Um den Einfluß der slavisch-orientalischen Kirche in diesem schismatischen Staate entgegenzuwirken, verzichtet die Kurie auf die Einführung der eigenen lateinischen Liturgie, tritt als Schützerin des katholischen Slavismus auf und stipulierte ausdrücklich in ihrem Konkordate vom Jahre 1886 das Recht der Benützung der glagolitischen Lettern für die Katholiken. Die gegenwärtig allgemein bei den katholischen Südslaven herrschende Lateinschrift ließ die Kurie unberücksichtigt. Sie kümmerte sich auch nicht um die Ratschläge der Slavisten, die für die kirchenslavisch gebräuchliche Kyrillitza eintraten. »Man wollte von der Kyrillitza in den verschiedenen Zentren, die dabei offen oder im Stillen mitzureden hatten, nichts wissen«, schreibt Jagič***. Die Geschichte geht eben andere Pfade, als der unempirische, »gesunde Menschenverstand«.

---

* Litterae de usu linguae slavonicae in S. Liturgia de 13/11. 1892. S. Rituum Congregatio ad Archiepiscopos provinciarum Goritzum, Jadren et Zagobrien ⟨III Libri ad sacra et ad officium adhibendi, characteribus glag. sint excusi⟩ cf. l'Orient chretien IV 9.

** Memoria sulla conversione dell' alfabeto glagolito nel latino per libri liturgici slavi 1882 ⟨als Manuskript gedruckt⟩ cf. Archiv f. sl. Phil. VI. 631.

*** Archiv für sl. Philologie XIII 19.

X. KAPITEL.

Sich auflösende Religionsminoritäten und Schrift.

> Rund und rein, ganz und alles geglaubt.
> Der heilige Geist läßt sich nicht trennen oder teilen . . . Wo die Glocke an einem Orte berstet, klingt sie auch nicht mehr und ist untüchtig. (Luther.)

Der Zustand konfessioneller Hybridität, der den Gebrauch einer fremdreligiösen Schrift durch eine Gemeinschaft verursacht, kann vorhanden sein nicht nur wo der offizielle Glaube ein später hinzugekommener ist und auf ein früheres untilgbares Bekenntnis transplantiert wurde. Es kann sich auch anders ereignen. Es kann auch vorkommen, daß die synkretistischen, inoffiziellen Glaubensingredienzien die späteren sind, daß alte, historische Glaubensgemeinschaften, die unzählige Jahrhunderte hindurch ein geordnetes, unvermischtes, selbständiges Religionsleben führten, in deren Adern einst das rote Leben kochte und das tausendfältige Echo des blühenden Lenzes dröhnte — bei ihren eigenen, alten Gläubigen schlaff werden, um ihre Autarkie kommen, sich von Elementen anderer Glaubenssysteme durchsetzen lassen und nicht mehr imstande sind, die Physiognomie ihrer Literatur mit ihrer formellen konfessionellen Zugehörigkeit in Einklang zu bringen.

Glaubensgemeinschaften, die eine lange Geschichte unbeschädigter Integrität hinter sich habend, plötzlich ihre ecclesiastische Geschlossenheit ohne jede Widerstandskraft von einer Flut einströmender fremder Wellen überschwemmen lassen, sind in ihrer Lebenstüchtigkeit bei weitem von jenen Mischgruppen verschieden, deren andersgläubige Zusatzelemente stolzes Ahnengut darstellen und an ein ungehemmt fortdauerndes Vergangenheitsbewußtsein gemahnen. Ein Synkretismus posteriorer Mischreligionen, der durch die Herübernahme einer mit dem historischen Glaubenscharakter der betreffenden Gemeinschaft widerstreitenden Schriftgattung gekennzeichnet wird, ist ein Symptom einer greisenhaften Kraftlosigkeit, das Merkmal einer massenpsychologischen Entartung und ist auch außerstande, auf die herübergenommene fremdkonfessionelle Schrift sein Stigma nach Art aller ursprünglich hybrid sich fortsetzenden Religionen aufzudrücken. Gruppen mit posteriorer Glaubensverquickung gehen ihrer Auflösung entgegen, befinden sich an der Schwelle des Völkerfriedhofes und entbehren jede Fähigkeit, das rezipierte Alphabet irgendwie umzuprägen, zu beeinflussen, ihm eine besondere Eigennote zu verleihen.

Historische Glaubensgemeinschaften, die in ihrem Kollektivdasein sich so schwer treffen lassen, sind in der Regel numerische Minderheiten in fremder Umgebung, der eigenen Sprache bar. Da bei solchen Minoritäten das konfessionelle Moment der Träger der nationalen Kontinuität ist, bedeutet die synkretistische Entartung posterioren Schlages bei ihnen auch den herannahenden ethnischen Untergang. Der Verlust des eigenen Alphabets kündet in religiösen Mischverhältnissen bei Minoritäten das nationale Finale an.

a) Verschiedene kleinere Völker.

Ein Beispiel konfessioneller Auflösung liefert uns heute das koptische Ägypten. Die Kopten schreiben arabisch überall, auch in ihren Gebetbüchern, mit den Lettern der Muslims in unveränderter Form*. In genauer Übereinstimmung damit, schließen sich die Kopten massenhaft ihrer muslimischen Umgebung an und vor Jahrhunderten noch sehr zahlreich, schrumpfen sie immer mehr zusammen und bilden heute nur noch einen geringen Bruchteil der ägyptischen Bevölkerung. Alljährlich treten viele von ihnen zum Islam über und mischen sich durch Heiraten mit den Muslims**. Die Islamisierung der Schrift bei den auf eine lange Religionsgeschichte zurückblickenden Kopten ist bloß ein äußeres Kennzeichen der mohammedanischen Glaubenswelle, die das ganze ägyptische Christentum immer stärker verschlingt.

In Syrien schreibt ein Teil der christlichen Araber nicht mit den eigenen Karschunilettern, sondern mit den Buchstaben des Koran, ohne jede Umgestaltung an denselben vorzunehmen. Die literarischen Leistungen der arabisch-schriftlichen syrischen Christen gehen »ganz im Geiste der islamitischen Natur auf«, bemerkt ein Fachmann***, d. h. sie sind nicht nur sprachlich und schriftlich arabisch, sondern sie stellen auch geistig-religiös den literarisch-islamitischen Typus unverfälscht dar, unter Verzicht auf die eigene historisch-psychologische Konfessionsindividualität. Der westasiatische Orient war noch im 13. Jahrhundert zur Zeit Jakobus von Vitry zur Hälfte christlich, heute ist das christliche Syrertum nur auf eine kleine Minorität reduziert.

In Spanien, zur Zeit der arabischen Suprematie, erlagen die Christen, die dort unter den Arabern wohnten, dem zersetzenden Einfluß des fremdkonfessionellen Milieus. Obwohl diese Christen geistig der maurischen Kulturblüte teilnahmlos gegenüberstanden, wurden sie doch zu Mozarabern ⟨mixti Arabes⟩ ⟨nach anderen soviel wie moust arab⟩ arabisiert****. »An Tracht, Sitte und Sprache vielmehr Mauren«, »dem Glauben und Fühlen nach Christen, aber mit sehr unvollständiger Kenntnis des Christentums«†. Schon zu Beginn

* Taylor: The Alphabet II 192.

** Kattenbusch: Vergleichende Konfessionskunde I. 213. Freiburg i. B. 1892.

*** Brockelmann: Literaturen des christlichen Orients 67.

**** Anton Cabaton: Revue du Monde Musulman VII 262.

† Georg Ticknor: Geschichte der schönen Literatur in Spanien I 449. Leipzig 1852 (deutsch von N. H. Julius).

des 9. Jahrhunderts war der Anschluß der spanischen Christen an die Mauren ein so herzlicher, daß die dortigen Goten, wie Rabanus Maurus berichtet, von einer alten Verwandtschaft der Goten mit den Mauren zu erzählen wußten*. Alvario von Cordova um die Mitte des 9. Jahrhunderts, klagte über den religiösen Verfall der Mozaraber mit bitteren Worten: »Wehe, Christen kennen mehr nicht ihr Gesetz«**, auch der heilige Eulogius, Erzbischof von Toledo, geißelte in seinen Werken die Entchristianisierung der christlichen Autochthonen Andalusiens***. Die Zahl der zum Islam bekehrten einheimischen Spanier war eine große. Die spanischen Mauren dürften zum großen Teil aus assimilierten, islamisierten, früher christlichen Aborigenes bestanden haben.

Die Mozaraber schrieben auch in den meisten Fällen arabisch nicht mit lateinischen, sondern mit den üblichen mohammedanisch-arabischen Lettern. Lateinschriftliches Arabisch war eine Seltenheit. Evangelien, Psalter, Kalender, Sammlungen kirchlicher Gesetze von Mozarabern in arabischer Sprache sind auf uns fast nur in arabischer Schrift gekommen****. Auch die Urkundenbücher in den Kirchen wurden arabisch auch der Schrift nach geführt. Im Archiv von Toledo sind noch solche 2000 Urkunden vorhanden†. Alvar Fainez, die rechte Hand Cids, zeichnete seinen Namen mit arabischen Charakteren††. Um die Wende des 12. Jahrhunderts prägten die christlichen Könige, die über das rückeroberte mozarabische Mittelspanien herrschten, für dasselbe Münzen mit arabischer Legende†††. Die arabische Schrift im Gebrauche der Mozaraber wies nie ein eigenes Antlitz auf. Unter dem Einfluß der arabischen Schrift scheinen nach manchen Paläographen die äußeren Formen selbst der mozarabischen, westgotischen Lateinschrift gestanden zu haben, in Bezug auf die Freiheiten, die man sich in Gestalt der Buchstaben nahm††††.

Ein Gegenstück zu den Mozarabern besaß dann der Islam in Spanien selbst, als über Granada die Fahne des Gekreuzigten gehißt wurde. Die einstigen Landesherren wurden nun christianisiert. Die Morisken, »die noch von ihren Gesetzen nur noch traditionelle Erinnerungen besaßen«, hielten sich nicht immer an ihre Schrift bei ihrer so schön gepflegten Literatur in der lingua aljamiada. Sie schrieben, wenn auch selten, ihr Spanisch auch mit lateinischen Lettern§. Die Lateinschrift in den Aljamiadahandschriften ist mit der der sonstigen damaligen Spanier identisch. Es heißt, daß sie auch

* Rabanus Maurus: De universe Migno CXI 44 »opinio est apud Gothos, ab antiqua cognatione Mauros propinquos sibi vocare«.

** Heinrich Goussen: Die christlich-mozarabische Literatur, Leipzig 1909.

*** Estevan de Terreros y Pando: Paleografia Espanola, Madrid 1758.

**** H. Goussen: ibidem Z D M G LVI 633.

† Ticknor ibidem.

†† Fitzmaurice Kelly: History of Spanish Literature 8.

††† Ticknor ibidem.

†††† Lewis W. Day: Alte und neue Alphabete 21. Leigzig 1906.

§ Zwei Handschriften erwähnt bei K. V. Zettenstreen in Centenario di Amari, 279.

Koranexemplare in arabischer Sprache und lateinischer Schrift besessen hätten*.

Zur Zeit der maurischen Herrschaft in Spanien schrieben auch die dortigen Karäer teilweise ihre Literaturwerke in der herkömmlichen unveränderten Schrift der arabischen Muslims**. Nicht wenig karäisch-arabische Bücher haben sich in der Schrift der Muslims erhalten. Die Karäer Spaniens waren eine in religiöser Beziehung müde und wunde Gruppe, die den Todeskeim in sich trug und auch sonst gegen die dahinraffenden Fluten des fremden Glaubens sich nicht aufrechten Rückgrates aufzulehnen vermochte. Ihre Philosophen, wie z. B. Albaçir, standen ganz und voll auf dem Standpunkte eines im Grunde fremden Bodens wie dem der Mutazila. Die Werke der Karäer, namentlich die älteren, waren speziell in maurischer Zeit vom Arabertum und Mohammedanismus sehr stark beeinflußt, das Hebräisch bis zur Unkenntlichkeit arabisiert***. Die spanischen Karäer beharrten in dem Zustande des Siechtums nicht allzulange. Freund Hein klopfte bald mit seinem Hammer. Die ursprünglich zahlreichen Gemeinden der Karäer in Spanien schmolzen bald zusammen und verloren sich spurlos von der Bildfläche des Westens. Eines ganz anderen Schicksals wurden in Spanien die schriftzäheren, rabbinischen Juden teilhaftig.

Auf dem Iran sind die Feueranbeter in der Neuzeit auf 8000 Seelen gesunken. Die persischen Zoroastrianer vermögen der Absorptionskraft des Islam keinen Widerstand zu leisten und verwenden auch dementsprechend sehr oft die arabische Schrift in der bei den persischen Muslims üblichen Form für ihr Persisch.

In einem argen Verfall befand sich einst der Mazdeismus in Indien. Unter den dortigen zoroastrianischen Auswanderern gab es, wie aus einem Bericht aus dem Jahre 1481 hervorgeht, kaum fünf, sechs Personen, die Pahlavi lesen konnten****. Der religiöse Niedergang der Parsen hatte zur Begleiterscheinung die Übernahme der Gudscheratischrift.

Ein eigentümliches, außerordentliches Schicksal hatte dann die Gudscheratischrift bei den indischen Parsen. Um die Wende des 15. Jahrhunderts erfolgte vom Iran aus eine Wiederaufrichtung des verfallenen indischen Mazdeismus. Die Zoroastrianer im Gangeslande entgingen der Auflösung. Die Gudscheratischrift, die weiterhin gebraucht wurde, erfuhr gewisse, spezifisch parsische Änderungen. Die Gudscheratischrift wurde auf diese Weise nach der Art der prior-synkretistischen Religionsmethode zu einem charakteristischen Gut des indischen Zoroastrianismus. Die Parsen Bom-

* Paul Viardot: Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen der Literatur etc. in Spanien I 145. Leipzig 1836, deutsch von Hell.

** P. Frankel: Beiträge zu einer Literaturgeschichte der Karäer 14 ⟨V. Bericht der Lehranstalt für Wissenschaft des Judentums in Berlin 1887⟩, Revue des études juives LXV, 156 ⟨1913⟩. Steinschneider: Fremdsprachl. Elemente, 27.

*** Frankel ibidem 8.

**** Jivanji Jamsedji Modi: The Parsees of the court Akbar in: Journal of Bombay, XXI, 117, f. 128. Spiegel: Eranische Studien, III, 167.

bays schreiben heute mit Gudscheratilettern nicht nur die eigentliche Gudscheratisprache, sondern auch die Mundart ihrer alten, heiligen Bücher. Das Yaçna-Buch, ein Bestandteil der mazdeischen Bibel, erschien z. B. im Jahre 1842 in Bombay in der ursprünglichen Zendsprache in der Gudscheratischrift*. Die eigentliche Pahlavischrift wird in Indien von den Parsen selten gebraucht. Allein die Totenlisten werden im Pahlavi geführt**.

Eine Äußerung des schleichenden Unterganges ist auch die Haltung der neuzeitlichen Samaritaner ihrer historischen Schrift gegenüber. Die letzten Generationen der Samaritaner ließen von ihrer spezifischen Konfessionsschrift, der sie sich bloß in außerordentlichen Fällen bedienen und schreiben nicht nur arabisch, sondern selbst ihre eigene samaritanisch-aramäische Sprache mit arabischen Lettern in der bei den Arabern gewöhnlichen Gestalt.

Es naht die Schicksalsstunde der samaritanischen Sekte. Die Konfession von Nablus geht ihrem Untergange entgegen. Der Glaubenscharakter des Samaritanismus hat schon längst seine Integrität eingebüßt. Islamitischer Einfluß macht sich im Samaritanismus überall geltend. Das Ehegesetz, das Erbrecht, die Schlachtgesetze und Trauerzeremonien zeigen bei den Samaritanern islamitische Umbildung. Liturgische Formeln aus dem Koran wurden in das samaritanische Gebet aufgenommen, muslimische Fabeln und Erzählungen wurden von den Samaritanern entlehnt. Die Ansicht der Samaritaner über Mohammed selbst ist eine milde. In ungünstigen Zeiten, wie die der Abbassiden und Fatimiden, fanden zahlreiche Übertritte von Samaritanern zum Islam statt***. Jetzt zählt die samaritanische Glaubensgemeinschaft, die einst Hunderttausende und vielleicht auch Millionen umfaßte, kaum hundert Köpfe.

Die von islamitischer Majorität zu Grabe getragene samaritanische Konfessionsgemeinschaft hat bereits in der Antike, in der Griechenzeit, ein ähnliches, ihrer Integrität und ihrem Bestand wenig zuträgliches Vorspiel erlebt. Die hellenisierten Samaritaner des Altertums verstanden nicht, literarische Sonderstellung zu wahren, mischten sich unter die eigentlichen, griechisch-heidnischen Schriftsteller und schrieben griechisch mit griechischen Lettern. Von einer spezifisch-samaritanischen Schattierung der Griechenschrift ist nichts bekannt. Die samaritanischen Bibelübersetzungen sowohl das Samaritikon, das Origenes noch benützte und das wir bloß in Fragmenten kennen****, wie auch die in einem dorischen Dialekte verfaßte Übertragung des Pentateuchs, von dem Bruchstücke noch heute vorhanden sind†, waren griechisch, nicht nur der Sprache,

* Menant: Les Parsis, Paris 1898.

** K. F. Geldner: Avesta-Literatur, in: Grundriß der iranischen Philologie II, 10, Salemann. I, 1, 257.

*** Wreschner: XIII sq.

**** Field: Prolegomena 65 sq. 1904 ⟨Revue de philologie nouvelle, Serie XXVIII⟩.

† Paul Glaue und Alfred Rahlfs: Fragmente aus einer griechischen Übersetzung des samaritanischen Pentateuchs 60. ⟨Aus den Göttinger Nachrichten der k. Ges. d. Wissensch.⟩

aber auch der Schrift nach. Kein Wunder! Die Samaritaner setzten so gut wie keinen Damm gegen die radikalsten Eingriffe des heidnischen Hellenismus. In der Zeit der Griechensuprematie in Westasien war der Tempel zu Garizim dem Zeus Xenios geweiht, auf den samaritanischen Münzen wurden heidnische Götter abgebildet und, wie die in Samarien in neuester Zeit gefundene, marmorne Dreifußbasis beweist, trugen zuweilen samaritanische Kunstwerke Reliefs, die Götter- und Heroenkämpfe darstellten. Samaritaner nahmen, von schrankenlosem Synkretismus hingerissen, selbst an den eleusynischen Mysterien teil. Dies bezeugt die Grabschrift einer Samaritanerin zu Nablus*. Die Juden erzählten sich noch im 2. Jahrhundert der christlichen Aera, daß die Samaritaner Götzenfiguren zu Garizim anbeten**.

Die sich den Hellenen anschmiegenden Samaritaner zeigen schon frühzeitig schwere Zerfallserscheinungen. Das entstehende Christentum zog in sein Fahrwasser nicht wenige Anhänger des Garizimkultus, die dann mancher christlichen Häresie den Ursprung gaben. Zu Beginn des Mittelalters, als das byzantinische Christentum seine Faust auf die Samaritaner legte, waren die meisten nicht imstande, ihrem Druck zu widerstehen. Im 6. Jahrhundert nahm die Majorität der Samaritaner das Christentum an, mag dies auch bei vielen nur zum Schein gewesen sein.

b) Die Juden.

I.

Die Juden, die eine so reichhaltige Liste von Beispielen der Schriftkontinuität, trotz Sprachwechsel, lieferten, sagten sich auch zuweilen von ihrem Alphabet los, nahmen fremde Alphabete an, ohne sie verändern zu können, jedoch immer nur dort, wo es der Religion der Umgebung gelang, die Tradition des Judentums zu erschüttern, Ritus und historische Religionsform in weiten Kreisen der Hebräer zu zerstören und Auflösung im Gange war.

Ein großer Teil der gräzisierten Juden der Antike schrieb griechisch mit griechischen Lettern. Das vermutliche, judenschriftliche Griechisch war jedenfalls nur bei einer Minderheit in Verwendung. Die erhaltene jüdisch-griechische Literatur der alexandrinischen Periode unterscheidet sich nicht durch irgendwelche Schriftbesonderheit von der heidnisch-griechischen. Kein Bericht meldet uns von einer besonderen jüdischen Modifikation der Griechenschrift. Die Ursache: die desolaten, religiösen Zustände im Judentum der antiken Diaspora.

Die antiken Juden außerhalb Palästinas im Einflußkreise der Hellenen kannten sich in religiösen Zeremonien nicht aus***, gingen ins Theater****, obwohl es im Altertum einen heidnisch-kultischen

* Schürer: Geschichte der Juden, ed. 3, I, 651.
** Chullin 6.
*** Gittin 2 a.
**** Acta apostolorum, XIX, 33.

Charakter besaß, traten sogar aktiv als Schauspieler auf, wie Alyturos, zur Zeit Neros, und Faustina, eine Zeitgenossin von Marcus Aurelius*. Die lydischen Juden kehrten sich nicht viel um die rabbinischen Verordnungen**. Die Juden Cäsareas waren als Lästerer und Blasphemisten verrufen***.

In Rom rechneten die Juden nach dem römischen Kalender**** und nicht nach dem rituell maßgebenden jüdischen Kalender. In Alexandrien, noch im 6. nachchristlichen Jahrhundert vor ihrer Vertreibung, gingen die Juden Samstag, statt in die Synagoge, ins Theater, wie ein christlicher Schriftsteller aus damaliger Zeit hervorhebt, und waren von den Christen äußerlich nicht zu unterscheiden. Wollten die damaligen alexandrinischen Juden einander erkennen, so mußten sie ein Zeichen verabreden†. Die hellenistischen Juden suchten das Spezifisch-jüdische, das Kultische und Zeremonielle zurückzustellen††. Eine blasse, nebelhafte, sublimierte, monotheistische Ideologie sollte an die Stelle der objektiv gewordenen, aus Fleisch und Blut bestehenden, realen, konfessionellen Geistesmacht des Judentums treten. Man suchte mit dem Heidentum Kompromisse zu machen. Artapan, ein jüdischer Alexandriner aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert, stellte Moses und die Patriarchen als Begründer des ägyptischen Götterkultus dar. Die Heiligtümer zu Heliopolis und Athos sollten durch Jakob und seine Söhne gegründet worden sein. Moses wurde von Artapan mit Hermes identifiziert und auf ihn die Verehrung des Ibis und des Apis zurückgeführt†††. Den Heroen des Heidentums unterschoben alexandrinische Juden monotheistische Sprüche, so den sagenhaften Sängern Orpheus, Linus. Die heiligen Weissagungen der Römer, die Sibyllen, wurden von den Juden griechischer Zunge im jüdischen Geiste nachgebildet. Philo, der repräsentative Mann der alexandrinischen Judäer, glaubte an einen Gott-Mittler, an einen Logos, der von ihm geradezu der zweite Gott genannt wird. Philo fühlte sich ganz als Grieche und stellte sich in den Gegensatz zu den Hebräern. Griechisch war für ihn »unsere Sprache«††††.

Den integralen Juden Palästinas kamen die ausländischen Glaubensgenossen als Heiden vor§. Die Ehe mit einer ausländischen Jüdin glich der Ehe mit einer Heidin und erregte den Unwillen der Rabbiner§§. »Gehe nicht ins Ausland«, sagten die palästinensischen Juden, »damit du nicht ein Götzendiener wirst«§§§. Die religiöse Zentrale der hellenistischen Juden, ihr Heiligtum zu Leonto-

* Josephus: Antiquitates XI, 3.
** Aboda Sara, 36.
*** Midrasch Rabba zu Hohelied I 6.
**** Vogelstein und Rieger: Geschichte der Juden in Rom I, 70.
† Cassiodor: Historia Tripartita liber. XI c XI, Migne LXIX, 1194.
†† Schürer: Geschichte des jüdischen Volkes III 136, Leipzig 1909, 4. Aufl.
††† Schürer, ib. III, 478.
†††† Karl Siegfried: Philo von Alexandria 131. Jena 1875.
§ Psachim, 51.
§§ Aboth d'rabbi Nathan, XXVI.
§§§ Kthuboth, 111.

polis, wurde von einem bedeutenden Gesetzeslehrer, Rabbi Meir, der einige Jahrzehnte nach der Zerstörung desselben lebte und das ausländische Judentum kannte, — er war sogar mit dem griechischen Philosophen Oenomaos aus Gadara befreundet, — als Götzentempel gewertet*. Der Tag, an dem das hellenistische Judentum seine tonangebende griechische Bibelübersetzung, die Septuaginta fertigstellte, war ein Unglückstag für Israel, wie jener Tag, an dem die Hebräer das goldene Kalb in der Wüste machten, heißt es in einer rabbinischen Quelle**.

Die integralen, palästinensischen Juden nannten die eigenen Bethäuser nicht nach alexandrinisch-jüdischem Muster »Proseuchen«, sondern »Synagogen«, wahrscheinlich, damit die Grenzen zwischen ihnen nicht verwischt werden. In der Neuzeit besteht ein ähnlicher Gegensatz in der Nomenklatur des Bethauses zwischen den konservativen und fortschrittlichen Juden in Osteuropa.

Das hellenistische Judentum mündete in seiner Mehrheit in das es umflutende Völkermeer. Die Heidenwelt zog viele Juden zu sich hinüber. Tiberius Alexander war nicht der einzige Überläufer. Auf einer Inschrift aus der Zeit Hadrians werden in einer Liste in Smyrna, unter den Personen, die der Stadt Geschenke gemacht haben, auch »ehemalige Juden« erwähnt***.

Als dann die Synthese von Heidentum und Judentum, das Christentum, auftauchte, da war es mit dem Gros der hellenistischen Juden zu Ende. Seit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert verstummte alle literarische Tätigkeit der Juden in griechischer Sprache plötzlich. Das einzige jüdisch-griechische Literaturdenkmal aus christlicher Zeit mit griechischen Charakteren ist ein aus dem 8. Jahrhundert stammendes, griechisches Glossarium zur Mischna Klaim und Schbuoth, das dürftige Worterklärungen enthält****.

Von der alten hellenistischen Judenschaft erhielt sich über das Mittelalter hinaus nur ein kleiner Rest, dieser Rest kannte nur das hebräische Alphabet auch für Griechisch.

Der Zersetzungsprozeß des hellenistischen Judentums nahm mehrere Jahrhunderte in Anspruch, bis er seinen Abschluß fand.

Dieser relative Dauerzustand der Hybridität desorientierte viele der jüdisch-griechische Glaubensgemeinschaft. Es bildete sich bei ihnen die Vorstellung, als wenn ihre Religionsform die eigentlich gottgewollte wäre und ihre Bibel in griechischer Sprache und Schrift das Original der göttlichen Offenbarung darstelle, so daß die integralen hebräisch betenden Juden sich veranlaßt sahen, den Nachweis zu führen, daß der Urtext des Pentateuchs nicht in griechischer, nur in hebräischer Sprache verfaßt wurde†.

* Mnachoth 109 b.
** Traktat Sophrim, I, 7.
*** Schürer, ib. III, 14.
**** A. Papadopoulos: Glossarion Ebraioellenikon in: Festschrift zu Ehren von H. Harkavy 68. Petersburg 1908.
† Breschith Rabba c XXXI.

Die griechische Schrift nahm bei den hellenistischen Juden oft den Charakter nicht eines den Heiden entlehnten Gutes, sondern den eines Bestandteiles ihres geoffenbarten Pseudo-Urtextes und diese Juden hoben die Buchstaben der Hellenen zum Range eines Religionsalphabetes empor.

Die hellenistischen Juden suchten ihre Septuagintaschrift allenthalben auch für fremde Sprachen zu verwenden, ähnlich wie es die integralen Juden mit der Quadratschrift taten oder mit derselben Griechenschrift dann die Christen griechischer Zunge. Die hellenistischen Juden machten sich anheischig, Latein mit griechischen Lettern zu schreiben, wie dies aus den Katakomben der Juden zu Monteverde und Randanini hervorgeht*. Es wird sogar von manchen vermutet, daß die hellenistischen Juden ihre hebräischen Bibelexemplare in griechischer Urschrift besaßen** — ein Analogon zu den Gudscherati-Transkriptionen von Zendtexten bei den Parsen. Die hebräische Schrift schwand jedoch nicht bis auf den letzten Rest aus dem hellenistischen Judentum. Das Tetragrammaton blieb auch weiterhin hebräisch, auch im griechischen Text. Das beweist das in der Geniza gefundene Palimsest des Aquila, ein Fragment aus den Büchern der Könige aus dem 5. Jahrhundert***.

Ein Ableger dieser Primatstellung der griechischen Schrift im zersetzten Judentum hat sich sogar in die rabbinische Literatur hinein verirrt. Manche Gesetzeslehrer des Talmud sind nämlich der Ansicht, daß die griechische Sprache zu bevorzugen ist und nebst der hebräischen zu religiösen Zwecken gebraucht werden darf****. Maimonides in seinem Kodex des jüdischen Rechts und Ritus, räumt der griechischen Schrift die religiöse Weihe ein, neben der hebräischen Schrift für Bibeltexte verwendet zu werden†. Jizchak Lampronti behauptet in seiner rabbinischen Enzyklopädie, daß mit Ausnahme der Bibel und der Estherrolle alle heiligen Bücher mit griechischen Buchstaben geschrieben werden dürfen, obwohl ein anderes sonstiges Alphabet fremder Herkunft für kanonische Werke zu verwenden den Juden unerlaubt ist††.

II.

Im mittelalterlichen und neuzeitlichen Europa gaben die Juden, so lange sie als Masse mit ihrer Tradition ernst machten, nirgends ihre Konfessionsschrift auf.

Bis an die Schwelle der Neuzeit waren alle jenen Juden, die sich an fremden Literaturen in fremder Schrift beteiligten, getauft†††. In konsolidierten Glaubensverhältnissen verstand man keine hybriden

* Nikolaus Müller: Die jüdischen Katakomben aus Monteverde zu Rom 91 ff. Leipzig 1912.

** M. O. G. Tychsen: Tentamen de variis codicum hebraicorum veteris Testamenti Mss 132. Rostochii 1772.

*** L. Traube: Nomina sacra 29.

**** Mgila 9 a.

† Maimonides: Jad Hachsaka Hilchoth Thfilin I.

†† Jizchak Lampronti: Pachad Jizchak s. v. Laschon.

††† Jene zahlreichen Juden, die im Mittelalter als Übersetzer und Vermittler zwischen Christen und Mauren auftraten, sind selbstverständlich von hier auszuscheiden.

Halbheiten und wer in ein durch ein eigenes Alphabet gekennzeichnetes fremdes Literaturlager eintreten wollte, mußte eine entsprechende Glaubenszugehörigkeit nachweisen.

Sämtliche spanische und portugiesische Schriftsteller jüdischen Stammes, die im Mittelalter sich in den autochthonen Literaturen der iberischen Halbinsel hervorgetan haben, waren treue Schäfchen der Kirche. Alphons von Burgos war getauft, wie auch Paul Santa Maria, früher Schlomo Halevi, der Autor der Historia universel, der es mit seinem Neophytentum sogar bis zum Erzbischof brachte. Ebenso empfing das Weihwasser Juan Alfonso de Baena, der Verfasser des bekannten spanischen Liederbuches »Canzoniero«. Überläufer derselben Art waren auch die spanischen Satiriker Pero Ferus und Juan de Espana und der Theologe Fray Diego de Valencia. Der christlichen Glaubensgemeinschaft schloß sich an, mindest zum Schein, der letzte große Troubadour Spaniens, Anton de Montoza. Getauft und selbst ein Judenfeind war der erste dramatische Dichter der spanischen Literatur Rodrigo Ceta. Christ wurde auch der vielgepriesene Rabbi Santo, »der Vater der gnomischen Poesie in Spanien«. Unter dem Namen dieses Rabbi kursieren Bücher, wie »la doctrina christiana« und »danza general«, die auf christlichen Glauben hinweisen*. Marannen, also Christen zum Schein, Juden, die äußerlich praktisch den Christenmenschen spielten, waren Juan Delgado, Enriquez und der größte Dramatiker Portugals, Antonius Josef**.

Im Deutschland des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit der vormendelssohnischen Epoche, hat es immer eine Anzahl von Juden gegeben, die literarisch mit dem Lateinalphabet schrieben. Wolf in seiner Bibliotheca hebraica zählt deren eine ganze Liste auf. Doch alle diese Lateinschriftler figurieren dort als Exjudaei, die dazu noch antijudaici waren. Auch Süßkind vom Trimberg scheint mit dem Glauben seiner Ahnen nicht auf bestem Fuße gelebt zu haben. Goldmann glaubt, daß dieser jüdische Minnesänger getauft gewesen wäre, und wenn diese Vermutung auch nicht stimmen sollte, fest steht es, daß Süßkind von Trimberg fern von der jüdischen Gemeinschaft seine Musen verehrte. Klar bezeugt das der oft zitierte Vers, in dem Süßkind seinen Entschluß kundgibt, nicht mehr zu dichten, sondern nach alter Judenart einen langen Mantel und einen Bart zu tragen***. Der Jude Sampson Pine, der als der französischen Sprache kundig im Jahre 1336 den Dichtern Wisse und Collin bei Ergänzung des Parcival von Wolfram von Eschenbach in der Benützung der französischen Vorlage behilflich war, kommt als purer Translator für Fremde hier nicht in Betracht****.

Die erste nicht getaufte Judengruppe der Neuzeit, die für die

* Ch. A. Becker: Geschichte der spanischen Literatur, 14, Straßburg 1904.

** Kayserling: Sephardim. Romanische Poesien der Juden in Spanien, 62—66, 70, 75, 87, 93, 153, 216, 320. Leipzig 1859.

*** Aronius: Regesten zur Geschichte der Juden 178.

**** Parcival in Bd. V der Elsässer Literaturdenkmäler von E. Martin und E. Schucht XX, XXI, XLI, Straßburg 1888.

europäischen Sprachen in eigener, selbständiger Literaturproduktion die Lateinschrift gebrauchte, war die Marannenjudenschaft, die aus Spanien und Portugal nach Frankreich, England und Italien flüchtete. Diese Judenschaft war der Überzeugung nach mosaisch, der äußeren Form nach aber christlich. Die Marannenjudenschaft lebte Jahrhunderte hindurch in Spanien scheinchristlich, wuchs in die religionsgenossenschaftlichen Formen der christlichen Gesellschaft hinein und verlor jeden Sinn für alle landläufig nicht dogmatischen Bestandteile der jüdischen Religion. Was auf der iberischen Halbinsel Zwang war, das tat die Emigration jenseits der Pyrenäen aus lieber Gewohnheit.

Die von den Juden Amsterdams in lateinischer Schrift seit dem 17. Jahrhundert erzeugte Literatur in spanischer Sprache »kann in ihrem Wesen und Geiste nicht als jüdisch angesehen werden«, behauptet der spanische Literaturhistoriker Baist*. Ein französischer Schriftsteller der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts Antoine Guenée, Abbé von Beruf, schildert die »nation portugaise de Bordeaux« mit folgenden Worten: »Die Sitten der portugiesischen Juden sind von denen anderer Juden ganz verschieden, sie tragen keinen Bart und fallen nicht durch die geringste Verschiedenheit in ihrer Kleidung auf. . . Ihre Trennung von ihren Brüdern ist eine so weite, daß, wenn ein portugiesischer Jude in Holland oder England eine deutsche Jüdin heiratet, er sofort seine Vorrechte verliert, nicht mehr als Synagogenmitglied anerkannt und vom Körper der »Nation« ganz separiert wird, er kann sogar nicht mehr unter seinen portugiesischen Brüdern bestattet werden.« »In Holland sind die portugiesischen Synagogen von den deutschen getrennt. Bei gleichem Glauben und identischen Glaubensartikeln, ähneln sich oft nicht ihre Zeremonien«**. Ihren Gegensatz zu den sonstigen Juden trieben die Marannenstämmlinge in Bordeaux unter den Ludwigen bis zur Feindseligkeit und als die Emanzipationsfrage aufs Tapet während der großen Revolution kam, verwahrten sich diese gegen jede Vermengung mit den sonstigen Juden, da zwischen ihnen und denen Deutschlands, Italiens und Avignons nicht die geringste Ähnlichkeit bestehe***. Die Marannenstämmlinge figurierten im Ausland nicht als Juden, nur als Fragment einer christlichen Nation, das zufällig jüdischer Metaphysik huldigt. Das im Jahre 1612 in Hamburg aufgenommene Verzeichnis der dort damals ansässigen Juden portugiesischer Zunge heißt: »Rolla der portugiesischen Nation« oder »Nomina sämtlicher allhier residierenden und wohnenden Portugiesen«****. Ein anonymer, zeitgenössischer Biograph Spinozas berichtet über seine Herkunft »son père était Juif de Religion et Portugais de Nation«†.

* Baist in Gröber: Grundriß der rom. Phil. II, 2, 445.
** A. Guenée: Lettres Juives ⟨Lettre premiere⟩ Paris 1781 ⟨cinquieme édition⟩.
*** Leon Kahler: Les Juifs à Paris depuis le VIe siècle Paris 1889.
**** Graetz: Geschichte der Juden, X, 18.
† Freudenthal: Die Lebensgeschichte Spinozas in Quellenschriften 3, Leipzig 1899.

Die jüdische Edition der entarteten Spätmorisken besaß nicht viel Lebenskraft. Uriel Acosta, Spinoza sind für die zentrifugalen Strömungen der portugiesischen Judenschaft Amsterdams charakteristisch. Große Teile dieser einst scheinchristlichen Judenschaft endigten jenseits der Inquisitionsstaaten im wirklichen Christentum. In Südfrankreich soll es eine Menge christlicher Familien geben, deren Ahnen einst unter dem Joche Torquemadas seufzten und dabei in die Kultur- und Lebensart der spanischen Christen sich so hineinlebten, daß sie dann frei von jedem Zwang, im freien Lande der leichtgeschürzten Gallier das seelische Bedürfnis empfanden, in den Schoß der Kirche zu übergehen.

Viel zäher erwies sich jenes spanische Judentum, das unmittelbar nach dem Austreibungsdekret die undankbare iberische Heimat verließ und die traditionelle Konfession in ihrer historischen Gestalt unversehrt fortsetzte. Die spanische Literatur auf dem Balkan, in Wien und Venedig erscheint bis in die jüngste Zeit in hebräischer Schrift in bewußter Antithese zur Marannenliteratur.

Die christianisierten spanischen Juden haben nicht verfehlt, ihren Einfluß auf andere Judengruppen geltend zu machen. In erster Reihe erlagen ihrem Einflusse die italienischen Juden. Während im 15. und noch teilweise im 16. Jahrhundert zur Zeit der Glanzperiode der Renaissance die Juden auf der apenninischen Halbinsel Italienisch mit hebräischen Lettern schrieben und ein italienisches Schriftstück mit lateinischen Lettern von Juden geschrieben eine Seltenheit war*, nimmt nach Einwanderung der Marannen die lateinische Schrift auch im Ghetto die Oberhand und die Kombination der hebräischen Schrift mit der italienischen Sprache verschwindet mit Ausnahme von Venedig bald ganz, und die gesamte sogar spezifisch jüdische Literatur in italienischer Sprache wird mit lateinischen Lettern geschrieben, so daß die ganze jüdisch geschriebene italienische Literatur in Vergessenheit gerät. Diesem Zustande entspricht auch der Bericht eines deutschen Juden, daß bei den Juden Roms, hauptsächlich beim Pöbel, die Taufe ein leichtes Ding sei**, und daß eine nicht geringe Anzahl von jüdischen Autoren sich zum Christentum bekehrt hat. ⟨Fabian Foghi, Alexander de Franciscis, Bischof von Forli ⟨Jahr 1594⟩, Gugl. dei Franchi in Bergamo ⟨1591⟩, Joh. Paulus Eustachius ⟨1582⟩, Phil. d'Aquino ⟨1629⟩, Giul. Morosini ⟨1683⟩, Alexander Crescenzi, Paolo Sebast. Medici***.

* Unter 15 jüdisch-italienischen Handschriften aus dem 16. Jahrhundert in einer Sammlung sind bloß Rezepte und ein Dokument in lat. Schrift. ⟨Steinschneider: Monatsschrift XLII, 317.⟩ Unter 12 jüd.-ital. verschiedenen Glossarien bloß eines in lat. Schrift ⟨l. c. 322⟩. Das von italienischen Juden mit lateinischen Buchstaben bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts veröffentlichte Wenige war hauptsächlich zum Fenster hinaus bestimmt, wie das mit lat. Lettern geschriebenene ital. Traktat über die Tanzkunst von Gugliemo ⟨15. Jahrhundert⟩ ⟨l. c. 419⟩ oder das Sonett von Juda di Salomone aus Mantua ⟨1504⟩, die Schriften von Messer Leon, von Bonet de Latas usw.

** Berliner: Die Geschichte der Juden in Rom.

*** Steinschneider l. c. p. 43, 269, 417, 473, 516, 552.

Das Beispiel der Marannen begann mit Erstarken der Aufklärung auch in den locker gewordenen Judengemeinschaften Frankreichs, Englands und Deutschlands zu wirken. Bei den Führern der jüdischen »Fortschrittsbewegung« in Deutschland, im 18. Jahrhundert bei Wessely, dem Mithelfer Mendelsohns, bei Zunz u. v. a. werden die spanischen Juden Hamburgs als nachahmenswertes Vorbild angeführt. Diese eigentümliche marannenhafte Anschlußbewegung an die fremden Literaturen bei formellem Weiterbleiben beim Judentum, strahlte dann auch nach Osteuropa aus. Die meisten neuzeitlichen Juden schreiben die modernen Sprachen mit den Lettern der betreffenden Völker. Nirgends hat sich auch, nach Annahme des Alphabets der Christen, eine besondere Schriftvarietät der Juden herausgebildet. Der jüdische Entartungssynkretismus wird von entsprechendem Zerfall begleitet. Das 19. Jahrhundert sah 200.000 Juden, also mindest 20 Prozent der west- und mitteleuropäischen Judenschaft dem offiziellen Christentum beitreten*. In den meisten Großstädten des Abendlandes bilden Mischehen einen ansehnlichen, wenn nicht überwiegenden Teil aller Judenehen. Kinder aus Mischehen fallen in den seltensten Fällen dem Judentum zu. Und die nicht getauften Juden? Die führen ein Halbdasein, praktisch christianisiert ohne fremdes Dogma und ohne eigenen Ritus, gewollte Marannen, Marannen ohne jede Pression, ihrer Art abgekehrte Typen nicht den Fremden ganz einverleibt, aber auch jeder eigenen konfessionellen Kontinuität bar. Das sogenannte modernisierte Judentum befindet sich in einem hellen Auflösungsprozeß und nähert sich jenem Finale, wohin die spanischen Karäer einst gelangt sind und die Samaritaner jetzt in den letzten Zügen zusteuern. Felix Teilhaber kündete es vor einigen Jahren an in seinem »Untergang der deutschen Juden«.

Die eindringende Lateinschrift beschränkt sich nicht auf die von Juden verwendeten Schriftsprachen. Auch Jiddisch wird hie und da mit lateinischen Lettern geschrieben. Einzelne neujiddische Dichter veröffentlichen ihre jiddischen Poesien in Lateinschrift, so zum Beispiel Salomo Dembitzer, nebenbei bemerkt in einer elenden Orthographie. Lateinschriftliches Jiddisch hat bereits seine Vergangenheit. Entjudete Höhner des Judentums haben das Beispiel eines mit lateinischen Lettern geschriebenen Jiddisch noch vor einem Jahrhundert gegeben. Im Jahre 1817 erschien eine Satire »Mordje und Estherleben oder ä Sou waren ünsere Leut zür Zeiten Ahasverus, eine komische Operette in fünf Aufzügen, gelehrt von Rabbe Mouses Förther.« In den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts produzierte ähnliche Satiren in jiddischer Sprache und Lateinschrift ein jüdischer Renegat, der sich unter dem Namen Feitel Itzig verbarg. Während des 18. Jahrhunderts wurde wiederholt von Christen Jiddisch mit Lateinbuchstaben gedruckt. Die lateinschriftliche Strömung im Judentum reißt selbst sogenannte Nationaljuden mit. Georg Hecht schlug unlängst die Einführung der Lateinschrift für Hebräisch

* J. de le Roy: Judentaufen im 19. Jahrhundert. Ein statistischer Versuch. Leipzig 1899.

und Jiddisch vor*. Für ein lateinschriftliches Jiddisch treten auch viele Führer der sogenannten jiddischistischen Bewegung ein**. Phraseologische Nationalpolitik kann eben den Untergang einer konfessionellen Gemeinschaft nicht aufhalten. Als Gegenstück zum lateinschriftlichen Jiddisch kann das hebräischschriftliche Hochdeutsch der integralen Juden dienen.

Die Schriftunifizierung der Juden mit ihren andersgläubigen Nachbarn hatte das hohe, allgemeine Kulturmilieu der Neuzeit zur Staffage nicht nötig. Es muß bloß die innere Zersetzung zutreffen. Auch in bildungsarmen, kulturkahlen Regionen des Orients kam es vor, daß die Juden ihre eigene geschichtliche Schrift außer Gebrauch setzten und Fremdkonfessionellen sich anschlossen.

Die Falaschas in Abessinien schreiben ihren südsemitischen Dialekt mit nichtjüdischen Lettern***. Die indischen Juden bedienen sich zum Teil der Schriftzeichen ihrer heidnischen Nachbarn und meißeln auf Grabsteinen Inschriften im Mahratti-Alphabet****. Manche Zeitungen der indischen Juden werden mit Mahrattitypen gedruckt †.

Die Juden im Reiche Meneliks sind halbe Heiden mit absonderlichen Sitten, Riten und Traditionen fremder Herkunft. Die essen mit den Christen zusammen und feiern neben den eigenen auch deren Feiertage††. Massentaufen waren bei ihnen noch im 19. Jahrhundert keine Seltenheit. Die Falaschas haben dazu keine eigenen Schreiber, empfangen ihre Handschriften von den Christen†††. Die versprengten isolierten Juden Indiens haben ihre Integrität in einem ansehnlichen Maße eingebüßt. Sie zählen auf ihren Grabsteinen nach indischem Kalender und haben auch heidnische Gebräuche††††.

---

* Georg Hecht: Der neue Jude, 61. Leipzig 1911.

** Vgl. M. Mieses: Mit welchem Alphabet soll man Jiddisch schreiben? Frostigs Kalender, Lemberg 1911.

*** J. Halévy: Les Prières des Falaschas. Paris 1879.

**** Chajes und Kirste: Jüdische und jüdisch-indische Grabinschriften aus Aden. 21. ⟨Sitzungsbericht der kais. Akad. der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Kl. B. CXLII, Wien 1903.⟩

† H. Löwe: Die Sprachen der Juden 158. Köln 1911.

†† M. Cohen: Rapport sur une mission linguistique 37.

††† Ersch und Gruber II. 113.

†††† Andrée: Jüdische Volkskunde 242.

XI. KAPITEL.

Die Richtung der Schrift.

I.

Schriftsysteme, die, aus synkretistischen Gründen beibehalten, eine Umbildung erfahren, wechseln zuweilen ihre bisherige Schriftrichtung.

Die mohammedanische Bevölkerung der Malediven trat seit ihrer Islamisierung in Widerspruch mit allen ein indisches Alphabet gebrauchenden Völkern des asiatischen Südens und fing ihr bisheriges rechtsläufiges heimatliches Alphabet linksläufig zu schreiben an.

Die Aethiopier setzten sich nach ihrer Christianisierung in einen Richtungsgegensatz mit der eigenen Vergangenheit und gaben ihrem bis damals linksläufigen semitischen Alphabet eine rechtsläufige Wendung.

Die buddhistisch gewordenen Mongolen vollzogen einen Bruch mit der bisherigen linksläufigen Richtung ihres ursprünglich den semitischen Syrern entlehnten Schriftsystems und führten eine rechtsläufige Front ein. Ansätze zu einer Umkehrung der griechischen und lateinischen Schrift nach links unter der Ägide des in die antike Welt einziehenden Christentums, waren in den letzten Jahrhunderten des Altertums nicht selten vorhanden. Merkwürdig ist es, daß ein moderner russischer Christ die Namen der griechischen Buchstaben, durch ein verkehrtes Lesen nach links, auf eine an sich skurille Weise erklären wollte*.

Die manichäisch-bogumilischen Bulgaren hinterließen einige Inschriften in einer linksläufigen statt rechtsläufigen kyrillischen Schrift**.

Dem Frontwechsel dieser Schriftarten lag zweifelsohne das Bestreben zu Grunde, mit der andersgearteten Glaubensvergangenheit, die trotz aller Mischungen, der neuen Religion innerlich wesensfremd gegenübersteht, in einen eklatanten, auffallenden, der tiefgehenden Religionskluft entsprechenden Kontrast zu treten.

Das Christentum und das antike Heidentum, der Islam und der Götzendienst, der Buddhismus und die Religion Christi, bewegen sich in prinzipiell kontradiktorischen, einander verneinenden Gegensätzen. Der Christ hielt im Altertum die Götter der Römer und Griechen nicht für eitle Phantasie, sondern für den Gegensatz

* Lukaschewytsch: Prymiryete etc. 129 ff. Moskwa 1855.
** Renner: Durch Bosnien und Herzegowina 269. Berlin 1897.

Gottes, für Dämonen*. Der Mohammedaner beurteilt ebenso alle Verehrung der Idole als Werk des Scheitans. Der Buddhist glaubt, das Christentum wäre ein Erzeugnis des Teufels. Der Manichäer negierte die grundsätzlichen Anschauungen des Christentums und schlug sie ins Entgegengesetzte um.

Religionsbildungen zweiten Grades, die von einander scheiden und sich eigene Schriftvarietäten formen, christliche, frühmosaische oder buddhistische Sekten haben nie der angestammten Schrift eine umgekehrte Richtung zu geben versucht. Innerhalb der Religionsparteien desselben Religionssystems ist bei aller grundsätzlichen kultischen Trennung, bei aller Ausschaltung und Klassifizierung der Gegner als absolute Religionsfremde und Heiden, noch nirgends die Meinung entstanden, die Prinzipien der feindlichen Sekte wären dämonisch, der von derselben angebetete Gott wäre in Wirklichkeit ein böser Geist, ein Kobold der Finsternis, der Teufel. Innerhalb der gegnerischen Subkonfessionen erhält sich trotz allem immer das Bewußtsein, daß der von den einen »heidnisch« angebetete Gott oder Heiland, Christus, Jehova, Sakjamuni, auch den andern heilig und wert ist und nicht etwas Polarfeindliches darstellt.

Polare Religionsantagonismen erzeugen Richtungsgegensätze nicht nur auf dem Gebiete der Schrift. Die gegenseitige religiöse Negation und Kontradiktion kommen auch in verschiedenartigsten gleichgültigen Dingen des Alltags in Richtungskontrasten zum Ausdruck. In Indien tragen mohammedanische Männer ihre Jacken links, die Hindu dagegen rechts geknöpft**. Die osteuropäischen Juden knöpfen ihre Röcke von rechts nach links, während die dortigen Christen, wie auch alle sonstigen christlichen Europäer dieselbe Handlung nach rechts vollziehen. In Tibet ist die Spezialität der noch heute dort in ziemlicher Anzahl vorhandenen Bekenner der vorbuddhistischen Landesreligion des Peun-bo, alles von links nach rechts zu tun, was die Buddhisten von rechts nach links tun***.

II.

Die Umkehrungen der Schriftrichtung in vorhistorischer Zeit, die uns weniger klar vorliegen, dürften ebenso religiösen Gegensätzen entsprungen sein. Auch in der heidnischen Welt gab es konträre, einander aufhebende Religionen.

Zwischen dem Glauben Griechenlands und Phöniziens herrschte einst ein scharfer Antagonismus. Der Grieche, der ursprünglich eine ganze Reihe von Göttern von den seetüchtigen Semiten aus Tyrus und Sidon herübernahm, vollzog dann seine Loslösung von phönizischer Patronanz durch einen kräftigen Gegenhieb. Eine Reaktion trat ein. Ein starkes Kontradiktionsgefühl enstand. Ein großer Teil der vornehmsten phönizischen Gottheiten bekam im historischen Volksglauben der alten Hellenen den Charakter von

* Paulus: I. Korintherbrief X, 20. Augustinus: Sermo LXI, c. VI. Migne XXXVIII, 419.

** Ratzel: Völkerkunde II 86.

*** Les dernières barbares. Mission d'Ollone 242.

Unholden. Der große Gott der Phönizier, der Baal von Tyrus, Melkart der Stadtgott, dem die semitischen Weltumsegler in allen ihren Niederlassungen als ihrem himmlischen Schutzherrn Heiligtümer errichteten, wurde bei den Griechen als Melikertes mit dem Beinamen Palaimon, zu einem poseidonischen Dämon erniedrigt. Die großen phönizischen Götter »die Kabiren« wurden in Samothrake als Dämonen verehrt. Manche griechische Mythe stellt den Einzug der phönizischen Religion nach Hellas als einen Einbruch teuflischer Gestalten dar. Die Argyver erzählten sich, wie einst ihre Ahnen unter der Führung von Perseus gegen die wilden Meerfräulein kämpften, die von den Inseln mit dem semitischen Gotte Dionysos herübergekommen sind*.

Das Griechentum der blühenden Antike stellte sich in einen vollständig umwertenden Gegensatz zu großen Teilen des phönizischen Glaubens und verabscheute viele Hauptgestalten des kananäischen Pantheons als böse Geister.

Die Umkehrung der linksläufigen Phönizierschrift nach rechts, die dann für die gesamte europäische Welt charakteristisch wurde, wird nichts anderes gewesen sein als eine Begleiterscheinung der religiösen Entzweiung, eine Widerspiegelung der Glaubensantithese, die das erwachende Hellas gegenüber der phönizischen Kuratel empfand.

Die griechische Schriftrichtung nach rechts fand bei den Griechen nicht sofort begeisterte Aufnahme. Der Prozeß der Festsetzung der rechtsläufigen Schriftrichtung nahm mehrere Jahrhunderte in Anspruch. Erst im fünften Jahrhundert v. Chr. wurde das nach rechts gewendete Alphabet beim Hellenenvolke allgemein. Lange wurde in Griechenland kompromißweise Bustrophedon geschrieben, eine Zeile nach rechts die andere nach links, so auch die Gesetze Solons**. Die rechtsläufige Schrift als solche war keine dem Griechentum besonders angemessene und natürliche. Die alte autochthone Griechenschrift der vorphönizischen Zeit, wie wir sie aus dem alten Cypern kennen, war eine linksläufige***. Die Rechtsläufigkeit war das Ergebnis eines rein ideologischen, religiösen Ursachenkomplexes.

Die Rechtsläufigkeit der Schrift, vom Griechentum getragen, faßte ursprünglich nicht bei allen europäischen Völkern Wurzel. In Italien schrieben alle altitalischen Völker, mit der einzigen Ausnahme der Lateiner, die aus Griechenland rezipierte Schrift nach links****. Der Grund lag auf religiösem Gebiete. An der Spitze der altitalischen Völker standen geistig-religiös die Etrusker. Von den Etruskern ist uns bekannt, daß sie in vielen Beziehungen in einem mythologischen Gegensatz zur lateinisch-hellenistischen Welt standen. Die Religion trug bei den Tuskern einen trüben, phantastischen Charakter und gefiel sich im geheimnisvollen Zahlenspiel und in wüsten, grausamen Anschauungen und Gebräuchen und war »gleichweit entfernt

* Curtius: Griechische Geschichte 6. I. 49 ff, Berlin 1887.
** Adolphus de Schütz: Historia Alphabeti attici 17. Kirchhoff 13.
*** Gardthausen: Griechische Paläographie 13, Leipzig 1913.
**** Corssen: Die Sprache der Etrusker I, 12, Leipzig 1874.

von dem klassischen Rationalismus der Römer und dem menschlich heiteren hellenischen Bilderdienst.« Die Etrusker entnahmen der griechischen Mythologie zwar mehrere Götter, aber dennoch »unter den etruskischen Göttern treten die bösen und schadenfrohen in den Vordergrund, . . . statt der stillen in den Räumen der Tiefe friedlich schaltenden Welt der abgeschiedenen »guten Geister«, wie die Lateiner sich dachten, erscheint hier eine wahre Hölle. In die Hölle werden die armen Geister von dem den Griechen entlehnten Charon abgeführt, der bei den Etruskern eine wild-halbtierische Gestalt mit Flügeln und einem großen Hammer bekam«*. Auch die Lateiner standen ursprünglich lange Zeit unter religiöser Leitung der Etrusker. Sie schrieben daher bis gegen Mitte des 4. Jahrhunderts vor Chr. Geb. nach links**, und schlossen sich erst dann der griechischen Schriftform an. Das spätere Rom belächelte die etruskischen Wahrsagebücher der Haruspices*** und verwendete die etruskische Charungestalt zu niedrigen Kostümierungszwecken. Der Mann, der die Leichen der Erschlagenen auf dem Kampfplatz bei Kampfspielen wegschaffte, eine Art Totengräber, wurde in Rom als Charun verkleidet. Das geschichtliche Römertum hatte ein affirmatives Verhältnis zur griechischen Religion.

Eine religiöse Antithese gab es in der Antike auch zwischen den eng mit einander verwandten Persern und Indern. Eine einstige Religionsgemeinschaft scheint sich dann in zwei gegenseitig arg befehdende Gruppen gespaltet zu haben. Wir finden bei den Iraniern mehrfach Wesen in die Unterwelt versetzt, welche bei den Indern im Himmel erstrahlen. Hier sind in erster Linie zu nennen die indischen Devas, welche von den Indern als die Leuchtenden, jedenfalls als Gottheiten aufgefaßt wurden und mit den Indern stimmen so ziemlich alle indogermanischen Völker überein. Nur die Iranier machen eine Ausnahme und sehen in ihren Daewas die obersten der bösen Genien ⟨Geister⟩****. Außer den Daewas erhielten bei den Iraniern eine üble dämonische Bedeutung Indra, Siva ⟨Sarva⟩ und die Nasatsyas. Der Dämon Buiti in Persien wird von manchen mit Buddha identifiziert. Den die indische Götterwelt erniedrigenden Persern zahlten die Inder mit derselben Münze. Die höchste Gottheit des Iran Ahura ist in Indien in einen bösen Geist, Asura, verwandelt worden†. Dem religiösen Gegensatze zwischen Persien und Indien ging eine ursprüngliche religiöse Übereinstimmung voraus, die noch im 14. Jahrhundert vor Chr. Geb. bestand. In einem Vertrag des Königs von Mitani mit einem Chetthiterkönig aus jener Zeit werden als Schützer der Verträge neben Mithra und Varuna auch Indra und Nasatya genannt, die dann bei den Persern als Dämonen

* Mommsen: Römische Geschichte 8, I, 178 f. Berlin 1888.

** Wissowa: Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, I, 1628.

*** Cicero: De divinationibus, I, 32. cf. Cato . . . . . mirari se ajebat, quod non riderit haruspex, haruspicem cum vidisset ib. II, 24.

**** Spiegel: Eranische Altertumskunde, II, 347.

† Indian Antiquity, XXXI, 373.

galten. Die Mitani dürften nichts anderes als nach Kleinasien vorgeschobene Iranier gewesen sein*. Das Sonderwesen des persischen Religionslebens fühlte bis zu einem gewissen Grade auch der Vater der griechischen Geschichte Herodot heraus. Herodot bemerkt, daß die Perser nicht nach Griechenart die Götter sich menschenartig vorstellen und auch keine Statuen anbeten, keine Tempel bauen und keine Opferstätten errichten, nur daß sie die Naturelemente verehren, den Himmelskreis, die Sonne, den Mond, das Feuer und das Wasser. Dazu haben noch die Perser den Kultus der Urania bei den Assyrern und Arabern erlernt**. Die Inder, die über Persien ihre Schrift empfingen und dann in religiöse Widersprüche prinzipieller Art gerieten, sagten sich auch von der in Persien gangbaren Schriftrichtung los und schrieben daher das Brahmi rechtsläufig. Die Perser selbst, die positive, religiöse Beziehungen zu den Mesopotamiern bewahrten, schrieben das Pahlavi immer linksläufig.

Mit der rechtsläufigen Schrift Indiens hatte es dann infolge neu aufgetretener religiöser Geschehnisse ihre eigene Bewandtnis. Der ursprünglich unverfälschte, echte Buddhismus, der sich mit der angeerbten Religion Indiens rücksichtslos überwarf, alle herkömmlichen Vorstellungen negierte, das Kastenwesen aufhob und sich konträr zum Brahmanismus stellte, kehrte die rechtsläufige Schrift in eine linksläufige um. Die Inschriften des großen nordindischen Buddhistenkönigs Asoka lieten von rechts nach links, so auch das sogenannte Arian Pali und Bactrian Pali***. Das Pali gelangt in eine Übereinstimmung mit der Richtung des Brahmi, erst als der Buddhismus sich mit seiner älteren Schwesterreligion Indiens ein wenig aussöhnte und mit hinduistischen Glaubensideen paktierte. Das Kharosti behielt Zeit seines Lebens unter buddhistischer Patronanz seine linksläufige Richtung.

Ein an die Stellung des antiken Persertums erinnerndes, religiöses Sonderleben führten die alten Germanen. Ihr Kultus, ihre Religionsvorstellungen, wichen weit von der Heerstraße ihrer Nachbarn ab, standen mit ihnen oft im Widerspruche.

Julius Caesar berichtet von den alten Germanen vor allem, daß sie in Bezug auf kultische Bräuche um vieles von den Galliern verschieden sind und weder Druiden, die sich mit göttlichen Dingen befassen, besitzen, noch Opfern ergeben sind. Dann sagt er aus, daß ihr Götterkultus auf einer unmittelbaren Verehrung der reinen Naturerscheinungen beruht. »Als Götter verehren sie ausschließlich solche, welche sie sehen und von deren Kräften sie offensichtig geholfen werden, wie die Sonne, den Vulkan und den Mond****«.

* E. Meyer: Das erste Auftreten der Arier in: Sitzungsbericht der kön. Akad. der Wissensch., 14, Berlin 1908.

** Herodot: Historiae I, 13.

*** R. W. Frazer: A literary history of India 243, London 1908.

**** Caesar: De bello gallico VI e 21 »Germani multum ab hac ⟨sc. Gallorum⟩ consuetudine differunt. Nam neque druides habent . . . . Deorum numero eos solos ducunt quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.«

Die Germanen stellten sich damit in Gegensatz zu den Religionen der Griechen und Römer, die anthropomorph waren und in deren Mittelpunkt in Menschengestalt idealisierte Naturelemente, personifizierte Tugenden oder mythische Ahnen standen.

Die alten Germanen, als Bekenner einer elementaren Naturreligion, konnten ihren Nachbarvölkern gegenüber keine andere Haltung einnehmen, als die Iranier. Der indogermanische Himmelsgott, der in der alten urarischen Pracht bei den Griechen als Zeus, bei den Römern als Jupiter ‹Diovis› fortdauerte, erscheint in der Edda als Ziu, als Kriegsgott zweiten Ranges, als Schwertgott neben Odin, oft sogar als inferiorer Gott des widernatürlichen Krieges. Die übliche Religionsforschung steht ratlos gegenüber dieser Herabsetzung, die der höchste der arischen Götter in der germanischen Mythologie erfuhr, ohne sie erklären zu können*. Ein noch viel ärgeres Los wurde einer anderen, lichtumfluteten, arischen Religionsgestalt in der Welt des blonden Nordens zuteil. »Loki« in der ältesten germanischen Sage noch Odins Bruder, etymologisch der strahlende Lichtgott, urverwandt mit »lux« ‹Licht› und »lynkeus« ‹das Weitsichtbare, das Weitblickende›, tritt uns in der germanischen Religion als Gegensatz des Lichtes und des Feuers, als der enragierte Widersacher Odins entgegen. Loki ist in der gemanischen Mythe die Schande der Götter und Menschen, ein Hauptdämon, der die Riesen gegen die Götter anführt, Repräsentant der finsteren, vernichtenden Kräfte**. Zu führenden Gottheiten in der germanischen Glaubenswelt schwangen sich lokale, von den sonstigen Ariern nicht beachtete, ja mißachtete Naturapotheosen hinauf. Der Gott des Windes, Wodan-Odin, wurde an die Spitze der germanischen Götterwelt gestellt***.

Die alten Germanen im Besitze eines solchen von den Religionen der grenzenden Nationen verschiedenen, ihnen direkt widersprechenden, oft ihre Zentralgestalten herabsetzenden Glaubenssystems gaben auch ihrer Schrift eine entgegengesetzte Richtung. Im ganzen germanischen Norden wurden die Runen im Gegensatz zu Rom, Hellas und Gallien linksläufig geschrieben, obwohl die Schrift des Südens zu den Germanen in rechtsläufiger Form kam und die ältesten Runenschriften nach rechts geschrieben wurden****. Der religiöse Kontrast, der bei Religionsgegensätzen bei so zahlreichen Völkern eine Umkehrung der Schriftrichtung schuf, setzte sich mit eherner Konsequenz auch in den nördlichen Gebieten Europas durch.

Ein Teil der Germanen geriet infolge seiner geographischen Lage unter den religiösen Einfluß der mittelländischen Religionen. Die Anrainer der Römer, die Südgermanen wußten weder von dem zum Teufel herabgesunkenen Loki, noch von dem Parvenu Wodan. Bei

* Karl Simrock: Handbuch der deutschen Mythologie 274. Bonn. 1887.
** Simrock ib. 94, 96.
*** O. Schrader: Sprachenvergleichung und Urgeschichte 597. Jena 1890.
**** Sievers: Runen in Paul: Grundriß der germ. Philologie, I, 245. Wimmer: Die Runen.

den Angelsachsen, die römisches Gebiet betraten, wich Thor-Thonar, der höchste Gott Norwegens wieder vor Odin zurück, der dort als Stammvater des Königsgeschlechtes verehrt wurde*. Die Folge dieser Reaktion gegen das kontradiktorische Element des altgermanischen Heidentums war, daß die Angelsachsen und Südgermanen mit der nordischen Schriftrichtung nicht Schritt zu halten vermochten und sie die Runen nach Art der Schrift aller anderen Völker Europas rechtsläufig schrieben.

Bei konfessioneller Differenzierung der Schrift tritt zuweilen eine Umkehrung nicht nur der Frontlinie in ihrer horizontalen Stellung nach rechts oder links ein. In manchen Fällen wird bei religiösem Auseinandergehen das Abweichen von einander in einer Änderung der normalen, wagerechten Linie in eine perpendikulare zum Ausdruck gebracht. So haben die nestorianischen Syrer, als sie von ihren jakobitischen Konnationalen sich sonderten, ihrem Estranghelo eine senkrechte, lotrechte Richtung gegeben, die Jahrhunderte fortdauerte. Die Mandschu haben bis heute diese exotische Schriftrichtung beibehalten. Auf altchristlichen Inschriften wurde wiederholt der Versuch gemacht, der Griechenschrift eine Wendung um 90 Grad zu geben**. Die ostafrikanischen, verheideten Somali schreiben die arabischen Buchstaben in perpendikularer Folge. Die Verschiedenheit zwischen senk- und wagrecht, obwohl ein religiöses Differenzierungskennzeichen, scheint jedoch nicht von symptomatischer Bedeutung für eine ganz bestimmte Art von Glaubensspaltungen zu sein, wie der Gegensatz zwischen Rechts- und Linksläufigkeit.

III.

Die kontradiktionell entstandenen Schriftrichtungen wurden uns erklärt, wie ist es aber mit dem Ursprung? Die rechtsläufigen phonetischen Schriftarten des Abendlandes, wie auch weiter Gebietsteile des Orients, formten sich nach gewissen Normen aus der linksläufigen Schrift der Phönizier, was ist aber der Linksläufigkeit eigen, daß sie der Schöpfer der ersten Lautschrift der Rechtsläufigkeit vorzog? Was veranlaßte den Phönizier, seine für die Kulturgeschichte so epochemachenden und bedeutungsvollen Lettern gerade in der Richtung nach links zu schreiben?

Der Phönizier mit seiner Linksläufigkeit war unter den ursprünglichen schrifterzeugenden Völkern nicht isoliert. Im Altertum wurde linksläufig in Ägypten auch die hieratische und demotische Schrift geschrieben. Die meroitische Schrift des alten Nubien setzte die Tradition Ägyptens fort und war ebenso linksläufig. Linksläufig war auch die altgriechische Schrift der Cyprioten. Nach links geht auch die ideographische Schrift der Chinesen, gehen die modifizierten Schriftarten ihres japanischen und annamitischen Anhanges. Die Hieroglyphen gingen im alten Ägypten in der Regel ebenso nach links, wenn auch in Monumentalinschriften die Richtung gelegentlich

* E. Mogk: Deutsche Mythologie in Paul ib. I, 1067, 1091, 1093.
** Kraus: Roma sotterranea 392.

nach den Bildern, die sie begleiteten, sich wandte und nach rechts ging*. Die hetthitischen Hieroglyphen, die keine eigentliche Schriftrichtung kannten und willkürlich variierten**, kommen nicht in Betracht. Die einzige, uns bekannte, primäre rechtsläufige Schrift ist die assyrische. Jedoch auch hier besteht mancher Zweifel hinsichtlich der Ursprünglichkeit. Tiele, der einen gemeinsamen Ursprung allen drei Ideogrammschriftsystemen der alten Welt, der Keilschrift, den Hieroglyphen und der chinesischen Schrift zuschreibt, glaubt, daß die primäre Keilschrift linksläufig war und erst bei dem Übergang von den Sumerern zu den Semiten rechtsläufig wurde***.

Die linksläufigen Schriftarten sind im allgemeinen die ursprünglichen. Wo uns eine linksläufige Bildung als späte, sekundäre Reaktionserscheinung entgegentritt, wie bei den Nordgermanen, Malediven und teilweise auch Bogumilen und Urchristen, dann sind ihre rechtsläufigen Stammschriften selber keine Uralphabete und sind letzten Endes auf linksläufige Schriftsysteme zurückzuführen.

Die Bevorzugung der linksläufigen Richtung durch alle ursprünglichen Völker des Erdrundes mit einer einzigen auch nicht ganz sicheren Ausnahme, dürfte ihren Grund in der Nachahmung irgendwelchen das Geistesleben beeinflussenden Naturvorganges haben.

Hermann Hugo, der im Jahre 1618 in seinem gelehrten Buche über den ersten Ursprung des Schreibens**** die Bemerkung machte, daß die Schriftsysteme der Hebräer und der Chinesen, im Gegensatz zu aller Welt, linksläufig sind, erklärte diese Abnormität für eine Frucht primitiver Unvollkommenheit, referiert jedoch die Ansicht von hebräischen Rabbinen, die sich rühmen, daß sie die Bewegung des Himmels nachahmen, wenn sie von rechts nach links schreiben†. Ähnliches bemerkte auch E. Schadeus im Jahre 1592, daß die Hebräer dem Herzen-zu schreiben, nach dem natürlichen Lauf des Himmels, wenn sich der Mensch stellt, daß er seine rechte Seite gegen Morgen wendet und den Pol, den Wagen des Himmels ansieht.

Beziehungen zu den Sternen hatten die Schriftzeichen bei Mystikern verschiedener Zeiten. Es gibt ja noch in der neusten Zeit Forscher, die der Ansicht sind, daß den Schlüssel zur Entstehung der einzelnen Schriftzeichen des phönizischen Alphabets die altsemitische Sternkunde gibt. Möglich, daß hier wirklich etwas zu Grunde liegt. Seyffarth glaubte vor mehr als achtzig Jahren, daß der Grund des Linksschreibens der alten Völker die Aufeinanderfolge der Zeichen im Tierkreise ist, denen das hebräische Alphabet entsprechen soll. Wer in Hochasien die Zeichen der Ekliptik betrachtet, hat zur Rechten das erste Zeichen, zur Linken das zweite††.

* Wilhelm Spiegelberg: Die Schrift und Sprache der alten Ägypter 15, Leipzig, 1907.

** A. Gleye: Hetthitische Studien 23, Leipzig 1910.

*** Tiele: Assyrisch-babylonische Geschichte 560. Gotha 1888.

**** Hermann Hugo: De prima scribendi origine, 78, Antverpia 1618.

† Ib. »Etiamsi enim hebraei Rabbini glorientur, se imitari caelorum motum scribendo a dextro in sinistrum.«

†† Seyffarth: Unser Alphabet ein Abbild des Tierkreises, 5, Leipzig 1834.

Mit hochmütiger Primitivitäts-Abkanzlung allein wird keine ursprüngliche Eigentümlichkeit, die bei den Völkern verschiedenster Zonen und Kulturen zum Vorschein kommt, eine Lösung erfahren. Möglich, daß die Linksläufigkeit der Handbewegung an sich natürlicher ist. Genäht wird allgemein in Europa von rechts nach links. Ebenso wird überall geschoren, geschnitten in der Richtung von rechts nach links. Es ist einleuchtend, daß es eine Energieersparnis bedeutet, also natürlicher ist, von dort die Arbeit zu beginnen, wo die rechte Hand sich befindet, also von rechts und in der Richtung zu sich, also nach links die arbeitende Hand zu führen, als umgekehrt die Hand überflüssigerweise von rechts nach links zu verschieben und von dort in der Richtung nach rechts die Arbeit anzusetzen.

Möglich wirkt hier auch ein physiologisches Motiv, der Ausdruck einer allgemein menschlichen organisch-biologischen Veranlagung. Die Eiweißkörperchen im Menschen sind nicht rechts-, nur linksdrehend*.

Und vielleicht wurzelt die Linksläufigkeit der Schrift in dem allen älteren Kulturvölkern des Heidentums eigenen Sonnenkultus? Der Göttersitz war bei den alten Ägyptern**, Assyrern***, Indern, Römern, Griechen und Germanen**** im Norden, am Polarstern, dem einzig unbeweglichen Teil des Himmels. Die alten jüdischen Synagogen in Galiläa, deren Ruinen sich bis heute erhalten haben, waren alle nordwärts gebaut. Erst die Reaktion des Christentums gegen das Heidentum machte aus dem Götternorden einen Dämonenwinkel, wie er dann in der mittelalterlichen, europäischen Sage vorkommt. Wenn man nun mit dem Gesichte nach dem Norden steht, — der alte Hebräer opferte nach dem Norden† — so ist der Osten rechts und der Westen links, und die Sonne erscheint als von rechts nach links wandelnd. Auch wenn man sich nach unseren geographischen Karten orientiert, deren Vorderseite die nördliche ist, kommt der Sonnengang ebenso vor. Mochte nicht die fromme Seele der Schrift dieselbe Richtung gegeben haben wollen, wie sie sie bei dem am Firmament schreitenden Lichtgotte beobachtet hat?

IV.

Das treibende Moment des Wechsels der Schriftrichtung wie auch ihren Entstehens ist kein anderes, als das aller anderen Ereignisse aus dem Gebiete der Schriftgeschichte: ein konfessionelles.

Jedoch in neuerer Zeit, bei Überhandnahme des Arier- und Semitenrummmels, haben manche Gelehrte die Richtung der Schrift zu einem Rassenmerkmal umstempeln wollen. Kautzsch in seiner Grammatik der hebräischen Sprache brachte es über sich, die Richtung der Schrift als einen der meist charakteristischen Unterschiede zwischen Semiten und Indogermanen aufzustellen. Die

* Robert Tigerstedt: Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 85, Leipzig 1917.
** Ermann: Ägyptische Religion. 93.
*** Schrader: Keilschriften u. A. T. 352.
**** Grimm: Geschichte der deutschen Sprache. 980–986.
† Leviticus: I, 11.

Semiten besitzen den Hang von Natur immer nach links zu schreiben, die Indogermanen umgekehrt immer nach rechts. Diese Klassifizierung ist das Ergebnis einer oberflächlichen Beobachtung, die nicht imstande ist, über den kleinen Tatsachenausschnitt der Gegenwart und der territorial nächsten Kulturgebiete hinauszugehen; wenn der europäische Arier und der Hindu rechtsläufig schreiben, dagegen der Jude, Syrer und Araber nach links, also heureka, ist ein scheidendes Rassenmerkmal entdeckt und die Richtung der Schrift steht als Stammessignatur fest.

Der Erdkreis ist nicht mit der Elle zu messen. Der Forscher muß die Sonde in die Tiefe senken, mit seinem Teleskop fernblaue Weiten absuchen, über die Marken des konventionellen Bildungsbewußtseins hinausschreiten und auch die der Allgemeinheit weniger bekannten Tatsachen in den Kreis seiner Umschau ziehen.

Die Rechtsfront der europäischen Arier ist gar nicht so rosig und nach der Linie postiert, wie es Kautzsch glaubt. Der Vortrab der indogermanischen Herrenmenschen, die Germanen, wollen sich gar nicht in die rassentheoretische Schriftrichtung-Rubrik fügen. Liefen ja die Runen bei den kontinentalen Germanen ganz nach Semitenart von rechts nach links. Und auch im europäischen Süden war es auch nicht immer so ganz mit der Rechtsläufigkeit in Ordnung. Alle altitalischen Völker, mit der einzigen Ausnahme der Lateiner, schrieben ja von rechts nach links. Von diesen Völkern waren nur die Etrusker Nichtarier. Und die ältesten autochthonen Lettern der griechischen Cyprioten, waren die etwa rechtsläufig? Und wurde die Phönizierschrift nicht bei den Hellenen jahrhundertelang linksläufig verwendet?

Das arische Europa schreibt heute rechtsläufig. Dies ist ein reines Ergebnis konfessioneller Ereignisse, die sich auch anders denken lassen.

Hätte sich zum Beispiel die altgriechische Cypernschrift, die in kein antagonistisches Verhältnis zum phönizischen Glauben, wie dann das Phönizieralphabet, zu treten brauchte — erhalten, oder hätte das Christentum die altgermanische Religion nicht zur Strecke gebracht und die Runenschrift durch das Lateinalphabet ersetzt, da wären die blonden Germanen derselben Schriftrichtung wie die kraushaarigen, schwarzäugigen Semiten. Rom hätte nur im Bundesgenossenkrieg nicht siegen müssen und Veji hätte auf gut altitalische, nichtlateinische Weise das Entnationalisierungswerk des Abendlandes vollbringen können, mit der Schriftfront der europäischen Indogermanen hätte es ganz anders wie heute ausgeschaut.

Von den asiatischen Ariern schrieben die Perser immer sowohl ihr Pahlavi wie auch die arabische Schrift in der ursprünglichen Weise von rechts nach links. Selbst die von ihnen erfundenen Ziffern, die sie für Geschäftsbriefe verwenden, schreiben sie von rechts nach links*. Die Hindus des nördlichen Teiles der Halbinsel schrieben das Kharosti und lange Zeit auch das Pali nach links.

* Pichon 39.

Dagegen schreiben von den Semiten die Äthiopier bis heute seit ihrer Bekehrung zum Christentum andauernd nach rechts. Im Altertum hielten die Assyrer und Babylonier zäh an der Rechtsläufigkeit der Keilschrift, ohne diese dem linksläufigen Semitismus irgendwie anzupassen. Es wird allerdings eingewendet, die Keilschrift war bei den Assyrern und Babyloniern entlehntes Gut. Recht schön. Aber wenn Rasse maßgebend ist, warum haben die Assyrer und Babylonier nicht der fremdartig gerichteten Keilschrift eine ihnen angemessene Richtung gegeben, wie es zum Beispiel die Griechen in umgekehrter Richtung taten. Und schließlich, waren die Schöpfer der Keilschrift, die Akkadier, etwa Arier?

Den linksläufigen Phöniziern, Arabern, Juden, Persern, Kharosti- und Altpali-Indern, Altitalikern, Germanen, denen die rechtsläufigen Griechen, Lateiner, Hindu, Babylonier und Äthiopier gegenüberstehen, haben auch ein für die letzten gar nicht schmeichelhaftes Gegenbild in der mongolischen Welt. Den rechtsläufigen Mongolen, Mandschus und Kalmücken gegenüber stehen Japaner und Chinesen, deren Perpendikularschrift linksläufig ist.

V.

Manche glauben die Schriftrichtung aus einer besonderen mythologischen Bevorzugung der gegebenen Seite zu erklären. Die Griechen sollen die linksläufige Phönizierschrift in eine rechtsläufige umgewandelt haben, weil die rechte Seite in der griechischen Religion von Bedeutung war. »Den Griechen war die rechte Seite die glückliche, weil sie die Morgen- und Lichtseite ist, wie der Betende sich wendete rechtshin, so wurde auch der Becher zum Opfermahle, der Helm mit den Losen, die zum Lobe der Götter bestimmte Zither zur Rechten herumgereicht . . . selbst den Mantel warf der Grieche rechts um die Schulter. Da nun vom religiösen Gesichtspunkte diese ganze Anschauung ausgegangen ist, so werden auch wohl die Priester den Anlaß gegeben haben . . . die Richtung der Schrift von der linken zur rechten zu nehmen, eine Richtung, die dort am frühesten sich festgewurzelt haben wird, wo heilige Formeln aufgezeichnet wurden«*. Ähnliches in Verbindung mit einer Theorie, von der noch weiter die Rede sein wird, heißt es auch von den Hindus. »Bei ihnen ist die Richtung nach links bloß in Beziehung zu Toten bestimmt, sonst bei Opfern an die Gottheit und bei Riten, die Glück bringen sollen, ist die Bewegung nach rechts bestimmt**«.

Aber die rechte Seite galt als günstig auch bei den Hebräern. Die Rechte wird schon im Pentateuch*** bevorzugt. Im Talmud heißt es: Alle, die sich zum Altar begeben, gehen nach rechts****, wenn man in den Tempel kommt, wendet man sich nach rechts†, nur

* Ernst Curtius: Griechische Geschichte I 680.

** J. Kirste: The double direction of Indian Writing ⟨Separatabdruck⟩.

*** Genesis 48, 13. Auch bei Opfern spielte die rechte Seite bei den alten Hebräern eine große Rolle ⟨Exodus 23, 29, Leviticus 8, 23⟩.

**** Mischnah Sbachim 63 a.

† Mischnah Sota 15 b.

wenn man in Trauer ist, oder mit einem Bann belegt, geht man nach links*, Waschen und Schuheanziehen soll von der rechten Seite geschehen**, einen Größeren von sich läßt man an der Rechten gehen***. Die Bevorzugung des linken Fußes beim Anziehen des Schuhes wird im Talmud bloß als vereinzelte Ansicht erwähnt, dazu mit einer rechtsgünstigen Bedeutung****.

Die linksläufig schreibenden Hebräer waren von dem religiösen Unwert der Linken überzeugt. »Im Himmel gibt es keine Linke«, heißt es wiederholt in jüdischen Quellen†. Unter Links in der Bibel sind böse Engel, böse Menschen zu verstehen, erklärt Rabanus Maurus††. Die rechte Hand soll mit der Linken gewaschen werden, damit die Rechte über der Linken herrscht†††. In der Kabbala wird des Teufels Regiment »sitra di'smala« = die linke Seite genannt. Die linke als dämonische Richtung wurde zuweilen von den alten Juden auch als zauberkräftig angesehen. Zauberknoten wurden bei den Juden Babyloniens der ersten Jahrhunderte der Ära mit der linken Hand geschürzt††††. Bei den palästinensischen Juden jener Zeit galt es als glückbringend, aber religiös verpönt, ausbrütende Hennen mit der Linken zu setzen§.

Ähnlich wie bei den Juden galt die linke Seite als minderwertig, als dämonisch auch bei den vielen anderen linksläufig schreibenden Völkern. Die semitischen alten Ssabier des syrischen Harran trugen als Amulett gegen böse Geister den linken Flügel eines Tempelhühnchens§§. Die alten Ägypter, deren Schreibschrift nach links lief, hielten die Linke für die Totenseite, auf die man Mumien legte§§§. Im modernen Japan, das gerade wie sein chinesisches Vorbild linksläufig schreibt, »wird der Kimono der Toten auf der linken Seite aufgesteckt«. Sollte bei einem Lebendigen der Kimono auch nur zufällig links aufgesteckt sein, so gilt das als unglücksverkündend§§§§. Bei den linksläufig schreibenden Arabern gilt das Ausweichen zur Linken als Schimpf*.

Der Dämonismus operiert mit der der lichten göttlichen Welt entgegengesetzten Seite, er heftete sich darum an die ungöttliche böse Linke. »Der Zauber verleugnet die himmlische Familie,« heißt es im Talmud. Das Verkehrte, das dem Normalen Entgegengesetzte, wurde überall von der Magie vorgezogen. Das Abracadabra wurde bei Beschwörung sukzessive abgekürzt, Buchstabe

* Middoth II.
** Sabbath 61a.
*** Chullin 91.
**** Sabbath 61a, Jerusch. Sabbath VI. 2.
† Ascensio Jesaiae VII, 7, Midrasch Rabba zu Hohelied I, 2.
†† Rabanus Maurus: Allegoriae in S. Script. Migne CXII 1055.
††† Sohar Genesis 198b.
†††† Sabbath 66b.
§ Thosephtha Sabbath VII.
§§ Chwolsohn: Die Ssabier, II, 41.
§§§ Ermann: Ägyptische Religion 127.
§§§§ Lafcadio Hearn: Jzumo 109 (übersetzt von B. Franzos), Frankfurt a. M. 1907.
* R. Andrée: Zur Volkskunde der Juden 224.

um Buchstabe, von dem letzten die Abkürzung beginnend*. Auf den Strauch, aus dem die Wünschelrute geschnitten werden soll, geht man im deutschen Volksglauben rückwärts zu. Gegen die göttliche Strafe des Meineides sichert man sich im Aberglauben des deutschen Volkes, wenn man die zur Erde geschobenen Finger nicht auf sich zu-, sondern von sich abwendet**. Bei Krankheiten galt es bei den Römern als magisch heilwirkend, den Namen an der Stirn des Kranken mit verkehrten Lettern, den Häkchen nach unten zu schreiben***. Die Linke als verkehrte Seite galt daher bei allen die Rechte vorziehenden Völkern, also speziell auch bei den Hebräern als verteufelt und konnte für die Schriftrichtung nicht maßgebend gewesen sein.

Gegen die Behauptung, daß die Rechtsläufigkeit der Schrift mit der Bedeutung der rechten Seite im religiösen Leben zusammenhängen soll, läßt sich noch anderes einwenden. Nicht alle Völker, die rechtsläufig schreiben, haben immer größeren kultischen oder mythischen Wert der rechten Seite beigelegt. Es scheint sogar, daß die Mehrzahl der rechtsläufig Schreibenden der Linken höhere Bedeutung beimaßen.

Die alten Römer bevorzugten in ihrem Kultus die linke Seite. Bei Ennius war ein linker Donner heilbringend****. Bei Virgil wird die Göttin Pallas durch das Platznehmen zur Linken von Aeneas beehrt. Cicero schreibt, »uns scheint die linke, den Griechen und den Barbaren die rechte Seite als die bessere« †. Beim Beten verwendeten allerdings die Römer die Rechte. Beim Verlassen eines Hauses wurde das Vorsetzen des rechten Fußes als gutes Omen angesehen. ‹Der Sklave des Trimalchio bei Petronius.›

Die alten Gallier betrachten es als fromm, bei der Anbetung die Linke zum Kuß zu heben ††.

Bei den alten Bulgaren wurde die Linke als Ehrenseite angesehen†††. Sie waren allerdings keine Arier. Merkwürdig, daß bei den stammesgleichen Hunnen die rechte Seite vorgezogen wurde††††.

Im deutschen Volksglauben wird konsequent die linke Seite bevorzugt, »seltener wird die rechte Seite für glücklicher gehalten«. »Ein linker Strumpf, ein linker Schuh, ein linker Finger, ein linker Maulwurfsfuß, sind zauberkräftig; auch bei der Wahrsagung sind beide Seiten zu unterscheiden«§. Mit der dämonischen Kontradiktion allein ist diese weit ausgedehnte Bevorzugung

* Agrippa von Nettesheim: Opera I, 318.

** Wuttke: ibid. 105, ibid. 283.

*** Plinius: Medicina 17. Dietrich: Rheinisches Museum LVI 99.

**** »Discit Ennius: Tum tonuit leavum bene tempestate serena«. Cicero: De divinatione, II, 39.

† »Ita nobis sinistra videntur, Graiis et barbaris dextra meliora« ib.

†† »In adorando dexteram ad osculum referimus . . . quod in laevum fecisse Galli religiosius credunt«. Plinius historia nat. XXXVIII, V.

††† Jireček: Geschichte der Bulgaren, 132.

†††† Ex historia Gothica Prisci Rhetoris excerpta de legationibus Romanorum ad gentes. Patrologia graeca ed. Migne LXIII, 738.

§ Wuttke: 137.

nicht zu erklären. Im modernen Österreich wird regelrecht immer und überall nach links ausgewichen, in die Elektrische von der linken Seite eingestiegen, die Häusernummern beginnen immer von der linken Seite, beim Militär wird beim Marschieren immer der linke Fuß zuerst gestellt, »zum Gebet« wird beim österreichischen Heer nachdrücklich mit der linken Hand an der linken Seite der Kappe salutiert. Bei den Franzosen des 18. Jahrhunderts wurde allerdings der rechte Fuß vorgesetzt*. Im Rußland der Gegenwart wird nach rechts ausgewichen.

Von den Hindus wird in einer alten, mittelalterlichen Quelle berichtet, daß sie die Linke bevorzugen, da die linke Seite der Sitz des Herzens ist**. Die gangbare Ansicht der Brahmanen vom Vorzug der Rechten scheint also einst eine ernste Opposition im Gangeslande ausgelöst zu haben.

Die römisch-gallisch-germanische Bevorzugung der Linken scheint in vorhistorischer Zeit viel weiter östlich und südlich bei den arischen Völkern verbreitet gewesen zu sein. Die These von dem Konnex zwischen Schriftfront und Wertung der Richtung stützt sich auf sachlich überhaupt nicht durchdachte Grundlagen.

Etymologen haben die Bemerkung gemacht, daß in den indogermanischen Sprachen die Worte für »links« alle ihrem Ursprunge nach auf etwas Günstiges hinweisen. So im Griechischen »εὐώνυμος« »linke« eigentlich »von guter Bedeutung«, so auch im Avestischen »vair yastara« gehört zum Sanskrit »varijas« — »erwünschen, besser«, zum Griechischen 'άριστος. »Man hat anzunehmen, daß sich von jeher bei den Indogermanen zwei Auffassungen kreuzten, indem bei den einen, Anzeichen die links, bei den anderen, Anzeichen die rechts als heilbringend angesehen wurden«***.

Bei primitiven exotischen Völkern wird aus Rücksicht auf die Herzlage, der Linken oft der Vorzug eingeräumt, so glauben die Polynesier, das linke Auge wäre der Sitz der Seele****.

Mit der religiösen Wertung des Nordens dürfte an und für sich die Einschätzung der Linken kaum zusammengehängt haben. Der Norden war zwar Göttersitz, jedoch da die Ostseite bei vielen Völkern als die Vorderseite galt, war der Norden rechts, nicht links. Die nördliche Seite wurde bei den Ägyptern als die rechte angesehen, berichtet Plutarch, da sie das Gesicht der Welt im Osten sehen†. Die Gebetrichtung nach Osten wurde bei vielen alten und neueren Völkern eingehalten.

Die Schriftrichtung hat mit der prinzipiellen Stellungnahme des Volksglaubens zu den Windrichtungen nichts gemein.

Der Gläubige, der nach links schrieb und doch die rechte Seite für die göttliche hielt, glättete diesen Widerspruch wahrscheinlich

* Diderot: Rameaus Neffe 86 ⟨übers. v. Goethe, Reclam⟩.

** Josippon. ⟨Josephus Gorionides sive Josephus Hebraicus⟩ l. II, c. XVII, latine versus p. 129, Gothae MDCCVII.

*** O. Schrader: Realenzyklopädie für indogerm. Altertümer, 663.

**** Lippert, 70.

† Plutarch: De Osiri et Iside, c. 31.

durch das Betonen nicht des Zieles, sondern des Ausgangspunktes, des Anfanges. Die linksläufige Schrift beginnt von der rechten Seite und geht nach links, und könnte schließlich auch die rechtsausgehende heißen. Der osteuropäische Jude ist überzeugt, »rechts« zu schreiben, da er ja von der rechten Seite anfängt. Umgekehrt wahrscheinlich kann bei einer rechtsläufigen Schrift die linke Seite, die Tatsache des »Linksausgehens« in den Vordergrund gerückt werden, indem man den Beginn von links betont. Einem interessanten, völkerpsychologischen Gegensatz zwischen der größeren Wertung des Ausgangs- oder des Endpunktes, des Standortes oder des Zieles, des unmittelbar vorliegenden und des in der Ferne Anzustrebenden könnte man hier nachgehen.

VI.

Eine ganz eigenartige physiologische Erklärung fand die Verschiedenheit der Schriftrichtung vor paar Jahrzehnten bei Erlenmeyer*. Die Linksläufigkeit der Schrift soll die Folge der Linkshändigkeit der betreffenden Völker sein, die Rechtsläufigkeit eine natürliche, notwendige normale Schreibweise aller Rechtshändigen. Die Rechtsläufigen »schreiben im Sinne der Abduktion des schreibenden Armes vom Körper im Sinne einer zentrifugalen Bewegung desselben, also in einer Richtung, welche für uns die zweckmäßigste ist«. »Die zentrifugalen Abduktionsbewegungen sind die zweckmäßigsten«. Die rechtsläufige Abduktion übertrifft an Freiheit der Bewegung »die zentripetal laufende Adduktion« der linksläufig Schreibenden, »weil ihr nicht der Stamm des Körpers hindernd im Wege steht, sie vielmehr freie Bewegungsbahn findet, soweit der Arm nach außen reicht«. Die minder zweckmäßige, durch die Adduzierung zum Körper gebundene linksläufige Schrift wird nur von Individuen gebraucht, welche durch »irgend eine congenitale oder pathologische Ursache des vollen Gebrauches der rechten Hand beraubt sind«.

Wer mit der rechten Hand nicht schreiben kann und nur über die linke verfügt, beginnt mit psychologischer Notwendigkeit an der rechten Seite und schreibt nach links, die für ihn die Richtung der Abduktion bedeutet, analog der rechtsläufigen Abduktion der Rechtshändigen. Erlenmeyer kehrt dann diesen Satz um und schließt, wer linksläufig schreibt, muß also linkshändig sein. Also Völker, die linksläufig schreiben, erwählten diese Schriftrichtung aus keinem anderen Grunde, nur weil sie linkshändig waren und für sie die Rechtsläufigkeit eine abduzierende Bewegung bedeutete. Die alten Hebräer, die für Erlenmeyer die einzigen Repräsentanten der linksläufigen Schriftrichtung in der Geschichte waren, bildeten demnach samt und sonders eine Gemeinschaft von Linkshändern. Erlenmeyer will dies sogar beweisen und führt eine Stelle aus dem Talmud an ⟨Mnachoth 37 a⟩, wo die Erlaubnis erwähnt wird, in Ermanglung anderer Gebetriemen auch solche zu gebrauchen, die mit der linken Hand geschrieben wurden.

* Albrecht Erlenmeyer: Die Schrift. Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie. Stuttgart 1879.

Daß die rechtsläufige Schrift eine zweckmäßigere sein soll, ist nichts Neues. Schon vor paar Jahrhunderten sagte dasselbe der gelehrte Goropius. Derselbe klassifiziert die Rechte als »nach außen«, die Linke als »nach innen« gewendet und da die Schrift eine an die Augen geführte Fixierung ⟨notatio⟩ der Sprache ist, so müßte es ein schlechter Schreiber sein, der die Rede so vor die Augen führen wollte, daß nicht das Äußere, nur das Innere gesehen werden soll. »Die Schreiber der Hebräer und alle anderen, die nach links schreiben, sind daher sehr absurd,« indem sie nach innen statt nach außen die Hand führen. Goropius will, daß die Hebräer die linke Seite für ehrenvoller als die rechte gehalten haben.

Jedes Volk hält sein Land für den Mittelpunkt der Welt, seine Sprache für die schönste und reichste, seine Charaktereigenschaften für die edelsten und besten, seine Geschichte für die ritterlichste und glänzendste. Kein Wunder, daß so manchen Europäern die in Europa übliche Schriftrichtung als die passendste, normale und zweckmäßige erscheint. Wer aber eine linksläufige Schrift aus eigener Praxis kennt, der weiß, daß die sogenannte adduktive Bewegung beim Schreiben nicht um das geringste am Stamm des Körpers Hindernissen begegnet und gerade so läuft, wie eine auf abduktiver Bewegung beruhende rechtsläufige Schrift. Die Tatsache, daß Ägypter, Chinesen, Phönizier und Cyprioten sämtlich ihre primären Schriftarten linksläufig geschrieben haben, spricht wenig für die Natürlichkeit und besondere Zweckmäßigkeit gerade der rechtsläufigen Schrift.

Daß Leute, die aus Krankheitsursachen ihre rechte Hand nicht gebrauchen können, mit der linken Hand nicht rechts- nur linksläufig schreiben, harrt noch immer einer lückenlosen, geschlossenen Kette von Beweisen. Daß nichtpathologische Linkser aus innerer Neigung eine linksläufige Schrift vorziehen, versucht nicht einmal Erlenmeyer empirisch nachzuweisen. Das Beispiel mit dem Kinde, daß, wenn man ihm einen Schreibstift in die linke Hand gibt, denselben instinktiv von rechts nach links führt, ist weit davon, eine allgemeine Regel zu sein und betrifft gar nicht die Kategorie wahrhafter erwachsener Linkser. Ganz unwissenschaftlich, unlogisch ist jedoch die Umkehrung, daß alle linksläufig Schreibenden Linkser sein müssen.

Der falsche Syllogismus lebt mit der Wirklichkeit auf sehr gespanntem Fuße. Es ist nicht der geringste Beweis vorhanden, daß je die Chinesen, Ägypter, die alten Cyprioten, die Altitaliker, Araber, Syrer usw. aus lauter Linksern bestanden hätten und doch waren ihre Schriftsysteme linksläufig.

Gerade die Juden sollten einst Linkser gewesen sein. Erlenmeyer will das sogar beweisen. Sein Zitat besagt jedoch gerade das Entgegengesetzte. Der Talmud steht an der betreffenden zitierten Stelle gerade auf dem Standpunkte, daß alle normal geschriebenen Gebetriemen von rechtshändigen Menschen herrühren und erörtert bloß kasuistisch den Ausnahmsfall, was mit Gebetriemen zu geschehen hat, wenn diese ein abnormaler Linkser geschrieben hat, ob der rituelle Charakter durch die Verwendung dieser unrichtigen Hand

nicht leidet. In der gesamten jüdischen Literatur aller Zeiten wird die rechte Hand als die normale erwähnt. In der Bibel wird überall von der rechten Hand als der tätigen gesprochen*, die rechte Hand gilt auch als die vornehmere, zu Opferzwecken zu verwendende. Ehud der Linkser wird ganz speziell hervorgehoben**. Der Talmud, der die linke Seite als die unheilige oftmals bezeichnet, qualifiziert auch die linke Hand als die Schwache***. Mit der Rechten, wird im Talmud ausdrücklich gezeigt, gegessen, geschrieben****.

Linksläufig schreibende Völker gibt es und gab es viele. Linkshändige Völker kennt nicht die Anthropologie. Was in der Gegenwart keinesorts vorkommt und auch von Historikern nirgends berichtet wird, kann nicht in die Urgeschichte projiziert werden. Die Linksläufigkeit einer Schrift hat keine physiologischen Beziehungen und läßt sich durch morphologische Gründe nicht erklären.

Außer allen diesen historischen und logischen Fehlgriffen begeht Erlenmeyer noch einen sachlichen Fehler, indem er Linksläufigkeit bei Rechtshändigkeit mit adduktiver Schreibweise identifiziert. Die gemeine Meinung darf kein Ausgangspunkt für Forscher sein. Wer zu beobachten weiß, der merkt bald, daß man gut nach links mit der rechten Hand a b d u k t i v schreiben kann, indem man jeden einzelnen Buchstaben von links nach rechts wendet, bei Beibehaltung der allgemeinen Linksläufigkeit für die gesamte Buchstabenreihe. Man muß zusehen, wie Juden hebräisch schreiben. Jeden einzelnen Buchstaben schreiben die Juden einzeln genommen fast immer von links nach rechts und reihen sie aneinander rückschreitend in der Gesamtrichtung nach links. Die Lettern stehen daher beinahe alle in der Kursive isoliert ohne Ligaturen. Auch bei den alten Ägyptern dürfte die Linksläufigkeit mit einer abduktiven Schreibweise verbunden gewesen sein. Herodot behauptet, daß die Ägypter von rechts nach links schreiben, jedoch selber der Ansicht sind, von links nach rechts zu schreiben†. Rechtsläufigkeit der einzelnen Lettern war gewiß bei ihnen in Verbindung mit einer linksläufigen Reihenfolge.

Eine andere ganz willkürliche Erklärung der Schriftrichtung versuchte Faulmann zu geben. »In alter Zeit war es Gebrauch, von oben nach abwärts in Säulen zu schreiben. So schrieben die Ägypter ihre hieroglyphischen Inschriften, so schreiben noch jetzt die Chinesen . . . es liegen Zeugnisse vor, daß die Chaldäer noch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten von oben nach unten schrieben, obgleich sie die Schrift beim Lesen quer legten«. »Auch die verschiedene Schriftrichtung von rechts nach links ergibt sich aus der Säulenrichtung, wurden die Zeilen links angefangen, so war der Anfang der Schrift beim Querlegen rechts, wurden die Zeilen rechts angefangen, so war der Anfang der Zeilen beim Querliegen

* Exodus 15, 12, Psalmen 80, 16.
** Das Buch der Richter. 3, 15.
*** Mnachoth 37 a.
**** Brachoth 62 a.
† Herodot: Historiae II 36 cf. W. Spiegelberg: Die Schrift und Sprache der Ägypter, 15, Leipzig 1907.

links«. »Die Semiten fingen die Zeilen links an, darum lasen sie bei der Querlage von rechts nach links*«. Also die Semiten gerade infolge ihrer Linksläufigkeit rechts Schreibende! Aber wo Beweise? Die Ursache wird durch Faulmann nicht angegeben, aber bloß verschoben. Die Rechtsläufigen fingen die Zeilen rechts an, die Linksläufigen links. Aber aus welchem Grunde fingen die einen rechts an und die anderen links an? Warum wurden Schriftrichtungen zuweilen umgekehrt? Nebenbei soll bemerkt werden, daß die Säulenschrift der Syrer keine ursprüngliche Erscheinung, sondern bloß eine kurze, ziemlich späte Episode bei den Nestorianern war. Für den ursprünglichen Säulencharakter der hebräischen Schrift gibt es keinen weder sachlichen, noch geschichtlichen Beweis.

Eine kuriose Begründung der Linksläufigkeit der hebräischen Schrift befindet sich bei Helmont, einem der bedeutendsten deutschen Naturwissenschaftler des 17. Jahrhunderts. Eine Begründung, die uns natürlich skurill scheinen muß. »Gleich wie der Mensch zwo Hände hat, eine lincke und eine rechte, jene zu halten diese zu arbeiten . . . so findet sich auch bey den Augen ⟨!⟩, welche also beschaffen, daß was mit dem rechten gearbeitet, mit dem lincken gleichsam gefaßt und gehalten wird . . . daher folgt dann, daß das rechte Auge den ganzen Verstand im lesen ausarbeitet, welchen das lincke als in der geraden linie in ruh liegend in sich einnimmt; und weil die Natur nichts anders als, also lesen kann und das Gegenteil wider die Natur ist, so hat die Natursprache ⟨die für Helmont die hebräische ist⟩ auch die Art, daß sie von der rechten gegen die lincke geschrieben wird**«.

Eine eigentümliche Erklärung der Umkehrung der Schriftrichtung durch die Griechen führt ein moderner Gelehrter, O. Weise, an: »Man hat dabei auch an religiösen Einfluß gedacht . . . da die Griechen in Erwartung eines göttlichen Zeichens nach dem Norden blickten und dabei die für heilig gehaltene Gegend des Sonnenaufgangs im Rechten hatten«***. Nun, wo ist Konsequenz? Die Sonne, die zur Rechten aufgeht, läuft nach links, also hätten die Griechen folgerichtig die linksläufige Schrift beibehalten sollen? Dann ist nicht zu vergessen, daß die Griechen mit der Göttlichkeit des Nordens kein Novum, das schriftverändernd hätte wirken können, in die Mythologie hereingebracht haben. Die mystische Vorzüglichkeit des Nordens gehörte vielmehr zur allgemeinen semitischen Weltanschauung in der Antike.

---

* Faulmann: Entstehung der Schrift 20.
** Helmont 142.
*** O. Weise: Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit 5.

XII. KAPITEL.

Psychologische Antagonismen.

I.

Konfessionen, die kein reinlich geschiedenes, durch eine besondere Schrift kenntliches Literaturdasein führen, Minoritäten, die aus irgend welchem Grunde mit Andersgläubigen derselben Zunge Literaturgemeinschaft besitzen, lösen bei den Bekennern der fremden Religion einen Mißton, ein gewisses Gefühl des Unbehagens aus. Der religiöse Antagonismus, der zu schwach ist, um einen graphischen Ausdruck finden zu können, zieht sich ins Unterbewußtsein zurück, wühlt im Verborgenen, schafft seelische Gegensätze und erzeugt unbewußte Massenstimmungen. Der Zustand, in dem majorisierte, schon zentrifugal veranlagte, aber ihre Dekomposition nicht zur scharfen Trennung herbeiführenden Teile von Religionsgenossenschaften, schon altersschwache, einst blühende Glaubensgemeinschaften sich befinden, ist ein seelisch unbefriedigender, voll Dissonanzen und Zusammenstößen. Die Literaturerzeugnisse von Fremdgläubigen, die formell einer großen interkonfessionellen Nationalliteratur angehören, werden nie ebenbürtig behandelt. Eine unbewußte konfessionelle Mneme entzweit und fördert je nach dem Werte schon Haß, schon Verachtung zu Tage.

In Deutschland wird die katholische Literatur vom Gros des protestantisch-deutschen Volkes nicht als integraler Bestandteil der geistigen Produktion der deutschen Nation angesehen. Klar sprach dies vor hundert Jahren aus der nationale Philosoph des selbstbewußten, vom fremden Joch sich befreienden Deutschland der Freiheitskriege, Johann Gottlieb Fichte »Literatur als Nationalverband?« . . . . . welcher Protestant erstreckt so leicht diesen Begriff von der deutschen Literatur auch über das Katholische*. Ähnlich bemerkte schon um ein halbes Jahrhundert früher Nicolai, daß noch kein österreichischer ⟨= katholischer⟩ Dichter die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschland auf sich gelenkt hat. In speziell katholischen Literaturgeschichten Deutschlands finden sich zahlreiche Autorennamen, die man in den sonstigen Handbüchern der deutschen Literaturgeschichte, die von Protestanten oder ihren Nachbetern herrühren, umsonst suchen würde. Wer von den gebildeten Deutschen, dessen Literaturkenntnis auf die üblichen, von der deutsch-protestan-

* Fichte: Polit. Vermächtnis vgl. Lassalle: Gesammelte Reden u. Aufsätze. III, 272.

tischen Geistessuprematie beherrschten Literaturgeschichten Deutschlands sich stützt, weiß von P. Fr. Prokopius, einem dichtenden Katholiken des 17. Jahrhunderts ⟨1608—1680⟩, den man nach den Worten eines katholischen Literaturhistorikers den katholischen Meistersänger nennen kann. Prokopius erwähnen nicht »die ausführlichsten und gelesensten Literaturgeschichten«. Die katholischen Literaturgeschichtler stellen Prokopius sehr hoch und qualifizieren ihn samt seinen zwei andern katholischen Zeitgenossen Spee und Silesius als das dichterische Trio, bei dem in Deutschland des 17. Jahrhunderts ausschließlich »wahre Schaffungskraft, lyrischer Aufschwung, gesundes Gefühl anzutreffen war*«. Als Repräsentanten des 18. Jahrhunderts figurieren bei katholischen Literaturhistorikern die Dichter Denis und Mastalier, welcher von den protestantischen Kennern deutschen Geisteswesens würdigt sie eines Anblickes? Wie wenig machte selbst im 19. bereits halb und halb entkonfessionalisierten Jahrhundert Grillparzer, der größte Dramatiker, der je in deutschen Gauen dichtete, auf die eigentliche deutsche, von protestantischer Geistesart gezüchtete Welt Eindruck. Er selbst empfand sich als dem sonstigen Literaturwesen Deutschlands gegenüber fremd und bezeichnete sich als »katholischen Dichter«. Was sind für das übrige Deutschland Namen wie Anzengruber, Mitterwurzer, Stifter, Namen aus einer fremden Welt, die sich nicht recht eingliedern lassen. Wird Kralik noch heutzutage von der deutschen Schriftstellergemeinde nicht totgeschwiegen? Und die meisterhafte, wurzelechte Handel-Mazetti mit ihren wirklich wertvollen Leistungen, hat sie in deutschen Landen viel Widerhall gefunden? Wer schickt sich um »Jesse und Marie«, wer um »Stefania Schwertner«? Diese letzte Erzählung wird von katholischen Rezensenten sogar als die großartigste Dichtung der neuesten Zeit gepriesen und ist jedenfalls nicht wegzumachen. Die Hauptmasse der Bücherbeurteiler schreitet jedoch über diese mit einer triebmäßigen Gleichgültigkeit hinweg. Was verlautet in der deutschen Geisteswelt von dem Wirken der ganz respektablen Zeitschriften »Stimmen aus Maria Laach«, »Der Gral«, »Das heilige Feuer«? Die Ignorierung der literarischen Erzeugnisse deutscher Katholiken hat wiederholt zu Klagen von katholischer Seite Anlaß gegeben, aber ohne jeden Erfolg.

Wilhelm Öhl, Professor an der Freiburger Universität, schrieb unlängst über die Mißachtung der katholischen Literatur auf deutschem Sprachgebiete folgendes: »Fast alle unsere Literaturgeschichten sind seit mehr als 200 Jahren in gewissen Kapiteln mehr oder minder lückenhaft, nämlich überall da und immer da, wenn es sich um die Literatur und Kultur des Katholizismus handelt. Diese Standpunktwissenschaft ⟨der Prot.⟩ hat die Kulturarbeit des Katholizismus in alter und neuer Zeit, entgegen der historischen Wahrheit in schlechtes und schlechtestes Licht gerückt. Über dieses betrübende Mißverhältnis ist in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern

* J. A. M. Brühl: Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands, 33, Wien 1861.

schon sehr viel, aber lange noch nicht alles gesagt worden. Es wäre wahrlich der Mühe wert, einmal in einem selbständigen Werke ausführlich und sachlich das Unrecht darzustellen, das dem literarischen Schaffen der deutschen Katholiken geschah und geschieht usw.« »Alle Werke von Protestanten und überhaupt der protestantischen Länder stehen im Vordergrund, im Mittelpunkt, im hellsten Licht: die katholische Literatur dagegen wird nur nebenbei behandelt, tritt oft in den Hintergrund oder wird überhaupt völlig totgeschwiegen im 16. und 17., wie im 19. und 20. Jahrhundert. Luther und der Protestantismus ist das Maß aller Dinge.« Die protestantische Literaturgeschichtsschreibung hat zu Unrecht viele große katholische Autoren des 16.—19. Jahrhunderts . . . . vernachlässigt und verkannt . . . . hat zu Unrecht seit Jahrzehnten die lebenden katholischen Dichter systematisch totgeschwiegen und beiseite geschoben«*.

Katholischerseits wird selbst protestantischen Kunsthistorikern der Vorwurf gemacht, daß »trotz alles ehrlichen Strebens nach Objektivität, immer noch recht deutlich die Tendenz mitklingt«, »die deutschprotestantische Auffassung für die Beurteilung maßgebend ist«**.

Die deutsche Literatur ist, seit der Reformation in den Händen der protestantischen Mehrheit der deutschen Nation, eine protestantische Literatur. Madame de Stael stellte dies noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in ihrem berühmten Buche »über Deutschland« fest. Was die Katholiken produzieren, ist anders geartet als die Schöpfungen des von protestantischer Art erzogenen Volkes und gehört in den gemeindeutschen Geistesspeicher nicht hinein, wird ausgestoßen wie bei einer chemischen Verbindung die nicht zugehörigen Stoffteile. Bei den Katholiken selbst lebt ein starkes Bewußtsein literarischen Sonderdaseins.

Die katholische Literaturproduktion Deutschlands schwebt zwischen einer unumrissenen Selbständigkeit und einer repulsiven Gemeinsamkeit. Diese Zwitterstellung war dem literarischen Aufstieg der deutschen Katholiken nicht zuträglich. Die Dispositionen zur Eigenart blieben unverwertet, gedrosselt, von erzwungener Gemeinsamkeit erstickt. »Zu einem katholischen Literaturaufschwung größeren Stils hat die produktive Kraft der katholischen Schriftsteller bislang nicht ausgereicht***«, hieß es in einer literarischen, gemeindeutschen Zeitschrift vor nicht langer Zeit. Die katholischen Autoren reichen in den meisten Fällen bei weitem nicht an die Bedeutung der großen Reihe protestantischer Persönlichkeiten deutscher Zunge von Lessing, Herder, Klopstock, Schiller, Goethe angefangen, bis Liliencron, Mörike, Hauptmann, Sudermann usw. heran.

An den Zustand der deutschen Katholiken erinnern die arabisch sprechenden Kopten Ägyptens, die infolge ihrer Zersetzung für Arabisch nicht ihre eigene gräcoide Schrift, sondern das arabische

* Schweizerische Rundschau 16. Jahrgang 1916, 276 f.

** Archiv für christliche Kunst. Organ des Rottenburger Diözesan-Kunstvereines 1915, 87 f Stuttgart.

*** Das literarische Echo vom 1. November 1914.

Alphabet verwenden. Die Presse dieser bei Andersgläubigen eingemieteten Degeneraten wird von den eigentlichen mohammedanischen Arabern verächtlich behandelt*.

In Frankreich wird die französische Bibel der priesterlosen Kalvinisten, der Hugenotten, die zu einem eigenen Alphabet nicht gelangen konnten, mit einer abweisenden Geste behandelt. Die Sprache dieser Bibel mit ihrem charakteristischen, dem Sonderwesen der französischen Reformierten angepaßten Gepräge wird als »patois de Canaan« verachtet**.

Im Altertum wurde die lateinische und griechische Literatur der Christen von ihren heidnischen Zeitgenossen vollständig ignoriert.

Die karäische Literatur in hebräischer Sprache wird von dem rabbinischen Judentum im großen und ganzen nicht zur Kenntnis genommen, in hebräischen Literaturgeschichten zumeist übergangen und mit der Empfindung der Minderwertigkeit behandelt.

In den modernen europäischen Literaturen besteht oft eine starke Abneigung gegenüber den von Autoren jüdischer Herkunft herrührenden Musenerzeugnissen. Die neuzeitlichen, um ihr eigenes Alphabet gekommenen Juden ernteten in den Schrifttümern der modernen Völker zwar dank ihrer Begabung viel Beifall, aber auch in noch größerem Maße viel Haß. Jeder, der die Verhältnisse auf dem deutschen, polnischen, russischen etc. Parnaß kennt, wäre darüber imstande ein garstiges Lied, eine traurige, trübe Melodie zu singen. Umsonst protestiert Ludwig Geiger: »Wir deutsche Gelehrte jüdischen Glaubens haben stets unsere Ehre und unseren Stolz darin, voll und ganz in unserem Sprachwesen, in unserer Kultur und unserem Denken und Fühlen, in unserer Art zu arbeiten, Deutsche zu sein***«. Der latente Nachlaß eines vieltausendjährigen, einst scharf umrissenen, religiösen Gegensatzes ist stärker als alle Beteuerungen. Der religiös-antagonistische Rest will sich nicht auflösen. Schon vor mehreren Jahrzehnten schrieb ein deutscher Judenkenner: »Die Juden können und wollen nicht im Deutschtum aufgehen wie die Wenden, aber sie wollen sich nicht auf sich beschränken wie die Dänen und Polen, sondern sie wollen im deutschen Volke sich als Juden einnisten .... den deutschen Geist, die deutsche Kultur und die deutsche Politik beeinflussen und das ist ihr Unrecht«. Der Ankläger weiß auch, wo der Haken liegt. »Solange der Jude seine jüdische Religion hält, kann er seine Nationalität ⟨scil. sein Sonderwesen⟩ ablegen«. Hemann wünscht sich eine Ausscheidung der Juden, was er in lockende Phrasen kleidet****. »Klare Auseinandersetzung, gegenseitige Anerkennung der natürlichen Unterschiede ist der beste Weg zum Frieden, zur Versöhnung — und zum Ineinanderleben. Durch Vernichtung und Verwischung der Unterschiede werden diese umso gespannter und unleidlicher«.

* Martin Hartmann: The arabic Press of Egypt. London 1899.
** Realencyclop. für prot. Theol. 133 sq. Leipzig 1897.
*** Ludwig Geiger: Die deutsche Literatur und die Juden. 11 Berlin 1910.
**** Hemann: »Die historische Weltstellung der Juden und die Judenfrage«. 69–71. Abdruck aus der Allgemeinen konservativen Monatsschrift. 2. Aufl. 1882.

Der Hochdruck des antisemitischen Anpralls hat in den letzten Jahren nicht verfehlt, einen Widerhall bei den Juden Deutschlands zu wecken. Viele der unebenbürtig Behandelten wollen sezessionieren. Es erwachte in den letzten Jahren in so manchen, allerdings noch wenig zahlreichen jüdischen Kreisen des deutschen Sprachgebietes die in religiöser Zersetzung erdrosselte Eigenseele und die Sehnsucht, aus der unnatürlichen Zwitterlage herauszukommen und eine eigene Literatur sich zu schaffen, ertönte. Es erschienen nun zionistische Almanache, Sammlungen von Gedichten jungjüdischer Dichter, einige sogenannte nationaljüdische Romane und Dramen.

Symptomatisch für die separatistische Literaturströmung vieler guter deutscher Juden, die an maskierten Halbheiten keine Befriedigung finden, ist der seinerzeit viel besprochene Artikel von Goldstein in dem Kunstwart »Wir haben kein eigenes Heim. Es gibt keine jüdische Öffentlichkeit, es ist in Deutschland, überhaupt in Westeuropa nicht mehr möglich, zur Gesamtheit der Juden als Juden zu sprechen, wir müssen wünschen, jüdische und nichtjüdische Deutsche kulturell von einander zu scheiden, um aus dem Kompromiß der Stammes- und Manneswürdigkeit herauszukommen«. Goldstein sehnt sich nach einem »Organ, das alle schaffenden Juden als Juden vereinigt*«, dennoch auf die Idee der Schaffung einer besonderen Literatursektion für die deutschen Juden, durch Verwendung der besonderen Schrift der Juden — eine Methode, die bei den deutsch schreibenden Juden noch vor einigen Generationen die einzig übliche war — verfällt er nicht. Jedoch hier gibt es nur eine Alternative, entweder eine eigene Literatur mit einem historisch berechtigten Sonderalphabet, oder überhaupt vollständige konfessionelle Auflösung und restloses Aufgehen im fremdkonfessionellen Geisteswesen. Sonst erhält das deutsche Judentum ein mit sich selbst unzufriedenes, von niemandem beachtetes Korrelat zur spezifischkatholisch-deutschen Literatur der Neuzeit. Man muß überall ganz zu sein wissen.

Gegenüber diesen inneren Äußerungen des latenten Antagonismus innerhalb der deutschen Juden und der Nostalgie nach einem eigenen Kulturträger, erhebt Ludwig Geiger auf seine, dem historischen Geschichtswerden und den immanenten glaubensgenossenschaftlichen Tendenzen nicht gerecht werdende, logisch-rationalistische Weise die Stimme. »Ich beklage die zahlreichen Romane, Gedichte, Dramen, die in unserer Zeit von Juden veröffentlicht worden sind, alle von dem Streben erfüllt, ein neues Ghetto zu errichten, viel drückender als das alte, weil es ein selbstgeschaffenes ist**«. Einschränkung, Zwang wirken nicht immer nachteilig. Der gebundene Vers ist schöner als die fesellose Prosa. Der geschorene, unter Kamm gehaltene, französische Garten hat einen ganz anderen Reiz, als die wilde, regellose Üppigkeit eines Naturhaines. Ein gezähmtes, arabisches Roß hat nicht geringen

* Goldstein in: Kunstwart, XXV, S. 28 ff, 291 f. Erstes Märzheft 1912.
** L. Geiger ib. 11.

Vorrang vor dem unbändigen Pferd Zentralasiens oder der amerikanischen Steppen. Eine sich selbst einschränkende jüdische Gemeinschaft ist noch immer kein Ghetto im schlechten Sinne.

II.

Der Mißton, den Juden in der deutschen Literatur bei so manchen Christen erwecken, wird von vielen unter dem Gesichtswinkel der Rassenverschiedenheit aufgefaßt. Die »Gebildeten« im Lande mit ihrem kirchenstürmerischen Hochdünkel, die so wenig von der Macht religionspsychologischer Faktoren, von der Gewalt konfessioneller Massensuggestion und ihrer tiefgehenden Beeinflussung der Geistesgeschichte der Menschheit wissen, schreiben alles mögliche dem Stammesmomente zu.

Bartels, der Wortführer der antijüdischen Bewegung in der deutschen Literatur, behauptet: »Ich sehe den Gang einer fremden Rasse, die unsere Sprache angenommen und sich auch sonst noch uns seelisch assimiliert hat, in Kern und Wesen aber unveränderlich und in Geistesrichtung und Empfindungsleben uns fremd geblieben ist*«, und glaubt darum »wirklich Wurzel schlagen in der fremden Kultur können sie bei ihrer stark ausgeprägten nationalen Eigentümlichkeit natürlich nicht, vielmehr nur nachempfinden und nachmachen, kurz sie werden Virtuosen im guten oder im schlechten Sinne, je nach der Größe des Talents**«. »Der deutsch und romantisch dichtende emanzipierte Jude mußte trotz aller künstlerischer Virtuosität durch seine Zwitterstellung eines Tages in jene verworrenen Gefühlszustände geraten, aus denen es keinen Ausweg gab als durch den unpoetischen oder gar antipathischen Witz, der dazu das Erbteil seines Stammes war«. »Heine ist Jude und da die Lyrik noch mehr als jede andere dichterische Form Ausdruck des Nationalcharakters und der Seele ist, so kann Heine unmöglich der größte deutsche Lyriker nach oder mit Goethe sein oder weshalb sollte er nicht ein bedeutender jüdischer Lyriker, der sich der deutschen Sprache und der deutschen Bildung, im Einzelnen der deutsch-romantischen dichterischen Motive bedient und so auch noch bis zu einem bestimmten Grade in den deutschen Geist hineinkommt, sein können«. Ähnliche Beurteilung erfährt auch Hoffmannsthal, »einer der größten, deutschen Verskünstler zweifellos, allerdings wieder auf der anderen Seite reiner Virtuose***«.

Bartels beschränkt sich nicht nur auf echte oder getaufte Juden, auch Heyse und Hopfen, »die Halbjuden sind, sind sicherlich liebenswürdige Leute, aber sind nie in das Herz des deutschen Volkes gekommen****«.

Was von Rasse in der Laienliteratur gefaselt wird, ist oberflächliches Gewäsch ohne jede sachliche Begründung. Rasse ist ein Ausdruck, der sich gerne einstellt, wo Gedanken fehlen und für den inneren Entwicklungsgang der Dinge das richtige empirisch

* Bartels: Die Juden und die deutsche Literatur 4. Berlin 1912.
** Idem: Geschichte der deutschen Literatur II 142, Leipzig 1909.
*** Ib.
**** Idem: Die Juden u. d. d. Lit. 4.

erhärtete Verständnis fehlt. Wie weit Stammesdispositionen als geschichtsbildender Faktor von selbständiger Bedeutung zu werten wären, hat noch kein ernst zu nehmender Forscher festzustellen versucht. Die Rassenwissenschaft befindet sich in Händen von tendenziösen Ästheten und geistreich tuenden, von vorneherein gesteckten Zielen dienenden Akrobaten des Wissens. Wollte Gobineau die Berechtigung der geschichtlichen Privilegien des französischen Feudaladels nachweisen, da wird Rasse herangezogen. Der französische Adel sei vornehmer, germanischer, blonder Abstammung, das französische Volk jedoch, die verächtliche Plebs, niedrige, minderwertige, stammesverschiedene Kelten. Gobineau vergaß nun jedoch eines zu belegen, daß der Prozentsatz der Blonden im französischen Adel wirklich größer als im Volke sei und daß die Feudalen der Neuzeit tatsächlich in gerader Linie von den tapferen Kämpen aus der Zeit der Völkerwanderung abstammen. Einst im sonnigen Frankreich der großen Revolution gab es merkwürdige böse Kritiker, die den Nachweis führten, daß die überwiegende Majorität des französischen Adels Briefadel sei, in dem der germanische Uradel sich ganz aufgelöst hat. Gobineau machte nichtsdestoweniger in allen möglichen Kreisen Schule und soziale Gegensätze wurden in Rassenantagonismen umgedichtet. Der Wortführer dieser Bewegung war Gumplowicz.

Wollten deutsche Hurrapatrioten den Junkerstolz der Preußen wissenschaftlich fundieren, da wurde der Mythus von den vorhistorischen Wanderungen der Germanen nach dem Süden ersonnen, die Blondheit des Königs David und Jesus proklamiert und alle Kultur der ganzen Erde als Produkt der nordischen Rassenbefruchtung erklärt. Sachliches, nüchternes Beweismaterial in geschlossener Folge war nicht nötig. Wollen Norddeutsche ihr Unbehagen gegenüber den deutschen Katholiken bemänteln, da wird von »nichtarischen alpinen Deutschen« gefaselt. Wollen Polen ihrem Gegensatz zu den Russen eine zeitgemäße Beschönigung geben, die nicht vom Kampf zwischen Katholizismus und Schisma spricht, da ertönt das geflügelte Wort vom Mongolentum der Russen, obwohl de facto der Russe dasselbe Schädelausmaß wie der Pole aufweist und gerade der wegen seines Mongolentums nicht verschriene, zur Union partiell zugehörende Ukrainer kraniometrisch nach Turan blickt.

Wollte unlängst jemand ⟨Reinecke⟩ das Eindringen der Lateinschrift nach dem germanischen Deutschland erklären, da wurde darauf hingewiesen, daß die Germanen nicht mehr rassenrein sind und einen starken keltischen und slavischen Einschlag aufweisen.

Rasse, ein unbekanntes, undefinierbares X, wird als geheimnisvoller Sesam zu allen Mysterien der Völkergeschichte angesehen. Es wird hier willkürlich gehandhabt, wie sonst nirgends, auf welchem Gebiete des menschlichen Wissens immer. Einmal wird von einer schwarzen, einer kaukasischen, einer gelben, einer amerikanischen und einer malaiischen Rasse gesprochen, ein anderes Mal wird als Klassifikationsmerkmal das Haar z. B. herangezogen und wir hören

von kraushaarigen, wollhaarigen, schlichthaarigen usw. Rassen, ein anderes Mal wird der Schädel zum Rassenkennzeichen erhoben und man hört von dolicho-, brachy- und mesozephalen Rassen, wieder ein anderes Mal genießt die Ehre eines Unterscheidungskriteriums die Sprache, dieser ewig bewegliche Flugsand, der an kein biologisches Moment gebunden ist und man schwätzt von einer indogermanischen, semitischen, ugrofinnischen usw. Rasse, oder gar von eines germanischen oder slavischen Rasse, ja man hört selbst von einer romanischen Rasse und von lateinischen Schwestern. Keine Klassifikation erfreut sich solcher Popularität, wie die der Sprachrassen. Das eiserne Kreuz erster Klasse verdient, wer die anthropologischen Merkmale der »Semiten« im Gegensatz zu den »Ariern« oder »Ugrofinnen« angibt. Der Nobelpreis dem, welcher einen gemeinsamen anthropologischen Nenner in jenem Völkergemisch feststellt, das aus blonden und dunkeln ⟨Goethe!⟩, lang- und kurzköpfigen ⟨Kant!⟩ besteht und sich germanische Rasse nennt.

Bartels selbst nimmt es mit dem anthropologischen Rassenwesen nicht besonders genau und macht selbst von der Höhe der unwandelbaren, unüberbrückbaren Rassengegensätze einen Sprung ins Psychologische und haut mit seinem Vorwurf des Virtuosentums und der Fremdheit, auch auf zweifellos echte und unverfälschte sogenannte deutsche Arier, die infolge ihrer seelischen Judaisierung die deutsche Nationalliteratur schädlich beeinflussen sollen. »Bahr ist kein Jude, aber im engsten Bunde mit den Juden«, »Hauptmann und Sudermann sind beide nicht aus dem jüdischen Banne gekommen«.

Das ist wirklich etwas zu eigenartig, einmal den rein formalen anthropologischen Standpunkt zu betonen, der durch keine Kultureinflüsse verschoben werden kann und Fremdrassigen nie eine höhere Leistung als die einer virtuosen Fertigkeit einzuräumen und ein anderes Mal, wenn jüdische Kultureinflüsse gegenüber den Christen geltend gemacht werden, denselben Rassenstandpunkt außer acht zu lassen und den Nachdruck auf das psychologische Moment zu legen. Ein Jude kann nach Bartels in einem deutschen Milieu nie ganz sich dem deutschen Kulturwesen angliedern, aber ein Bahr und Hauptmann geraten sehr leicht in das Fahrwasser der jüdischen Minderheit.

In der Sache gibt es keinen anderen Unterschied zwischen Juden und gebürtigen Christen in der deutschen Literatur, wie den zwischen Protestanten und Katholiken in derselben Literatur, wobei jedoch der Haß infolge unvergleichlich länger dauernden Gegensatzes ein äußerlich größerer ist, innerlich jedoch ist der Zusammenschluß zwischen Juden und Protestanten sogar ein viel tiefgehender als zwischen Protestanten und Katholiken, da die Einbuße der jüdischen Integrität in konfessioneller Beziehung eine viel stärkere ist. Autoren jüdischen⟨?⟩ Glaubens, wie Heine, Börne, Auerbach, Wassermann, Schnitzler, Hirschfeld, Werfel, Zuckermann, Hofmannsthal, Zoozmann, Salus haben an Popularität nicht viele Nebenbuhler im katholischen Lager.

Der Ausgangspunkt von Bartels ist ein durch und durch falscher. Rassengegensätze haben noch nirgends in der Literatur eines Volkes bei gleichem Religionssystem irgendwelche Antagonismen je hervorgerufen. Umsonst würde sich Bartels nach Rassenmißtönen, als einem Hindernis im Kulturbewußtsein, umsehen.

Der Herd der neueren europäischen Kultur, der Nährboden der glänzenden und fruchtbringenden Renaissance, war die Toskana, deren heimische Bevölkerung der etruskischen Rasse angehört und bloß unter römischem Einfluß einst die Sprache wechselte. Hat die Kulturexpansion des toskanischen Etrurien welche Gegensätze im arischen Europa ausgelöst?

Viele beliebte und geistreiche Autoren Frankreichs stammen aus der Gascogne, ohne dadurch verfemt zu sein, obgleich die Gascogner noch im Mittelalter nicht romanisierte Basken waren.

Im ugrofinnischen Ungarn sind viele der tüchtigsten Köpfe rassenfremde, arische Slowaken ‹Petöfi›, doch haben die Magyaren nie daran Anstoß genommen.

Ein bedeutender Teil der berühmtesten arabischen Dichter und Philosophen waren der Rasse nach Perser, die sich der arabischen Literatursprache bedienten. Nie hat die fremde Herkunft es verhindert, daß jene Arier des Iran kulturell mit den Arabern bis zur Unkenntlichkeit verschmolzen. Im Gegensatz dazu hielten sich in der Literatur scharf von den Arabern getrennt jene arabisch redenden, semitischen Syrer, die christlichen Glaubens waren.

An der griechischen Literatur hat eine Unzahl der Semiten speziell im hellenistischen Zeitalter in sehr hervorragendem Maße mitgearbeitet und doch zeigt sich zwischen ihnen und ihren griechischen Schulgenossen kein Unterschied*. Ihre Produktion war keinesfalls Verfallsliteratur, wie Bartels glaubhaft machen will. Den Reigen der griechischen Philosophen eröffnete Thales, der Phönizier, den Stoizismus begründete Zeno, der Phönizier, Semite war der große Spötter Lukian. Die tiefen Mystiker der neoplatonischen Schule waren sämtlich geborene Semiten, die in einem asiatischen Milieu das Tageslicht erblickten. Wer merkte diesen führenden Geistern des Griechentums ihren semitischen Charakter in unliebsamer Weise an? Einer der größten hellenischen Heerführer, Themistokles, war nichtarischer Karier**, hielt das die Hellenen zurück, um sein Haupt einen unverwelklichen Lorbeerkranz zu winden.

Auch in der byzantinischen Literatur waren Semiten stark vertreten. Der größte Hymnendichter des mittelgriechischen Schrifttums war Romanos, der Melode, ein Semite aus Syrien. Byzantinische Autoren griechischer und syrischer Abstammung wuchsen in ein Ganzes zusammen und sind auf Grund ihrer Leistungen «kaum mehr zu unterscheiden in wirkliche Syrer ‹also Wahlbyzantiner›, in Syrer aus längst gräzisiertem Geschlecht und Griechen alten Stammes«***.

* Zeller: Geschichte der griechischen Philosophie III, 2, 264.
** Plutarch: Themistokles I.
*** R. Scala in Helmolt: Weltgeschichte V, 52.

Ebensowenig war die Literatur des zweiten großen, antiken Volkes, der Römer, rassenrein. Es wimmelte in ihr von Nichtariern ⟨Iberier: Seneca, Lucanus, Martialis, Quintilianus; Semiten: Lucius Apuleius, Ulpian, Papinian⟩. Horaz war der Sohn eines Freigelassenen, also der Nachkomme eines Sklaven. Die römischen Sklaven wurden hauptsächlich aus dem nichtarischen Westasien oder Nordafrika importiert.

Das Moment der Fremdrassigkeit als solches schafft nirgends, wenn nichts anderes dazwischen kommt, Kulturprobleme. Wen in der Neuzeit stieß die tatsächliche Mestizenherkunft eines Dumas père, eines Puschkin ⟨beide Negerstämmlinge⟩, eines Turgeniew ⟨Sohn einer Tatarin⟩ ab? Und bei diesen handelte es sich doch schon nicht bloß um sekundäre mögliche Typendifferenzen innerhalb derselben kaukasischen Rasse, wie zwischen Semiten, Ariern, Ugrofinnen, Iberiern, Kleinasiaten, sondern um eine weite Kluft von anthropologischen Gattungsverschiedenheiten, die die weiße von der gelben und schwarzen Menschheit trennt.

Warum sollten gerade die Mißhelligkeiten zwischen den Deutschen und Juden anthropologischer Natur sein?

Der Jude ist dunkelhaariger Südländer. Der Deutsche blonder Nordeuropäer.

Ist etwa die Kultur der Deutschen, der blonden Nordeuropäer, ein einheitliches Stammesprodukt der blonden Rasse, der xantochroen Menschenart? Die höchste Kultur Nordeuropas stammt nicht vom blonden, einheimischen Element, sondern von Dunkelhaarigen, deren Ahnen unbedingt einst im Süden lebten. Goethe und Luther und Shakespeare hatten schwarzes Haar*, so auch Albrecht Dürer**, Adam Mickiewicz, der größte Dichter der nördlichen Slaven, war ein dunkler Brünett***, nebenbei bemerkt war seine Mutter semitischer Abstammung****. Der bedeutendste blondhaarige Schöpfergeist Nordeuropas war . . . . ein Jude, Heinrich Heine, »Nordische Rasse«! Heine war einer davon, Heine! Irgend ein Rätsel lag da, irgend ein seltsames Geheimnis«, schreibt Hanns Heinz Ewers†.

»Daß der Blonde als der eigentliche Träger der ⟨indogermanischen⟩ Kultur zu betrachten wäre,« wird von hervorragenden deutschen Gelehrten geleugnet. »Die geschichtlichen Tatsachen würden eher dagegen als dafür sprechen«††. »Die Kultur hat die Deutschen gebräunt«†††, schreibt der bedeutende preußische Historiker Treitschke, der Anführer einer streng nationalen, exklusiven Bewegung. Er selber war auch nichts weniger als blond††††. Es ist überhaupt fraglich, ob die wirklichen Arier einst blond waren. »Das Vorhandensein

* Zollschan: Das Rassenproblem 92, Wien 1911.
** Vgl. sein Bildnis bei W. Lübke: Kunstgeschichte III, 426.
*** Marya Goredka: Wspomnienia o Adamie Mickiewiczu 22, Warszawa 1875.
**** X. Korczak Branicki: La porte de pénitence. Préface, Paris 1879.
† H. H. Ewers: Der Zauberlehrling 55, München und Leipzig 1910.
†† Kretschmer: Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache. 43. Göttingen 1896.
††† Heinrich Treitschke: Hist. u. polit. Aufsätze. I. Charaktere I 282. Leipzig 1903.
†††† J. Singer: Sollen die Juden Christen werden? 87, Wien 1884.

einer blonden und zugleich nicht arischen Rasse im Norden Europas ‹der Finnen› ist erwiesen, was die Theorie von den ursprünglich blonden Ariern zerstört«, heißt es beim Kulturhistoriker Hellwald*. So manches spricht dafür, daß die nordeuropäischen blonden Arier dem Stamme nach eigentlich Finnen wären, die einst in vorgeschichtlicher Zeit die Sprache einer eingewanderten, dunkelhaarigen Minderheit angenommen haben**. Um die Blonden ist es nirgends besonders bestellt. Die blonden Nichtgermanen Nordeuropas, die Esten, werden vom bekannten russischen Arzt Pirogow in seiner Autobiographie als geistig ungewöhnlich schwerfällig geschildert, daß sie kaum die ersten Ziffern zählen können. Auf der Krim werden Personen, die blondes Haar haben, vermutliche Abkömmlinge der Goten, mit den verächtlichen Namen »Tat« belegt, was soviel wie Vagabund, Mensch niedriger Herkunft, bedeutet***. Im alten Rom trugen Römerinnen zum Zeichen ihrer freien und untadeligen Geburt schwarzes Haar, dagegen trugen Prostituierte blonde Perücken****. Flachshaarige galten im alten Orient als große Häßlichkeit†. Die weißhaarigen Albinos werden im heutigen Indien verabscheut††. Im modernen Deutschland sind Gegenden, in denen das dunkelhaarige Element verhältnismäßig stärker als anderswo vertreten ist, so z. B. Pommern, geistig gerade nicht tonangebend. Felix Dahn in seinem »Kampf um Rom« schildert uns den poetisch veranlagten Teja, im Gegensatz zu den anderen Goten, als dunkelhaarig.

Die rassentheoretische Motivierung des jüdisch-christlichen Antagonismus in Deutschland ist ein unbewußtes Beschönigungspflaster eines gedanklich nicht mehr zeitgemäßen Gegensatzes. Die literarischen Mißhelligkeiten zwischen den Bekennern des Mosaismus und denen der Lehre Christi in der deutschen Literatur sind rein religionsgeschichtlicher Natur. Mögen auch einzelne Individuen, denen die antijüdische Stimmung eigen ist, persönlich vollständig mit der religiösen Gemeinschaft ihrer Ahnen gebrochen haben. Die persönlichen Eigenanschauungen einzelner Volksatome bleiben bei kollektiven Erscheinungen gleichgültig. Die im Unterbewußtsein aufgespeicherten Vergangenheitswerte können bei Gesamtheiten die wunderlichsten, wenn auch sachlich überwundenen und nicht mehr zeitgemäßen Ergebnisse zeitigen.

---

* Fr. Hellwald: Die Welt der Slaven 37. Berlin 1890.

** Otto Bremer: Ethnographie der germanischen Stämme in Paul: Grundriß der germ. Phil. III. 755. Straßburg 1901.

*** Wilh. Tomaschek: Die Goten in Taurien 5, Wien 1881.

**** Pierre Dufour: Geschichte der Prostitution II 12. ‹Übers. v. Stilk u. Schweiger.›

† Ndarim 66b.

†† Ratzel: Anthropologie II 567.

XIII. KAPITEL.

Sakrale Schriftarchaisierung.

I.

Das Glaubensleben wirkt auf die Schrift nicht nur wandelnd, umgestaltend, differenzierend, sondern auch zurückhaltend, alte Formen konservierend.

Der religiöse Gedanke assoziiert sich gerne, wo es sich um hochheilige Dinge handelt, mit den Schriftzeichen in der Form, wie sie in den alten Büchern der Vorfahren vorkommen. Die kursiven Schriftformen des Alltags, der geltende, im Profanleben gebräuchliche zeitgenössische Letternstil werden in den Sakraltexten gewöhnlich gemieden. Bei den meisten Völkern bestehen zwei prinzipielle Schattierungen derselben Schrift. Die eine archaistisch, kultisch, gottgefällig, die hauptsächlich in den Religionsbüchern verwendet wird, die andere eine moderne, alltägliche, laienhafte. Die eine wie die andere stehen zwar im allgemeinen unter der Patronanz der Religion, aber die jüngere Schattierung, als von der ursprünglichen, altherkömmlichen Gestalt abweichend, wird nicht für würdig befunden, ins religiöse Sanktuar einzugehen.

Im alten Ägypten wurden im Profanleben für Briefe, Rechnungen, Kontrakte, weltliche und magische Literaturtexte die im 8. Jahrhundert v. Chr. vereinfachte demotische Volksschrift gebraucht. Die alten, primitiven, urdenklichen Hieroglyphen wurden dagegen für alle Texte verwendet, welche irgendwelchen Anspruch auf Heiligkeit hatten*.

In Assyrien wurden die geheiligten Gesetze Hammurabis in einer nicht mehr zeitgenössischen Schriftform niedergeschrieben. Es wurde die Keilschrift früherer Perioden nachgeahmt**.

Bei den alten Hellenen wurden die sakralen Abcdarien auf den Vasen in archaistischer Gestalt geritzt, so trägt z. B. eine Vase, die unter Votivtäfelchen gefunden wurde, obwohl sie einer jüngeren Zeit angehört, das alte epichoretische Alphabet. Auf Weihinschriften kommt auch in späterer Zeit das griechische Alphabet rückläufig vor***, was ein Imitieren der Schrift der älteren Schriftzeit des Griechen-

* Georg Ebers: Liste der Zeichen der heil. Schrift, 16, Leipzig 1890.

** Barton: The origin and development of babylonian writing, XVI, Leipzig 1813.

*** Albrecht Dietrich: A B C-Denkmäler in: Rheinisches Museum für Philologie, LVI, 79–82.

tums bedeutet. Linksläufig wurde auf Looswürfeln noch im 3.—4. Jahrhundert v. Chr. geschrieben*.

Im alten Rom wurden zu den »Divinationes«, wie Cicero berichtet, »alte Lettern« verwendet**. Sakrale Weihinschriften trugen zuweilen einen altertümlichen Charakter. Die spätrömische Weihinschrift, die in Duenos zu Tage gefördert wurde, läuft von rechts nach links, ganz nach altgriechisch-phönizischem Muster, das während der etruskischen Suprematie auch in Latium üblich war. Auch die einzelnen Buchstaben dieser Inschrift gemahnen an die ältesten Schriftdenkmäler Italiens. Die Inschrift entbehrt auch den dem lateinischen Alphabet in jüngerer Zeit hinzugefügten Buchstaben »Z«***. Die noch spätere Devotionsinschrift, die uns auf der in Aquae Sulis in England gefundenen Bleitafel entgegentritt, läuft ebenso auf archaistische Weise nach links****.

Die Chinesen betrachten ihre uralte, nicht mehr verständliche Kwa-Schriftart als ein graphisches System höherer Gattung†.

Die zeitgenössischen Japaner gebrauchen für Romane und leichte Literatur die Schrift Firakana, während für die alte, religiös verehrte Verskollektion man — you — siou, die Irofa-Schrift benützt wird, die noch im Jahre 1000 vom Bonzen Zyakseo gestaltet wurde††.

Die Tibetaner besitzen zwei Schriftarten, eine kirchliche und eine profane. Die kirchliche Schrift ist seit dem Jahre 700 unverändert geblieben, während die profane große Änderungen durchgemacht hat†††. Auch das archaistische Sanskritalphabet wird in Tibet zuweilen sakral konserviert. Der Reisende Hans Leder erzählt von einem Altar in Tibet, auf dem neben buddhistischen Symbolen und Abzeichen das »Om« die erste Silbe des sogenannten Mani, ein sakro-sanktes Religionswort in archaistischen Sanskritbuchstaben geschrieben steht††††.

In Birma und Kambodscha sind die hieratischen Alphabete, die speziell für heilige Bücher verwendet werden, von altertümlicher Gestalt §. Ähnliche Doppelschriften sind auch in Siam vorhanden: eine elegante Kursive für den Alltag und eine Quadratschrift in streng gewahrten Formen in den kanonischen Werken.

In Bengalen und anderen nördlichen Teilen des Gangeslandes wird das Devanagari nur von den Priestern gekannt, das Volk verwendet die verschiedenen Lokalschriftarten §§.

* Heunewetter: Würfel- und Buchstabenorakel, 44.

** Cicero: De divinatione c. II »Pertracto saxo, sortes erupisse in robore insculptas priscarum literarum notas.«

*** Hübner: Römische Epigraphik in Iwan Müller: Handbuch des klassischen Altertums, I, 709.

**** ib. I, 652, 689.

† Wuttke: Entstehung der Schrift, 436.

†† L. Leon de Rosny: Recherches sur l'écritures des differentes peuples 12. Paris 1857.

††† Taylor: The alph., II, 345—355 a. H. Francke: Archeology in Western Tibet in: Indian Antiquity, XXXV, 328. E. Burnouf: Essai sur le Pali, 38, Paris 1826.

†††† H. Leder: Der geheimnisvolle Tibet, 4, Leipzig 1009.

§ Berger: Histoire de l'écriture, 242.

§§ Alphabetum Brahmanicum, Romae MDCCLXXI.

Die Brahmanen des südlichen Teiles Vorderindiens gebrauchen für das Sanskrit der heiligen Religionsliteratur das Grantha. In dem profanen Schrifttum bedient sich der Tamilbrahmane der volkstümlicheren, kursiven Tamilschrift*.

Im Persien der Achämenidenzeit wurde für besonders feierliche Texte für Inschriften eine Abart der Keilinschrift gebraucht ‹Behistun-Inschrift›, sonst wurden schon damals die aramäischen Lettern verwendet. Im neueren mazdeischen Persien der Sassaniden scheint schon seit dem 5. Jahrhundert der christl. Ära eine besondere Avestaschrift sich fixiert zu haben, die im Gegensatze zum Pahlavi nur für heilige Texte gebraucht wird**. Die Avestaschrift dient nicht nur für Religionsbücher in der alten, liturgischen Zendsprache, sondern auch für sakrale Texte der Zoroastrianer in der neupersischen Sprache***.

Interessant ist es, daß die Avestaschrift selbst Abstufungen aufweist, in genauer Relation zum kanonischen Grade des Heiligkeitswertes der verschiedenen religiösen Texte. In den jungavestischen Büchern werden nur die einfachen Vokale im Auslaute lang geschrieben, während in den älteren Gathas alle auslautenden Vokale ohne Unterschied lang geschrieben werden.

Die Muslims Indiens und der Türkei verwenden in ihren religiösen und juristischen Texten, die in der mohammedanischen Welt ebenso religiösen Charakter haben, die Neschkischrift, während für die Profanliteratur lokale Alphabetvarietäten gebraucht werden. So ist es auch im schiitischen Persien der Fall. Vokalzeichen, die in später Zeit erfundenen Behelfe, die den Mangel an Selbstlauten in arabischer Schrift ersetzen und dem Leser eine Stütze im Konsonantenchaos eines Alphabets von Mitlauten geben, dürfen nie zu Korantexten benützt werden. Auch Privatexemplare, die in die offizielle Moschee nicht hineingehören, dürfen durch den, den Archaismus störenden Vokalzusatz, nicht verunstaltet werden. Es wird gegenwärtig in der mohammedanischen Literatur ernst als Gewissensfrage ventiliert, ob in Gegenden, wo der Islam bedroht und den Muslims eine gründliche Kenntnis der liturgisch-arabischen Sprache abgeht, ausnahmsweise eine Erleichterung nicht gestattet sein dürfte und Korantexte, die für den Schulunterricht bestimmt sind, aus pädagogischen und religionserhalterischen Gründen vokalisiert werden sollen****.

In früherer Zeit wurden Koranexemplare sehr lange in der sonst außer Gebrauch gekommenen kufischen Alphabetvarietät geschrieben. Ein halbes Jahrtausend wurde diese Unterart der arabischen Schrift »losgelöst vom Leben« künstlich als eine Art hieratische Schrift gepflegt†.

* Berger ibid. 245.

** West: The moderne Zoroastrian literature of Parsees in: Grundr. der Iran-Philologie, II, 128.

*** Ch. Bartholomae: Avestasprache und Altpersisch im Grundr. ib. I, 155.

**** Revue du Monde Musulman, IX, 198, 1908.

† Enzyklopädie des Islams, I, 405. Faulmann: Geschichte der Schrift, 533.

II.

In der christlichen Welt ist der Bestand einer kultisch konservierten Schrift eine weit verbreitete, in differentester Herren Ländern leicht festzustellende Erscheinung.

Bei den syrischen Christen erhielt sich in Bibelhandschriften das Estranghelo, nachdem im Privatverkehr bereits die Peschitthoschrift schon viele Zeit allgemein im Gebrauche war*.

In Äthiopien bestehen jetzt grundsätzlich zwei Schriftvarietäten: eine sogenannte äthiopische, die nur für kirchliche Zwecke dient und die Gestalt, die sie in ihrer frühchristlichen Periode hatte, bis heute bewahrt und eine sogenannte amharische Schriftunterart, die eine kursive Form des Äthiopisch-Kirchlichen darstellt, den lautlichen Veränderungen der Vulgärsprache durch einen Zusatz von sieben neuen Lettern Rechnung trägt und nur weltlich verwendet wird**.

In Georgien am Kaukasus bedienen sich die dortigen Christen einer zweifachen Schrift, einer älteren priesterlichen, Khusutri, in welcher die Bibel und die Kirchenväter geschrieben und gedruckt werden und einer jüngeren, der gewöhnlichen Schrift des bürgerlichen Verkehrs, des profanen Mchedruli***. Der Zeitprimat des Khusutri wird jedoch von manchen bestritten.

Bei den orthodoxen Slaven gibt es eine seit Peter dem Großen eingeführte, dem Duktus der Lateinschrift angepaßte kyrillische Zivilschrift, die bis heute in die kirchliche Literatur keinen Eingang hat finden können. Die kyrillisch-liturgischen Bücher der dem Oriente zugekehrten Slaven Rußlands, Ostgaliziens und des Balkan werden noch in der aufgeklärten, lichterlohen Gegenwart ausschließlich in der altertümlichen, vorpetrinischen Schriftabart gedruckt.

Die Rumänen, die seit einigen Jahrzehnten die Lateinschrift bei sich eingeführt haben, gebrauchen, insoferne sie nicht katholischen Glaubens sind, in ihren liturgischen Werken auch heute die kyrillische Schrift, diese als Sakralalphabet betrachtend.

Die christlichen Griechen, die Angehörigen der phanariotisch-patriarchalischen Kirche hatten zu verschiedenen Zeiten heterogene, archaistische Schriftgattungen in der sakralen Literatur in Verwendung. Die griechischen Bischöfe schrieben noch im 7. Jahrhundert in Majuskelbuchstaben, während sie der damalige Profangebrauch seit langer Zeit nicht mehr kannte****. Die Unzialschrift, die im 9. Jahrhundert im Laienverkehr erstarb, wurde noch im 10., 11. Jahrhundert und vielleicht noch später in griechischen Chor- und Kirchenbüchern gebraucht†. Die hebräischen Lettern des Gottesnamens in alten griechischen Handschriften gehören teilweise auch ins Kapitel des Archaismus. In dem Alphabete, das der Bischof bei der Ein-

* Enzyklopädie des Islam I. 405. »Estranghelo sive Chaldaico antiquo usi sunt passim prisci Chaldaei, praesertim in sacris et mysticis conscribendis« Alphabetum Chaldaicum ed. Congr. prop. Fidei Romae MDCXXXVI.

** Taylor: The Alphabet I. 350.

*** Faulmann: Buch der Schrift 92.

**** Gardthausen: Griech. Paläographie 174.

† Bernardus de Montfaucon: Paläographia Graeca 180, Parisiis 1708.

weihung der Kirche am Fußboden zu schreiben pflegte, erhielten sich, wie Nestle in der Berliner Philologischen Wochenschrift ⟨1911, Nr. 20⟩ mitteilt, das Vau und Kappa bis ins 15. Jahrhundert hinein.

In dem christlich-lateinischen Schriftkreise behauptete sich die heidnisch-archaistische Varietät ungewöhnlich lange. Bis ins 6. oder sogar 7. Jahrhundert hinein reichen christliche Inschriftsteine, deren Abcdarien nicht auf Z nur auf X schließen*. Vom 5. bis 8. Jahrhundert hatte in der lateinischen Welt die Schrift gewisse Besonderheiten, je nachdem mit klassischen Autoren, kirchlichen Werken oder juridischen Werken es zu tun war**. In spätkarolingischer Zeit wurden in Frankreich kirchliche Bücher in Kurialschrift geschrieben, während die königlichen Urkunden in der Landesvarietät prangten***. Im England des 12. Jahrhunderts diente die karolingisch-cluniacensische Schrift für liturgische Schriftstücke, die angelsächsische für profane Bücher****.

Die »gotische« Spitzschrift trug seit dem 13. Jahrhundert in kirchlichen und juristischen Werken einen viel steiferen Charakter, als in allgemein-literarischen Büchern†. Die »gotische« Schrift, nachdem sie in der Laienliteratur wich, beharrte in der katholischen Kirche noch viel Zeit. In Frankreich wurden im 16. und 17. Jahrhundert die Missalien und Breviarien und andere liturgische Bücher mit den alten großen Formen der gotischen Minuskel geschrieben††. In Italien wurden zu Beginn des Druckwesens theologische und rechtswissenschaftliche Bücher hauptsächlich mit der gotischen Type gedruckt, während für die sonstige Literatur ausschließlich die Antiqua in Anwendung kam†††. In Spanien war noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Fraktur für die Missale gebräuchlich††††. Bei den Böhmen und Polen dauerte die »gotische« Schrift in Gebetbüchern und Bibeln noch viel länger§. Die seit dem 15., 16. Jahrhundert in Deutschland überhandnehmende Gewohnheit, für sämtliche Substantive Majuskel zu gebrauchen, findet in die Religionsbücher lange keinen Eingang. Bis zur Mitte des 18. Jahrhundertes behaupteten die Minuskel in Bibel und Gesangsbuchausgaben sich in ihrem vollen Rechte§§.

Einen ganz besonderen archaistischen Niederschlag hatte die Fraktur in Rom. Aus dieser Mönchsschrift des Mittelalters formte die Kurie eine ganz eigenartige Schriftvarietät, die sie für ihre offiziellen Dokumente bis zum Jahre 1878 verwendete. Diese Schrift wurde »Bullenschrift« ⟨scrittura bolletica⟩ und auch die Schrift des

* Rossi: Bolletino d'archeologia cristiana 1882 p. 136. sq.

** Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst II, 1, 16 ff.

*** B. Bretholz: Lateinische Paläographie 74. ⟨Grundriß der Geschichtswiss. hrg. von A. Meister, Leipzig, 1900 Bd. I.⟩

**** Mabillon: De re diplomatica 5, 46. Paris 1709.

† Paoli: Lat. Paläographie II, 141.

†† Meißner und Luther: Erfindung der Buchdruckerkunst 106.

††† Wilhelm Schum: Die schriftlichen Quellen der romanischen Philologie ⟨überarbeitet von Henry Breslau⟩ in Gröber I, 273.

†††† Louis Seghers: Alphabets antiques ⟨Extraits d'un Missel Espagnol fin du XVI. siécle⟩.

§ Fr. Hellwald: Die Welt der Slaven 30. Berlin 1890.

§§ Aug. Engelian: Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. Berlin 1892.

heiligen Peters ‹Littera Sancti Petri› genannt und mit einer unverständlichen Gewissenhaftigkeit von den päpstlichen Schreibern bis zur Zeit Papst Leo XIII. benützt, obwohl kein Nichteingeweihter sie zu entziffern vermochte und für die Adressaten zum Bullenoriginal in den Lettern des heiligen Peter ein transumptum, eine Kopie in üblicher Lateinschrift beigelegt zu werden pflegte*.

Eine Auswirkung des konservierenden Konfessionalismus stellen in gewisser Hinsicht auch die Residuen der griechischen Schrift, die magische Verwendung der hebräischen Schrift in der Lateinwelt dar. Merkwürdig ist es, daß die Gnostiker auf ihren Amuletten zuweilen auch etruskische Lettern verwendeten**.

Eine sonderbare Duplizität herrscht bei dem zum Christentum in den letzten Jahrzehnten bekehrten Volke der Hovas auf Madagaskar. Neben der Lateinschrift, die dort in der Kirche und im Privatleben bei allen Katholiken Bürgerrechte erlangte, spukt dort die arabische Schrift als spezifische Zauberschrift***. Der niedere Volksglaube wirkt dort auf die sonst verschollene Schrift erhaltend. Entthronte Götter verwandeln sich in der Phantasie der Völker oft in Dämonen und verlängern so ihr Dasein. Die Runen in Deutschland, die der späteren Nachwelt ausschließlich als Zauberschrift galt, dürfte durch den Anprall des Christentums einerseits und den konservierenden magischen Volksglauben andererseits in diese primitive Situation geraten sein.

Eigenartig ist die doppelte Schrifterfindung bei den Mormonen. Neben dem allgemeinen Desertalphabet besitzen die Mormonen noch eine »reformed Egyptian«-Schrift, die auf den goldenen Tafeln des Engels Mormon geschrieben waren****.

III.

Einen vielgestaltigen Sakraldifferenzierungsprozeß wies die Schrift bei den Juden auf.

In der Zeit, wo die Juden noch die »althebräische« Schrift gebrauchten, dürfte es eine besondere archaistische Schriftform für geheiligte Texte gegeben haben. In Gezer in Palästina wurde eine Kalenderinschrift unter Gegenständen aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert gefunden. Die graphischen Zeichen dieser Inschrift haben die ältesten Formen, die man überhaupt auf phönizischen Denkmälern belegen kann†. Das Kalenderwesen gehört überall in die Sphäre der Religionsdependenzen. Die Schrift dieses Kalendertextes kann als archaistische Sakralschrift der alten Juden angesehen werden.

Für die diesen althebräischen Funden vorausgehende Zeit müssen wir uns mit Hypothesen begnügen. Benzinger wies darauf hin, daß

* Wattenbach: Lateinische Paläographie 21 Leipzig 1876, Steffens: Lat. Pal. XXVII.

** Montfaucon: Paläographia graeca 190.

*** Ratzel: Völkerkunde I 147.

**** Eduard Mayer: Ursprung und Geschichte der Mormonen 36, 23 i. Halle a. S. 1912.

† M. Lidzbarsky: Ephemeris für semit. Epigraphik III, 36 f. Gießen 1909.

in der biblischen Literatur eine »Gottesschrift« ⟨Exodus 32 16⟩ im Gegensatze zur Volksschrift zur »Menschenfeder« ⟨Jesaias 8 1⟩ erwähnt wird und glaubt, daß die Keilschrift als ältere Schriftart Palästinas, die, wie die Tel el Amarna-Funde bewiesen haben, im Jordanlande im zweiten vorchristlichen Jahrtausend einst vorherrschend war, dann nach der Erfindung der phonetischen Phönizierschrift als sakrale Gottesschrift den Juden gedient hat, bis nicht die Religionsreform Josias', die das babylonische Heidentum über Bord warf und dem Mosaismus ein Rückgrat schuf, dem Schriftnachlaß der vormosaischen Periode ein Ende setzte*. Diese Doppelschrifttheorie der biblischen Zeit wurde neulich von Naville wieder aufgenommen, der besonders die Keilschriftfunde aus altpalästinensischer Zeit, die in Taanak und Gezer zutage gefördert wurden, betont**.

Die Benzingersche Theorie hat jedoch viele Gegner, die speziell die Beweiskraft des Bestehens einer besonderen »Gottesschrift« anfechten, indem sie nicht mit Unrecht aufmerksam machen, daß jene Stelle, die von der Gottesschrift spricht, bloß sagen will, daß eine Urkunde ⟨die zehn Gebote⟩ von Gott eigenhändig geschrieben wurde und nicht, daß der Schrifttypus ein besonderer war***.

Eine andere, jetzt überwundene Doppelschrifttheorie bezüglich des alten Judentums herrschte bei früheren Gelehrten. Maimonides glaubte, daß die hebräische Quadratschrift, die nach ihm uralt ist, als reine Sakralschrift diente, während die althebräische, die wir aus den Makkabäermünzen noch kennen, als kursive Form der Bücherquadratschrift für profane Zwecke benützt wurde****. Derselben Ansicht war auch Obadias Bartenora†, von den früheren christlichen Gelehrten Buxtorf junior††.

Die Juden des Mittelalters wie in der Neuzeit benützen für ihre offiziell-synagogalen Bibeltexte eine eigentümliche, archaistisch stilisierte Quadratschrift, deren Formen genau im Ritus angeordnet sind. Bibeltexte gelten nicht als vollwertig und liturgisch verwendbar, wenn sie gedruckt sind. Es besteht bei den Juden bis dato ein besonderer Stand von »Sophrim«, von Schreibern, deren einzige Beschäftigung ist, die Herstellung von richtig stilisierten Bibelmanuskripten. Die Schnörkel dieser archaistischen Sakral-Schriftschattierung wurden von jüdischen Gesetzeslehrern schon in den ersten Jahrhunderten der Ära festgelegt††† und als von Gott eingesetzt mit größtem halachisch-juristischem Ernst behandelt††††.

Neben der synagogalen Sakralschrift gibt es bei den Juden noch eine esoterische, kabbalistische Geheimschrift, die ein konservierter

* Benzinger: Hebräische Archäologie 177.
** E. Naville: La decouverte de ia bible sous le roi Josias, Paris 1910.
*** Z D M G LXIV 721.
**** Maimonides: Responsen Nr. 7. Löw: Graphische Requisiten und Erzeugnisse der Juden 61 sq, Leipzig 1871.
† Obadias Bartenora: Mischna Jadaim IV 5.
†† Buxtorf jr.: Dissert. phil.-theol. Nr. IV Basileae 1662.
††† Mnachoth 29 b cf J. Dernbourg: Journal asiatique 1866 242—251.
†††† Sepher Thagim: Liber Coronularum publié par l'abbé Bargés. Paris 1886.

Sproß der althebräischen Schrift zu sein scheint. Raschi hielt die Schrift der Talismane und Msusoth, die zu seiner Zeit gebräuchlich war, für mit der althebräischen Schrift identisch ⟨Sanhedrin 21 b⟩. Ein Specimen dieser merkwürdigen, von Mystikern verwendeten Schrift ist im Buche Rasiel Ha-malach * zu finden. In der Geniza zu Kairo wurde ein kabbalistisches Schriftstück in diesem Alphabet entdeckt und befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek des israelitischen Konsistoriums in Paris. Ein Manuskript in der hebräisch-kabbalistischen Schrift publizierte auch Schwab vor mehreren Jahren**. M. Danon veröffentlichte im französischen Asiatischen Journal unlängst ein sabbatianisches Amulett, geschrieben mit jüdisch-mystischen Buchstaben dieser Art***.

Die einfache schnörkellose Quadratschrift galt zwar bei den Juden weder als liturgisch berechtigt, noch als mystisch vollgültig, doch durfte sie nur für Bücher verwendet werden. Im Alltag soll nur die Kursive gebraucht werden, deren Entstehung von Gesetzeslehrern auf das Motiv zurückgeführt wurde, die Quadratschrift vor Profanation zu schützen****. Aber auch bezüglich der Kursive sind verschiedene Abstufungen vorhanden. Die spanischen Juden, die Sephardim, bedienen sich einer doppelten Kursive, einer besonderen für Hebräisch, und einer anderen wieder für Spanisch. Die Kursive, die für Hebräisch, für die heilige Religionssprache ⟨Ischon hakodesch⟩ verwendet wird, und eine mehr hieratische Rolle spielt, die sogenannte spanisch-türkische, steht der Quadratschrift ziemlich nahe. Bis zur Unkenntlichkeit beinahe ist jedoch die sogenannte spagnolische Kursive entstellt, die für die profane Golussprache in Verwendung kommt†. Auf dem jüdisch-deutschen Sprachgebiete wurden in früheren Zeiten für jüdisch-deutsche Drucke, also für Publikationen in einer nicht kultischen Sprache, spezielle Kurrentlettern ⟨die sogenannte Weiberschrift⟩ verwendet. Im elften Jahrhundert hat es einen Versuch gegeben, eine Kursive höherer Gattung für halbsakrale Dinge, wie Scheidebriefe, zu statuieren, wurde aber trotz der Patronanz des Gesetzlehrers R. Josef Halevi bald fallen gelassen††.

Die gewöhnliche, profane Kursivschrift galt überhaupt bei den Juden nicht als Schrift im eigentlichen Sinne, sondern als graphischer Notbehelf, und wurde ihrem Schicksal überlassen†††. Die Kursive des Alltags differenzierte sich daher bei den Juden nach profanen, vollständig areligiösen Gesichtspunkten. Das Judentum kennt die verschiedenartigsten, territorial bedingten Kursivvarianten: eine pol-

* Rasiel Ha-malach 44, Amsterdam 1701.

** M. Schwab: Le ms. no. 1380 du fonds hebreux à la Bibl. nat. Paris 1899.

*** M. Danon: Amulette sabbatienne in Journal As. 10. Serie XV. Tome p 338 Paris 1910.

**** Maimonides: Responsen, Nr. 7.

† Max Grünwald: Spagnolische und spanisch-türkische Schrifttafeln. Frankfurt a. Main, 1894.

†† Maimonides: Responsen, Nr. 7.

††† Simon ben Zemach Duran: Responsen, I, 8., Maimonides: Hilchoth Schabbath XXXVIII, 26 ⟨Jad Hachsaka⟩, Hilchoth Mgila II, 3, Magen Abraham zu Orach Chaim 334, XVII.

nische, nord- und südfranzösische, italienische, griechische, nordafrikanische, babylonisch-persische*. Der Wechsel des Territoriums bedingt auch den Wechsel dieser akonfessionellen Kursive. Die jemenitischen Juden, die nach Palästina einwanderten, vertauschten jüngst ihre Kursive mit der sephardischen**. Im Gegensatz zu dieser variablen Kursive verhält sich die unter dem Schutze der Religion stehende Kapitalschrift der Juden einheitlich und wird trotz der Vielgestaltigkeit der Diaspora überall unter dem Zwang eherner Uniformität gehalten***. Der anfängliche Versuch, die sephardische, runde Quadratschrift auch in den Druckwerken einzuführen, — eine minimale Abweichung, wie man sie noch in der Polyglotte von Anvers und in der Bibel von Henri Etienne sieht, — mußte bald der allgemein gewordenen Schriftform der aschkenasischen Juden weichen****. Eine wirkliche Konfessionsschrift mag keine religionsgeschichtlich nicht begründeten Differenzierungen.

IV.

Die meisten Religionen haben ihre altertümlichen Sakralschriften. Doch die Verwendung von altertümlichen, außer Gebrauch gesetzten, fremdartig gewordenen Schriftsystemen ist keine spezifisch-sakrale Erscheinung. Auch die Numismatik kennt eine archaistische Verwendung von Schriftsystemen. Die palästinensischen Juden prägten Münzschriften in althebräisch-samaritanischer Schrift, als schon längst alle Brücken nach Samarien gerissen waren und die hebräische Aschurischrift allmächtig im Leben und in der Literatur der Jerusalem als ihr Kultzentrum Verehrenden waltete. Die Byzantiner behielten noch teilweise auf ihren Münzen Legenden in Lateinschrift im 11. Jahrhundert†, nach der Art der ehemaligen Imperatoren des römischen Imperiums, obwohl das Schisma mit der lateinischen Kirche sonst allen Nexus mit der römischen Kultur im Osten tilgte. Spanisch-christliche Münzen mit arabischen Symbolen und Schriftzeichen am Revers wurden noch im 13. Jahrhundert geschlagen, als sonst die Mozaraber von ihrem ehemaligen Gebrauch der arabischen Schrift nichts mehr wissen wollten. Die Mohammedaner in Persien, die gleichzeitig mit dem Islam die Araberschrift rezipierten, haben auf ihren Münzen bis zum Jahre 81 der Hedschra die Pahlavischrift gebraucht.

Dieser graphische Archaismus bedeutet jedoch keinen Verstoß gegen das Einflußmonopol der Konfession. Die Schrift von Münz-

* M. Joachim Bellermann: De usu palaeographiae hebraicae, Halae et Erfordiae MDCCCIV. Jewish Encyclopedia, I, 448. Steinschneider: Vorlesungen über die Kunde hebräischer Handschriften, 30, Leipzig 1897.

** H. Löve: Die Sprachen der Juden, 105, Köln 1911.

*** Lenormant, I, 302. sq.

**** Steinschneider: Zur Literatur der hebräischen Paläographie, 156. (Abdruck a. d. Zentralblatt für das Bibliothekswesen. 1886.) Gesenius: Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, 180, Leipzig 1815.

† Krumbacher: Geschichte der byzantinischen Literatur, 3, München 1891 (Handbuch der klass. Altertumskunde, herausgegeben v. Iwan Müller, IX.)

legenden besitzt keinen selbständigen Charakter, tritt nicht als der Festhaltungsmodus einer Sprache auf, nur mehr als Zierat, als ornamentale Floskel, als Schnörkel, die die Fläche des Geldstückes ausfüllen und von allgemeinen, numismatischen Wertmomenten getragen werden.

Der Konservatismus führt auf dem Gebiete der Numismatik überhaupt überall ein großes Wort und archaisiert nicht bloß die Münzinschriften. Eine seit Generationen anerkannte Münzsorte mit ihrer herkömmlichen Prägung wird von vielen stärkeren Schätzungsassoziationen begleitet, als eine Neuschöpfung, die noch den herkömmlichen Nimbus numismatischer Wertung entbehrt. Die alten Germanen zogen die altbekannten Münzen des republikanischen Rom jenen der Kaiserzeit vor*. Die Gallier prägten nach ihrem Einfall nach Griechenland Münzen, die vollständig Kopien der mazedonischen, von ihnen überaus geschätzten Geldstücke, darstellten. Im alten Südarabien hielt man sich oft an die alten Münzprägungen der antiken Mittelmeerstaaten. Im 2. Jahrhundert v. Chr. wurden dort Münzen nach atheniensischem Muster mit dem Emblem von Athen geprägt. Einige Zeit später prangte auf den Münzen der Südaraber das den römischen Geldstücken entlehnte Bild des Kaisers Augustus**. In Chios wurden bis auf Sulla Münzen mit dem Kopf Alexanders geschlagen***. Die Silbermünzen der ostgotischen Könige Theodorich, Atharik, wie der Vandalenkönige von Guntram bis auf Gelimer waren Nachbildungen von alten Kaisermünzen****. Im ehemaligen Österreich wurden für den Handel mit der Levante Taler mit dem Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia und dem Datum des Jahres 1780 geprägt, da die Bevölkerung vieler Gegenden des Orients keine anderen, neueren Geldstücke als vollwertig ansehen will. Die österreichischen Landesmünzen tragen bis heute lateinische Legenden, obwohl die lateinische Sprache sonst aus dem öffentlichen Leben Österreichs schon seit langer Zeit vollständig geschwunden ist.

---

* Tacitus: Germania, 5. »Pecuniam probant veterem et diu notam serratos, bigatosque.«

** Taylor: The Alphabet, I, 347.

*** Berger: Histoire de l'écriture, 198.

**** Babelon: Traités de Monnaies grecques et romaines. I, 621, Paris 1902.

III. TEIL

XIV. KAPITEL.

Was reguliert die Verbreitung der Lesekunde?

Die Verbreitung der Lesekunde bei einem Volke wird vom Typus seiner Religion reguliert. Der Gegensatz zwischen den beiden konfessionellen Haupttypen, den Laien- und den Priesterreligionen beschränkt sich nicht bloß auf politisch organisatorische und äußerlich graphische Fragen. ⟨Vergl. das VIII. Kapitel.⟩ Der Gegensatz greift auch bestimmend in die Sphäre der Volksbildung ein. Die Verbreitung der Lesekunde bei einem Volke wird danach normiert, wie die betreffende Religion in kultischen Dingen sich den breiten Volksmassen gegenüber verhält. Wo die Religion einen Laiencharakter trägt und die Anteilnahme jedes Einzelnen an dem aktiven Gottesdienst allgemeines religiöses Gebot ist, dort wird auch die Lesekunde eine allgemeine sein, die Kenntnis der Schrift Eigentum aller Volksindividuen bilden. Wo jedoch eine Religion ihren Schwerpunkt auf die Mittlerschaft eines Priestertums verlegt, mit vollständiger Ausschaltung des Laienelements aus allen kirchlichen Handlungen, dort wird die Kenntnis des Alphabets mehr oder weniger ein Monopol der Priesterschaft sein und das Volk in einem starren Analphabetismus verharren.

a) Die Lesekunde bei Bekennern von Priesterreligionen.

I.

In der Welt des sacerdotalen Katholizismus bot die Lesekunde nie das Bild einer größeren Verbreitung. Bis zum 13. Jahrhundert war in der ganzen katholischen Welt die Kunst des Schreibens eine wesentliche klösterliche Fertigkeit*. In England heißt noch bis heute, nach mittelalterlichem Sprachgebrauch, ein Schreiber clerc ⟨=clericus⟩. Im mittelalterlichen Deutschland wurde es als schändlich angesehen, wenn ein Nichtkleriker welchen Unterricht nahm**. Karl der Große, die sächsischen Kaiser, noch Wilhelm I., Landgraf von Hessen ⟨† 1407⟩ waren Analphabeten. Wolfram von Eschenbach, einer der größten Meister der deutschen Dichtkunst der Jahrhunderte der absoluten

* Prou: Paleographie 111.

** Wipo: Tetralogus V 199 sq. in Monumenta Germ. XI, 251 ⟨Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur ut doceant aliquem nisi clericus accipiatur⟩.

katholischen Suprematie in Deutschland, war Analphabet, ebenso konnten nicht lesen Walther von der Vogelweide, Ulrich von Liechtenstein und die meisten anderen Dichter des deutschen Mittelalters*. In Italien zur Zeit Boccaccios war es selbstverständlich, daß ein Laie im Gebetbuch nicht lesen konnte**. Die in katholischen Ländern ansässigen Juden nannten noch im 18. Jahrhundert die Lateinschrift »die Schrift des Klerus« Kthab Galachuth***.

Das gesamte Wissen, das Bücherkopieren, die Literaturproduktion befand sich im Mittelalter in der katholischen Welt in Händen von Geistlichen. Die lateinischen Schriftsteller des abendländischen Christentums, wie sie uns in geschlossener Reihenfolge in der Patrologie von Migne entgegentreten, waren in der erdrückenden Mehrzahl Mitglieder der Priesterschaft. Im 12. Jahrhundert, als die Kurie die Einführung der Karolingerschrift in Spanien anordnete, wurde es ausdrücklich betont, daß die Vereinheitlichung des Schriftäußeren der pyrenäischen Halbinsel mit dem des sonstigen Abendlandes ihren Grund in der Notwendigkeit habe, daß zwischen den Dienern Gottes, der katholischen Geistlichkeit kein Unterschied besteht. Die Schrift galt im Kulturkreis des Katholizismus jener Zeit als interne Angelegenheit des Klerus.

Reminiszenzen an eine anders geartete Antike regten zuweilen höher gestellte Geister zur Verbreitung der Bildung unter den katholischen Volksmassen an, aber lange, sehr lange war alles Mühen vollständig vergeblich. Karl der Große suchte dem Analphabetismus zu steuern. Die von ihm gegründeten Elementarschulen verschwanden jedoch bald von der Bildfläche****. Dagegen hatten dauernden Bestand die höheren Unterrichtsanstalten, die ihm ihr Entstehen verdankten und für die Heranbildung von Geistlichen bestimmt waren. Die Kultur der Geistlichen war notwendig, die der Laien wurde für überflüssig gehalten. Im 12. Jahrhundert, als das Abendland mit dem blühenden Orient durch die Kreuzzüge in Berührung kam, fing man im katholischen Europa Städteschulen für Laien zu gründen an, doch auch diese, obwohl sie überall unter Leitung und Aufsicht des Klerus standen†, gediehen nicht recht. Der Ausgang des Mittelalters zeigt uns das Bild des allgemeinen Verfalls der Schule in der katholischen Welt††, der hierarchische Geist des Mittelalters zeigte für die Volksschule kein Interesse†††, der heilige Franziskus von Assisi hielt die Lesekunde nicht einmal für Mönche notwendig.

Die Renaissance, der Weckruf des Humanismus, rüttelten in den katholischen Teilen Europas die breiteren Schichten des Volkes

* Willmanson: Vorrede 25 zu Walther von der Vogelweide ⟨Germ. Handbibl. I⟩ Halle 1869.

** Boccaccio: Decamerone, 3. Tag, 4. Erzählung

*** Vgl. I. Talglicht: Nachlässe der Wiener Juden. Hebr. Beilage 32. Wien und Leipzig 1917.

**** Handbuch des Erziehungs- und Unterrichtswesens I, 955, München 1897.

† Dittes: Geschichte der Erziehung etc. 91, 104, Leipzig 1871.

†† Handbuch des Erziehungs- und Unterrichtswesens 950.

††† Lindner ibid. 750.

kaum von ihrem düsteren Winterschlafe. Das Konzil von Trient, das den modernen Katholizismus ausbaute, betonte bloß die Abhaltung der sonn- und festtäglichen Kinderlehre in allen Pfarreien, das mündliche Vortragen des Katechismus. Einzig und allein hinsichtlich des Klerus wurde damals eine Lesekundepflicht beschlossen, daß die Tonsur nur denjenigen zu erteilen ist, welche im Lesen und Schreiben hinlänglich unterrichtet sind*. Die Tätigkeit für das Volksschulwesen, die die katholische Geistlichkeit der nachreformatorischen Zeit zu entfalten sich genötigt sah, insbesondere die Jesuiten und die Ursulinnen, wie auch die Piaristen, dort wo dem Katholizismus der so wesentlich verschiedene Protestantismus entgegentrat, gewann nirgends an wirklich größeren Umfang.

Das Volksschulwesen im eigentlichen Sinn nahm in der katholischen Welt seinen Anfang erst im Zeitalter der Aufklärung, als die Oberherrschaft des Klerus ins Wanken geriet und die entkonfessionalisierte Laienintelligenz die Führung der katholischen Völker zu übernehmen sich anheischig machte.

Der revolutionäre Antikatholizismus im Frankreich der großen Sturmzeit beschloß auf der konstituierenden Versammlung im Jahre 1791 die Schaffung eines ersten Unterrichts; die Elementarschulen »les écoles primaires« sollen allmählich einem Netze gleich alle Teile des Reiches überziehen. Der Beschluß konnte infolge seiner vollständigen Neuheit nicht sofort Wurzel fassen. Im Jahre 1802 wurde im »Gesetzgebenden Körper« die Behauptung aufgestellt, eine Volksschule existiere überhaupt in Frankreich nicht**. Die Schäden von unzähligen Jahrhunderten konnten nur langsam gutgemacht werden. Im Jahre 1866 hat im Herzen Europas im tonangebenden Frankreich noch mehr als ein Drittel der Bevölkerung weder lesen noch schreiben können und von den restlichen nicht ganzen $^2/_3$ vermochten 4 Millionen Franzosen nur zu lesen aber nicht zu schreiben***. Die führenden Geister des zweiten Kaiserreiches, selbst ein Renan, waren der Volksbildung nicht günstig gesinnt. »Entweder ein Studium von 20 Jahren geistiger Arbeit oder überhaupt nichts.« Mit dem französischen Analphabetismus ging es gründlich und radikal abwärts erst in den Jahrzehnten der antikatholischen dritten Republik. Die Unbildung als Massenerscheinung schwand; nichtsdestoweniger konnten im Jahre 1911 von den französischen Rekruten nicht weniger als 12.118 weder lesen noch schreiben****. Die Vergangenheit läßt sich trotz allem aufs Kommando nicht verleugnen.

Der antikirchliche Geist, der Frankreichs Schulwesen während der großen Revolution Gevatter stand, griff auch in das unter napoleonischem Einfluß stehende Spanien hinüber.

Im Jahre 1812 beschlossen die dort siegenden Liberalen eine Charte, die unter anderem bestimmte: »In allen Dörfern der Monarchie sollen

* Silbernagl: Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts, I, 139.
** Lindner: Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde, 287. Leipzig 1884.
*** H. Gebauer: Handbuch der Länder- und Völkerkunde, I, Leipzig 1901.
**** Matin vom 7./IV. 1914, Nr. 10977.

Primärschulen gegründet werden, in welchen Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen.« Der Beschluß gelangte jedoch nie zur Ausführung. Die napoleonische Lichtära wich bald der rückkehrenden Herrschaft der Bourbonen. Der Klerus hob seine Standarte wieder hoch. Das moderne Spanien weist 68% Analphabeten auf. Im nachbarlichen Portugal der Neuzeit gibt es nicht weniger als 79% Leseunkundige.

Im Vaterlande der abendländischen Kultur, in Italien, machte sich ein Bestreben, den Massen die Anfänge einer Bildung zuzuführen erst in den letzten Dezennien, im Zeitalter des antikatholischen Königreiches, des dritten Rom irgendwie merklich geltend. Im Jahre 1877 faßte das italienische Parlament den Beschluß, obligatorischen Volksunterricht einzuführen. Die Verwirklichung des Beschlusses stieß jedoch auf unübersteigbare Hindernisse. Es erwies sich als unmöglich, die unzähligen Eltern und Vormünder zu bestrafen, die in alter Unkulturgewohnheit ihre Kinder in die Schule zu schicken, kein Bedürfnis empfanden. In Italien konnten im Jahre 1881 54% der männlichen und 69% der weiblichen Bevölkerung weder lesen noch schreiben.

Im klerikalen Belgien konnte im Jahre 1896 ein Viertel der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Im Jahre 1870 gab es dort 49% Analphabeten*.

In Bosnien zur Zeit der Okkupation im Jahre 1878 konnten unter den Katholiken nur Ordensgeistliche lesen, wer auch zu schreiben imstande war, galt als Gelehrter**.

In Abessinien, selbst in der Hauptstadt Addis Abeba ist die Zahl der Lesekundigen nicht über 1/10 der Bevölkerung***.

II.

Eine sacerdotale kirchliche Gemeinschaft bilden auch die orthodoxen, griechisch oder slavisch orientalischen Christen.

Auch hier entrollt sich in der Gegenwart ein ähnliches Bild des Analphabetismus wie in den katholischen Ländern. Griechenland, das älteste Kulturgebiet Europas, birgt unter seinen Rekruten nicht weniger als 89% Analphabeten. Rußland zählt 62%, Rumänien 75%, Bulgarien 53% Leseunkundige. In der rumänischen Literatur verblieb noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Führung in den Händen der Geistlichkeit. Bei den griechisch-unierten Ruthenen konzentrierte sich noch weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts alles geistige Leben um das stauropigianische Religionsinstitut in Lemberg, die meisten Autoren waren Kleriker.

Die sacerdotale Ausschließlichkeit ist jedoch bei den Griechisch-Orthodoxen nicht mit der der Katholiken identisch. Sie ist um einige Nuancen schwächer, weniger exklusiv. Der Laie kommt hier eher zu Worte. Es wird auf die liturgische Mittätigkeit des Volkes mehr Augenmerk gelegt. »Bei den Moskowitern werden die Ab-

* Gebauer, ib. I, 955, 802, 876, 974, 982, 919.
** Strausz: Bosnien Land und Leute, I, 245, Wien 1882.
*** M. Cohen: Rapport sur une mission linguistique.

schnitte aus dem Evangelium in der Kirche jenseits des Chors mit klarer Stimme gelesen, damit das Volk sie besser auffaßt,« schrieb bereits vor Jahrhunderten ein katholischer Ritualist*. Die orthodoxe Kirche gestattet aus Rücksicht auf das Verständnis der Massen fast überall die Messe in der Landessprache, wenn nur eine besondere Kirchenorganisation bewilligt wird. Mönche konnten in der orthodoxen Kirche bis tief ins Mittelalter hinein auch nichtgeweihte Personen sein. Solche Laienmönche waren einst sogar sehr beliebt und wurden vom 9.—13. Jahrhundert sogar stark als Beichtväter herangezogen**. Moderne Griechisch-Orthodoxe empfinden die katholische Beiseiteschiebung des Laientums oft als peinlich und machen den Papisten zum Vorwurf, »daß die katholischen Kirchen kalt sind und das Volk nicht genügend am Gottesdienst teilnimmt und zu wenig mitsingt«.***

Der orthodoxe Laie ist zwar von der potestas ordinis, von der Verwaltung der sakramentalen Gottesdienstfunktionen, genau so wie der katholische ausgeschlossen, dennoch steht ihm in peripherischen kirchlichen Angelegenheiten eine Ingerenz zu. Der Katholizismus ist antilaiisch bis zum Extrem. Der Laie bleibt ignoriert nicht nur bei den eigentlichen Kulthandlungen und Sakramenten. Auch die Verwaltung rein administrativer Natur der Kirchen und der verschiedenen Religionsinstitute gilt als Domäne des katholischen Klerus. Selbst das Lehrrecht theologischer Wissenschaft, das Dozieren religiöser Themata bleibt nichtgeweihten Personen verwehrt. In der orthodoxen Kirche besitzt die potestas jurisdictionis und die potestas magisterii auch der Laie****.

In der christlichen Kirche des Ostens handhabt der Laie die Lehrgewalt, obwohl ihm keine religiösen Funktionsrechte zukommen. Die Professoren der geistlichen Akademien und die Lehrer der geistlichen Seminarien sind bei den Orthodoxen in den meisten Fällen keine Mitglieder des Klerus. Der Präsident des heiligen Synods in Rußland ist ein Laie. Keine neuen theologischen Thesen und Dogmen darf der ökumenische Patriarch und die orientalische Geistlichkeit ohne Zustimmung der Laien einführen. In diesem Sinne antworteten auch die morgenländischen Patriarchen auf die Einladung Pius IX., an einem von ihm einberufenen ökumenischen Konzil teilzunehmen. An den orthodoxen Kirchenkonzilien in Rußland nehmen auch Laien teil.

Die politisch-administrative Seite der orthodoxen Kirche befindet sich ganz in den Händen von Nichtgeweihten. Das Oberhaupt der russischen Kirche, die höchste Instanz der kirchlichen Administration im russischen Reiche war der Zar. Der russische Kaiser war Laie, durfte keine heilige Amtshandlung üben, besaß keine Weihen, hatte nichts von der päpstlichen Oberhirtenschaft, versah dennoch ein oberkirchliches Verwaltungsrecht†. Diese Machtstellung hatte nichts von einer

* Martène: De antiquis ecclesiae ritibus, I, 348.
** F. Hörmann: Griechische Laienbeichte. Donauwörth 1913.
*** C. Podbienostzeff: Questions religieuses, sociales et politques, Paris 1897.
**** Byzantinische Zeitschrift XXI, 537, Leipzig 1912.
† Ib.

willkürlichen Usurpation. Auch in Ländern, wo die orthodoxen Laien nicht die Macht einer brutalen Vergewaltigung besaßen und unter katholischer Herrschaft standen, ließ sich der orthodoxe Klerus in administrativ-politischen Dingen von ihnen leiten. In Südrußland während der polnischen Herrschaft im 16. bis 18. Jahrhundert wurde die orthodoxe Kirche in allen politischen Angelegenheiten gegenüber der Außenwelt von der kleinrussischen Magnatenfamilie Ostrogski vertreten. Die Verwaltung der Kirche befand sich in Händen von Laienbruderschaften, Bürgern, Grandseigneurs*. Die potestas jurisdictionis der orthodoxen Laien hat bereits ihre Tradition aus byzantinischer Zeit. Im rhomäischen Reiche war der Patriarch ein hoher geistlicher Funktionär, der in kultischen Dingen das ausschließlich entscheidende Wort hatte. Das Verwaltungsoberhaupt war dagegen der Basileus.

Die größere Berücksichtigung des Laientums in der orthodoxen Kirche, obwohl eine mehr äußerliche, hat nicht verfehlt, bis zu einem gewissen Grade auch die Expansion der Kenntnis des Lesens bei den Orthodoxen zu beeinflussen, die Volksbildung in der östlichen Christenheit auf eine relativ breitere Basis als bei den Katholiken zu stellen.

In Erdstrichen, wo Katholiken und Orthodoxe zusammenwohnen, hat die von den Kirchenmännern weniger bevormundete orthodoxe Volksgruppe in der Regel nähere Beziehungen zur Durchschnittsbildung als die Nachbarn katholischer Religion. In Bosnien bilden die Katholiken »das geistige Proletariat« nicht nur den Muslims, sondern auch den Orthodoxen gegenüber. Ein katholischer Autor äußert sein Bedauern, feststellen zu müssen »die untergeordnete geistige Potenz und sohin auch die geringe Qualifikation des katholisch-bosnischen Volkes«**. In Galizien weist das hauptsächlich aus Bauern bestehende griechisch-unierte Volk der Ruthenen nicht die Hälfte der Analphabeten auf ⟨21·87%⟩ als die zum größten Teil städtische, bürokratische oder gutsbesitzerische, stolze, kulturtüchtige Nation der Polen ⟨47.52%⟩***. In Rußland erreicht die Zahl der Analphabeten im katholischen Polen 82%, um 20% mehr als bei den Orthodoxen. In Warschau, im Zentrum der alten polnischen Kultur, konnten im Jahre 1897 nicht weniger als 318.000 Menschen nicht lesen****.

Türken- und Mongolenjoch, Kreuzungen mit hyperborealen Rassen, die bekannte improductivité slave haben die Kultur der orthodoxen Völker seit dem späten Mittelalter nicht zur Blüte kommen lassen und dem Abendland gegenüber in den Schatten gerückt, doch historische Gesetze bleiben ungebrochen. Trotz allem besitzt die Kultur in Rußland und Bulgarien eine größere Breite als in Spanien und Portugal.

Im Mittelalter hatten die Orthodoxen ein starkes Plus an Bildung. »Nie ward die Bildung in Byzanz so allgemein im Besitz der

* A. Lewicki: Zarys historyi polskiej 5, 230.
** Anonymus: Bosnien unter österr. Verwaltung 12. Leipzig 1886.
*** Lewicki, ib. 523.
**** Niederle: Die slavische Welt. Prag 1916.

Mönche und des Klerus wie im Abendlande«*. Beim Schismastreit im Jahre 1054 entschuldigte Petrus von Antiochien in einem Schreiben an den Patriarchen Michael Caerularius die Haltung des Abendlandes durch die bei den Abendländern herrschende »Roheit und Unwissenheit«**. Auf den Bildungsunterschied zwischen den mittelalterlichen Orthodoxen und Abendländern wies unlängst auf Grund der Literatur Dietrich hin. »Während im germanischen Epos Bestellungen stets durch Boten ausgerichtet werden, schreibt im byzantinischen Epos alles Briefe. Ehe Digenis ‹der Held des wichtigsten byzantinischen Epos› Keule und Schwert in die Hand bekommt, muß er drei Jahre Lesen und Schreiben lernen«. Der Palast des Digenis wird im Epos mit schriftlichen Darstellungen aus der biblischen und altgriechischen Geschichte und Sage geschmückt***.

III.

Ähnliche Zustände hinsichtlich der Volksbildung wie bei den sacerdotalen christlichen Konfessionen lassen sich auch bei zu anderen Religionen sich bekennenden Völkern, ohne Unterschied der Kulturhöhe, feststellen, wenn diese unter einer speziellen Vormundschaft einer Priesterschaft stehen.

Im Hochlande des priesterlichen Lama-Buddhismus, in Tibet, sind die Priester, die Lamas, die einzigen, die lesen und schreiben können und das nicht einmal immer****.

Einen Priesterstand, die Bonzen, hat das moderne kulturell fortschrittliche Japan. Dementsprechend ist in den japanischen Dörfern der Gegenwart der Bonze der einzige Lesekundige†. Von im Alter der Schulpflicht stehenden Kindern genießt in Japan nur ein Drittel den geregelten Schulunterricht††.

Im modernen Indien, mit seiner erblichen sacerdotalen Oberschicht, wird das Devanagari nach Kräften durch den Brahmanenklerus vor dem Volke verborgen†††. Die der Masse zugänglichen Vulgärschriftarten lassen auch an Popularität sehr viel zu wünschen übrig.

Die halbheidnische Sekte der Yeziden im neuzeitlichen Mesopotamien läßt ihre kultischen Funktionen ausschließlich durch Priester ausführen. Der Analphabetismus ihrer Anhänger ist ein direkt auffälliger. Nur eine oder zwei Personen unter ihnen gibt es, die lesen oder schreiben können. Lesen und schreiben gilt bei ihnen für Uneingeweihte als ungesetzlich††††.

* Bontwetsch: Die christl. Religion. ‹Kultur der Gegenwart I, IV, 171› Berlin 1906.

** Kattenbusch: Vergleichende Konfessionskunde 124.

*** Dietrich: Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur 101, Leipzig 1909.

**** H. v. Schlagintweit-Säkülünski: Reise in Indien und Hochasien, II, 274, Jena 1871.

† Lafcadio Hearn: Izumo 235.

†† Lindner ib. 400.

††† Alphabetum Brahmanicum. Ed. Congr. Prop. Fidei Romae MDCCLXXI.

†††† Layard: Ninive und seine Überreste, 159, Leipzig 1850.

Bei primitiven Völkern ist der Priester in der Regel halb Prophet, halb Medizinmann, der einzige Interpret des Himmels, der ausschließliche Dolmetsch der Wünsche des Volkes an die Götter und Verwalter aller heiligen Zeremonien. Der Priester ist dort auch der alleinige Besitzer der Schriftkunde, der Weise, der allein das mnemotechnische System der Zeichen seines Stammes zu verwenden weiß. Sowohl in Afrika wie in Amerika und Australien ist diese Tatsache zu konstatieren. Bei den Negern in Deutsch-Togo sind es die Priester, die Botenstäbe mit Zeichen zu gebrauchen verstehen. In Dahomé sind die magischen und dämonischen Figuren nur den Priestern der Afa, der Göttin der Wahrheit und der Divination bekannt. Die im Randgebiet Chinas ansässigen Lolos besitzen die einzigen Schriftkundigen in den sogenannten Primos, die zugleich Priester, Sekretäre der Adeligen und Kinderlehrer sind*.

In Yukatan lag zur Zeit der dortigen Kulturblüte die Sorge für das Schreiben und Aufbewahren der Schriftstücke den Priestern ob. Im alten Peru war die Schrift das Monopol der Priester Amautas. Bei den nordamerikanischen Indianern der Neuzeit ist die Kenntnis der Schrift nur den Propheten ‹Yessakids› und den Priestern ‹Medas› eigen**. Im australischen Neuseeland besitzen noch gegenwärtig allein die Priester die Kunst, durch bestimmte Kerbstäbe Gedanken auszudrücken.

Im Kreise der mittelländisch-westeuropäischen Völkergruppe hat es bereits im Altertum Völker, die mit einer bevormundenden Priesterkaste ausgestattet waren, gegeben. Das Ergebnis war dort damals, wie später allenthalben: Die Einschränkung der Lesekunde auf einen möglichst kleinsten Zirkel.

Im alten Ägypten wurden alle religiösen Funktionen von einem organisierten Klerus monopolisiert. Als Gegenstück war dort die Bekanntschaft mit den Hieroglyphen lange Zeit mit der Aufnahme in den Priesterorden verknüpft***.

In Assyrien führte eine stramme Kuratel eine stolze Priesterschaft. Die Priester waren dort auch die einzigen Pfleger der Keilschrift****.

Das Hebräervolk der vorpharisäischen Zeit stützte sein Heilsbewußtsein einzig und allein auf die Werke der Kohanim. Nach Bericht von Irenäus war die älteste hebräische Schrift eine priesterliche†.

Im ältesten Griechenland der Kalchas-Periode war der Priester der monopolistische Gottesmittler, auch die Schrift war dort ein Geheimnis der Priestersippschaft lange Zeit hindurch. Die Schrift kam nach Hellas »zur Aufnahme unter priesterlichen Einflüssen«.

* Mission d'Ollon: Écritures des peuples non chinois de la Chine, VIII, 8, Paris 1912.

** Danzel: Anfänge der Schrift, 47, 108, 99, 116, 103. Faulmann: Das Buch der Schrift, 9.

*** Diodor Sic: Bibl. hist. I 28.

**** Wuttke: Entstehung der Schrift, 639, 577.

† Irenäus: Adv. Haeres. II. 4, vgl. Herzfeld: Drei Abhandlungen zur Synagogengeschichte 17, Nordhausen 159, Leipzig 1850.

Dafür spricht nicht nur das Kupfer, welches vorzugsweise »religiösen Zwecken zu dienen pflegte« und auf dem man in altgriechischer Zeit Inschriften ritzte, »sondern auch deutlich der Gebrauch der Felle«, »denn es waren ursprünglich die Felle der Opfertiere, welche man zur Aufzeichnung der heiligen Satzungen und Verträge benutzte«*. Der Ausgangspunkt der griechischen Schrift in Griechenland war das Priesterzentrum von Delphi**. Aus Griechenland vermittelte nach Italien die Schrift das Heiligtum zu Cumae***.

Bei den alten Germanen und Galliern waren ihre religiösen Mittler und Bevormunder, die Priester, im ausschließlichen Besitze ihrer Schriftsysteme.

b) Die Lesekunde bei Bekennern von Laienreligionen.

I.

Weit verschieden von den obigen Zuständen sind die Verhältnisse der Schriftkunde dort, wo die Religion von einer hierarchischen Leitung nichts weiß und die Funktionen einen demokratischen Charakter tragen.

Im rabbinischen Judentum gibt es seit Jahrtausenden keine Analphabeten. Der fürchterliche politische Druck, der Abschluß von der Außenwelt, die ökonomische Massenverelendung vermochten dem priesterlosen Judentum der Zerstreuung seine Kulturbreite nicht zu rauben. Mohammed nannte die Juden »Das Volk der Schrift«, Martin Luther fand für die Volksbildung der Juden Worte der Anerkennung. Den mittelalterlichen Christen dünkten die schriftkundigen Juden als eine Art fremdgläubiger Kleriker. In Spanien ließen im 4. Jahrhundert die Christen ihre Feldfrüchte statt von ihren Pfarrern von Juden einsegnen****. In Schwabenspiegel ca. 1245 rangierten Juden und Pfaffen in einer Reihe ‹pfaffen und iuden, die nicht unbeschoren sind›†. Ein moderner, nichts weniger als judenfreundlicher Schriftsteller, F. C. Hemann, schrieb vor einigen Jahrzehnten, »bei keinem anderen Volke besaß das ganze männliche Geschlecht eine gewisse geistige Schulbildung ‹wie bei den Juden›. Jahrhunderte hindurch übertraf jeder Judenknabe an Schulbildung viele Tausende von Bürgern und Adeligen††.«

Im Polen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als unter dem Einfluß der Aufklärung Stimmen zur Hebung der durch das Jesuitenregime arg verwahrlosten Kulturverhältnisse sich hören ließen, wurde von maßgebender Seite, von dem geistigen Bahnbrecher Konarski auf das blühende Schulwesen der politisch benachteiligten Juden Polens hingewiesen und zur Nachahmung gemahnt. Schriftkenntnis

* Ernst Curtius: Griechische Geschichte 501. Berlin 1878.
** Larfeld: Griechische Epigraphik in Müller: Handbuch des klassischen Wissens I. 501.
*** R. Scala: Das Griechentum etc. in Helmolt: Weltgeschichte V. 5.
**** Graetz: Geschichte der Juden, V, 442.
† Aronius: Regesten zur Geschichte der Juden etc. 328.
†† Hemann: Die historische Weltstellung der Juden, 6.

ist bei den Juden selbst in den entlegensten Winkeln des Orients heimisch. In Jemen können alle Juden lesen und schreiben*.

Die durchgängige Volksbildung der Juden weckt Staunen seitens moderner Pädagogen. »Wenn irgend ein Volk auf dem weiten Erdenrunde, so haben die Israeliten bewiesen, welche Macht einer konsequenten Erziehung eigen ist . . . die individuelle Selbständigkeit und Entwicklungsfähigkeit ist das Lebens- und Erziehungsprinzip der Israeliten«**.

Die jüdische Religion, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten vor der christlichen Ära im Kampfe gegen eine verweltlichte, sadduzäische Priesterschaft formte, legt starken Nachdruck auf die Lesekunde des Volkes. Die jüdischen Laientheologen, die pharisäischen Rabbiner, ordneten schon in früher Makkabäerzeit allgemeinen Volksschulunterricht an. Der Begründer des jüdischen Volksschulwesens soll nach manchen Josue ben Gamala***, nach anderen Simeon ben Schetach**** gewesen sein, beide pharisäische Autoritäten aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert. Im 3. Jahrhundert nach Chr. war es der Patriarch Juda II., der in Palästina für Lehrer in jeder Stadt sorgte†. Das jedem Laien zugängliche Wissen wurde als solches von den Rabbinern zur gottgefälligen Tat erhoben††. An der Spitze des pharisäisch rabbinischen Judentums der Antike standen nichtpriesterliche Religionsweisen von der gamalielischen Dynastie. Es wurde proklamiert, »würdiger als ein Hohepriester ist ein Bastard, der Wissen hat«†††. Rabbi Juda Hanassi, der Kodifikator der Mischna, selber ein Nichtpriester, erklärte zu Beginn des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, es sei eine Tradition seiner Ahnen, daß »eine jede Stadt, in der die Kinder die Schule nicht besuchen, ihrer Zerstörung entgegengeht«, nach einer anderen Version »in Bann getan werden soll«††††. In einer Stadt, in der es keine Volksschullehrer gibt, darf kein Gelehrter wohnen ⟨Sanhedrin 17⟩. Wenn Kinder von der Schule gehen, ertönt ein Echo der Stimme Gottes: esset in Frieden euer Brot, der Hauch eures Mundes wurde von mir wie Opfergeruch empfangen ⟨Koheleth Rabba IX⟩. Die Glorie Gottes verließ Jerusalem nicht als das Synedrion, nicht als die Priesterkorporationen ins Exil gingen, sondern erst als die Schulkinder vertrieben wurden ⟨Threni Rabba I, 32⟩. Die Volksschule ist der Lebensnerv Israels. Heidnische Philosophen erklärten, nach altrabbinischer Anschauung, so lange jüdische Schulkinder zwitschern, vermag niemand das Judentum zu brechen ⟨Threni Rabba Einl. II⟩. Im jüdischen »Corpus juris« des Maimonides befindet sich über die Lernpflicht eines jeden Juden folgender Paragraph: »Ein jeder Jude ist verpflichtet, die Bibel

* R. Andrée: Zur Volkskunde der Juden, 230. Bielefeld und Leipzig 1881.
** Dittes: Gesch. d. Erziehung, 37.
*** Sabbath 119.
**** Jeruschalmi Kthuboth VIII.
† Jer. Chagiga I.
†† Mischna Aboth, VI, 1, Braitha.
††† Mischna Horioth, III, 8.
†††† Baba Bathra, 21.

zu lernen, ob arm oder reich, ob gesund oder leidend, ob jung oder sehr alt«*. Mit jedem Bethaus war schon im alten Jerusalem eine Bibel- und eine Mischnaschule verbunden**. Die Synagoge, das Bethaus, heißt in der jüdisch-deutschen Sprache »Schule«. Religionswissenschaftliche Debatten in der Synagoge, erwähnt R. Tanchuna***, kannte auch schon Paulus. Wo die kleinste Judengruppe auf der ganzen Welt wohnt, wird sofort eine Schule begründet. In den Dörfern Osteuropas, wo oft einzelne Juden wohnen, werden noch heutzutage von diesen spezielle Lehrer bestellt. In Russisch-Polen, wo die Juden bloß $^1/_6$ der Gesamtbevölkerung ausmachen, bildeten im Jahre 1916 nach der Statistik der deutschen Okkupationsbehörden die jüdischen Rabbinen und Lehrer mehr als 50% der gesamten Geistlichkeit und Lehrerschaft. Das jüdische Schulwesen ist, was in der Natur der Sache liegt, fast überall ein privates. Jeder, der sein Kind in die jüdische Volksschule schickt, muß zahlen. Nichtsdestoweniger entzieht sich niemand, auch der Ärmste nicht, der Pflicht. Die erste Bitte im »Achtzehngebet«, das jeder Jude dreimal des Tages hersagt, ist das Ansuchen um die Gnade des Wissens. Die erste eigentliche Morgenbenediktion lautet: »Gelobt ist Gott, der die Thora sein Volk Israel lehrt.«

Ist es der Laiencharakter des rabbinischen Judentums, oder vielleicht das Kulturalter des jüdischen Volkes, das das Kulturbedürfnis der jüdischen Volksmassen erzeugte? Keineswegs. Die Kultur des modernen Griechenland, Italien, ist nicht um vieles jünger zu nennen als die der Juden. Läßt sich vom Geisteswesen der Franzosen der monarchischen Zeit, der Spanier, der Japaner als von einer primitiven noch nicht zur Vollreife gelangten Entwicklungsstufe reden, und doch wie rückständig stellt sich ihre Volksbildung? Schließlich besonders alt war auch die Kultur der Juden zur Zeit der Einführung des allgemeinen Schulwesens in der Makkabäerzeit nicht.

Hat nicht vielleicht die Ausbreitung der Lesekunde bei den Juden ihren Ursprung in der Tatsache, daß die Juden seit einer ganzen Reihe von Jahrhunderten stets in Kulturmittelpunkten, an den Hauptwegen der Zivilisation lebten? Unrichtig. Die allgemeine Volksbildung war bei den Juden heimisch als sie noch in ihrer alten entlegenen Heimat hinter dem Pfluge hergingen. Dann gibt es auch noch heute in Osteuropa auf dem Lande unter Bauern zahlreiche Juden, die teils selbst — wie in Südrußland, Ackerbau treiben und doch stehen diese dem Analphabetismus keineswegs näher als die Stadtjuden. Auch ist der Stadtverkehr nicht das eigentliche Vehikel der Volksbildung. Gibt es wenig Analphabeten in Warschau! Die Mehrzahl der christlichen Städter konnten im Mittelalter selbst in den großen Zentren des Westens nicht lesen. Im Mittelalter wurden Dokumente von vornehmen Ratsherren großer abendländischer Munizipien mit einem Kreuz unterfertigt.

* Maimonides: Hilchoth Thora, I, 8.
** Threni Rabba, II, 5.
*** Deuterononium Rabba, VIII.

II.

Vollständiger Mangel an Analphabetismus charakterisiert auch die Bekenner der Laienreligion des Islam. Hier handelt es sich weder um Städter, noch in den meisten Fällen um ein altes Kulturvolk. In Gebieten, wo Christen und Muslims zusammenwohnen, sind die Muslims hinsichtlich der Breite der Volksbildung jenen überlegen. Sehr oft sind sogar diese Muslims derselben Abstammung, derselben geschichtlichen Vergangenheit und natürlichen Veranlagung und doch, welche Differenz in der Kenntnis der Lesekunde. — Als Österreich Bosnien okkupierte, gab es in diesem Lande bei der mohammedanischen Minorität 535 Schulen mit 23.603 Schülern beiderlei Geschlechts, während die christliche Zweidrittelmajorität beider Bekenntnisse, römischen und orthodoxen Ritus', zusammen bloß 5913 Schüler aufwies. »Bezüglich des Lesens und Schreibens standen Mohammedaner im Verhältnis zur Bevölkerungszahl in erster Linie*«. Diese Volksbildung der bosnischen Muslims geht sogar in die Tiefe und bringt es in manchen Ortschaften zu einer gewissen populären Gelehrsamkeit. In einem Krähwinkel wie Rogatica ist ein jeder Zweiter ein Schriftgelehrter, ein Hadzi ‹Mekkapilger›, ein jeder Dritter ein Hafiz, das heißt ein solcher, welcher den Koran auswendig kennt, ein Hodza oder ein Kadi. Der bosnische Mohammedaner, der Slave ist, wie seine christlichen Nachbarn, wird durch die allgemeine Volksbildung, die im Besitze aller Bekenner des Koran ist, sogar zu einer Kulturgesellschaft mit einer besonderen von der der Nachbarn sich günstig abhebenden Gesittung umgeprägt. Den musliminischen Bosniaken »hört man selten fluchen, wie dies bei der nichtislamitischen Mehrzahl der Bevölkerung Volksbrauch ist«. »Die Lüge ist ihm ein Greuel, der Diebstahl eine überaus seltene Sache«**, »der bosnische Mohammedaner ist fast ohne Ausnahme bis zum einfachsten Manne herab seinen Charaktereigenschaften nach ein Gentleman«, schreibt die klerikale Wiener Reichspost***. Dieselbe Bildungsdifferenz zwischen Christen und Muslims bei einer Bevölkerung identischer Abstammung wird auch in Bulgarien beobachtet, wo äußerlich die mohammedanischen Dörfer den Vorzug der Nettigkeit gegenüber den christlich-bulgarischen haben****. Die bulgarischen Korangläubigen reden bulgarisch und gehören derselben Menschenart wie die orthodoxen Christen bulgarischer Zunge an.

Kann das bosnisch-bulgarische Exempel als wirklich vollständig überzeugend angesehen werden? Vielleicht handelt es sich hier um einen ganz besonderen sporadischen Fall, wo der politische Druck den einen Teil einer Rasse herabdrückte und bis zur geistigen Verkümmerung brachte, während der andere Teil wohlgeschützt und

* Strausz: Bosnien, Land und Leute, II, 256.

** Hangi: Die Muslims in Bosnien und Herzegowina 6. Heinrich Raumer: Durch Bosnien und Herzegowina 271. Berlin 1897.

*** Reichspost vom 3. Juli 1914. Morgenblatt, Seite 5, Spalte 2.

**** H. Barth: Reise durch das Innere der europäischen Türkei 61. Berlin 1864.

geschirmt aufblühte und sich seine Kultur pflegen konnte? Waren nicht Jahrhunderte lang die Balkanchristen bedrückte, verhöhnte Rajahs, die schwer unter türkischer Knechtung litten, denen gegenüber die Balkan-Autochthonen, die vor dem Halbmond das Knie senkten, ein glückliches, unabhängiges, ungestörtes Dasein führten? Diese Behauptung angenommen, wenn auch nicht zugegeben, ist es jedoch mit der Folgerung nicht in Sonderheit glänzend bestellt. Die Lage der Balkanjuden war zumindest nie besser, als die einer weiten kirchlichen und Schulautonomie im Türkenreiche sich immer erfreuenden Christen und doch weisen die überhaupt keine Analphabeten auf. Sollte politischer Druck, Knechtung, Entrechtung imstande sein, einem Volksstamm seine Bildung zu nehmen, da müßten ja alle europäischen Juden, zumindest die früherer Zeiten, aus lauter schreibunkundigen Gesellen bestanden haben.

Durch das Hinüberhüpfen in das Tummelgefilde der Politik gewinnt unsere Rundschau ganz wenig.

Die muslimischen Verhältnisse selber liefern dem politischen Erklärungsversuche seine Widerlegung. Nicht überall wuchsen die Bäume des Islams in den azurblauen Himmel hinein. Nicht in allen Erdstrichen waren die Kämpfer des Propheten Sieger. Es gibt heute so manches Land, wo der Himmel voll Geigen den Bekennern des Heilands am Kreuze steht und der Anbeter Allahs unter schwerer Bedrückung seufzt, wo die Lage der Muslims zumindest der Lage entspricht, in welcher sich die christlichen Balkanvölker in den früheren Jahrhunderten der Türkenherrschaft befanden. Am Kaukasus lastet über den dortigen Muslims tatarischer Zunge schwer das Joch der übermütigen Russen. Sind etwa die Tataren zu einer verkümmerten Zigeunergruppe herabgesunken? Der bekannte schwedische Autor Knut Hamsun teilt mit, daß sie »ohne Ausnahme lesen und schreiben können«, »was die Kosaken nicht können*«. Eine Konstatierung, die sich überall in Rußland wiederholt. In Kasan hat jeder Tatar einige Bildung**. Die russischen Muslims überragen in ihren südlichen Wohnsitzen nicht nur ihre einheimischen christlichen Miteinwohner, sondern auch die Orthodoxen echt russischer Herkunft in Bezug auf Volksbildung***. Der politische Druck erzeugt bei den tatarischen Muslims keinen Bildungsrückgang. Ein geistiger Verfall läßt sich bei den Tataren nur dann feststellen, wo diese Muslims ihre Religion verlassen und zum Christentum übergehen. »Der Übergang zum Christentum«, schreibt der bekannte Orientreisende und -forscher Vambery, »fällt nicht zum Wohle der Muselmänner aus; denn durch den Verlust der früher mit den Moscheen verbundenen Schulen hat sich überall ‹in Fällen des Religionswechsels› in geistiger Beziehung ein Rückschlag eingestellt«****.

* Knut Hamsun: Im Märchenlande, 50. München 1903. ‹Übersetzt von Mjoen.›

** Franz v. Ermann: Über die Tataren Kasans in: Z D M G XIII. 669.

*** Moulla Aminoff in: Revue du Monde Musulman, IX, 263.

**** Vambery: Westl. Einfluß im Osten, 12.

Die Bildungsbeflissenheit der Muslims geht weit über den türkischen und russischen Orient hinaus.

Auch in Abessinien ist der Christ, der seit unvordenklichen Zeiten politisch unabhängig ist, weniger fleißig und anstellig als sein mohammedanischer Konnationaler* und es wäre eher ein Fortschritt als ein Rückschritt, schreibt ein christlicher Fachmann**, wenn das Land dem vordringenden Islam anheimfiele. In Indien befinden sich die dortigen Heiden ihren muslimischen Rassengenossen gegenüber ebenso im Schatten. Die Hindus brahmanischen Glaubens können nicht in einen Wettlauf mit der Volksbildung der Muslims treten, bei denen selbst die kleinste Gemeinde eine mit der Moschee verbundene Schule besitzt***.

Die öffentliche europäische Meinung, durch eine Kluft der Gesittung vom Islam getrennt, durch Rudimente eines mehr als zwölf Jahrhunderte alten Religionsantagonismus irregeleitet, hat gewöhnlich von den Bildungsverhältnissen des islamitischen Orients ein ganz anderes Urteil, aber dieses ist wie die meisten geläufigen Ansichten der gebildeten Welt durchaus falsch. Mag allerdings sein, daß seit einigen Jahrhunderten die islamitische Zivilisation und auch Kultur von der Geisteskraft Europas bei weitem überragt wird, mag sein, daß vielleicht seit einem halben Jahrtausend und etwas darüber, der islamitische Orient den Eindruck einer Erstarrung erweckt, doch vergessen darf nicht werden, daß Kulturhöhe und Kulturbreite zwei verschiedene Begriffe sind und was die Breite betrifft, hat bis heute der überflügelte und erstarrte Muslim vor seinem christlichen Nebenbuhler nicht den Rückzug angetreten. Beim Verfall der Höhenzüge der islamitischen, speziell der semitischen Welt mögen verkehrspolitische ‹Verlegung der Handelswege seit dem 15. Jahrhundert› entwicklungshistorische ‹Erschöpfung nach vieltausendjähriger Kulturgeschichte› und selbst auch rassentheoretische Ursachen ‹Schändung durch Mongolenblut› mitgespielt haben, aber diese vermochten nicht, an der Expansionskraft des Schriftwesens im Gebiete des Islam zu rütteln. Der Laiencharakter des ungeschwächten Koranglaubens war hier bei allen Störungen und Hindernissen Trumpf.

III.

Innerhalb der christlichen Konfessionen zeichnet sich der Kalvinismus durch seinen radikalen, antipriesterlichen, die Leistung des Einzelindividuums fordernden Charakter aus. Die kalvinistischen Länder Westeuropas besitzen auch demnach ein seit Jahrhunderten gepflegtes und wohlgeordnetes Schulwesen. Im presbyterianischen Schottland besitzt jedes Pfarrdorf seit dem Jahre 1696 eine eigene Schule****. In der Schweiz stellt die Statistik in den reformierten, kalvinischen Kan-

* Ratzel: II, 450.
** Chantapie l. c. I. 187.
*** Vambery l. c. 203.
**** American Encyclop. XIV, s. v. Scotland.

tonen Basel, Zürich usw. 4% Analphabeten fest, während die katholischen Kantone Freiburg, Schwyz, Inner-Rhoden ⟨Appenzell⟩ 11·3—31·5% Leseunkundige aufzuweisen haben*. Die reformierten Niederlande besitzen bloß 2—3% solcher unter den Rekruten.

Eine ähnliche Haltung gegenüber der Volksbildung wie der Kalvinismus nahm immer auch jener protestantische Flügel ein, der sich um Luthers Lehre scharte. Der Lutheranismus steht zwar noch auf einem halbpriesterlichen Standpunkt und fordert bei gewissen kultischen Handlungen die Mittlerschaft von Berufsgeistlichen, dennoch betont er als Heilsbedingung die persönliche Anteilnahme jeder Einzelperson am Religionsleben, die bewußte selbständige Betätigung der breitesten Massen. Die Stellvertretung durch ordinierte, vom heiligen Geiste bevorzugte Priester genügt nicht. »Hilft nicht, daß du es von dir schiebst auf die Münch« sagte Sebastian Frank, einer der Vorkämpfer der deutschen Reformation. Die »fides implicita« der Katholiken reicht den Lutheranern nicht hin. Der Lutheraner, auch der einfachste Laie, muß selber seinen Glauben vollständig besitzen. »Der Mensch wird gerechtfertigt nur durch seinen Glauben allein. Nicht die Priesterschaft, nicht die Kirche, keine Kreatur auf und über der Erde vermag ihn in seinem Verhältnis zu Gott vertreten, für ihn zu glauben, nur er selbst vermag dies zu vollbringen, indem er mit seinem innersten Leben auf die unmittelbarste Weise mit Gott in Beziehung tritt, die heilsame Gnade Gottes ergreift und sich von ihr ergreifen läßt«**.

Der Lutheranismus leistete auch für die Volksbildung nicht weniger als die anderen Laienreligionen. Luther selbst trat in die Schranken wiederholt für die Förderung der Kultur in den Massen. Im Jahre 1526 veröffentlichte er ein Rundschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie Schulen aufrichten und halten sollen. Im Vorwort zu seinem kleinen Katechismus schrieb Luther im Jahre 1529 »glaube mir, es ist viel nötiger, daß du achtest und Sorge habest die Kinder wohl zu erziehen, den Ablaß lesen etc., alle Völker, sonderlich die Juden halten die Kinder besser zur Schule als die Christen, darum steht es so übel mit der Christenheit«. »Wie manchen Bauer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann so doch gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern.«

Unter dem Einfluß des Lutheranismus bestimmte im Jahre 1526 die Homberger Synode die Errichtung von Knabenschulen in allen Städten, Dörfern und Flecken, ein bis damals im katholischen Europa unerhörtes Novum***.

Die Württembergische Kirchenordnung der Lutheraner ordnete im Jahre 1543 die Gründung von Schulen in den Dörfern an****.

Im Jahre 1573 erließ Johann Georg der Kurfürst von Brandenburg

* Elisée Reclus: Nouvelle Géographie universelle, II, 124, Paris 178.
** Hundeshagen: Der deutsche Protestantismus, 31, Frankfurt a. M. 1850.
*** Lindner ib. 387.
**** Realencyclop. für prot. Theol., XVII, 791.

in seiner Visitations- und Konsistorialverordnung »daß die Obrigkeiten jeden Ortes, die Schulen ordentlich und notdürftig bauen, durch die Pfarrer und Prediger öffentlich verkünden und vermahnen sollen, daß ein jeder seine Kinder in die Schulen» schicke*. Auf die Erziehung der Jugend legte bereits Nachdruck im Jahre 1540, bald nach seinem Übertritte zur Lehre Luthers, Joachim II. von Brandenburg in seiner im Einvernehmen mit Luther, Melanchthon und Bugenhagen verfaßten Kirchenordnung. Die Errichtung von Schulen in Dörfern, Flecken und Städten betonte auch in seiner Kirchenordnung der Kurfürst Wilhelm**.

In Sachsen wurde im Jahre 1580 eine Schulordnung erlassen, wo den Küstern und Glöcknern zur Pflicht gemacht wurde Schule zu halten und derselben täglich zu warten***.

Unter den Völkern der Gegenwart, deren protestantisches Religionsleben von Luther herrührt, gibt es so gut wie keine Analphabeten. In Deutschland beträgt die Zahl der Leseunkundigen 0·05%, in Schweden und Dänemark 0·1 bzw. 0·2 %****. Hoch im Norden, in Finnland, blieben im Jahre 1882 nur 2% der schulpflichtigen Kinder ohne Schulbildung†. Im früheren Rußland, wo es keinen eigentlichen Schulzwang gab, war Kurland das einzige Land, wo allgemeiner Schulbesuch obligatorisch war. Der Schulzwang erstreckte sich jedoch in dieser Ostseeprovinz nur auf evangelisch-lutheranische Gemeinden††, die Katholiken und Griechisch-Orthodoxen durften in Unbildung beharren.

Die Breite der Volksbildung in protestantischen Ländern wird von modernen Statistikern oftmals betont†††. Zwischen der Anhängerschaft der Genfer oder der Augsburger Glaubensformel wird dabei nicht unterschieden.

Der Protestantismus besitzt eine Faktion »die in ihrer Form und Verfassung von der katholischen Kirche weniger abweicht als irgend eine andere protestantische Kirche«††††, die anglikanische Episkopalkirche, die Hochkirche Englands, die »englisch-katholische Kirche«, wie sie sich zuweilen bezeichnet. Die Zahl der Analphabeten in England kommt der der Leseunkundigen in katholischen Ländern ziemlich nahe. Im Jahre 1850 gab es unter 100 Männern, die sich verheirateten 33%, die ihren Namen nicht schreiben konnten, unter 100 Frauen, die zum Altar geführt wurden, 48%. Im Jahr 1860 betrug die Zahl der erwachsenen Schreibunkundigen Männer in

* Lindner ib. 755, 649, 149.
** Ib.
*** Ib. 755.
**** H. Gebauer: Handbuch der Länder- und Völkerkunde I passim Leipzig 1901.
† Unser Wissen von der Erde, 3. Band, 2. Teil, 1. Hälfte 421. Wien und Prag 1890.
†† Internationale Monatsschrift für Wissenschaft etc. 10. Jahrgang 633, Leipzig, Berlin.
††† Handwörterbuch der Staatswiss. I. 440, 3. Auflage.
†††† J. G. Kohl: Land und Leute in England II 375, Dresden und Leipzig 1844.

England 27%, die der Frauen desselben geistigen Zustandes 38%*. Im Jahre 1875 hielt sich der Analphabetenstand in England trotz allem noch immer auf einer beträchtlichen Höhe. 17% Männer, 23% Frauen konnten nicht schreiben**. Der Analphabetismus Englands läßt allerdings noch immer der Unbildung der Volksmassen in Spanien, Italien ihren Vorsprung in Pejus, jedoch dies Minus im Verhältnis zu den Katholiken verdankt England vor allem der Tatsache, daß ein großer Teil der englischen Bevölkerung von der Hochkirche nichts wissen will und aus Dissenters besteht, dann der Abschwächung, die der anglikanische Sacerdotalismus in seiner Ausschließlichkeit durch die Stellung erfährt, die die Bibel bei dem englischen Volke ohne Unterschied der Sekte innehat.

Die protestantische Volksbildung wirkt zuweilen auch auf katholische Nachbargebiete, speziell seit dem Anbruch des Zeitalters der interkonfessionellen, neuzeitlichen Kultur.

Im Jahre 1770 erfreuten sich in Wien unter hundert Kindern im schulfähigen Alter nur 24 des Unterrichtes. In Bayern, am Rhein, in den deutschen souveränen Bistümern schaute es damals trostlos aus. In Polnisch-Preußen hat es im Jahre 1772 überhaupt keine Schulanstalten gegeben.

Im Jahre 1774 erschien in Österreich eine »allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen«, die das österreichische Volksschulwesen auf eine breite Basis stellte und eine neue Epoche der Volksbildung im Donaustaate einleitete. Heute gibt es unter den österreichischen Deutschen nicht mehr als 7% Analphabeten. Diese epochemachende Schulordnung, die zwar allerdings den betreffenden protestantisch-deutschen Schulerlässen um mehr als zwei Jahrhunderte nachhinkte, war kein selbständiges Werk, sie wurde von einem preußischen Untertan, von Felbiger, dem Abt und Prälat von Sagan inspiriert, der im Jahre 1762 die preußischen Musterschulen in Berlin absichtlich besichtigte, sie dann in seinem Sprengel kopierte und durch den Erfolg die Aufmerksamkeit des sonstigen katholischen Deutschland auf sich lenkte***. Zur selben Zeit wurde unter Gottsched'schem Einfluß die »protestantische« Schriftsprache der lutherischen Bibel von den maßgebenden Kreisen Österreichs rezipiert.

Bayern folgte bald dem Beispiel der österreichischen mittelbar von Protestanten angeregten neuen Schulordnung unter Maximilian Josef III. Die Bistümer Bamberg, Würzburg und Münster schlossen sich bald an. In der Jetztzeit ist der Perzentsatz der Analphabeten unter den Katholiken im Reiche kaum von dem der Schreibunkundigen unter den Protestanten deutscher Zunge verschieden. Seinerzeit in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts löste die bayerisch-österreichische Schulreform heftigen Widerstand seitens der Jesuiten aus****.

* Meyers Lexikon VIII 165, 1864.
** British Encyclop. VIII 250 9 thed.
*** Handbuch des Erziehungswesens 92, 575, 192 f.
**** R E für prot. Theol. XVII 792.

Die administrativen Bildungsverordnungen der Österreicher und der reichsdeutschen Staaten konnten die aus dem Charakter der lutheranischen Konfession entspringenden Normen mit einem gewissen Erfolg nachtun, im Wesen aber diese zu ersetzen, konnte es ihnen in Wirklichkeit nicht gelingen. Die Volksbildung der deutschen Protestanten geht tiefer, wird stärker betätigt als die der Katholiken deutscher Zunge. Die deutschen Katholiken, schreibt der bekannte Historiker Lamprecht, sind nach dem Zeugnis einsichtiger Katholiken selbst, wie nach dem klaren historischen Befund den deutschen Protestanten bis heute nicht ebenbürtig*. Diese Behauptung wurde unlängst in einer katholischen Zeitschrift ausführlicher dargelegt. »Die ⟨deutschen⟩ Katholiken bleiben in den industriellen, gewerblichen, kommerziellen und akademischen Berufen erheblich hinter ihrem Bevölkerungsanteil zurück. Die soziale Schichtung nach Selbständigkeit, Arbeitscharakter und Vorbildung bietet für die Katholiken ⟨Deutschlands⟩ insoferne ein ungünstiges Bild, als sie im Vergleich zu den anderen Konfessionen in der Schichte der Selbständigen, der Eigentümer und des höher gebildeten Berufs- und Betriebspersonals zurücktreten«**. Eigene Strahlung ist immer stärker als fremde Auswirkung.

IV.

Der Protestantismus als Laienglaube erzeugte, gerade so wie der Islam und das Judentum, durch seinen kultischen Demokratismus das großartige Volksschulwesen des europäischen Nordens.

Ist es mit aller Sicherheit so? Täuschen wir uns nicht und nehmen eine Nebenerscheinung für eine Wirkung, das apud hoc für ein propter hoc? Kann nicht sein, daß die Laienmündigkeit der Protestanten nicht die Ursache der höheren Volksbildung derselben ist, sondern ein gleichzeitiges Ergebnis der höheren Veranlagung der Volksmassen im europäischen Norden? Mußte nicht der Norden, der der epochemachenden Befreiungstat der Reformation fähig war, geistig tüchtiger, kulturfreundlicher gewesen sein, als jener Süden, der an die Mönchskutten sich zäh klammerte und in einer mittelalterlichen, geistigen Fron verharrte? Heißt es nicht allgemein, die Reformation wäre ein strahlender Lenzmorgen gewesen, der den Dämmer der mittelalterlichen Barbarei verscheuchte und ein neues Glanzzeitalter der Menschheit eröffnete. Der Norden, der das Joch Roms brach, mußte nicht schon von vornherein für Volksbildung ein anderes Interesse gehabt haben, als die starren »Niederrassen« des ultramontanen Südens.

Nichts von alledem. Kein Hysteron, Proteron. Die Voraussetzungen der Reformation lagen keineswegs in einer besonderen Kulturtüchtigkeit des Nordens. Norddeutschland, Skandinavien, England, die östlichen Teile Frankreichs boten zur Zeit, als der Weckruf Luthers und Calvins ertönte, kein Bild strotzender Kulturblüte. Alles eher

* Lamprecht: Zur jüngsten deutschen Gesch. II 2, 228.
** Historisch-politische Blätter II 55 Jahrgang 1913.

als geistige Regsamkeit, als ein großzügiger Kulturelan, als ein konzentrierter, seelischer Aufschwung war damals in den Ländern Europas gegen Mitternacht zu merken.

Zur Zeit der Reformation war der Süden dem europäischen Norden bei weitem überlegen. Luthers Werk war im Vergleich zu dem, was in dem Bewußtsein des gebildeten Italieners bereits feststehend war, ein entschiedener Rückschritt, »ja es war der päpstliche und nicht der sächsische Hof, wo man sich scherzhaft über die fabula de Christo ausließ. Die Geistesfreiheit Wittenbergs an solchem Maßstabe gemessen, kommt gegen die Geistesrichtung Roms nicht sonderlich in Betracht«, schreibt ein protestantischer Theologe*. Nicht weniger als Wickliff, Huß und Luther geißelte ein Boccaccio die Auswüchse des Klerus, aber der Süden befand sich zur Zeit der Reformation bereits auf einer Höhe, wo theologische Wortklaubereien und Glaubensverbesserungen zu einer längst verklungenen Welt gehörten und statt an eine Reform der herkömmlichen Religion man eher an eine Emanzipation von der herkömmlichen Religion dachte; Boccaccio, der Spötter, trug in seinem Decamerone unverhüllt die Fabel von den drei Ringen vor, die im Norden erst um vier Jahrhunderte später, im Zeitalter der Aufklärung, bei Lessing sich Gehör zu verschaffen vermochte.

Die Reformation als solche war kein Ergebnis einer höheren Kulturbegabung, sondern ein Kind primitiver Zustände, die Auflehnung des geradlinigen Landmannes des kahlen Nordens gegen den ästhetischen Hedonismus des Cinquecento, eine Rebellion gegen einen Klerus, der auf Horaz und Lukrez schwur, ein Sturm gegen eine Kirche, die an die Friedhofsstimmung des Mittelalters vergaß und mit den Freuden der Renaissancekultur in ein Kompromiß einging. Friedrich Nietzsche nennt Luther einen »Barbaren des Geistes« und sprach seinem »barbarischen Untertanenglauben« »die südliche delicatezza« ab**. »Der wissenschaftliche Zeitgeist, wie er sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts gestaltete, bewegte sich in einer der Reformation nichts weniger als allgemein und schlechthin gleichartigen Richtung. Erasmus klagte über den Eintrag, der durch Luther dem Fortschritt der schönen Wissenschaften getan werde. Bembo war über die Frömmigkeit eines Melanchthon verwundert«***. Für einen Giordano Bruno waren Luther, Calvin, Melanchthon nicht einmal Theologen in südlich-weltmännischem Sinne, nur Pedanten****.

Die durch die Reformation in Szene gesetzte Förderung der Volksbildung bedeutete keineswegs eine aus einem starken Kulturwillen hervorgehende Leistung. Sie war bloß eine Begleiterscheinung einer demokratischen Religionsbewegung, die der Profankultur als solcher momentan sogar nichts weniger als förderlich war. »Das Zeitalter, das auf die Reformation folgte, war für das deutsche

* Hundeshagen: Der deutsche Protestantismus, 11.
** Friedrich Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse, 69 ff., Leipzig 1886.
*** Hundeshagen ib. 35.
**** G. Bruno: Gesammelte Schriften VI, 86.

Volk nicht ein Zeitalter der kräftigen Erhebung, sondern eher der Ermattung. Die Lebensgeister schienen erschöpft,« schreibt Friedrich Paulsen*. »Die humanistische, freimenschliche Bewegung wurde durch Luther und die Folgezeit in das enge Bett einseitiger dogmatisch theologischer Richtung eingedämmt,« heißt es bei Lasalle**. Die Reformation, trotz ihrer Schulverordnungen, verhinderte »die innere Umformung der Denkart im Sinne des klassischen Humanismus zu vollenden«***.

Die Erscheinung des Protestantismus wird vom Gros der Intelligenz in ihrem ursprünglichen Wesen überschätzt. Johannes Scherr ließ darüber ein paar richtige Sätze fallen. »Es wäre einmal an der Zeit, das dumme, von der Parteibornierheit kritiklos angenommene und weitergegebene Märchen, die Reformation habe die Menschen besser, die Sitten edler gemacht, als ein solches anzusehen und bei Seite zu stellen. Denn die Wahrheit ist, daß die Menschen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beträchtlich gemeiner und roher gewesen sind als in der ersten. Abgesehen von allem anderen, wird schon durch die herben Klagen bezeugt, welche Luther in seinen alten Tagen über die Verwilderung seiner Zeit und Konfessionsgenossen anstimmt. War die Lebensführung in den protestantischen, deutschen Höfen eine gesittetere und anständigere als in den katholischen? Im Gegenteil, ganz im Gegenteil«****.

Es ist allerdings wahr, daß seit dem 17. Jahrhundert die protestantischen Gebiete Deutschlands die der Katholiken in kulturell-literarischer Beziehung bei weitem überflügeln. Jedoch eine wesentlich größere, angeborne Genialität ergibt sich daraus noch nicht.

Die angeborene Tüchtigkeit kann sich auf eine verschiedene Weise offenbaren. Die Begabungsenergie, die Kompliziertheit des Hirns, besagt an sich keine ganz spezielle und ausschließliche Eignung zu einer besonderen Kulturgattung. Die Eruptivkraft der hervorragenden Begabung, die keine vorgezeichnete, fatalistisch unausweichliche Bahn hat, akkomodiert sich immer und überall der Volksatmosphäre und wählt die Entladungsrichtung darnach. Hervorragend veranlagte Menschen, die in einem Milieu geboren wurden, wo aus irgend welchem Grunde im Mittelpunkte des größten Volksinteresses die Lektüre steht, werden ihre Begabung auf die Erzeugung von Büchern verwenden. In einer Umgebung, wo nicht das gelesene Wort, aber die gesungene Melodie, die gespielte Weise, das gemalte Ereignis, infolge welchen maßgebenden Moments die Gemüter am meisten beschäftigt, dort wird es weniger große Dichter, Schriftsteller, Philosophen geben, aber dafür mehr bedeutende Musiker, Maler und sonstige Künstler. Zwei Teile derselben Gemeinschaft, von denen bei einem das selbst gelesene Buch, bei dem andern die gehörte Musikproduktion im Vordergrund steht,

* Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, I, 2.
** Ferdinand Lassalle: Franz von Sickingen. Vorwort 5. (Reclam.)
*** Paulsen ib.
**** Johann Scherr: Letzte Gänge, 115, Berlin 1885.

müssen sich ohne Rücksicht auf die Intensität der Begabung in zwei verschiedene Kulturgebiete trennen, von denen das eine die literarische, das andere die künstlerische Führerschaft des Volkes übernimmt.

Der deutsche Norden stand bis zur Reformation weit hinter dem Süden deutscher Zunge. Niederdeutschland beteiligte sich nicht an der Schöpfung der Epen, nicht an der Produktion der Minne und der Meistergesänge. Die politische Machtstellung zur Zeit der Sachsenkaiser im 10. bis 11. Jahrhundert bedeutete eine Kaltstellung der deutschen Muse. Kein einziges deutsches Gedicht stammt aus jener Periode*. Die Blütezeit der Hansa erwies sich ebenso wenig literaturfördernd. Die Idee des allgemeinen Priestertums machte erst den norddeutschen Kahlboden urbar. Dank der Pflicht der allgemeinen Lesekunde, die jedem Gläubigen das Buch in die Hand drückte, hob sich in den protestantischen Gauen das Bildungsniveau, alle vorhandene Geisteskraft wendete sich der Buchproduktion zu. Der deutsche Norden errang sich einen Vorsprung auf dem Gebiete der geschriebenen Kultur.

Der deutsche Katholik zollte dagegen seine höhere Aufmerksamkeit der Kunst. Sein Gottesdienst bestand im Schauen und Hören, in der Verehrung von Bildern und im Orgelrausch. Selbständige Lektüre wurde ihm durch eine spezielle Kaste vorweggenommen. Der deutsche Katholik konnte in literarischer Beziehung mit dem Protestanten seiner Nation nicht wetteifern. Auch seine geistigliterarische Zwitterstellung war ihm dabei hinderlich. Süddeutschland schuf Musik und behielt hier die Führerschaft.

Übertrifft die literarische Genialität des protestantischen Deutschland die schöpferische Kraft des musikalischen, katholischen Südens Germaniens?

Der deutsche Süden läßt sich, trotz seiner ultramontanen Zähigkeit, seine Superiorität nicht entreißen. Die großen Literaturpersönlichkeiten der Protestanten Deutschlands, bei all ihrer oft blendenden Bedeutung, bieten nichts Singuläres. Sie haben gleichartige Nebenbuhler bei anderen Nationen, die sie schon einholen, schon sogar übertreffen. Die süddeutsche Musik dagegen steht in ihrer gigantischen Größe vereinzelt, stellt alle anderen Kulturleistungen, die das deutsche Volk je hervorbrachte, in den Schatten. Die süddeutschen Tonkünstler, die repräsentierenden Genies des deutschen Katholizismus, ein Beethoven, Mozart, Haydn, Gluck, Schubert, sind von internationaler Größe und suchen bei anderen Nationen umsonst ihresgleichen. München, Bayreuth, Wien, bedeuten in künstlerischer Beziehung für das Ausland etwas viel anderes, als der Büchermarkt von Leipzig und Berlin.

Aus dem literarischen Übergewicht der protestantischen Teile Deutschlands ist eine seelische Höherbegabung bei weitem nicht zu schließen. Die größere Pflege der Lesekunde ist einzig das Resultat

* Vogt und Koch: Literaturgeschichte I, 45, Leipzig und Wien 1904.

einer religiösen Demokratie. Diese Demokratie ist dazu kein heimisches Produkt. Der protestantische Demokratismus an und für sich, obwohl er durch alte, antirömische Animositäten wie durch eine primitive Abneigung gegen einen seinen Pflichten nicht mehr genügenden »verweltlichten« Klerus gefördert wurde, dürfte kaum ein nordeuropäisches Gewächs gewesen sein.

Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das Beispiel des rabbinischen Judentums und des Islam die Reformatoren zur Aufstellung ihrer Laienthesen anregte.

Das Judentum erfreute sich zur Zeit der Renaissance eines Interesses wie sonst niemals in Europa. Die Humanisten wendeten sich mit Eifer nicht nur dem Studium der klassischen Sprachen, sondern auch dem der hebräischen Sprache zu. Die jüdische Mystik faszinierte einen großen Teil der damaligen Intelligenz. Der Talmud, das Hauptwerk des rabbinischen Judentums, fand in Reuchlin und Genossen Verteidiger gegen die reaktionären Umtriebe der Dominikaner. Die deutsche Öffentlichkeit stand auf Seiten Reuchlins, wogegen die Pariser Universität, der Hort der kirchlichen Tradition, für die Vernichtung des Talmud war. In protestantischen Kreisen lassen sich im 16. Jahrhundert Einwirkungen der hebräischen Sprache und Schrift des Alten Testaments und selbst mystische Eigentümlichkeiten der Juden feststellen*.

Auch die Kultur des Islam stand im Zeitalter der Reformation nicht ganz einflußlos im gebildeten Europa. Der maurische Einfluß in Europa gehört nicht bloß in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters. Gerade gegen Ende des Mittelalters, als die maurische Selbständigkeit vollständig dem Verlöschen nahte, machte sich die der scotistischen und thomistischen Scholastik müde europäische Intelligenz, mit verstärktem Interesse, an den philosophischen Nachlaß der Araber heran. Zuerst waren es im 14. Jahrhundert Theologen wie Aureolus und Johannes Baconthorp, dann im 15. Jahrhundert bereits Profanphilosophen wie Paul von Venedig, Nicoletto, Vernia, Jandunus, die sich die Pflege der averroistischen Philosophie zum Ziele setzten. Im 16. und 17. Jahrhundert blühte der Averroismus in den Hochschulen zu Bologna, Padua, Ferrara und Neapel. Seine Verkünder waren Pietro Pomponazzi ⟨1462—1524⟩, Augustinus Niphus ⟨1473—1546⟩, Cremonini ⟨1552—1631⟩, der in Padua gleichzeitig mit Galilei lehrte**. Giordano Bruno war voll Lobes für Averroes, der, »trotzdem er Araber und der griechischen Sprache nicht mächtig war«, mehr von der peripatetischen Philosophie wußte, als welcher Grieche, den wir studiert haben***. Leibnitz kannte noch französische Ausläufer des Averroismus und berichtet, daß die averroistische Lehre »von der alleinigen, allumfassenden Seele, von der die Einzelseelen nur Teilerscheinungen sind, der

* Vgl. unten Kapitel 15.

** Karl Werner: Der Averroismus in der christl. peripat. Philosophie. Renan: Averroés et l'Averroisme.

*** Giordano Bruno: Die Ursache, das Prinzip. Dial. 4.

Monopsychismus, bei den Freigeistern nur zu viel Beifall gefunden hat*« über den Einfluß des Averroismus zur Zeit der Renaissance teilt Leibnitz, für den diese Kulturperiode noch lebte, folgendes mit: »Kurz vor der großen Spaltung in der abendländischen Kirche, die noch immer andauert, gab es in Italien eine philosophische Sekte, welche die Übereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft bestritt. Man nannte diese Philosophen Averroisten, weil sie einem berühmten arabischen Philosophen folgten, der am besten in den Sinn des Aristoteles eingedrungen zu sein schien«**.

Die Durchkreuzung der hergebrachten Denkweise des Mittelalters durch die arabische Philosophie löste viel Gegnerschaft seitens der Kirche aus. Auf der 8. Sitzung des 5. Lateranensischen Konzils vom 17. Dezember 1513 wurde die von Averroes aufgestellte Doktrin verboten, »daß die menschliche Seele sterblich und der menschliche Intellekt in allen Menschen einer und derselbe sei«.

Der Pflege der Philosophie des Averroes, die im 16. Jahrhundert zur Weltanschauung der antikirchlichen Kreise wurde, machte die Gegenreformation ein Ende. Der Averroismus mündete in den Pantheismus und Deismus des 17. Jahrhunderts.

Die Elite der europäischen Intelligenz stand im Zeitalter der Reformation verehrungsvoll den Geistesschätzen der Mauren und Juden gegenüber. Wäre es ausgeschlossen, daß sie aus diesem Born den Leitgedanken der kultischen Demokratie, die Idee der Mysterienlosigkeit und der Mündigkeit der Massen sich holte?

V.

Eine ähnliche Bewegung wie der Protestantismus hat es im großen Stile in der orthodoxen Kirche in der griechischen Ökumene nie gegeben.

Den antiklerikalen Bewegungen in der »rechtgläubigen« orientalischen Welt ging das in den katholischen Ländern bei reformatorischen Kämpfen immer auftretende Moment der völkischen Gegnerschaft gegen eine fremdländische Gewalt ab. In den Ländern orthodoxer Glaubensherrschaft war der Klerus ein bodenständiger, nationaler, die Kirchenorganisationen waren unabhängig, autokephal, der Macht des Landesfürsten unterstehend. Hier pfuschten keine ausländischen Hierokraten in die Politik und störten nicht die Entwicklungslinie der Nation. Dann waren die Konzessionen des Klerus an die Laienwelt hier immer befriedigender.

Der Versuch der Bezpopowci in Rußland, die Kirche vom Klerus zu befreien, blieb auf einen kleinen Kreis als eine kleine sektiererische Verirrung beschränkt, und konnte zu keiner Zeit weitere Volksmassen mit sich reißen.

Etwas stärker griffen ins Volksleben der orthodoxen Russen die zwar doktrinär das Priestertum anerkennenden, aber praktisch in weiten

* Leibniz: Die Theodizée I A § 10. ⟨Reklams Ausgabe, Übers. I, 93.⟩
** Ib. I A § 6 ⟨I 80⟩.

Landstrichen und großen Zeiträumen zumeist priesterlosen Altgläubigen, die formell als »popowci« gelten. Hier zeugte die Wirklichkeit, ohne prinzipielle Debatten über den Wert ordinierter Mittlerschaft negativ zu erledigen, ohne eine protestantisch-antipfäffische Lehre zu schaffen, eine nicht unansehnliche Bewegung, die durch die Macht der Tatsachen notgedrungen teilweise zu denselben kultischen und kulturellen Ergebnissen gelangte, wie der mit Laiengrundsätzen arbeitende Protestantismus.

Die Altgläubigen des «Popowci«-Schlages, die im Prinzip anerkennen, daß religiöse Mysterien nur rite geweihte Priester, ordinierte Popen vollziehen können, daß die Priesterweihe kein Akt persönlicher Willkür, sondern an die Fortsetzung des alten Klerus gebunden ist und die Kette der Priesterweihe der χειροτόνια von den Aposteln her bis auf die Gegenwart das einzig richtige Kontinuum des heiligen Geistes darstellt, kraft dessen allein die Fähigkeit, kultische Obliegenheiten zu erfüllen, erworben wird, befanden sich Jahrhunderte in einer ganz eigentümlichen Lage. Sie besaßen keine eigenen sektiererischen Träger der Priesterwürde, die rite der göttlichen Weihe teilhaftig gewesen wären. Die Priesterwürde, die Mittlerschaft des heiligen Geistes, konnte nur ein Bischof erteilen, herüberleiten, und einen solchen besaßen nicht die Altgläubigen, als sie sich von der Hauptmasse der Orthodoxen loslösten. Eigenmächtig einen Bischof ernennen durfte man nicht. Die Altgläubigen waren daher auf Kleriker angewiesen, die von russischen orthodoxen Bischöfen ordiniert wurden und dann zu ihnen überlaufen sind. Unter solchen Umständen mußte das Priestertum seine Rolle ausspielen und das Laientum das Szepter ergreifen.

Der altgläubige Laie, durch die Not gezwungen, versorgte selbst sehr oft den Gottesdienst und verwaltete die Sakramente. Jeder Altgläubige mußte daher eine gewisse kultische Ausbildung besitzen, um einen Popen immer ersetzen zu können. Das Buch gewann daher bei ihnen weite Popularität. In der ganzen Altgläubigengemeinschaft, im ganzen Raskol, wird die Bibel sehr stark gelesen, gerade wie in der protestantischen Welt*. Entsprechend ist auch das Geistige bei den Altgläubigen höher als bei den mit ihnen vermischt wohnenden Russisch-Orthodoxen. In der aktiven, regsameren Handelswelt Rußlands, speziell Moskaus, sind die im religiösen Leben selbständigen Altgläubigen unverhältnismäßig stark vertreten. Altgläubiger war auch der bekannte Präsident der russischen Duma Gutschkow. Derselben Religionsfraktion gehörte auch im großen Kriege der bedeutende russische Heerführer Iwanow an. Die Altgläubigen Rußlands stellen infolge ihrer intensiveren Volksbildung eine viel zu beachtende national-ökonomische Kraft dar**.

Interessant ist die Stellung der Altgläubigen in der Bukowina, wo ihrer mehrere Tausend wohnen, ein versprengter Bruchteil der Sekte, Kolonisten, die aus ihrem intoleranten Vaterlande in das mosaik-

* Kattenbusch: Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde 243.
** Kattenbusch: ibidem 244.

artige Buchenland auswanderten. Die Altgläubigen sind in der Bukowina neben den Juden der einzige Bevölkerungsbestandteil, der keine Analphabeten kennt. Nicht selten sieht man in den Städten der Bukowina altgläubige Markthöckerinnen hinter ihrem Obsttisch ein frommes Buch lesen. Jeder Bukowinaer Altgläubige, berichtet ein Kenner der Landesverhältnisse, Mann oder Weib, Jung oder Alt, ist in den rituellen, altrussischen Büchern beschlagen, wenn auch diese von einer höheren abendländischen Bildung nichts wissen wollen*.

VI.

Nichtmonotheistische Laienreligionen gibt es wenige. Aber auch bei diesen fördert die identische Religionssituation gleiche Folgen für die Volksbildung.

Die chinesische Religion weiß »nichts von einem Priesterstand«. »Die Verrichtung des Opferdienstes fällt dem patriarchalen Hierarchen des Hauses zu.« »Die chinesische Religion kennt keine mysteriösen Lehren und Handlungen, deren Bewahrung und Ausübung ein näheres Verhältnis zur Gottheit und dementsprechende Weihen voraussetzt.« Das alte, verknöcherte, starrsinnige Reich der Mitte bietet hinsichtlich der Breite der Volksbildung, trotz der Schwierigkeiten der ungewöhnlich komplizierten Schrift ein ganz anderes Bild, als große Teile des modernen Europa, als das japanische, rührige Schwesterreich, als das ein leichtes phonetisches Schriftsystem verwendende tibetanische Nachbarland. Die Kenntnis der Schrift ist in China ungemein verbreitet. Analphabeten gehören dort zur größten Seltenheit**. Die allgemeine Lernpflicht, der Schulzwang ist kein Ergebnis der langen Kulturentwicklung des fabelhaft alten Volkes Chinas, sondern enstand, als das chinesische Volk noch in seinen Windeln lag, als notwendiges Korrelat der Religion. Die Chinesen datieren die Publikation des Schulzwanges mit dem Jahre 1097 vor Christi Geburt. Bereits die ältesten chinesischen Schriftsteller betonten die Notwendigkeit der allgemeinen Schulbildung für die Sittlichkeit***.

Der Hinayana-Buddhismus trat in die Welt mit einem Kampf gegen das sacerdotale Kastenwesen. In Birma, wo dieser Altbuddhismus noch heute besteht, werden »die Knaben insgesamt gesetzlich genötigt drei Jahre in einem religiösen Hause zu wohnen, wo sie den Priestern dienen und im Lesen, Schreiben und Religion unterrichtet werden« ****.

Bei den führenden Völkern der Antike emanzipierte sich die Religion ziemlich frühzeitig vom priesterlichen Gängelband. Im historischen, ein bewußtes Kulturleben führenden alten Griechenland, gab es lange nicht mehr eine eigentliche Priesterkaste, »jedes Haus hatte einen von

* Demeter Dan: Die Bukowina 289. (Österreich-Ungarn in Wort und Schrift, Wien 1899).

** K. A. Schmidt: Geschichte der Erziehung I, 89.

*** Nikel: Allgemeine Kulturgeschichte 89, Paderborn 1895.

**** Hellwald: Die Erde und ihre Völker II 551.

den Ahnen überlieferten Gottesdienst und seine Hauptgötter«, »deren Kultus dem Familienvater oblag«. Ähnlich gestaltete es sich im zur großartigen, zivilisatorischen Tätigkeit erwachten alten Rom. Hier »brachte die Opfer an die Hausgötter der pater familias«. »Bei den häuslichen und bei den öffentlichen Opfern ⟨in Rom⟩ waren freigeborene Knaben und Mädchen als Priesterdiener und -dienerinnen tätig«*. Der höchste Priester, der pontifex maximus konnte auch ein Laie sein und war es dann in der Regel der Imperator. Über religiöse Feierlichkeiten und Riten entschieden im alten Rom Senatsbeschlüsse. Laien schrieben über religiöse Themata, über Glaubenssachen des römischen Volkes, über Augurien und Auspizien, so M. Porcius Cato, Julius Cäsar, Cicero. Der Priester der blühenden Antike war nichts anderes, als ein angestellter, spezialistisch ausgebildeter Funktionär eines Göttertempels, der keinen sachlichen Vorzug vor seiner Gemeinde hatte und kein Gebiet des religiösen Lebens zur ausschließlichen Verwaltung bekam.

In der Blütezeit der Antike war die schriftliche Kultur Eigentum des Gesamtvolkes. Die Schulen wurden von Laien geleitet. Die Lesekunde gehörte zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens. Von einer Epidemie des Analphabetismus, wie sie dann in denselben Ländern wütete, war damals keine Spur vorhanden. Ein Edikt, das allgemeine Schulpflicht bestimmte, ist uns aus Thuria im großgriechischen Italien bekannt**.

Der Rückgang in der Volksbildung der Länder der klassischen Kultur erfolgte noch vor dem Mittelalter. Der Sieg des Sacerdotalismus der neuen Religion schränkte die Schriftkunde rasch auf eine kleine Gruppe ein. Schon zur Zeit Hieronymus' waren es mönchische Asketen, die sich mit dem Abschreiben von Büchern befaßten***. Die Barbareninvasion hatte hier prinzipiell Neues nicht mehr zu verrichten.

---

* Schmidt ib. I. 224. 277.
** Diodor Siculus: Bibl. Hist. XII 12.
*** Traube: Vorlesungen und Abhandlungen, 106, München 1909.

XV. KAPITEL.

Der mystische Charakter der Schrift.

a) Polytheistische Religionen.

I.

Die Schrift wird nicht nur in ihrem äußeren Schicksal von der Religionsgeschichte normiert. Die Schrift teilt auch den inneren Charakter der Religionen. Alle Völker der Erde wahren den Schriftzeichen gegenüber eine gewisse überirdische Scheu, die oft mit einem magischen Wunderglauben verquickt ist. Die Lettern der Schrift sind bei gläubigen Gemütern mit dem inneren Sanktuarium des religiösen Gefühlslebens verknüpft und strahlen mit einem Glorienschein von Heiligkeit, Mystik, Weihe und Magie.

Das große, nüchterne, chinesische Volk umgibt seine Schrift mit einem religiösen Nimbus. »Für den Chinesen hat der Buchstabe, der gewissermaßen den Gedanken inkarniert, etwas Heiliges und Göttliches, daher gilt es bei ihm als eine verdammenswerte Tat, altes, beschriebenes oder bedrucktes Papier zu gemeinen Zwecken zu benützen. Solch altes Papier darf nur verbrannt werden. Die Städte Chinas besitzen zu diesem Zwecke spezielle Herde, die irgend welchem Gotte geweiht sind, zu dem der Rauch des Papier-Autodafés als Ganzopfer steigt«*.

»Die Chinesen legen das größte Gewicht auf die malerische Seite der Schrift. Die Kalligraphie ist bei ihnen die erste der schönen Künste, und Tempel, öffentliche Gebäude, Paläste und Privatwohnungen sind mit unzähligen Inschriften geschmückt. Mit dieser Verehrung hängt die fast abergläubische Scheu zusammen, welche gebildete Chinesen vor der Verunreinigung eines geschriebenen oder bedruckten Stückes Papier haben. Es bestehen besondere Gesellschaften ‹Chi tze kwan› »Anstalten zum Mitleid der Zeichen«, welche Agenten aussenden, um Papierfetzen aufzusammeln oder Kasten mit der Aufforderung, dieselben als Papierkorb zu benützen, aushängen. Das so gesammelte Papier wird dann mit gewissen Zeremonien verbrannt oder vergraben. Privatpersonen geben häufig nicht unerhebliche Summen für solche Zwecke aus. Auch die Regierung greift amtlich zum Schutz des beschriebenen oder be-

* Mission d'Ollone: Les dernieres Barbares. Chine, Tibet, Mongole. Paris 1911.

druckten Papiers ein. Ein Edikt vom 25./XI. 1882 lautet: »Auch verbieten wir den Papierfabrikanten innerhalb und außerhalb der Hauptstadt in Zukunft beschriebenes Papier zur Papierfabrikation zu verwenden, sowie sämtlichen Ladenbesitzern solches Papier zu verkaufen. Die Polizeibehörden werden mit der Überwachung der Ausführung dieses Verbotes betraut«*.

Die Gebildeten Chinas glauben, daß die ältere Schrift, die Kwa's, »den Aufschluß über die höchsten Dinge und Zwecke, den Inbegriff aller Wissenschaft enthalten«**.

Beim chinesischen Volke stellt die Schrift auch einen Bann gegen böse Geister und böse Einflüsse dar. Als die Schriftzeichen erfunden wurden, waren Himmel und Erde und alle Geister in Bewegung. Die Schatten der Dahingeschiedenen klagten bei Nacht und die Himmel regneten reifes Korn, um ihre Freude zu bezeugen. Der Erfinder Fuhi soll einen Drachenkörper gehabt haben***. Der taoistische Klerus in China befaßt sich mit der Anfertigung und dem Verkauf von Amuletten, die in der Regel aus einem mit mystischen Zeichen beschriebenen Leinwand- oder Papierstreifen bestehen****. Beschriebenes Papier dient auch als Medikament. Wenn chinesische Ärzte ein für einen Kranken nötiges Heilmittel nicht herbeischaffen können, vermeinen sie Ersatz zu erzeugen, wenn sie den Namen des Medikaments auf ein Stück Papier schreiben, dasselbe verbrennen und die Asche in einem Trank den Kranken einnehmen lassen†.

Die Japaner erblicken in ihrer Schrift »göttliche Zeichen«††. Mit dem Bonzialphabet treiben die Klosterbrüder in Japan Zauberei. Die durch den Herrscher Sinwo im Jahre 831 in Japan veranstaltete Sammlung alter und neuer Schriftsysteme trug den Titel »Bibliothek der Geheimnisse«.

Gleich den großen gelben Kulturnationen des fernen Ostens verhält sich seiner Schrift gegenüber auch der ewig träumende Hindu. Der Hindu benennt die meist übliche Hauptschrift seiner Bücher »Deva-Nagari« = das göttliche Nagari†††. Jeder Buchstabe des Devanagari hat in Indien zwei Dutzend Namen, die alle Götterbenennungen sind††††. Ein Manuskript gilt als »Antlitz des Gottes der Rede«§. Manuskripten kommt bei den Hindus Heiligkeit zu§§, obwohl sie im allgemeinen das gesprochene Wort höher als das geschriebene einschätzen. Der südliche Hindu geht an das Bücherschreiben mit rituell-rigoroser Vorsicht heran. Er meidet das gewöhnliche

* M. Brandt: Sprache und Schrift der Chinesen, 9, Breslau.
** Wuttke: Geschichte der Schrift, 245 f.
*** Brandt: ibidem 14.
**** Grube: Religion und Kultus der Chinesen, 119, Leipzig 1910.
† Heinrich Wuttke: Die Entstehung der Schrift, 252, Leipzig 1874.
†† Ratzel: Völkerkunde, II, 646.
††† Lenormant, I, 81.
†††† Indian Antiquity, XXXV, 255.
§ Bühler: Indische Paläographie, 4.
§§ Winternitz: Geschichte der indischen Literatur, 3, Leipzig 1908.

Schreibpapier als unreinen Stoff, als unwürdig, daß darauf ein Buch heiligen Inhalts geschrieben wird und benützt archaistisches Schreibmaterial*. Das mystische Studium des Alphabets gilt in Indien als eine besondere Wissenschaft, mit der sich die sogenannten Siddham-Schulen befassen**.

Als Erfinder der Schrift, als solcher gilt in ganz Indien bei allen Sekten, sowohl den orthodoxen, wie den heterodoxen, der Gott Brahma in höchsteigener Person***. Die Spezialschrift der Hindus, die dem monotheistischen Glauben des Adi Granth huldigen, der Sikhs, das Gurumukhi wird auf den Heiligen Guri Angad ‹1538 bis 1552›, dem Nachfolger ihres Religionsstifters, zurückgeführt. Diese Zurückführung dürfte kaum historisch richtig sein und bloß dem Bedürfnis der Glorifizierung der Sektenschrift entspringen. Die Bibel der Sikhs, deren Herstellung erst dieser Sekte ihre Physiognomie gab, die auf die Schrift hätte einwirken können, wurde unter dem Guru Arpur ‹1581—1616› kodifiziert****. Eine Anordnung der Buchstaben, die der indische Grammatiker Panini anführt, soll nach ihm vom Gotte Siva-Mahasvara herrühren†.

II.

Bei primitiven Völkern besitzt alles Geschriebene eine geisterhafte Macht und dient als Werkzeug für Zauberer. »Mehr als einmal haben sie daher europäische Bücher verbrannt, weil sie fest überzeugt waren, es werde mit ihnen Zauberei getrieben, damit über die Wilden Seuchen und anderes Unheil heraufbeschworen werde.« Bei den alten Mongolen diente die Schrift einzig dem Aberglauben. Man trieb mit Geschriebenem Zauberei und hängte Geschriebenes in dem Tempel auf††.« Bei den Negern Afrikas gilt noch heutzutage allgemein die arabische Schrift als mächtiges Zaubermittel†††. Auf Malakka besitzen die Negritos eine Schrift, die zu magischen Zwecken dient††††. Die nordamerikanischen Indianer, die Tschippiwes, treiben Zauber mit der Kikonowin-Schrift. Die alten Mexikaner schrieben den Ursprung ihrer Hieroglyphen dem Gotte Ketseokoatl zu§. Die heutigen mexikanischen Indianer halten die Figuren auf Felsen aus alter Zeit für das Werk des großen Geistes und stehen ihnen mit Ehrfurcht gegenüber§§. Die heutigen Lappländer beschreiben ihre Zauberpauken mit bizarren Zeichen und benennen diese »runenbom«§§§. Die alten Irländer schrieben die Entstehung ihrer

* A. C. Burnell: É'lements of South-Indian Paléography.
** Ind. Ant. XXXV, 9.
*** Bühler ib. 1.
**** Trupp: Die Religion der Sikhs 20, 26, Leipzig, 1881.
† R. Lepsius: Zwei Abhandlungen 41.
†† Wuttke: Entstehung der Schrift 474.
††† Ratzel: ib.
†††† Stübe: Entwicklungsgeschichte der Schrift 14.
§ H. Steinthal: Die Entwicklung der Schrift 28.
§§ Humboldt: Ansichten der Natur 157 ‹Ed. Recl.›.
§§§ Berger: Histoire d'écriture 357.

vorchristlichen Schrift ‹Ogham› dem Gotte Ogma zu. Lukian erwähnt einen gallischen Gott der Poesie namens Ogmios*.

Die alten Germanen glaubten, die Runen wären mit magischer Kraft ausgestattet und bedienten sich ihrer in ausgedehntem Maße zu Zauberzwecken. Wir besitzen darüber einen authentischen altgermanischen Bericht in der Edda. Die Walküre Sigurdrifa belehrt dort den Sigurd, der sie aus dem Dauerschlaf, den die Runen herbeiführten, geweckt hat, in einem Lied über die Bedeutung und Verwendung der Runen: »Siegrunen sollst du einschneiden, wo du Sieg wünscht, auf den Griff deines Schwertes, etliche auf die Seiten, etliche an die Spitze: zweimal sollst du Tyrs Namen dabei nennen. Bierrunen sollst du kennen, wo du nicht willst, daß die Frau eines anderen dich trüge, wenn du ihr vertraust; aufs Trinkhorn sollst du sie einschneiden und auf der Hand Rücken und zeichnen einen N auf den Nagel, den Becher sollst du segnen und bei Gefahr dich vorsehen, Kräuter werfen in den Trank. Hilfrunen sollst du kennen, wenn du retten willst und lösen das Kind von Weibern. In die flache Hand sollst du sie ritzen. Meerrunen sollst du kennen, wo du willst die Seerosse im Meer erhalten, aufs Vorschiff sollst du sie einschneiden und auf des Steuers Seite und Feuer aufs Ruder legen. Wie schnell stürmend die Wellen sind, wie dunkel die Gewässer, du kommst doch unbeschädigt aus dem Meere. Zweigrunen sollst du kennen, ob du heilen willst und beschauen die Wunden, auf die Rinde soll man sie einschneiden und auf den Ast des Baumes, wo gen Osten die Zweige hinauswachsen. Gerichtsrunen sollst du kennen, wo du nicht willst, daß dir niemand dein Leid mit Bosheit vergelte, die soll man winden, die soll man drehen, die soll man zusammensetzen, allzumal auf den Gerichtstag, wo die Männer zum Endurteil fahren. Geistesrunen sollst du kennen, willst du weise sein über alle Menschen«.

Die Walküre informiert in der Edda auch über die Schöpfung der Runen »die erriet, die schnitt ein, die durchdachte Odin«. Dieses Oberhaupt der germanischen Götterwelt schnitt die Runen ein »am Schilde, der vor dem scheidenden Sonnengotte steht« wie an den Gliedern verschiedenster Tiere, dann »wurden alle die eingeschnitten waren, abgeschabt und mit heiligem Met gemischt und allwärts über weite Wege gesendet. Sie sind unter den Asen, sie sind unter den Elfen, etliche unter den weisen Wanen, etliche haben Menschenkinder. Das sind Buchrunen, das sind Hilfrunen und alle Bierrunen und die herrlichen Kraftrunen, jedem der sie kennt, unverwirret und unverdorben helfen sie zum Glück. Nütze sie, wenn du sie gelernt hast, bis die Götter vergehen«**.

Die Runen waren eine zauberkräftige Schrift, aber keine ausschließliche Zauberschrift, kein bloß der Magie dienendes Hilfsmittel,

* D. Hyde: A literary history of Ireland 115.

** Lieder der alten Edda. In der Übersetzung der Brüder Grimm 63 f. Inselverlag Leipzig.

wie manche glauben. Die Runen dienten auch zu literarischen Zwecken. Die Runen waren keine Sakralschrift. Weihinschriften in den Runen sind bis nun nicht gefunden worden. In ihrer ersten Verwendung bei den Germanen dürften die Runen nichts anderes als Eigentumsmarken gewesen sein*, denen nebenbei ein Tabucharakter zukommen mochte. Das Wort Rune wird gewöhnlich von »run« = »vertrauten Rat geben« »rynda« = »Zauber« hergeleitet**. Richtiger und einleuchtender ist vielleicht die etymologische Erklärung des dänischen Gelehrten Olaus Wormius, der im 17. Jahrhundert lebte und Rune auf dänisch »ren« = Furche zurückführte. »Furchen ziehen« statt »schreiben« exarare = scribere, sagt auch oft der Römer***, auch der Grieche dachte bei einer gewissen Schreibweise ⟨Bustrophedon⟩ an die Ochsenfurchen.

Der göttlich-heilige Ursprung der Runen beharrte oft, wenn auch in anderer Auslegung, in der späteren christlichen Zeit bis auf die jüngste Gegenwart. Olaus Wormius glaubte, daß die Runen von einem männlichen oder weiblichen Heidenpropheten einer Adelrune erfunden worden seien****. Odin als Runenerfinder, wenn auch in euemeristischer Deutung, figuriert noch im Jahre 1864 bei U. W. Dietrich, einem Professor und Rektor des deutschen Nationallyzeums in Stockholm†.

Die alten Slaven sollen nach dem Bericht von Chrabr, dessen Aussage jedenfalls in seinem zeitgenössischen Volksleben wurzelte, aus eingeritzten Zeichen gewahrsagt haben. Die etymologische Grundwurzel im Slavischen für Zeichen ⟨lik, ulica⟩, Malerei [slika ⟨slov.⟩, śliczny ⟨polnisch⟩, sleczna ⟨böhmisch⟩], zählen ⟨liczyć⟩ Heilmittel und Zauber ⟨lek⟩ ist dieselbe††. In der polnischen Volkssage spielt das Buch die Rolle eines großen Zaubers. Der Zauberer heißt im polnischen »Der Schwarzbüchler«†††.

III.

Auch die alten großen Völker des mittelländischen Kulturkreises waren von der mystischen Bedeutung der Schrift überzeugt.

Im alten Ägypten galt die Schrift als heilig, man nannte sie die »Schrift der göttlichen Worte«, »die alten Worte der Götter«, die Griechen benannten sie demnach »Hieroglyphen« ⟨ἱερὸς = heilig⟩. Plutarch berichtet, daß der erste Buchstabe des ägyptischen Schriftsystems die Gestalt eines Ibis hat, weil dieser Vogel dem Hermes geweiht ist††††. Thot-Hermes galt als Erfinder der ägyptischen Schrift§.

* Wilhelm Luft: Studien zu den ältesten germanischen Alphabeten 4, Gütershof 1891.

** Faulmann: Geschichte der Schrift 35.

*** Olaus Wormius: Danica Litteratura antiquissima 2, Hafniae 1651.

**** Ib. 109.

† U. W. Dietrich: Futhark 38 ff, Stockholm und Leipzig 1864.

†† Szymon Matusiak: Wieszczba i żreb in: Lud XVII 196, Krakau 1911.

††† Stefan Szulc: Przeżytki w baśniach in: Lud XVII 41.

†††† Plutarch: Quaestiones conviv. IX.

§ Plato: Phädros § 134.

Der Hieroglyphen bedienten sich die Ägypter nicht nur zu sakralen Zwecken, aber auch zur graphischen Ausmalung von Arzneigefäßen. Wahrscheinlich hat dies die Kraft der Medikamente erhöhen sollen*. In der Spätantike genossen die Lettern in Ägypten kultische Verehrung. Der in der nachchristlichen Zeit lebende Demetrius teilt mit, die ägyptischen Priester verehren die Götter durch Singen der sieben Vokale**. Aus den ägyptischen sieben Vokalen ⟨IEHΩOYA⟩ wollte einst Geßner das Tetragrammaton der Hebräer herleiten***, was jedenfalls Übertreibung ist.

In Assyrien wurde die Keilschrift als Emblem des Gottes Nisroch angesehen. Den ersten Unterricht in der Schriftkunst erteilten den Menschen die Gottheiten: Nebo und Tasnit****.

Die Chaldäer teilten das Alphabet in drei Dekaden, die einzelnen Buchstaben mit einzelnen Zahlen bezeichnend† und kombinierten den Zahlwert, sie fanden denselben Zahlwert in Meer und Mond heraus. Die Syrer zählten 22 Götter, welche sie mit den 22 Buchstaben ihres Alphabetes zusammenstellten. Damit standen später Theo- und Kosmogonien in Verbindung††.

In Phönizien galt nach dem Bericht des phönizisch-griechischen Schriftstellers Sanchuniathon, der Gott Taaut, den die Ägypter Tooth und die Hellenen Hermes nannten, als Erfinder der Schrift. Taaut erfand die heiligen Zeichen, indem er den Tierkreis mit seinen Planeten nachahmte, den Kronos, den Dagon und die anderen Götter abbildete. Besondere drei Buchstaben wurden von den Phöniziern dem Isiris, einem der Nachfolger von Thabion, dem ältesten Erklärer ihrer heiligen Bücher, zugeschrieben†††.

Nach Macrobius†††† faßten die Phönizier die Welt als Schlangenkreis auf, nach Philo Byblius jedoch waren die Ägypter dieser Ansicht, daher die besondere Stellung des griechischen schlangenförmigen Buchstaben Θ § in der Spätantike. In Carthago war auf manchen Münzen ein Eselskopf abgebildet, neben dem sich ein Buchstabe, der ein Aleph oder ein Mem sein könnte, befand. Die Bedeutung dieses rätselhaften Buchstabens dürfte eine mystische gewesen sein§§.

Die alten Parther webten in ihre Kleider Buchstaben ein§§§, die wahrscheinlich magischen Schutzzwecken dienten.

* Ebers: Liste der Zeichen der heiligen Schrift 16, Leipzig 1890.
** Demetrius: De elocutione.
*** Geßner: Comment. societ. reg. scient. I, 245, 1751.
**** Faulmann ib. 28.
† Herrmann Hugo: De prima scribendi origine 170.
†† Henne I, 422.
††† Sanchuniathon: Fragmenta 6, Lipsiae 1826. Eusebius: Praeparationes evangelicae I c. X. Migne Patrol. graeca XXI, 85.
†††† Macrobius: Sat. I, 9.
§ Philo Bybl.: Fragm. 9.
§§ Gesenius: Paläographische Studien über phönizische und punische Schrift. Leipzig 1835.
§§§ Plinius: Historia naturalis, XIII, 22 »Etamen malunt Parthi, vestibus literas intexere«.

Die persischen Bekenner des Mazdeismus hielten den Propheten Zarathustra für den Erfinder der Pahlawischrift*. In der Sammlung religiöser Entscheidungen der neuzeitlichen Parsen, rangieren vor liturgischen, dogmatischen und juristischen Problemen, Lösungen von Fragen, die das Avesta- und Pahlawialphabet betreffen**. Im Minokhired wird erzählt: Tahmuraf habe die sieben Arten der Schreibkursive, die Ahriman verborgen hielt, wieder an das Tageslicht gefördert.

Der griechische Mythos machte zum Überbringer oder Erfinder der griechischen Schrift schon Kadmos, schon Prometheus, Orpheus, Musaios, Palamedes usw., lauter Gestalten aus der Welt der Titanen, Halbgötter, überirdische dämonische Erscheinungen. Die spezifisch griechischen Zusatzlettern, die die Griechen dem phönizischen Alphabet angliederten, wurden zumeist Simonides Melikos zugeschrieben***. Eine Tradition, die als grundlose Sage von modernen Schriftforschern verworfen wird****. Dieser Schriftergänzer dürfte kein anderer gewesen sein, als der große Phöniziergott Melikertes, der dem griechischen Kultus nicht fremd blieb und den isthmischen Spielen patronisierte. Der mittelgriechische Autor Suidas berichtet, daß Simonides den Beinamen Melikertes besaß†, also »Melikos« bedeutet nichts anderes als eine Abkürzung von Melikertes. Der Name Simonides selber wird zweifelsohne ein phönizisches Epitheton des Baal-Melkart dargestellt haben. Die theophore Wurzel des Namens Simonides findet sich im Phöniziergott «Eschmun», im assyrischen Gotte »Aschima«, im jüdischen Dämonenfürsten »Sama-el«, im altchristlichen Häresiarchen »Simon Magus«. Auf griechischen Inschriften aus Palästina und Syrien kommt der Syrergott in der Form »Simios, Sima, Scimios« vor. Verwechslungen von Namen orientalischer Gottheiten, mit ähnlich klingenden einheimischen, war im Altertum keine Seltenheit. Sabaoth wurde zuweilen mit Jupiter Sabazius indentifiziert. Die Römer vermengten den syrischen »Eschmun« mit dem sabinischen »Semo Sancus«. Die Phönizier wurden allerdings nicht immer in der Antike als Originalerfinder ihrer Schrift angesehen. Diodor Siculus glaubt, daß die Syrer die Schrift erfanden, von denen erst dieselbe die Phönizier erlernten und sie dann nach Griechenland überbrachten††.

Die Griechen faselten gerne auch von dem himmlischen Ursprunge der von ihnen angestaunten Hieroglyphen. Schon Plato hat Theut für den Erfinder der Schrift gehalten†††. Bei Plutarch figuriert Theut als Hermes††††. Im späteren Altertum galt Hermes als der Offen-

* Taylor: The Alphabet II, 32.

** West: The modern Zoroastrian Literature of Parsis in: Grundriß der iranischen Philologie, II, 128.

*** Tacitus: Annales XI, 14.

**** Kirchoff: Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets. Berlin 1867.

† Suidas s. v. Melikertes: Patrologia graeca ed. Migne CXVIII, 1364.

†† Diodor I, 5.

††† Plato: Philebos § 23, Phädros § 134.

†††† Plutarch: Quaestiones conviv. IX. quaestio III. Scripta moralia, Tomus II, 901, Parisiis 1840.

barungsgott par excellence, der die Heiden, die Sonne und die Götter anzubeten lehrte*.

Den griechischen Buchstaben dürften die Griechen eine übernatürliche Schutzkraft zugeschrieben haben. Die Griechen beschrieben zuweilen Grabesdenkmäler mit der einfachen Reihenfolge von Lettern**, Vasen mit Alphabet-Inschriften in zumeist archaistischer Form, wurden den Votivtafeln beigelegt, auch mit den Toten ins Grab gesenkt***. Der Zweck war wahrscheinlich ein magisch-prophylaktischer.

Von den Buchstaben des Alphabets genossen einzelne den Vorzug. Berühmt waren im Altertum die ephesischen Buchstaben PA, die den Sieg einem sichern konnten. Es wurde erzählt, daß in Olympia, ein Ephesier einmal mit einem Milesier rang und der Ephesier so lange nicht besiegt werden konnte, bis nicht die zauberkräftigen Buchstaben, die an seine Ferse angebunden waren, entfernt wurden. Auch mit Krösus wurden die ephesischen Buchstaben in Verbindung gebracht****.

Speziell mit magischer Kraft waren nach griechischer Meinung die Vokale ausgestattet. In Vars bei Angoulême wurde eine magische Tafel in Gold aus dem griechischen Altertum gefunden, die mit sieben mal sieben Vokalen ⟨αεηιουω⟩ versehen ist. Auf einem altgriechischen Papyrus sieht man einen Drachensieger in Begleitung von sieben mal sieben Selbstlauten†. Der erste Vokal, das Alpha, wurde in späterer Zeit zuweilen fünfmal in verschiedener Position in der Form eines Fünfecks geschrieben und mit dem Namen Pentalpha belegt††.

Die magische Bedeutung der Vokale in ihrer besonderen Hervorhebung scheint von den Griechen auch zu den Syrern von Palmyra in späterer Zeit gelangt zu sein und dort in der kultischen Verwendung der vier semitischen matres lectionis ⟨aleph, he, waw, jod⟩ eine Nachbildung erfahren zu haben†††.

Bei den Griechen, speziell der späteren Zeit, spezialisierte sich der Buchstabenzauber als ganz besonderer Zweig der Mantik, als Stoicheiomanteia. Von Apollonios aus Tyana wurde berichtet, daß er in Rom ein totes Mädchen mittels Buchstabenzaubers zum Leben erweckte. Man erriet im alten Griechenland den Sieger danach, wessen Namen Buchstaben von größerem Zahlenwert besaß. Die Griechen suchten auch den Schleier von den Geheimnissen der Zukunft zu lüften, durch Schlußziehung aus den Buchstaben der zufällig geöffneten Seite eines Buches. Die Griechen erzählten, daß Sokrates auf diese Weise seinen Tod voraussah††††.

* Filastrius: Liber Haereseon X. Eusebius: Praep. ev. II c 1.
** Conze: Reise auf der Insel Lesbos, 57.
*** A. Dietrich: ABC Denkmäler im Rheinischen Museum für Philologie, LVI, 82.
**** Suidas in Patrol. gr. CXVIII, 1256.
† Dictionn. d'archéol. gr. 1268 sq.
†† Lascaris Rhyndacensis: Anth. diaph. epigramm. MCCCCLXXXXIII cf. Legrand: Bibl. hell. II 34.
††† M. Lidzbarski: Neue Götter. Nachrichten der kön. Ges. der Wiss. zu Göttingen 93. 93 Phil. hist. Cl. 1916.
†††† Hugo: De prima scribendi origine.

Verwendet wurde die Schrift zu Orakelzwecken auch in der Alektryomantie. Man zog einen Zirkel in den Staub, zerlegte denselben in 24 Teile und schrieb auf jeden Teil einen Buchstaben und legte neben demselben ein Körnchen. Ein Hahn wurde in die Mitte gestellt und aus denjenigen Buchstaben, von welchen der Hahn weggefressen hat, wurde ein vorbedeutendes Wort herausgebracht*.

Kinder lernten im Altertum die Namen der einzelnen Buchstaben singen, lange noch bevor sie lesen konnten. Vermutlich wurde an diesen Gesang die Vorstellung einer heilbringenden Wirkung geknüpft. Das Lied war ursprünglich überall magische Inkantation ⟨altgerm. liod, frz.-lat. charme-carmen, slav. gęślarz-gusło, die assyr. Bußpsalmen, das hebr. schir schel pgaim⟩.

Die einzelnen Buchstaben wurden in der Antike oft aus Elfenbein geschnitzt und als Spielzeug verwendet**. Ein Spielzeug dürfte das Polyeder mit 24 Seitenflächen gewesen sein, auf dessen jeder Fläche ein Buchstabe geritzt ist — ein Fund der neuesten Zeit aus Südrußland***. Ähnliche Polyeder sind auch in anderen Gegenden Griechenlands gefunden worden****. Die Buchstaben als Spielzeug erinnern an die Kinderpuppen und -märchen, die ebenso aus älteren religiösen Mythen, bezw. älterem religiösem Kultus hervorgingen.

Orakelsprüche wurden oft nach Anfangsbuchstaben in alphabetischer Ordnung gereiht, wie die neueren Funde aus Lybien und Pisidien beweisen†.

Die griechische Schriftmystik hatte auch in der offiziellen hellenischen Literatur ihren Absenker.

Plato glaubte im Philebos ⟨§ 24⟩, daß die Buchstaben nur von einem Gott oder göttlichen Menschen erfunden werden konnten. Im Timaios verglich Plato den Buchstaben X mit der harmonischen Konstitution der Seele: zwei Linien durchschneiden einander und eine bewegt sich durch die Mitte der anderen. Allerdings sah Plato rein rationalistisch auch die Nachteile ein, die der Gebrauch der Schrift mit sich bringt, nämlich die Schädigung des Gedächtnisses††.

Im Jahre 400 v. Chr., als der Sieg der jonischen Schrift in ganz Griechenland ein vollständiger war, verfaßte Kallias ein Schriftdrama, Grammatica Tragoedia, dessen Prolog die Namen der griechischen Buchstaben in der jonischen neueingeführten Reihenfolge bildeten†††. Der Prolog war wahrscheinlich als eine Art Invokation gedacht.

Plutarch konstruierte eine ganze symbolisch-mystische Theorie der griechischen Schrift. Konsonanten gibt es in der griechischen Schrift neun, weil Apollo die Neunzahl geweiht ist. Vokale sind sieben

* Onomatologia curiosa, artificiosa et magica 21, Nürnberg 1764.
** Quintilianus: Institutio oratoria, I, 26.
*** Abhdlg. der kais. hist.-antiqu. Ges. in Odessa, XX, 1897.
**** Franz Heinewetter: Würfel- und Buchstabenorakel 48—52, Breslau 1912.
† Ib. 33, 35.
†† Phaidros § 134.
††† Welcker: Kleinere Schriften I, 371 ff.

vorhanden, das entspricht der Zahl der Musen. Halbvokale besitzt das Alphabet der Hellenen acht, da diese gemeinsam, als Kombination von Vokal und Konsonant, sowohl Apollo wie den Musen unterstehen und daher die Hälfte der Summe der typischen Zahlen beider ausmachen ⟨(7 + 9) : 2 = 8⟩. Mathematisch mystisch sucht Plutarch* nachzuweisen, daß die Zahl vierundzwanzig der griechischen Buchstaben eine vollkommene ist.

Ein mystisches Motiv lag möglicherweise auch der in alexandrinischer Zeit erfolgten Einteilung der religiös verehrten homerischen Epen in je 24 Gesänge und dem seid damals üblichen Bezeichnen jedes einzelnen Gesanges derselben mit je einem Buchstaben des Alphabets der Reihenfolge nach.

Die Neoplatoniker befaßten sich viel mit dem mystisch-religiösen Wert der Lettern**. Nikomachos aus Gerasa, ein pythagoräischer Musikograph, erklärte die Vokale als Töne der Sphären, die sich mit den Konsonanten wie die Seele mit dem Körper verbinden***. Die geheimnisvollen Relationen der Vokale schilderten auch Porphyrios, Laureatos Lydos. Die neoplatonischen Mystiker besaßen auch eine eigene Gebetsformel. »Ich rufe dich Herr, durch einen heiligen Hymnus an, ich rühme deine heilige Macht αεηιουω.« Andere Mystiker beteten wieder Gott an durch unartikulierte Laute und ohne Vokale. Über die Gestalt und Form der Zahlen in Verbindung mit den Lettern schrieb Jamblichos. Andere neoplatonische Mystiker behaupteten, die Vokale entsprechen den Planeten, das A dem Monde, das E dem Hermes, das H der Aphrodite, das I der Sonne, das O dem Ares, das Y dem Zeus, das Ω dem Chronos****. Zahlenkombinationen mit Buchstaben spielten in der ausgehenden Antike eine wichtige Rolle. Abraxas, Mithras ⟨Μειθρας⟩ ergaben die Zahl der Jahrestage†.

Die neoplatonische Mystik gab an, hohen Alters zu sein und knüpfte es gerne an Heroen der älteren griechischen Philosophie an. Wie weit wirklich die Neoplatoniker ältere Stoffe, speziell hinsichtlich der Buchstabenmystik, in ihre Systeme eingearbeitet haben, läßt sich heute kaum sagen. Nicht ausgeschlossen ist es, daß die mystische Verbindung der Vokale mit dem Sphärengesang bis in die frühpythagoräische Zeit zurückreicht und in irgendwelchem Verhältnis zur lyra heptakorda steht.

Die alten Römer führten ihr Alphabet auf Euander, den Sohn des Mercurius ⟨Hermes⟩ aus seiner Verbindung mit der Muse Carmenta, zurück††. Die Erfindung der Schrift wurde mit dem Fluge der

* Plutarch: Qu. conv. IX.

** Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie publié par Ferdinand Cabrol I, 1268—1280, Paris 1897.

*** Nikomachos: Harmonia II.

**** Scholie zu Dionysios Thrax, deren Autor unsicher ist ⟨Porphyrios?, Stephanos?⟩ Bekker: Anekdota II 796.

† Hieronymus: Amos c. III.

†† Tacitus: Annales XI, 14.

Kraniche in Zusammenhang gebracht. Kraniche heißen bei Martial die Vögel des Palamedes, des Erfinders der griechischen Schrift*. Es dürfte hier ein Element aus der Vogelmantik mitgespielt haben. Ein Altertumsforscher, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts lebte, der gelehrte Fabricius, glaubte allerdings, daß der Flug der Kraniche wirklich Buchstabenformen darstelle**. Als erster der Buchstaben prägen lehrte galt bei den Römern Saturn, jedoch besaß Saturn diese Eigenschaft nicht als Schrifterfinder, sondern aus Rücksicht darauf, daß der Reichsschatz der Römer in den Räumen des Saturnkellers unterhalb des Kapitols sich befand***. Vielleicht kam Saturn zu seiner Prägekunst infolge seiner Beziehungen zur Malerei. Tertullian berichtet, daß Saturn die ersten Bilder malte und Münzen mit einer Figur versah****. Der Buchstabe Y, der erst später dem Lateinalphabet angegliedert wurde, wurde von Pythagoras hergeleitet und symbolisch erklärt, als das menschliche Leben darstellend†. Die Hieroglyphen hielten die Römer der ägyptisch-griechischen Tradition gemäß für eine Erfindung des Gottes Mercurius (Hermes, Thot)††.

Die antiken Römer wahrsagten auf Grund der Lettern. Die Prozedur einer solchen Letternmantik ist uns von einem römischen Autor überliefert worden. Man stellte eine Schüssel, auf deren Rändern die 24 Lettern des Alphabets eingeschnitten waren, auf einen durch geheime Gesänge und zahlreiche Tänze geweihten Dreifuß nach pythischem Muster und vollzog dann mittels eines Ringes den Zauberakt. Die Buchstaben, an denen der Ring sich festhielt, wurden aneinandergereiht, das Ergebnis wurde als Orakel angesehen und in Hexametern festgelegt†††.

Abcdarien wurden im alten Italien zweifelsohne zu rein magischen Zwecken auf Vasen, Steinen, Häusern usw. geritzt††††. Die römischen Auguren pflegten bei Abgrenzung der für den Tempelbau bestimmten Flächen eine sich durchschneidende Doppellinie, eine crux decussata zu ziehen, die sie dann mit Abcdarien beschrieben§.

Von den Römern wurde auch die Griechenschrift oft magisch verwertet. Der Einfluß des griechischen Kultus in Rom war groß. Ein römischer princeps civitatis trug, laut Bericht von Plinius, auf seinem Halse ein Amulett mit den griechischen Buchstaben PA in Leinwand eingehüllt§§. Griechische Abcdarien kommen an den Wänden von Pompei sehr oft vor und dürften zum größten Teil von echten

* Martialis XIII, 75.
** J. A. Fabricius: Bibliotheca graeca 80. Hamburgi. 1705.
*** Minucius Felix Octavus XXII. Migne III 308. Cyprianus: Liber de idolorum vanitate II, Migne IV, 567.
**** Tertullianus: Apologeticus c. X, Migne I, 330.
† Ausonius: »Litera Pythagorae discrimine secta bicorni, humanae vitae specimen praeferre videtur«.
†† Plinius: Hist. nat. VII, 56.
††† Ammianus Marcellinus XXIX, 1, 28, squ.
†††† Grisar: Gesch. Rom I, 628, Freiburg i. B., 1901.
§ Bollet. de archéol. crist. 130, Roma 1891.
§§ Plinius: ib XXVIII, 5.

Römern herrühren. Bei Nasenbluten wurde auf einem Pergament mit griechischen Lettern ψα ψε ψη ψε etc. geschrieben und an den Hals gehängt*. Lateinische Zaubertexte wurden zuweilen mit griechischen Lettern geschrieben, so die Bleitafel aus Hadrumetum. Eine Bleitafel aus Carthago hat innerhalb ihres lateinischen Textes die Namen der Dämonen in griechischer Schrift**.

Lateinische Abcdarien wurden auch von Verehrern fremder Gottheiten magisch verwendet, das beweisen die Steine des Baal der Stadt Doliche***.

Abcdarien mit unzweifelhafter magischer Bestimmung haben sich auch von den Osken und Etruskern erhalten.

b) Monotheistische Religionen.

α) Der Mosaismus.

I.

Der übernatürliche Nimbus des Alphabets ist nicht auf polytheistische Völkerschaften allein beschränkt, deren Glaube in den Dämmer fetischistischer Barbarei hinabreicht. Auch Völkerschaften von höherem künstlichem Religionstypus, deren Glaubenswelt der ursprünglichen Natur, dem volkstümlichen Aberglauben, der kultischen Magie, dem schamanistischen Zauberwesen entrückt sind, bringen den Buchstaben des Alphabets eine merkwürdige mystische Verehrung entgegen, die sich ebenso wie bei den Polytheisten oft bis zu einer magischen Wundertätigkeit versteigt.

Für die historischen Juden ist seit Jahrtausenden die Schrift keine beliebige Erfindung des geschäftigen Menschengeistes. Schon nach dem Pentateuch wurden die zehn Gebote auf den steinernen Tafeln von Gott selber geschrieben****. Das wahrscheinlich im zweiten vorchristlichen Jahrhundert verfaßte Buch der Jubiläen kennt himmlische† Tafeln, auf denen alle Gebote niedergeschrieben, wie auch alle Namen der Sünder verzeichnet werden††. Die kurz vor Beginn der üblichen Ära lebenden Schulhäupter Hillel und Schammai, erwähnen himmlische Bücher, die als Register aller Menschen je nach ihrem Verdienst dienen†††. Solche himmlische Verzeichnisse gedenkt auch ein Pseudoepigraph aus jener Zeit††††. Der Ursprung der im Himmel wie auf Erden verwendeten Schriftzeichen muß ein übernatürlicher gewesen sein. Nach der Mischna ⟨redigiert um die Wende des 2. Jahrhunderts n. Chr.⟩ hat Gott selber am Vorabend des Sabbats der ersten Schöpfungswoche die Schrift erschaffen§, andere dachten an eine

* Dietrich: Rhein. Museum LVI 82 squ.
** Marcellus: De medicamentis X 70.
*** CIL III Suppl. 11186.
**** Exodus 31, 18.
† Jub. 18, 19.
†† ib. 30, 22.
††† Rosch Haschana 21 a.
†††† Syr. Baruch-Apokal. 24.
§ Mischna Aboth V, Psachim 55 a.

spätere Offenbarung. Eine altrabbinische Sage erzählt, als Moses in den Himmel kam, fand er Gott Krönchen ⟨Schnörkel⟩ an die hebräischen Lettern knüpfen*. Dieser Ansicht huldigten auch Artapanos und Eupolemos, sie behaupteten: Moses sei der Urheber der hebräischen Schrift gewesen**. Die samaritanische Legende verbindet die Offenbarung der hebräischen Schrift mit der Theophanie im Dornbusch und weiß zu berichten, daß als Gott mit dem Propheten Moses im Dornbusch sprach, erblickte der künftige Hirte Israels im lodernden Feuer die zweiundzwanzig Lettern des hebräischen Alphabets***.

Manche wieder sahen von einer direkten göttlichen Beteiligung an der Schrift ab und begnügten sich, im Judentum dieselbe auf die großen Väter der Urzeit zurückzuführen, ohne dabei irgendwie diese Väter als Zwischenträger eines himmlischen Geschenkes zu betonen. Das Buch der Jubiläen behauptet, daß der vorsintflutliche Henoch, der bei lebendem Leibe in den Himmel fuhr, der erste Mensch gewesen sei, der die Schrift lernte****. Die samaritanische Chronik verbindet Henoch mit Adam und berichtet, daß Henoch die Buchstaben die, Adam schrieb und herrichtete, lernte†. Es dürften hiebei bei Henoch Vorstellungen von Hermes mitgewirkt haben. Der jüdisch-hellenistische Philosoph Philo leitete zu Beginn der christlichen Ära die hebräische Schrift von Abraham her. Dagegen Josephus Flavius schrieb die Erfindung der Schrift Seth, dem Sohne Adams, zu††. Adam selber galt beim Karäer Juda Hadassi als Erfinder der hebräischen Schrift wie auch der Sprache und der Akzente der Hebräer †††.

Auch die hebräische Quadratschrift, die eine Neuerung von Esra gewesen sein soll, war keine beliebige menschliche Reform. Nach einer alten rabbinischen Sage, die Raschi anführt, war es ein Engel, derselbe, der unsichtbar das Mene Tekel an die Wand schrieb, der den Juden die dann von Esra in Verwendung gebrachte Schrift überbrachte; es konnte daher ursprünglich die in dieser Schrift an die Wand hingezeichneten Worte kein Mensch außer dem visionär begabten Daniel entziffern††††. Nach einer anderen Version war es einer der drei Phropheten des aus Babylon heimgekehrten Israel ⟨Haggai, Sacharia, Maleachi⟩, der die Umschrift der Bibel in Quadratschrift veranlaßte§. Wahrscheinlich war es das Bedürfnis der Übereinstimmung dieser verschiedenen Sagenvarianten, die die Identifizierung Esras, mit dem am wenigsten bekannten der drei Schluß-

* Sabbath 89 a.
** J. L. Saalschütz: Zur Geschichte der Buchstabenschrift, 48.
*** Baneth: Des Samaritaners Marqua an die 22 Buchstaben anknüpfende Abhandlung 59, Halle 1888.
**** Jub. 4, 19, 23.
† Chron. Sam. in: REJ XLIV, 23.
†† Josephus: Antiquitates I, 4.
††† Juda Hadassi: Eschkol Hakopher § 179.
†††† Sanhedrin 21 b.
§ Sbachim 69 a.

propheten, mit Maleachi, sowohl in der rabbinischen Literatur*, wie auch bei den Kirchenvätern veranlaßte**.

Die fünf Endbuchstaben der hebräischen Schrift galten im Talmud als Einführung der Propheten, was jedoch Protest auslöste, da doch nach Moses niemand mehr neues mitteilen darf***.

Die Schrift hatte auch ihre Gegner, die die bösen Wirkungen so manchen Literaturwerkes kannten. Diese stellten im zweiten vorchristlichen Jahrhundert die These auf, ein böser Engel, Penemue, sei es gewesen, der die Menschen auf Papier mit Tinte schreiben lehrte ****.

Die von der Gottheit erzeugten, bezw. von den großen Propheten erfundenen oder mitgeteilten Buchstaben, sind nach jüdischer Weltanschauung in ihrer irdischen Verwendung nur schattenhafte Kopien ihrer im Himmel, nach Art der platonischen Ideen ein hypostasiertes Dasein führenden Urbilder, die selbständig reden und wirken können. Die altrabbinische Legende berichtet, daß nach der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem die 22 Buchstaben vor Gott kamen, um Zeugnis gegen Israel abzulegen. »Zuerst kam das Aleph um zu bezeugen, daß Israel die Gebote Gottes nicht einhielt.« Da sagte zu diesem Buchstaben der Patriarch Abraham: »Aleph, du bist der Anfang aller Buchstaben und du kommst nun gegen Israel in seiner Not Zeugenschaft auszusagen, erinnere dich an den Tag, wo Gott am Sinai erschien und mit dir begann ⟨Anochi⟩ und kein Volk dich annehmen wollte, mit Ausnahme meiner Kinder und nun kommst du, um gegen meine Kinder als Zeuge zu fungieren? Das Aleph stellte sich nun abseits und sagte nichts aus. Da kam das Beth um gegen Israel zu zeugen. Da sagte zu ihm Abraham: Meine Tochter ⟨die hebräische Benennung für »Buchstabe« ist weiblich: oth⟩, du kommst um gegen meine Kinder auszusagen, die die fünf Bücher des Pentateuchs beobachten, welche mit dir beginnen ⟨breschith⟩.« »Als die weiteren Buchstaben sahen, daß diese von Abraham zum Schweigen gebracht wurden, traten sie von selbst beschämt zurück und legten keine Zeugenschaft gegen Israel ab†.« Eine andere Sage aus talmudischer Zeit erzählt, daß, als Gott den Namen der Sarai, der Frau des Patriarchen Abraham in Sarah umwandelte, »da flog das Jod vor den Thron Gottes und sagte: Herr der Welt, hast du mich etwa aus dem Namen Sarah der Gerechten darum weggeschafft, weil ich der kleinste aller Buchstaben bin††.« Nach R. Josue ben Levi ⟨3. Jahrhundert n. Chr.⟩ führte das Jod in »jarbe« gegen

* Mgilla 14, Thargum Jonathan I, Thosphoth Jebamoth 86 a.

** Hieronymus: Bibl. divina I, 727. »Ipse autem est Esdras, qui ultimus prophetarum scribitur Malachia nomine.«

*** Sabbath 104 a.

**** Henoch 69, 8.

† Midrasch Rabba, Einleitung zu den Klageliedern ⟨Pthichtha d'echa rabbathi⟩. Nach der Sage des Midrasch Assereth hadibroth ⟨Beth-Hamidrasch Jelinek I 8⟩ kamen die Buchstaben bei der Weltschöpfung vor Gott in umgekehrter Reihenfolge.

†† Sabbath 104.

Salomo Klage, weil er das mit diesem Buchstaben anfangende Verbot der übermäßigen Pferdezucht nicht beachtete*.

Die Buchstabenfiguren, -namen und -zahlen erfahren in der altjüdischen Literatur der Antike weitgehende mystische oder homiletische, ethisch-kosmologische Deutungen. In dem Buche der Jubiläen symbolisieren die 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets die 22 Werke der sechs Schöpfungstage. Die 22.000 Engel, die nach der Sage am Sinai erschienen sind**, gehören jedoch nicht mit Sicherheit hieher, dürfen eher eine Nachbildung der in der Bibel ohne alle mystische Beziehungen genannten 22.000 Leviten sein***. »Das Aleph ist eins, Gott ist einer und die Thora ist eine und darum heißt Aleph das Haupt aller Buchstaben****.« Das erste Wort des Dekalogs »anochi«, das aus vier Buchstaben ⟨aleph, nun, kaph, jod⟩ besteht, wurde in seine Einzellettern zerlegt und danach gedeutet: aleph das ist Gott, denn es heißt, höre Israel JHWH unser Gott ist einer; nun und kaph betreffen siebzig, das sind die siebenzig Völker, die Gott in der Welt schuf; jod = zehn, das sind die zehn Generationen ⟨von Adam bis Noe und von Noe bis Abraham⟩ und von allen, allen erwählte Gott nur Israel†. Der Buchstabe beth ist von allen Seiten geschlossen und nur vor sich geöffnet, so ist es nicht gestattet, darüber zu sprechen, was unten und was oben und was ursprünglich war, sondern bloß davon was sich seit der Weltschöpfung ereignete††. Die Endbuchstaben ⟨mem, nun, zadi, pe, kaf⟩ wurden homiletisch nach ihren Benennungen, angeblich von Rabbi Elieser, Rabbi Josue und Rabbi Akiba als Kinder gedeutet†††. Tiefer werden die fünf Endbuchstaben als Symbole der Erlösung in den Pirke R. Elieser aufgefaßt, durch das Kaf wurde Abraham aus Urkasdim, durch das Mem Isaak aus dem Lande der Philister, durch das Nun Jakob aus der Bedrohung Esaus usw. erlöst††††. Warum, fragte einst eine Matrone den Rabbi Jose, überragt das Lamed alle Buchstaben? Darauf antwortete dieser, weil es ein Herold ist und es bei einem Herold üblich ist, an einer erhöhten Stelle zu stehen und auszurufen ⟨gemeint ist das die Verbote in der Bibel einleitende »lo«, dessen Anfangsbuchstabe ein Lamed ist⟩§. Der Midrasch Thanchuma lehrt, daß die drei Buchstaben des göttlichen Namens ⟨Schaddai⟩ auf jeden Menschen ausgeprägt sind: das Schin in der Nase, das Daleth in der Hand, das Jod in dem Glied der Beschneidung§§. Eine ethisch-homiletische Auslegung der Buchstabenformen wird

* Jeruschalmi Sanhedrin II, 5, Hohelied Rabba V.
** Psiktha d'Rabbi Kahana II.
*** Num. 3, 39.
**** Midrasch Manon in Ozar Hamidraschim ed. Wertheimer 94.
† Psiktha Rabbathi XXI.
†† Genesis Rabba I.
††† Ib.
†††† Pirke Rabbi Elieser XLVIII.
§ Psiktha Rabbathi XXII.
§§ Thanchuma zaw 14, schmini 7.

im Talmud, vor R. Josue ben Levi im Namen zeitgenössischer Schulkinder, als ungewöhnliche Neuheit referiert*.

Der Namen Gottes besteht gewöhnlich im Tetragrammaton aus vier Buchstaben, doch hier ruhte nicht, bei der den Buchstaben zugemessenen Wichtigkeit, die Phantasie, um die Buchstabenzahl zu vermehren. Eine altrabbinische Braitha, die in die Zeit des Tempelbestandes zu Jerusalem hinaufreicht, erwähnt den göttlichen Namen als aus zwölf Buchstaben bestehend. Im 3. nachchristlichen Jahrhundert erwähnt R. Juda im Namen Rab's einen geheimen, bloß an ernste, ältere, sittlich harmonische Personen tradierbaren Gottesnamen, der aus zweiundvierzig Buchstaben besteht**. Rabbi Jose ben Simra ⟨2. nachchristliches Jahrhundert⟩ lehrte, daß Gott mittels zweiundsiebzig Buchstaben Israel erlöste***, wobei er an die Sätze der Erlösung dachte und nicht an ein besonderes, langatmiges nomen sacrum. Nichts destoweniger lehrten die späteren Rabbiner der ausgehenden Antike, so R. Abin, der Name Gottes bestünde aus zweiundsiebenzig Buchstaben****, was dann in die Kabbala überging.

Die Buchstaben als ein mystisches, deutungsreiches Werk höherer Gewalten, als Bestandteile des göttlichen Namens, haben nach der jüdischen Sage bei der Weltschöpfung eine entscheidende Rolle gespielt. Rabbi Juda ben Ilai ⟨1. Hälfte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts⟩ behauptete, daß die jetzige Welt mit einem He, die zukünftige mit einem Jod erschaffen wurde†. Dieselbe Ansicht wiederholte R. Abbahu um die Wende des 3. nachchristlichen Jahrhunderts††. R. Jochanan, ein älterer Zeitgenosse des letzteren, erklärte die Schöpfung mittels »He« allegorisch: bei der Aussprache aller Konsonanten muß der Mund zusammengezogen werden, nur nicht beim »He«, so schuf Gott die Welt ohne Mühe†††. Diese allegorische Deutung fand in vielen Midraschim Eingang††††. Nach einer anderen Anschauung, die R. Simeon ben Lakisch ⟨3. nachchristliches Jahrhundert⟩ vertritt, wurde die Welt mit einem Beth erschaffen, dies veranlaßte das Aleph, durch 26 Generationen zu protestieren, warum es bei der Kosmogonie nicht verwendet wurde§. Der Unterschied, ob »He« oder »Beth« rührte daher, ob man sich an den ersten Buchstaben des biblischen Schöpfungsberichtes ⟨breschith⟩ klammerte oder sich an eines der ersten Worte des zweiten biblischen Schöpfungsberichtes ⟨des sogenannten Jahwisten⟩ hielt ⟨bhibaram⟩ §§.

* Sabbath 104a.
** Kidduschin 71a.
*** Aboth d'Rabbi Nathan III, Genesis Rabba XLIV.
**** Genesis Rabba XLIV, Leviticus Rabba XXIII.
† Mnachoth 25b.
†† Jerusch. Chagiga I.
††† Thanchuma ed. Buber Genesis 16.
†††† Midrasch Psalmen 62, Lekach tob Genesis 1b.
§ Genesis Rabba I.
§§ Genesis 214.

Die Buchstaben können auch in der sinnfälligen, alltäglichen Wirklichkeit, nach altrabbinischer Anschauung, übernatürliche Wirkungen auslösen. Der Patriarch Josef lernte die siebenzig Sprachen bei Gabriel, konnte sie aber nicht auffassen, bis ihm Gott einen Buchstaben zum Namen beigab, das He*. Der Erbauer der Stiftshütte Bzalel, berichtet der bekannte Gesetzeslehrer Rab ⟨3. Jahrhundert n. Christi Geb.⟩, daß er die Buchstaben zu verbinden wußte, mit denen Himmel und Erde erschaffen wurde**. Es handelt sich hier zweifellos, wie Blau es bereits richtig bemerkte, um Kombinationen der Buchstaben des göttlichen Namens***. Der Patriarch Abraham konnte Kinder zeugen erst als das He, mit dem die Welt erschaffen wurde, seinem Namen angehängt wurde****. Die Schrift des Dekalogs, »Die Schrift des Himmels«, kehrte, nachdem die Tafeln zerschlagen wurden, an ihren Ort ⟨im Himmel⟩ zurück†. Rabbi Chanina ben Thradion sah, als er in Thorarollen eingehüllt verbrannt wurde, Pergamentrollen brennen und die Buchstaben wegfliegen††. Das Wegfliegen der Schrift zeitigte auch für die Steintafeln des Dekalogs ihre Vernichtung. Moses war im stande, die vierzig Zentner schweren Steintafeln des Dekalogs zu tragen, nur weil die auf diesen Tafeln geritzten Buchstaben selber diese Last trugen, jedoch als Israel das goldene Kalb erzeugte und die Schrift wegflog, wurden die Steintafeln für Moses zu schwer und mußte sie daher zu Boden fallen lassen und sie zerbrachen†††. Die Buchstaben können auch laut sprechen. An Ahaswerus, den Perserkönig, lasen sich nach einer talmudischen Sage die Lettern seines Gedenkbuches von selbst††††. Die Loswürfel bei Verteilung Palästinas zur Zeit Josues kündeten jedesmal selber die auf ihnen geschriebene Entscheidung§.

Buchstabenmystik der alexandrinischen Judenschaft ist jetzt nach authentischen Quellen kaum mehr festzustellen. Sie ist jedoch aus der Tatsache der Herleitung der hebräischen Schrift von Moses, beziehungsweise Abraham zu entnehmen. Für die Verbreitung der palästinensischen Buchstabenmystik im hellenistischen Judentum spricht noch eine andere vielsagende Tatsache. Der griechische Schriftsteller Nikarchos, der im 3. bis 2. Jahrhundert vor Christi Geburt lebte, erzählt, daß der Beiname Moses' Alpha war, »weil er viele weiße Flecken am Körper hatte«§§. Dieser Beiname dürfte in den Ländern griechischer Zunge recht verbreitet gewesen sein, da der

* Jalkut Psalmen § 831.
** Brachoth 55, Mnachoth 28b.
*** Blau: Die Zauberei 122.
**** Genesis Rabba XXXIX.
† Aboth d'Rabbi Nathan XLI.
†† Aboda Sara 18a.
††† Jerusch. Schkalim VI, Psachim 88, Exodus Rabba XLVI.
†††† Mgila 15b.
§ Numeri Rabba XXI, 19.
§§ Th. Reinach: Textes d'auteurs grecs et romains relatifs au Judaisme 122, 361, 362. Paris 1895.

Anfang des 2. nachchristlichen Jahrhunderts lebende Ptolemaios Chennos, wie auch Helladios, der zu Beginn des 4. nachchristlichen Jahrhunderts wirkte, denselben unter Anführung derselben Erklärung erwähnen. Die Deutung des »Alpha« von weißen Flecken trägt auf sich das Gepräge einer tendenziösen Etymologisierung ἀλφοί. Es wird bei Moses-Alpha an den ersten Buchstaben des Alphabets zu denken sein, der in der hellenistischen Diaspora statt auf Gott, wie im hebräischen Judentum, auf den großen Gesetzgeber Moses übertragen wurde.

II.

In ein System wurde die jüdische Buchstabenmystik bereits in einigen der ältesten erhaltenen Schriftwerken der kabbalistischen Literatur, im Sepher Jezira und in den Othioth d'Rabbi Akiba gebracht.

Eine chronologische Festsetzung dieser mystischen Urkunden ist schwer. Das Sepher Jezira gilt schon als Erzeugnis des Patriarchen Abraham, schon als Werk des Rabbi Akiba, der zu Beginn des 2. nachchristlichen Jahrhunderts wirkte. Eines großen Ansehens erfreute sich schon dieses Büchlein im 8. Jahrhundert nach Christi Geburt, wo der italienische Jude Sabbathai Donnolo, der erste hebräische Autor der in Europa geboren wurde, es kommentierte. Im 9. nachchristlichen Jahrhundert schrieb Saadja Gaon, das geistige Oberhaupt der orientalischen Judenheit seiner Zeit, ein philosophisch geschulter Kopf, eine Erklärung zu diesem mystischen opusculum. Das wirkliche Alter des Sepher Jezira läßt sich trotz zahlreicher Eruierungsversuche kaum mehr bestimmen. Nicht ausgeschlossen, daß es wirklich von Rabbi Akiba herrührt oder sogar noch um ein Bedeutendes älter ist. Josephus Flavius erwähnt alte Schriften ‹Παλαία συγγράμματα› im Besitze der Mystiker seiner Zeit, der Essäer. Die jüdische Kabbala ist viel älter als man gemeinhin glaubt. Carl Siegfried stellte nicht wenige Analogien zwischen Philo und der kabbalistischen Theosophie fest*. Die oberwähnte alexandrinische Identifizierung von Moses Alpha findet ihre Übereinstimmung in der, in der mittelalterlichen Kabbala vorgetragenen Ansicht, vom Aleph als Symbol der Chochma ‹Sophia Logos› und als Namen des Messias**. Moses wurde in der Kabbala mit dem Messias oft in Parallele gebracht, so auch schon in der altrabbinischen Homiletik. Auch der Synoptiker Matthäus übertrug auf den christlichen Heiland die Kindheitsgeschichte Mosis.

Das Buch Othioth d'R. Akiba wird wohl in der heutigen Gestalt eine Kompilation aus dem frühen Mittelalter sein, der Kern stammt jedoch zweifellos aus dem Altertum her.

Der Sepher Jezira gibt uns einen Bericht über den Schöpfungsakt in folgender Weise: »Gott nahm Buchstaben von den einfachen Jod He Waw und legte sie in seinem großen Namen fest und versiegelte mit ihnen die sechs Richtungen des Raumes ‹= die sechs

* Carl Siegfried: Philo aus Alexandrien 259, Jena 1875.
** Jolles: Koheleth Jakob 340, Lemberg 1870.

Ausdehnungsflächen eines Kubus, die vier Weltgegenden, dazu oben und unten).« »Die zweiundzwanzig Buchstaben bestehen aus drei Müttern (= Vokalen), sieben doppelten und zwölf einfachen . . . Gott ritzte sie ein, kombinierte, wog, wechselte und zeichnete in ihnen die Seele jedes Geschöpfes und die Seele alles dessen, was in der Zukunft erschaffen wird«. Gott hieß das Aleph über die Atmosphäre herrschen, er knüpfte an dasselbe eine Krone, kombinierte und versiegelte die Weltatmosphäre mit ihm«. Mit dem Mem versiegelte Gott die Erde, mit dem Schin den Himmel. Die sieben doppelten: Beth, Gimel, Daleth, Kaph, Pe, Rasch, Thaw werden doppelt auf zweifache Weise ausgesprochen« (b—w, gue—ge (nach französischer Aussprache), d—dh, k—ch, p—f, r—rh, t—th), sie sind das Bild des Harten und Weichen, des Lebens und des Todes, des Friedens und des Bösen, der Weisheit und der Torheit usw. Die sieben Doppelbuchstaben entsprechen den sieben Richtungen: oben und unten, Ost und West, Nord und Süd und der heilige Tempel in der Mitte, der alles trägt. Gott »ritzte und haute diese sieben Buchstaben ein, er kombinierte sie und bildete mit ihnen: die Planeten in der Welt, die Tage im Jahre (die Woche), zeichnete mit ihnen die sieben Himmel, die sieben Erden und die sieben Wochen (von Ostern bis Pfingsten), darum liebte er das Siebente unter dem ganzen Himmel«, »sieben Tage dauerte die Weltschöpfung, sieben Pforten hat die Seele, zwei Augen, zwei Ohren, den Mund und zwei Nasenlöcher.« »Zwölf einfache Buchstaben gibt es, mit ihnen bildete Gott die zwölf Zeichen des Zodiaks in der Welt, die zwölf Monate im Jahre, die zwölf Führer der Seele: zwei Hände, zwei Füße, zwei Nieren, die Milz, die Leber, die Galle, die Eingeweide, den Magen, den Darm und die zwölf Grenzen der Weltrichtungen« (jeder Winkel der Weltrichtung hat zwei Eckseiten).

Im Laufe der kosmogonischen Darstellung im Sepher Jezira wird an einer Stelle eine Darstellung von der unübersehbaren Fülle, sozusagen von der Unendlichkeit der Buchstabenkombinationen gegeben. »Zwei Buchstaben bauen zwei Häuser (schaffen zwei Kombinationen: ab ba), drei Buchstaben sechs Häuser (abg, agb, bag, gba, bga, gab), vier Buchstaben 24 Häuser, 5 Buchstaben 120 Häuser, 6 Buchstaben 720 Häuser. Rechne so weiter und du gelangst zu Zahlen, die weder der Mund aussprechen, noch das Ohr hören kann« *.

Ekstatische Schilderungen der Buchstabenglorie finden sich in den Othioth d'Rabbi Akiba. »Am Wagen (Mirkaba) Gottes befinden sich Buchstaben, die bevor die Schchima sich auf den Thron des Wagens setzt, fragen: wann kommt Gott und setzt sich auf den Thron des Wagens?«

Die Buchstabennamen, wie auch ihre Figuren erfahren in dem Othioth d'R. Akiba Deutungen schon ethischer, schon homiletisch-aggadischer, schon metaphysischer Art. Einzelne Deutungen stellen sich als Erweiterungen bereits im Talmud und Midrasch vorgekom-

* Sepher Jezira, Lemberg 1860.

mener Aussprüche dar. Vom Aleph heißt es an einer Stelle, »es ist das Haupt der Buchstaben wie ein König, es ist eins und Gott ist eins, und die Thora ist eins« ⟨4⟩, »Aleph das ist Adam der erste« ⟨5 h⟩, »Aleph das ist Gott, denn er ist der erste und der letzte und er ist Fürst unter Tausenden ⟨ein Wortspiel⟩. Wie Aleph das Haupt aller Buchstaben ist, so ist Gott das Haupt aller Welten« ⟨8 b⟩. »Warum wird das Aleph mit einer Figur geschrieben und mit drei Buchstaben ⟨alf⟩ benannt, weil es als eins eine Analogie mit Gott darstellt, der auch eins benannt wird. Gott ist einer und die Benennung seines Namens eine dreifache . . . denn es steht geschrieben: Gott unser Gott ist ein einziger Gott ⟨IHWH elohenu IHWH echad⟩, Gott, Gott ist ein erbarmender Gott ⟨IHWH IHWH el rachum etc.⟩ ⟨9 a, 10 b⟩.« Das »Lamed« ist höher als alle anderen Buchstaben, weil es inmitten der 22 Buchstaben sich befindet und einem König, der auf dem Throne der Ehre sitzt, ähnelt. »He« ist der Schöpfungsbuchstabe, weil es wesenslos ist, bei dem Aussprechen dessen weder Lippe noch Zunge nur berührt werden und es keine Unreinheit annimmt. Religionsgeschichtlich wichtig ist es auch, daß in den Othioth das Thaw ebenso wie das Aleph, Adam bezeichnet. Schlecht kommt merkwürdigerweise in den Othioth das Schin weg, das auf die Böse-wichter gedeutet wird ⟨23 b⟩. Im Talmud sind Schin Thaw die Buchstaben eines Wortes, mit denen man die Heiden verspotten darf*.

Auch kosmogonische Buchstabendeutungen bieten die Othioth d'R.Akiba. Die Welt wurde mit einem He erschaffen. Mit zwölf Buchstaben wurden Himmel und Erde versiegelt, drei Windrichtungen je vier Buchstaben, die vierte Windrichtung ⟨der hohe Norden⟩ blieb jedoch offen. Als Gott die Welt erschaffen wollte, traten vor ihn die 22 Buchstaben des Alphabets, die mit einer Feuerfeder in der fürchterlichen und schrecklichen Krone Gottes eingegraben sind und jeder dieser Buchstaben behauptete: mit mir wird Gott die Welt erschaffen**.

In einem anderen mystischen Geheimbüchlein des frühen jüdischen Mittelalters heißt es, daß Gott seinen Thron der Ehre mit seinem Siegel versiegelte, denn sonst wäre kein Mensch imstande die Buchstaben des Gottesnamens zu verwenden, wegen einer Feuerflamme, die heruntergeht um die Welt zu verbrennen. »Zur Zeit als jemand die Buchstaben des Gottesnamens studiert, flattern jene Feuerbuchstaben, die gegenüber der Krone Gottes stehen, herunter und wollen die Welt verbrennen, da die sich fragen, wer ist denn der, der die Geheimnisse der Buchstaben des unaussprechlichen Namens verwenden will***.«

In der in Europa entstandenen älteren jüdischen Mystik spielten

* Mgilla 25 b.

** Othioth d'R. Akiba, Krakau 5339 ⟨1579⟩.

*** Sepher Rabba di'Breschith d'Mirkaba d'Rabbi Jismael Kohen Gadol in: Bethhamidrasch ed. Wertheimer I, 5.

die Buchstaben bereits frühzeitig eine Rolle, wenn auch keine gleichmäßige. Im 9. Jahrhundert war die Buchstabenmystik bei den Juden Frankreichs bereits so heimisch, daß sie Bischof Agobard bereits auffallen konnte. Im Sepher Chassidim, wo soviel Aberglaube aufgehäuft ist, läßt sich jedoch die Buchstabenverehrung kaum merken. Bloß einmal heißt es vom »f«, daß es ein dämonischer Buchstabe sei, gemeint dabei ist jedoch ausschließlich der gesprochene und nicht der geschriebene Laut f als in den dämonischen Appellativen oft vorkommend. Etwas später schrieben die deutschen Juden das Tetragrammaton mit drei Jod*.

Das zweifellos europäisch mittelalterliche Buch »Sepher Hathmuna«, das angeblich von R. Nchunia ben Hakana und Rabbi Jismael, dem Hohepriester ‹1. Jahrhundert n. Chr.› verfaßt wurde, unterzieht die Buchstabenmystik einer ausführlichen Bearbeitung. Jeder Buchstabe wird in seinem mystischen Wert dargelegt und seine astrologische Wirkung bezeichnet. Charakteristisch ist die Einschätzung des Endbuchstabens Thaw »dieses ist eine heilige Qualität ‹Midda-Hypostase›, begrenzt alle Buchstaben und herrscht zur Zeit des Saturn.« Allgemein lautet es in diesem Buche, die Namen der Buchstaben entsprechen den Namen der Hypostasen, die Figuren der Buchstaben gleichen den uralten Figuren der himmlischen Buchstaben. Jeder derselben hat den Namen infolge seiner Kraft. Als die Tafeln zerbrochen wurden, flogen die Buchstaben in die Höhe, denn man wollte den ganzen Bau zerstören**.

Ebenso ist es im Sohar viel Aufhebens um die hebräischen Buchstaben, wobei zahlreiche talmudisch-midraschische Reminiszenzen in selbständiger Weiterausbauung wiederkehren. Der heilige Name, mit dem die Welt versiegelt wurde, besteht aus zwei und siebenzig Buchstaben***. Ausführlich wird hier jeder einzelne Buchstabe angeführt, der mit seinen Ansprüchen bei der Weltschöpfung vortrat****.

Die mystische Ausdeutung der Buchstaben wurde im späteren Mittelalter von den zahlreichen Adepten der Kabbala im weitesten Maße fortgesetzt. Einen großen Teil der jüdischen Geheimwissenschaft der Kabbala machen Kombinationen der verschiedensten Buchstaben des Gottesnamens aus, Forschungen über die individualmystische Bedeutung jedes einzelnen Buchstabens. Das Wesen des Golus wurde buchstabenmystisch mit der Losreißung der letzten zwei Buchstaben des Gottesnamens von den ersten erklärt. Sogar ins Gebet fand im Mittelalter diese Auffassung Eingang ‹Ischem jichud›. Es regten sich dagegen oft nüchterne Köpfe ‹zum Beispiel Ezechiel Landau im 18. Jahrhundert› aber vergebens. Gegen die Deutung des Kaddisch ‹schmeh-schem jah rabbah› in diesem Sinne, nahmen die bedeutendsten Rituallehrer frühzeitig Stellung ‹Rokeach, Abudraham›.

* Elieser Rokeach: Harokeach § 119.
** Sepher Hathmuna, 1, 5, 9, Lemberg, 1892.
*** Sohar Genesis I, 79b.
**** Ib. Genesis 2b.

In den inneren Kern des Judentums ließen die Führer des Volkes nur selten schwärmerische Vorstellungen eindringen.

Die kabbalistische Buchstabenmystik verquickte sich im Mittelalter sehr stark mit einer an die pythagoräische Denkweise erinnernden Zahlensymbolik, da im Hebräischen wie auch im Griechischen und auch in so manchem anderen orientalischen Alphabet der Buchstabe gleichzeitig auch Ziffer ist. Zahlensymbolik nach pythagoräischem Muster, unabhängig jedoch von Buchstaben, findet sich schon bei Philo.

Abgeschlossene Darstellungen des mystischen Wertes jedes einzelnen Buchstabens in der jüdischen Kabbala des Mittelalters sind in geordneter Reihenfolge in mehreren einschlägigen Handbüchern wiederholt zusammengefaßt worden. Der christliche Mystiker Knorr von Rosenroth behandelte im 17. Jahrhundert in seinem kabbalistischen Nachschlagewerk sub voce bei den entsprechenden hebräischen Buchstabennamen in systematischer Gruppierung den mystischen Wert derselben*. In neuerer Zeit wurde die Buchstabenmystik in genauer Übersicht in der kabbalistischen hebräischen Enzyklopädie Koheleth Jakob von Jakob Jolles ⟨Lemberg 1870⟩ unter den betreffenden Schlagworten kodifiziert.

Die jüdische Buchstabenmystik wurde hauptsächlich seit dem späteren Mittelalter auch von praktischen Wundertätern exploitiert, die die geheiligten Buchstabenkombinationen zur Erlangung praktischer Ziele ausnützen zu können behaupteten. Diese Buchstabenmagie löste als Entwürdigung der Lettern-Transzendenz bei den ernsteren Repräsentanten des denkenden Judentums grimmige Entrüstung aus**.

Die Übernatürlichkeit der Schrift als solche war selbstverständliche Meinung auch bei den jüdischen Denkern des maurischen Zeitalters. Rabbi Juda Halevi erklärte, daß die Gestalten der Buchstaben nicht zufällig und absichtslos sind und entwickelte im Anschluß an das Sepher Jezira eine ganze Buchstabenkosmogonie***. Ein Schriftmystiker war auch der sonst kritische und skeptische Abraham ibn Esra****. Beziehungen zwischen einzelnen Sternen und bestimmten Buchstaben nahm auch Profiat Duran an. Die Heiligkeit der Schrift behauptete auch Maimonides†, der sonst der Buchstabentheurgie sehr abhold war.

Die Heiligkeit der Schrift wurde auch in der juridischen Literatur des Judentums als selbstverständlicher Grundsatz aufgefaßt, so von Maimonides††, David ben Simra††† u. v. a. In den offiziellen synagogalen Bibelcodices müssen die traditionellen sakralen Buchstabenformen genau eingehalten werden. Kalligraphische Fragen

* Knorr von Rosenroth: Apparatus in librum Sohar pars prima nempe loci communes Kabbalistici secundum ordinem alphabeticum concinnati qui lexici instar esse possunt: in: Kabbala denudata, Sulzbach 1677.

** Maimonides: Moreh Nbuchim I, 62.

*** Juda Halevi: Kusari IV, 25.

**** Abraham ibn Esra: Sepher Zachuth, Schaar haothioth.

† Maimonides: Mischna Thora, Hicthoth Thfilin I.

†† Idem: ib. Responsen P'er hador VII.

††† David ben Simra: Responsen I, 45.

werden in der jüdischen Rechtsliteratur mit schwerem Ernst behandelt und bilden eine ganze Partie in dem Schulchan Aruch. Meinungsverschiedenheiten in dieser Materie haben in früheren Jahrhunderten in der jüdischen Welt ganze Stürme entfesselt. Im 16. Jahrhundert polemisierten miteinander die jüdischen Gelehrten Levi ibn Chabib und Abraham aus Treves in puncto liturgisch richtiger Kalligraphie mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit. Jedes noch so unscheinbare Detail der Buchstabengestalt wurde als Gegenstand von größter Bedeutung mit großem Scharfsinn und einem Aufwande von Gelehrsamkeit diskutiert. Ein kalligraphischer Streit setzte die Rabbiner Italiens noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Bewegung*. Liturgische Bibelcodices, die zum offiziellen Verlesen in der Synagoge dienen, dürfen bis heute nicht gedruckt, nur geschrieben werden und das nicht auf fabriksmäßigem Papier, nur auf Pergament. Mechanische Kunst könnte die Weihe der kultischen, mit besonderen Schnörkeln ausgestatteten, Bibelrollen-Buchstaben entheiligen. Das Kopieren von Büchern ist eine »heilige Arbeit« behauptete schon im 2. Jahrhundert der üblichen Ära der bedeutende Gesetzeslehrer Rabbi Meir**.

Der Einfluß des Glaubens von der Schriftheiligkeit läßt sich noch heute in der Volkssitte der Juden beobachten. Der religiöse Jude wird nie einen mit hebräischen Lettern beschriebenen oder bedruckten Papierfetzen am Boden liegen lassen oder gar darauf treten oder als Makulatur verwenden, mag dessen Inhalt ein noch so gleichgültiger oder profaner sein. Lose Blätter aus hebräischen Büchern, dürfen nicht irgendwie zum Einpacken verwendet werden, sondern werden in einen eigenen Wandbehälter in der Synagoge gelegt und wenn deren Menge zu groß wird, auf den Friedhof getragen und dort begraben. Einem solchen Wandbehälter, der Geniza in Kairo, verdankt die jüdische Wissenschaft einen vor mehreren Jahren gemachten größeren Fund, wichtiger längst verschollener Literatur- und Geschichtsdenkmäler, unter anderem einige Fragmente des hebräischen Originals des Siraciden.

Die moderne Kultur, die die religiöse Denkweise früherer Zeit über den Haufen rannte, beseitigte auch die ganze Schriftmystik aus dem Gesichtskreise der neuzeitlichen gebildeten Judenschaft. Doch ist die im Unterbewußtsein verankerte Kontinuität des Denkens viel zäher, als die bei jedem Windhauch sich kräuselnde Fläche des Oberbewußtseins. Es ist bei jüdischen Schriftstellern der Neuzeit zuweilen eine übertriebene Meinung hinsichtlich der religionshistorischen Bedeutung der Schrift zu bemerken.

Der Philosoph Moses Mendelssohn war der Ansicht, daß der Ursprung alles Heidentums in einem Mißverstehen der Schrift liegt. Aus einer mißverstandenen Bilderschrift ging die Anbetung der

* L. Löw: Graphische Requisiten 70, Leipzig 1871.

** Erubin 13, vgl. auch L. Blau: Studien zum althebräischen Buchwesen 87 Budapest 1902.

Tiere in Ägypten hervor, »sie sahen die Zeichen nicht als bloße Zeichen an, sondern für Dinge selbst. Das Rätselhafte und Fremde in der Zusammensetzung ‹der Schrift› selbst, gab dem Aberglauben Stoff zu mancherlei Erdichtung und Fabel«. Durch die Mißdeutung ihrer Form trug die Schrift bei, zum Entstehen und zur Fortpflanzung des Tier-, Bilder- und Menschendienstes*.

Ein anderer, um die Mitte des 19. Jahrhunderts wirkender Linguist, Barzilai, war davon überzeugt, daß die Namen der hebräischen Buchstaben nicht Sache des Zufalls sind und stellte die These auf, die Namen der hebräischen Buchstaben bieten in ihrer Reihenfolge bei richtiger Deutung ein vollkommenes System der Erziehung und des Unterrichts. Das »He« hat bei ihm besonderen Wert, da es den unaussprechlichen Namen Gottes hervorbringt**.

Der bekannte jüdische Forscher Adolf Jellinek sieht in der Verwendung der Lautschrift durch Moses statt der ägyptischen Hieroglyphen ein religiöses Motiv. Der jüdische Stamm mußte darum am frühesten den Gebrauch von der Lautschrift gemacht haben, da »ohne das Alphabet, ohne ein einfaches Schriftsystem, seine Religion nicht realisiert werden konnte«. »Die Religion Israels wandte sich an jeden Einzelnen, sollte von dem einfachsten Israeliten verstanden werden, verlangte von ihm, daß er die Gesetze lese und schreibe, bedurfte daher eines einfachen Schriftsystems, das jedermann leicht begreifen konnte. In Ägypten gab es keine auf idealer Gleichheit beruhende Religion . . ., dem entsprechen auch die Hieroglyphen, die nur von den Priestern verstanden wurden und zum gewöhnlichen Verkehr des Volkes sich nicht anwenden ließen***.«

‹3› Der Islam.

In der mohammedanischen Welt werden den Buchstaben, gerade wie überall sonst, Geheimkräfte zugeschrieben. Edmond Doutté beschrieb unlängst die Vorstellungen bezüglich der Heiligkeit und der magischen Kraft der Buchstaben, die bei den zeitgenössischen Muslims Nordafrikas herrschen****. Bei den Mohammedanern Indiens besteht eine besondere Wahrsagungsmethode mit Hilfe der Lettern. Wenn bei ihnen dort jemand an bösem Blick erkrankt und man sich an den Tag der Erkrankung nicht mehr erinnert, so addiert man die Zahl, die die Buchstaben ausmachen, welche den Namen des Patienten und seiner Mutter bilden und teilt das Ganze durch sieben, wenn eins nachbleibt, so ist er am Sonntag erkrankt, wenn zwei am Montag usw†.

Die Buchstabenmagie und Mystik zeitigten bei den Muslims eine ganze Literatur. Al-Bostani erwähnt in der Vorrede seines Buches,

* M. Mendelssohn: Jerusalem II ‹Gesammelte Schriften III, 332 f›.
** Barzilai: Le lettere dell' alph. fen. 30, 122.
*** Adolf Jellinek: Der jüdische Stamm 124, 125.
**** Doutté: Magie et réligion dans l'Afrique du nord, Algier 1909.
† S. Seligmann: Der böse Blick, 265, Berlin 1910.

das er über die Mysterien, die in den Buchstaben des arabischen Alphabets verborgen sind, verfaßt hat, nicht weniger als zweihundert mohammedanische Autoren, die über dasselbe Thema geschrieben haben*. Die modernen europäischen Bibliotheken besitzen zahlreiche arabische Werke aus diesem eigenartigen Gebiet. In dem Verzeichnisse der arabischen Handschriften der Berliner Königlichen Bibliothek wird eine große Menge von Büchern angeführt, welche die in den Buchstaben liegenden und wirkenden Kräfte zum Gegenstand haben. Die Kunde von der geheimen Bedeutung der Buchstaben gilt in der betreffenden arabischen Fachliteratur nicht als menschliche Entdeckung, sondern als Offenbarung des Himmels. Die mystische Buchstabenwissenschaft wurde nach muslimischer Auffassung von Gott an Adam mitgeteilt, dieser gab sie weiter an Seth und von ihm weiter tradiert langte die Geheimkunde an Jesus und an Mohammed an. Unter den Autoren der Berliner Königlichen Bibliothek ist Isa ben Abd el Aziz abu Iquasin besonders interessant. Derselbe erörtert in seinem mystischen Buche die Herleitung eines jeden einzelnen Buchstabens, stellt seine mystische Bedeutung fest, »denn die geheime Kraft der Buchstaben sei unleugbar«, gibt an, wie oft jeder einzelne Buchstabe im Koran vorkommt und vertritt die felsensichere Ansicht, daß jeder dieser Buchstaben bei Gott für die Gläubigen Fürsprache einlege**.

Ein Buch aus dem Gebiete der Schriftmystik von einem nabatäischen Araber erschien in englischer Übersetzung von Josef Hammer vor mehr als einem Jahrhundert. In diesem Buche werden drei besondere heilige Alphabete vorgetragen: das syrische Alphabet, das Gott Adam unterrichtete, das »himmlische Alphabet« das Seth in seinen Werken gebrauchte und das Alphabet das Henoch, der von den Ägyptern Hermes, von den Arabern Idris genannt wird, durch Vermittlung des Engels Gabriel vom Himmel empfing. Der Verfasser behauptet, daß diese seine Ansicht von den drei Alphabeten von allen Nationen und Sekten allgemein geteilt wird, und beruft sich auf eine Abhandlung über die geheimen Dinge des griechischen Geographen und Mystikers Agathadaimon, der im 5. nachchristlichen Jahrhundert lebte. Der von Hammer zugänglich gemachte Nabatäer lehrt auch Wundertäterei mit den Buchstaben dieser Alphabete***.

Die arabische Schriftmystik suchte ihre Grundlagen auch mit Quadersteinen der antiken griechischen Philosophie auszustatten. Es kursiert unter den Mohammedanern eine Plato zugeschriebene Anweisung zur Geheimlehre, die die Buchstabenmystik lehrt.

Die spezielle Verehrung der arabischen Schrift fand auch unter

* Herbelot: Bibliotheque orientale, 758.

** W. Ahlwardt: Verzeichnis der arabischen Handschriften der Kön. Berl. Bibl. III, 79, 509–519 (allgem. Reihenfolge IX).

*** Ancient Alphabets and hieroglyphic characters explained with an account of the Egyptian priests in the arabic language by Ahmad ibn Abubekr bin Washil, in English by Jos. Hammer, London 1808.

orientalischen Christen Anhänger. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts verfaßte der christliche Patriarch des syrischen Ostens Ignatius I. ‹Joseph aus Mardin, genannt Bedr-Zakhé Bar Wahib› eine Arbeit in arabischer Sprache und syrischer Schrift ‹Karschuni› über die Bedeutung der einzelnen Buchstaben des arabischen Alphabets, in welcher er seinen Bekennern die in den arabischen Buchstaben enthaltenen Geheimnisse darlegte*.

Es gibt im Islam ganze Religionsparteien, bei denen das Prinzip ihrer ganzen Theologie der mystische Wert der Buchstaben bildet, so die Sekte der Hurufis in Persien, die von einem Karmathen aus Astarbad namens Fazl-ullah gegen Ende des 14. Jahrhunderts gegründet wurde**, und die Baktaschis in Kleinasien, die dann von einem Schüler Fazl-ullah's von Ali el Ala in eine geheime Abzweigung der Hurufis verwandelt wurden. Charakteristisch für die Hurufis ist, daß deren Sektenname nichts als »die Männer der Buchstaben« bedeutet ***.

Die Buchstaben erfreuen sich großer Verehrung auch im gewöhnlichen Leben des Muslims. In Tiflis, erzählt Knut Hamsun, wenn Muslims an einer gewöhnlichen Schreibstube vorbeigehen, wo Personen, die gegen Bezahlung für das Volk alles mögliche schreiben, sitzen, verbeugen sie sich und grüßen ehrerbietig. Die Schreibkunst ist eine heilige Kunst. Das Papier, auf dem geschrieben wird, ist heilig. Der berühmte kaukasische Scheik Abdul Kader Gilani ging niemals an einer Papierbude vorbei, ohne sich vorher durch Waschungen gereinigt zu haben. Man wählt das Papier zum Schreiben des Koran mit größter Sorgfalt, schneidet die Feder und mischt die Tinte mit Andacht ****. Die schablonenhafte Vervielfältigung der arabischen Schrift durch den Druck stieß lange Jahrhunderte in der muslimischen Welt auf heftigsten Widerstand. Das erste Buch in arabischer Schrift wurde in der Türkei im Jahre 1728 gedruckt, durch einen ungarischen Konvertiten namens Ibrahim. Die erste Drucklizenz wurde unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben, daß weder der Koran noch andere kanonische Bücher gedruckt werden dürfen. Wenn ein Muslim einen Streifen Papier auf der Erde findet, auf dem ein Spruch aus dem Koran geschrieben ist, hebt er ihn auf und küßt ihn †. Araber der Gegenwart schwören oft unter anderem auch bei den 29 Buchstaben des Alphabets ††.

In manchen mohammedanischen Ländern wird von den Muslims darauf Gewicht gelegt, daß Nichtmohammedaner die arabische Schrift durch die Verwendung derselben für ihre unheiligen Themata

* Eduard Sachau: Verzeichnis der syr. Hss, 792, ‹allgemeine Reihenfolge XXIII›.

** Cl. Huart: Textespersanes relatifs à la secte de Houroufis. Suivies d'une étude sur la réligion des Houroufis par Riza Tevfiq, Leyden 1909.

*** Idem: Les Derviches Baktachis in: Revue du Monde Musulman, IX, 243.

**** Knut Hamsun: Im Märchenlande, 216, München 1903.

† Strausz: Bosnien, 186.

†† Pedersen: Der Eid bei den Semiten, 164, Straßburg 1914.

nicht verunreinigen. In Marokko ist es den Juden untersagt, die arabischen Schriftzeichen zu schreiben oder zu lesen*. Ein ähnliches Verbot existierte auch einst in Algerien, als es unabhängig war**. Es scheint, daß diese merkwürdige Schutzmaßregel früher nicht bloß auf die Barbareskenstaaten beschränkt war und nicht bloß Juden gegenüber gehandhabt wurde. In den Wiener Jahrbüchern*** findet sich eine Mitteilung, daß im Vertrag der Untertanenschaft von Juden und Christen in mohammedanischen Ländern überhaupt in der Regel sich eine Formel befand: »Wir machen uns verbindlich . . . . nicht mit ihrer ⟨der Mohammedaner⟩Schrift zu schreiben«. Allgemein mohammedanisch war dieses Verbot jedoch nicht. Bei den syrischen Christen war die arabische Schrift, obwohl oft von selbst gemieden, jedoch nie ganz fremd. Bei den arabischen Christen Andalusiens war die Schrift der Mohammedaner nicht wenig verbreitet. Die Juden gebrauchten zwar literarisch nie pro foro interno die Lettern des Muslims, doch aus Propaganda- oder anderen Gründen der Mitteilsamkeit wurde die arabische Schrift in einzelnen Fällen von ihnen selbst in Ägypten und Westasien ⟨Saadja⟩ gebraucht. Vor Gericht durften in Spanien Andersgläubige nur mit arabischen Lettern geschriebene Dokumente vorlegen.

γ⟩ Christentum.

I.

Auch im Christentum wurde dem Alphabet mystische Bedeutung zugeschrieben.

In erster Reihe gaben sich mit den Geheimnissen der Schrift die Theosophen des alten Christentums ab, die häretischen Gnostiker. Marcus, der Gnostiker, sagte folgendes: »Vierundzwanzig Lettern sind vorhanden, die die Vollkommenheit aller Dinge besitzen, darum sagte auch Christus: Ich bin A und Ω****.« Das mystische ΙΑΩ für Gott wird vielleicht nichts anderes als eine gnostische Erweiterung des Α Ω gewesen sein und keine Verschreibung von Jahwe†. Der Gnostiker Colobarsus behauptete ähnlich, daß in den Buchstaben und in der Siebenzahl der Elemente ⟨wahrscheinlich Selbstlaute⟩ und der Sterne, aller Menschen Leben und Erzeugung bestehe††. Dies berichtet uns Filastrius. Tertullian teilt uns über die Gnostiker Ähnliches mit: »Marcus und Colobarsus setzten eine neue Häresie aus dem griechischen Alphabet zusammen. Sie leugneten, daß die Wahrheit ohne diese Buchstaben gefunden werden könnte und waren

* R. Andrée: Zur Volkskunde der Juden, 195, Bielefeld und Leipzig 1885.
** C. Fregier: Les Juifs Algériens, Paris 1865.
*** Wr. Jahrbücher der Literatur, Band 84, S. 153. Der Orient, IV ⟨1843⟩, S. 811.
**** »Marcus dicit enim ita: viginti quattuor litterae sunt quae perfectionem habent omnium rerum. Propter quod et Christus dicebat: Ego sum A et Ω« Filastrius XIV.
† Vgl. Baudissin: Semit. Studien, I 251.
†† »Post hunc Colobarsus qui similiter in litteris et numero elementorum astrorumque septem vitam omnium hominum et generationum consistere asserebat« Fil. ib.

der Ansicht, daß die ganze Fülle und Vollkommenheit der Wahrheit in diesen Buchstaben verborgen wäre.« Tertullian erwähnt auch die mystischen Umsetzungen von Buchstaben in Zahlen bei den Gnostikern und die rückläufige Teilung des griechischen Alphabets in Ogdoaden und Dekaden*. Um ihren Zahlenkombinationen zu entsprechen, schrieben die Gnostiker Χρειστός für Χριστός**. Der Gnostiker Bardesanes enträtselte aus dem Zahlenwert eines Geheimalphabets das Alter der Welt. Ausführlichen Bericht über die Buchstabenmetaphysik der Gnostiker bringt Irenäus, der griechische Kirchenvater des zweiten Jahrhunderts. Die 24 Buchstaben des griechischen Alphabets galten bei den Gnostikern als Emanationen dreier Kräfte ‹Dynamis›. »Stumme Buchstaben ‹reine Konsonanten› gibt es neun, sie gehören dem Vater und der Wahrheit an, da sie ohne Stimme sind, das heißt, sie sind unzählbar und unaussprechlich. Halbvokale jedoch gibt es acht, sie sind des Logos und der Zoe ‹des Lebens›, da sie wie vermittelnd zwischen den stummen Buchstaben und den Vokalen sind und empfangen den Abfluß deren, die oben sind und die Beziehung deren, die da unten sind. Vokale jedoch, deren es sieben gibt, sind des Anthropos ‹Adam-Christus› und der Kirche; denn die Stimme, die durch den Menschen geht, formt alles, der Laut der Stimme gibt ihnen eine Form.« »Wenn die Seele in Leiden und Unglück ist, sagt sie, um sich zu erleichtern Ω als Zeichen des Lobes.« Die Worte Christus, Jesus und so weiter wurden von den Gnostikern in Einzelbuchstaben zerlegt und mystisch gedeutet. So z. B. beziehen sich I und η des Namens Jesus ‹Ιησους› auf die Aeonen ‹I hat im Griechischen den Zahlwert zehn und η acht› »darum sagte auch der Heiland, daß kein Jota zugrunde gehen wird.« Das Alphabet wurde als »Körper der Wahrheit« angesehen und einem menschlichen Körper verglichen. A und Ω war der Kopf, der Hals B und Ψ, die Achsel Γ und X, die Brust Δ nnd Φ, usw.*** Jeder Buchstabe bildete nach den Gnostikern eine Art Unendlichkeit, z. B. Δέλτα hat in sich fünf Lettern Δ, E, Λ, T und A und diese Buchstaben haben wieder Namen, die sich in Buchstaben zerlegen lassen und diese wieder so ins Grenzenlose. Die sieben Himmel erklingen, behauptet Marcus, in den Tönen der sieben Selbstlaute und preisen jenen, vor dem sie niederfallen. Kosmologisch-theologische Ideen über die sieben Vokale entfaltet auch die gnostische Pistis Sophia. Der Namen des Unsterblichen ist αααωωω. Der endliche Mensch wird durch ιι bewegt. Die Gnostiker hatten auch mit der neoplatonischen Vokalmystik welche engere Berührung. Irenäus weist auf den gnostischen Parallelismus zwischen Vokalen und Planeten hin. Dasselbe dürfte auch Colobarsus bei Filastrius gemeint haben.

* ». . . Negant enim veritatem sine istis posse litteris inveniri etc«., II, 70. Tertullian: Liber de praescriptionibus c. L. Migne II, 70.

** Hieronymus: Amos c. III.

*** Divi Irenaei libri quinque adv. portentosas haereses Valentini et aliorum. IX—XII sq. p. 50—60, apud Joannem le Preux et Joannem Paruum, Paris MDLXX.

Auch die rechtgläubigen Christen befanden sich bezüglich des Buchstabenglaubens oft nicht fern von der gnostischen Heerstraße. Zahlen mit Buchstaben wurden schon frühzeitig in der katholischen Kirche kombiniert. In Teilen der sibyllinischen Weissagung, die ins erste christliche Jahrhundert gegen Ende hineingehören, werden mystische Zahlen gebraucht, die auf Anfangsbuchstaben von Namen hinweisen. »Sodann wird derjenige regieren, welcher als Zeichen die Dreizahl ⟨Γ = Gaius Caesar⟩ bekommen hat, dann derjenige, welcher als erstes Zeichen die Zwanzig ⟨K = Klaudius⟩ bekommen hat, der, welcher das Zeichen von fünfzig bekommen hat, wird Herrscher sein ⟨N = Nero⟩ usw.*« Dieses System kam in Anwendung auch in der Apokalypse, wo die Zahl des apokalyptischen Tieres ⟨666⟩ den mystischen Zahlenwert solcher unbekannten Buchstaben darstellt**.

Im Barnabasbrief, der zu Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts entstanden sein soll, wird in Buchstabenmystik spekuliert auf folgende Weise: »Es heißt nämlich: Und Abraham beschnitt aus seinem Hause zehn und acht und dreihundert Männer. Welche war nun die ihm gegebene Erkenntnis? Merket, daß es zuerst zehn und acht und dann erst nach einem Zwischenraum dreihundert heißt. Zehn und acht ergeben die Buchstaben IH, da hast du Jesus. Weil aber das in dem Buchstaben T enthaltene Kreuzzeichen die Gnade andeuten sollte, so heißt es: und dreihundert ⟨= T⟩. So weist also der Herr mit jenen zwei Zahlzeichen auf Jesus, mit diesem auf das Kreuz hin***.«

Diese Buchstabenspekulation wiederfindet sich bei dem lateinischen europäischen Kirchenvater Ambrosius, jedoch in Bezugnahme nicht auf die Beschneidung, nur auf den Sieg gegen die vier Könige, die Lot verschleppten. »Und mit dreihundertachtzehn erlangte er ⟨Abraham⟩ den Sieg. Er zählte 318, damit du nicht die Größe der Zahl, nur das ausdrückliche Verdienst der Wahl kennst. Diese nahm er nämlich mit, die er der Zahl der Gläubigen würdig hielt, die an die Leiden unseres Herrn Jesus Christus glaubten. Dreihundert nämlich bezeichnet der griechische Buchstabe T, zehn und acht dagegen drücken IH aus****.«

Die Differenz bezüglich der Interpretationsstelle weist darauf hin, daß Ambrosius eine andere Quelle als den Barnabasbrief hatte und gewiß eine ältere, sachlich zutreffendere. Die Zahl der 318 Männer kennt nämlich in der Bibel nicht bei der Beschneidung des Hausgesindes Abrahams†, sondern bei dessen Kampf um Lots Rettung aus der Gefangenschaft††.

Die Verquickung der Zahlenmystik mit der Buchstabensymbolik

* Or. Sibill, V. 24–41.
** Apok. Joh. 15, 18.
*** Neutest. Apokr., hrsg. von E. Hennecke, 158, Tübingen und Leipzig 1904.
**** Ambrosius: liber de Abr. c. 2.
† Genesis, 17, 27.
†† Ib. 14, 14.

hat mit der pythagoräischen Vergangenheit nichts Gemeinsames. Die Kirchenväter kannten zwar die Anschauung der Pythagoräer von den Zahlen als Ursprung der Dinge, aber lehnten sich an diese nie an*.

Die Buchstabenmystik wurde in der alten Kirche selbst mit Jesus in Beziehung gebracht. In einer Kindheitsgeschichte aus nachchristlicher Zeit, die unter der Flagge eines Thomas des Israeliten segelt, vielleicht aus gnostischen Kreisen stammt und in katholischen wie orthodoxen Sphären einst viel gelesen war, heißt es, als der Lehrer Zacchäus das Kind Jesus im Lesen unterrichten wollte, da »sah Jesus den Lehrer Zacchäus an und sprach zu ihm: Da du das A nicht einmal seinem Wesen nach kennst, wie willst du anderen das B lehren? . . . Spricht das Kind vor vielen Zuhörern zu Zacchäus: Höre, Lehrer, die Anordnung des ersten Buchstaben und gib hier acht, wie er gerade Linien hat und einen Mittelstrich, der durch die ⟨beiden⟩ Striche, die, wie du siehst, zusammengehören, hindurchgeht, ⟨Linien⟩ die zusammengehen, sich erheben, im Reigen schlingen, sich bewegen, wieder herumgehen, aus drei Zeichen bestehen, gleicher Art sind und im Gleichgewicht, gleichen Maßes, solche Linien hat das A. Als der Lehrer Zacchäus den Knaben so viel und so bedeutende Beziehungen des ersten Buchstaben entwickeln hörte, geriet er in Verlegenheit« und erklärte: »Dies Kind ist kein erdgeborenes, das kann auch das Feuer bändigen, vielleicht ist es vor der Weltschöpfung erzeugt**.« Merkwürdig ist, daß zu diesem Buchstabenwunder Jesu Parallelen auch in der Kindheitsgeschichte Buddhas vorhanden sind.

Der im 4. Jahrhundert lebende ägyptische Kirchenvater Pachomius schrieb Epistel, in denen das Alphabet mit mystischen Sakramenten bedeckt war, in einer Art, wie der Kirchenschriftsteller des ausgehenden 5. Jahrhunderts Gennadius sich äußert, die die Intelligenz der üblichen Menschheit überschreitet***. Hieronymus erzählt, daß die Thebaner behaupteten, daß zu Pachomius, Cornelius und Syrus, die bereits 110 Jahre alt waren, ein Engel durch ein spezielles Alphabet sprach, das in gewissen Zeichen und Symbolen geheimen Sinn enthielt****. In einigen Ms. des Eusebios findet sich ein anonymer Vers über die Lobpreisung Gottes durch die sieben Vokale.

Isidor aus Sevilla ⟨Hispala⟩ spricht von fünf mystischen Buchstaben bei den Griechen: der erste ist Υ, der das menschliche Leben, der zweite ist Θ, der den Tod bezeichnet. Die Richter legen das Θ dem Namen deren bei, die sie verurteilen und es heißt Theta vom Tode ⟨ἀπὸ τοῦ θανάτου⟩. Daher hat er einen Pfeil inmitten, das ist des Todes Zeichen. Worüber schon jemand dichtete: »O multum ante alios infelix littera Theta« ⟨O viel vor allen anderen un-

* Tert.: Apol. c. XLVII. Migne, I, 517. Arnobius: Adv. gentes, II, 10, Migne, V, 825.

** Neutest. Apokr. 69. 72.

*** Gennadius: De scriptoribus ecclesiasticis VII, Migne LVIII, 1064.

**** Hieronymus: Präfatio ad regulas S. Pachomii, Migne XXIII, 65.

glücklicher Buchstabe Theta⟩, Der dritte Buchstabe T zeigt die Figur des Kreuzes des Herrn. Daraus wird auch das Zeichen der Hebräer erklärt, worüber in Ezechiel dem Engel gesagt wurde: »Geh durch die Mitte Jerusalems und zeichne das Thau auf den Stirnen der seufzenden und leidenden Menschen«. Die Lateiner haben den Buchstaben X als mystisch, da er die Figur eines Kreuzes darstellt und in der Zahl zehn zeigt«*. Dies X dürfte ein griechisches X ⟨Chi⟩ und der Anfangsbuchstabe des Χριστός sein. Über dessen Verbreitung in der katholischen Welt schrieben wir bereits an eine anderen Stelle**. Der Buchstabe X galt auch bei den Goten, es wurde von ihnen der Name Christi immer mit einem Chi geschrieben, obwohl sie diesen Buchstaben sonst für den entsprechenden gotischen Laut nie gebrauchten***.

Es ist in koptischer Sprache ein Buch über die Mysterien der griechischen Buchstaben vorhanden, das vom heil. Saba herrühren soll, in dem dargelegt wird, daß die Schriftzeichen die Elemente der Welt darstellen. Die 22 Buchstaben entsprechen den 22 Werken Gottes während der Weltschöpfung****.

Über die Bedeutung des Buchstaben Υ jedoch mehr vom symbolischen als vom mystischen Standpunkt schrieb Lactantius: »Man sagt, daß der menschliche Lebenslauf dem Buchstaben Υ ähnlich ist, da jeder Mensch, der die Grenze seiner Jugend erreicht und auf jene Stelle kommt, wo der Weg in zwei Teile scheidet, unentschlossen stehen bleibt und nicht weiß, in welchen Teil sich zu wenden«†. Lactantius befolgt hiebei ein heidnisches Vorbild. Über den pythagoräischen Ursprung des Buchstaben Υ spricht sich auch Hieronymus mehrmals aus. ⟨Epistola ad Laetam, item ad Pammachium.⟩

Der Buchstabennahme Alpha galt im Mittelalter als der Name Christi. In einem Gedicht eines unbekannten Schotten, dessen Handschrift aus dem 10. Jahrhundert stammt, heißt es: »A Nomen habens Domini«††. Der mittelalterliche lateinische Dichter Radulphus Cadomensis gebraucht an einer Stelle in seinen Gesta Tancredi statt des Wortes Christus das Wort Alpha ⟨Baal ruit, obruit Alpha; Baal fällt, Alpha [Christus] siegt⟩†††. Moschopulos, wie in seinem Thesaurus linguae graecae Stephanos mitteilt, verband das Alpha mit dem Prototypus des Messias, mit Adam und erklärte, warum A der erste aller Buchstaben ist, weil der erste aller Namen Adam ist. Die Alpha-Hervorhebung geht auf das alte jüdische Alexandrien zurück. Im späteren rabbinischen nichtesoterischen

* Isidor Hispalensis: Etymologiarum sive originum liber IX.

** Vgl. oben Kapitel IX.

*** W. Braune: Gotische Grammatik, 3. Halle a. S. 1912.

**** Muséon: Étude phil. hist. et rel. II. 16 ff. Louvain.

† Lactantius: De vero cultu c. VII. Migne VI, 641. ⟨Divinarum Institutionum liber VI.⟩

†† Versus cuiusdam Scoti de Alphabeto in: Biblioteque de l'école des Chartes 431. Paris 1881.

††† Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis, auctore Carolo Dufresne et D. Ducange. I 344. Parisiis 1723. Patrol. lat. Migne CLV.

Judentum wurde das Alpha mit Absicht nicht günstig bedacht. Es wurde gelehrt, daß darum die hebräische Bibel mit einem Beth und nicht mit einem Aleph beginnt, weil das Aleph den Anfangsbuchstaben von lauter ungünstigen Worten ⟨arur⟩ bildet*.

Die Symbolik der Buchstaben behandelte im 13. Jahrhundert Joachim de Fiori, ein Bahnbrecher der Frührenaissance, ein Apokalyptiker, der das Zeitalter des Geistes ankündigte und dessen Gedanken vornehmlich auf die mönchische Bewegung seiner Zeit und auch der folgenden Generationen bis auf die Reformation einen nachhaltigen Einfluß ausübte, in seiner Veröffentlichung: »De seminibus scripturarum«. Dieses buchstabenmystische Buch wurde dann vom Verfasser der Notitia rerum als Rahmen für seine staatspolitischen Spielereien benützt**.

In den Definitionen der Buchstaben bei mittelalterlichen Grammatikern wurden gerne halb mystische Gleichungen herangezogen. Priscianus schreibt in dem Auszug seiner Grammatik, die uns Rhabanus Maurus überliefert: »Die Alten benannten auch die Buchstaben ‚Elemente' nach der Ähnlichkeit der Weltelemente, da wie diese zusammengehend alle Körper ausmachen, so auch jene verbunden die Rede bewahren und getrennt auflösen«***. Ihm schreibt Alcuin nach: »Warum werden die Buchstaben Elemente geheißen? Weil wie zusammengesetzte Elemente den Körper ausmachen, so auch diese verkittet miteinander die Stimme zusammensetzen«, dann heißt es bei Alcuin: »Vokale sind wie Seelen, Konsonanten wie Körper«****. Zu bemerken ist es, daß bei den »Alten« der Buchstabe als solcher nicht mit »elementum« bezeichnet wurde, sondern nur der Laut. Boethius erklärt: »Der Buchstabe ist die Niederschrift und die Figur des kleinsten Teiles der artikulierten Stimme, elementum jedoch der Laut selbst dieser Niederschrift; so wenn ich den Buchstaben schreibe, der »a« ist, so heißt die Figur ⟨formula⟩ selbst, die mit Tinte geschrieben wird, »Buchstabe«, jedoch der Laut, mit welchem wir den Buchstaben hervorbringen, elementum«†.

II.

Eine eigentümliche Belebung und astrologische Umsattelung mit einem kräftigen hebraistischen Einschlag erfuhr die christliche Buchstabenmystik Westeuropas unter dem Einflusse der Kabbala im Zeitalter der Renaissance.

Die jüdische kabbalistische Mystik war durch Jahrtausende ein den europäischen Autochthonen vollständig unbekanntes Gebiet. Etwas sickerte durch Paulus, ein wenig mehr in den judenchristlichen Homilien des Pseudo-Clemens durch, aber bloß geringe Brüche waren

* Midrasch Rabba zu Genesis c. I.

** Festgabe an Th. Th. Heigel. 105—106. München 1902.

*** Excerptio de arte grammatica Prisciani. Rhabanus Maurus in Migne CXI, 614.

**** Alcuinus: Didascalia. Migne CI, 856.

† Boethius: In librum Aristotelis de Interpretatione, I, Migne LXIV.

das. Die jüdischen Beschwörer* und Traumdeuter**, die bereits im alten Rom bekannt waren, machten für keine Theorien Propaganda. Die Essäer fanden bei Plinius Lob***, aber ihre Theorien breiteten sich nicht aus. Im 9. Jahrhundert schimpfte Bischof Amulo auf die jüdische Mystik****. Agobard machte sich gleichzeitig über die jüdische Buchstabenverehrung lustig†.

Mit dem 15. und 16. Jahrhundert wurde es plötzlich anders. Das aus seinem mittelalterlichen Stupor erwachende Europa erinnerte sich seiner geistigen Ursprünge und griff auf das alte Judentum zurück. Papst Alexander V. ließ bei seiner Krönung in Pisa die Epistel und Evangelien, nicht nur lateinisch und griechisch, aber auch hebräisch vorlesen††. Das seit Jahrhunderten bereits im christlichen Gebrauch verschollene Tetragrammaton tauchte an Kirchenfassaden und auf Münzen wieder auf. In Rom wurde zu jener Zeit eine Jesusmünze mit einer hebräischen Legende geprägt†††. Die seit Hieronymus fast von niemandem mehr im christlichen Abendlande gekannte hebräische Sprache gewann in raschem Fluge eifrige Pfleger. ⟨Johannes Reuchlin, Sebastian Müller, Oekolampad, Wolfgang Fabritius, Capito, Pellikan.⟩ Die Kardinäle Egidio de Viterbo und Grimani, Luther und Melanchthon lernten hebräisch. Zur griechischen Mustergrammatik von Lascaris ⟨Venedig 1512⟩ wurde ein Leitfaden der hebräischen Sprache bei Betonung der Wichtigkeit der hebräischen Sprache angehängt. Es entstanden damals an manchen Universitäten Lehrstühle für Hebräisch††††. Das Alte Testament rückte bald in den Mittelpunkt der Volkslektüre eines großen Teiles der europäischen Nationen, des gesamten protestantischen Nordens. Das eifrige Studium des Hebräischen beeinflußte selbst die grammatischen Theorien der lebenden europäischen Sprachen, so z. B. die deutsche Grammatik hinsichtlich der Theorie von der Wurzel§. Die Aussprache der deutschen Selbstlaute wurde im 16. Jahrhundert von deutschen Grammatikern mit der hebräischen verglichen§§. Die christlichen Intellektuellen des 16. Jahrhunderts, Reuchlin voran, schützen die jüdische, talmudische Literatur gegen klerikale, katholische Übergriffe. Osiander äußerte sich: »Gott habe nicht gewollt, daß der jueden Buechen verbrennt wurden der Christenheit zugut, damit durch hebräische Sprache die

* Josephus: Antiquitates, VIII, 2.
** Iuvenalis: Satirae, VI, 548.
*** Plinius: Hist. nat., XXX., 1.
**** Amulo: Liber contra Judaeos. Epistola ad Carola regem. Migne CXVI.
† Agobardus: De Judaeorum Superstitionibus Migne CIV, 87. »Litteras quoque alphabeti sui credunt existere sempiternas et ante mundi principium impertrasse diversa ministeria, quibus eas opportet in saeculo praesidere.
†† Edmund Marténe: De antiquis ecclesiae ritibus, 2, I. 378. Antverpiae 1732.
††† Z D M G, LVIII, 616.
†††† Grätz: Geschichte der Juden, IX, 26, 95, 539. Ludwig Geiger: Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland. Breslau 1870.
§ Jellinek: Geschichte der nhd. Grammatik, I. 21, Heidelberg 1913.
§§ Aventinus: Chronicon Bavariae Präfatio, Nürnberg 1522. Albertus Laurentius: Teutsch Grammatik, A 5, 6 b. Augustae Vindelicorum, MDLXXII. Joh. Clajus: Grammatica Germanicae linguae, Lipsiae, MDLXXVIII.

Christen wider zum rechten Verstand jhrs Glaubens möchten kummen.« Der große Eifer der humanistischen Hebraisten brachte es mit sich, daß manche christliche Intelligenzler damals sich eine Ansicht vom größeren Wert des Hebräischen als des Lateins und des Griechischen bildeten ⟨Georgius Vicelius in seiner »Oratio in laudem linguae hebraicae 1538«⟩. Gute, deutsche Männer, wie Luther in seinen Etymologien der Eigennamen, wie Joh. Clajus in seiner Deutschen Grammatik erklärten selbst das Wort »Deutsch« aus dem Hebräischen. Erasmus beschwerte sich an Melanchthon, daß man öffentlich zu Straßburg und anderen Orten lehre, man brauche jetzt keine Wissenschaft und keine Sprache mehr zu lernen mit alleiniger Ausnahme des Hebräischen*. Judaisierende Sekten zeigten sich damals in Deutschland, England, Litauen, Siebenbürgen.

Eine solche intensive Beschäftigung mit der hebräischen Sprache und Wissenschaft konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Christen auf die jüdische Kabbala zu lenken und dem verkannten Aschenbrödel einen Ehrensitz für Jahrhunderte in Europa zu verschaffen. Der Bibliograph Wolf** notiert 62 christliche Autoren, die allein im 16. und 17. Jahrhundert über die Kabbala schrieben, darunter sind Namen wie Reuchlin, Mirandola, Michael Neander, Paracelsus, van Helmont, Agrippa von Nettesheim, Henry More usw. Leibniz hielt Spinoza für einen großen Kabbalisten***. Die christlichen Mystiker glaubten unter dem Einfluß getaufter spanischer Juden ⟨Paul de Heredia, Vidal de Saragossa de Aragon. Paul Ricci⟩, daß die Kabbala die christlichen Lehren bewahrheite. Mit der Kabbala drang auch die jüdische Buchstabenmystik zu den Christen ein.

Unter den Thesen, die Pico de Mirandola im Jahre 1486 in Rom veröffentlichte zwecks Disputierens mit aller Welt über deren Richtigkeit, befanden sich 47 Thesen, die er »der geheimen Lehre der kabbalistischen Weisen« entnahm und 71 eigene Thesen kabbalistischen Inhalts, die beweisen sollten, daß auf Grundlagen der hebräischen Weisen die christliche Religion aufs äußerste bestätigt wird. Einen Teil dieser Thesen machten Buchstabenspekulationen mystischer Art aus. Es sind bei ihm Conclusiones dieser Art zu finden: wäre kein »He« in den Namen Abraham eingeschaltet worden, hätte er nie Kinder gezeugt; durch die Verbindung des Buchstaben Schin mit den Buchstaben Jod und Waw im Namen Jesu ⟨J Sch U⟩ richte die Welt in Vollkommenheit; aus dem Geheimnis der drei Buchstaben des Wortes Sabbat ⟨Sch B Th⟩ können wir kabbalistisch erklären, daß damals die Welt ihren Sabbat feiern wird, wenn der Sohn Gottes Mensch geworden ist; aus einem doppelten Aleph geht hervor, daß der Messias aus Nazareth stammte; durch das Geheimnis des geschlossenen Mem, kann man kabbalistisch wissen, warum Christus nach sich den Paraclet schicken wird; aus dem Geheimnis zweier Buchstaben Jod und Waw läßt sich erforschen, wie der Messias als

* L. Geiger ib.
** Wolf: Bibliotheca hebr., II, 1243—1247.
*** Leibniz: Theodicée § 372, B, § 18.

Gott der Ursprung seiner selbst war als Mensch. Es sind unter den Thesen noch weitere mystische Philosopheme zu finden hinsichtlich der Buchstaben des Wortes Isch ⟨Aleph Jod Schin⟩ Hu ⟨He Waw Aleph⟩*.

In den Fußstapfen Mirandolas schritt bald der deutsche Humanist, der Vater der hebräischen Studien in Deutschland, Reuchlin. Er veröffentlichte im Jahre 1494 ein kabbalistisches Buch »De Verbo mirifico«, in dem er die Wundertätigkeit des Namen Gottes verherrlichte. Auf die Lettern dieses Namens wird der Schwerpunkt gelegt. In der Zeit der Natur ⟨der vormosaischen, offenbarungslosen Weltgeschichte⟩ bestand der Name Gottes aus drei Lettern ⟨Schaddai = Sch D J⟩**, im Zeitalter des Gesetzes aus vier Lettern ⟨J H W H⟩, im Zeitalter der Gnade aus fünf Lettern ⟨J H Sch W H⟩***. Das Tau als Kreuzeszeichen wird fußend auf Ezechiel hervorgehoben****. Im Jahre 1517 publizierte Reuchlin ein zweites kabbalistisches Buch »De arte cabbalistica«, das er dem Papste Leo X. widmete. In diesem Buche wird die Bedeutung jedes einzelnen hebräischen Buchstaben mystisch-symbolisch gedeutet und auf Beziehungen zu den Engelscharen, dem Himmel und den Elementen hingewiesen. Auch die christliche Trinität wird hier mit der Buchstabenmystik in Zusammenhang gebracht. Reuchlin zitiert in dieser kabbalistischen Veröffentlichung auch das »Wunderbare Buch Jezira«. Die Kabbala als solche ist für ihn »eine symbolische Philosophie«, von der die Philosophie der Pythagoräer herzuleiten sei. Reuchlin als Kulturmensch gab sich auch schon in »De Verbo mirifico«† Rechnung von seiner Buchstabenmystik. Es war ihm klar, daß »der Stimme des Wortes und den Zeichen der Buchstabenlinien an und für sich keine Kraft innewohnen kann», dennoch hielt er es für sicher, daß »Gott in seiner Allmacht einen Strahl dem wundertätigen Worte schickt, wodurch demselben eine wunderbare Kraft, wie durch Engel übertragen, verliehen wird.«

Um dieselbe Zeit spekulierten auch andere, wie zu seiner nicht besonderen Zufriedenheit Paul Ricci der Täufling berichtet, über die christologischen Symbole der hebräischen Buchstaben. Christliche Jünglinge deuteten, warum das Jod der erste Buchstabe des Tetragrammatons ist, weil es einen unsichtbaren Punkt darstellt und darum die Unteilbarkeit des Wesens der höchsten Einheit bezeichnet. Das Jod bedeutet auch die Zehnzahl und weist auf die zehn Sephiroth††, auf die drei Personen des göttlichen Wesens und die sieben Gaben des heiligen Geistes hin†††.

* J. Pico de Mirandola: Opera quae extant omnia, I, 55–74. Conclusiones quas Romae disputandes exhibuit. Basileae 1519.

** Vgl. Exodus 6, 3.

*** Gemeint ist der Name Jesu, der doch hebräisch Jod Schin Waw'Ajin geschrieben wird.

**** Joannes Reuchlin: De Verbo mirifico l. III, c. XII, XIX. Opera 635, 638, 650, 651, Basileae MDLXI.

† Idem: De arte cabbalistica lib. I. Opera 434, 438, 534, 542.

†† Sephiroth-Emanationsstufen aus der göttlichen Unendlichkeit.

††† Paulus Riccius: Apologeticus adversus obrectatorem Cabbalae sermo.

Dieselbe Richtung setzte im Jahre 1561 Petrus Galatinus fort. Er erklärte das Mysterium des Kreuzes durch hebräische Lettern-geheimnisse. Die drei hebräischen Buchstaben Jod He Waw werden bei ihm auf die drei göttlichen Hypostasen bezogen, so auch die zweiundsiebzig Namen Gottes der hebräischen Kabbala in zehn Kombinationsschemen der Lettern aufgezählt*.

Die kabbalistische Anschauung von den Buchstaben machte im Europa des 16., 17. und 18. Jahrhunderts soweit Schule, daß das Sepher Jezira wiederholt in Lateinübersetzung erschien. ⟨Paris 1552, Mantua 1562, Amsterdam 1642.⟩

Die jüdisch-kabbalistische Buchstabenmystik verquickte sich auch schon bald stärker bald schwächer mit dem einheimischen europäischen Okkultismus, was Synkretismen zur Folge hatte.

Der christliche Mystiker Agrippa von Nettesheim lehrte im Jahre 1519 ausführlich über die Macht der Buchstaben. Er tat dies im allgemeinen unter dem Gesichtswinkel des kabbalistischen Weltbildes. »Die Charaktere der Buchstaben in ihrer gewissen Ordnung, Zahl und Figur entstanden nicht durch brüchige Willkür der Menschen, sondern von der Gottheit selbst gestaltet und geformt, da diese mit den himmlischen wie auch selbst mit den göttlichen Kräften und Körpern übereinstimmen«. Vor allem zollt Agrippa seine Verehrung der hebräischen Schrift. »Die hebräische Schrift ist die heiligste von allen, sie besteht aus den Figuren der Buchstaben, den Punkten der Vokale und den Häckchen der Akzente, gleichwie aus Materie, Form und Geist«. »Nach der Gestalt der Sterne«, wie die hebräischen Magister versichern, »sind die Buchstaben geformt voll der himmlischen Geheimnisse«.

In weiterer Linie konzediert Agrippa auch anderen Schriftsystemen eine höhere Weihe. Sich auf Alphonsius Cyprius berufend, der das Lateinalphabet den kabbalistischen Vorstellungen anzupassen wußte, behauptet Agrippa: »Wahrlich, die Buchstaben jeder Sprache haben in ihrer Zahl, Ordnung, Figur himmlischen, göttlichen Ursprung. Die Kalkulation über die Namen der Geister kann nicht nur durch die hebräischen Buchstaben, sondern auch durch chaldäische, arabische, ägyptische, lateinische und durch alle anderen geschehen«.

Bei der mystischen Systemisierung der abendländischen Alphabete befolgt Agrippa zuweilen manche überlieferte, antike Tradition. Er stellt folgendes, astrologisch-mystisches Buchstabenschema des griechischen und lateinischen Alphabetes auf: »Von den griechischen Buchstaben entsprechen Α Ε Η Ι Ο Υ Ω den sieben Planeten, Β Γ Δ Ζ Κ Λ Μ Ν Π Ρ Σ Τ korrespondieren mit den zwölf Zeichen des Zodiaks. Die restlichen fünf Θ Ξ Φ Χ Ψ repräsentieren die vier Elemente und den Weltgeist. Bei den Lateinern wird dasselbe durch eine andere Ordnung bezeichnet. Die Lettern A E I O V und die Konsonanten I und V ⟨J und W⟩ entsprechen den sieben Planeten, B C D F G L M N P R S T stellen die zwölf Zeichen

* Petrus Galatinus: Opus de arcanis Catholicae veritatis l. II, c. X, c. XVII, l. VI, c. XVII. Basileae MDCLXI.

des Zodiaks dar, die restlichen vier K Q X Z machen die Elemente aus. H repräsentiert den Weltgeist«*. Die »sieben Vokale« gehören der altgriechischen Mystik an. Die zwölf Zeichen des Zodiaks sind der Kabbala entnommen. Das H figuriert als Spezialbuchstube Gottes mit dem die Welt erschaffen wurde, selbst in der populären jüdischen Mystik. Bei Knorr von Rosenroth ist das »He« Abbild der Schchina.

Nicht lange nach Agrippa veröffentlichte Teseo Ambrosio ein Buch, in dem gegen vierzig verschiedene Alphabete und deren gegenseitige mystische und kabbalistische Übereinstimmung behandelt wurden**. An die Macht der Charaktere Verba, Signa usw. glaubte in ausgedehntem Maße auch der berühmte Arzt Paracelsus***, doch bei ihm war es keine Metaphysik sondern nur Magie.

Im Jahre 1580 befaßte sich mit den Mysterien der Buchstaben, von einem ähnlichen Standpunkt wie Agrippa, der gelehrte Goropius. Er bestritt die Ansicht des Grammatikers Zopyrio, daß die Zahl und Reihenfolge der Buchstaben dem Zufall ihr Entstehen verdanke und vertrat die Behauptung, daß in den Sternen der Buchstaben Zahl und Ordnung vorgebildet ist****. Das Mysterium der Dreieinigkeit wollte Goropius im hebräischen Buchstaben Mem finden†.

Athanasius Kircher blickte nach dem alten Ägypten. Er leitete in einer sonderbaren Umkehrung die griechische Schrift von der koptischen her, identifizierte diese mit der hieroglyphischen Schrift und vermeinte im griechischen Alphabet große theosophische Weisheiten Altägyptens festzustellen, zum Beispiel: »Der Buchstabe Θ, das Theta der Griechen ist eine der meist mystischen Lettern, da durch den Kreis das Weltfeuer, durch die Schlange der Welterhalter geheim gezeigt wird, die Mysterien des Buchstaben Φ sind die größten, der tautische Buchstabe ist von allen der meist mysteriöse, ihm entspricht im Griechischen das T« ††. Das Weltfeuer mit der Schlange wurden von den Ägyptern in einer Figur abgebildet, die an den griechischen Buchstaben Theta erinnert, berichtet auch Eusebios ⟨Praep. ev. I c. X⟩, jedoch diesem handelte es sich um keinen mystischen, sondern nur ausschließlich zeichnerischen Vergleich.

In einem mystischen Buche Septena tradiert Arbatel: »Als Gott den Dingen Namen gab, er gleichzeitig mit den Namen auch Kräfte und Offizien verlieh und sohin haben die Lettern Kraft, nicht vermöge ihrer Figur oder Aussprache, sondern Dank der Kraft oder dem

* Agrippa von Nettesheim: De occulta philosophia. liber I cap. LXXIV, liber III cap. XXVII, Opera I 147, I 385, Lugduni ⟨per Beringos fratres⟩,

** Teseo Ambrosio: Introductio . . . in characterum differentium alphabeta ciriciter quadraginta et eorundem invicem conformatio mystica et cabbalistica, quam plurima scitu digna. Pavia 1539.

*** Ph. Th. Bombastus von Hohenheim Paracelsus: Opera, Bücher u. Schrifften I 843. De Vita longa liber II. Straßburg MDCXVI.

**** Goropius. 17, 91.

† Idem: Hieroglyphica 200. Antverpiae 1580.

†† Athanasius Kircher: Oedipus Aegyptiacus. I 47.

Offizium dessen, was Gott an den betreffenden Namen oder Buchstaben befahl*.«

Das hebräische Element in der Mystik wird in einer Volksschrift aus jener Zeit besonders betont mit der Bemerkung: »Besser ist, wenn man hebräisch versteht oder liest, sonst genügt auch das Aufschreiben**.«

Im Jahre 1686 erschien in Duisburg und Hamburg »Clavicula Salomonis et Theosophia pneumatica, das ist die wahrhaftige Erkäntnis Gottes und seiner sichtigen und unsichtigen Geschöpfe«. Die Verquickung der Astrologie mit der Buchstabenmystik ist hier eine tiefgehende, als Charaktere treten hier auch geometrische Sternfiguren auf, die als »Wapen der Gestirn« angesehen werden***.

In demselben Jahre erblickte in derselben Druckerei wie das vorangehende Buch »autorisiert, geweihet und consecriert im Hohen Domstift zu Bamberg« eine Schatzerhebung und Geisterlesung »Semiphoras und Schemhamphoras Salomonis Regis«, in dem sich allerlei lateinische und hebräische Buchstaben in einem Kreise befinden****. Schem-hamforasch ist die hebräische Benennung des Tetragrammaton JHWH ‹wörtlich: der ausgesprochene Name›.

Allerhand kabbalistische Alphabete, die unter dem Namen von Adam, Seth, Henoch, Salomon segelten, veröffentlichte im Jahre 1657 Thomas Bang† und wie auch später Müllerus††. J. C. Schramm explizierte im Jahre 1703 kabbalistische Philosophie und erzählte, daß unter dem He nicht bloß die lineare Figur, sondern Gott selbst, der Sohn Gottes, wie auch die Mutter Kirche zu verstehen seien. Er persönlich empfiehlt jedoch diese Buchstabenmethode nicht†††.

In der »wahren Eröffnung der Jenaischen Christnachts-Tragödie«, die in Jena im Jahre 1711 gedruckt wurde, werden Bücher mit characteres und sigilla magica erwähnt††††.

Um das 1. Viertel des 18. Jahrhunderts erstattete der französische Gelehrte Alphonso Costadau einen Bericht über den kabbalistischen Buchstabenglauben. Er teilt mit, die Kabbalisten behaupten, daß die Wissenschaft von den Alphabeten alle menschliche und göttliche Philosophie enthält. Kein Buchstabe, kein Akzent, keine Figur im Alphabet, der nicht welche tiefe Lehre enthalten soll. Costadau findet als Mann der Aufklärung dies allerdings für lächerlich, bemerkt jedoch gleichzeitig, daß das Volk an das Abracadabra blind glaubt§.

Der anonyme »Orientalische und okzidentalische Sprachmeister

* Hugo: De prima scribendi origine. 177. Antverpiae 1617.
** J. Scheible: Das Kloster. ‹Beiträge zum 5. Band aus einer Handschrift.› Stuttgart 1847.
*** Ib. III 209—214.
**** Scheible ib. III, 289.
† Thomas Bang: Coelum Orientis 99—127, Hauniae, 1657.
†† Müllerus: Alphabetae ac notae, Berlin 1703.
††† J. Conradus Schramm: In Dialecticam Cabbaleam Introductio 186, Brunsvigi 1703.
†††† Scheible ib. V, 1043.
§ Costadau: Traité de principaux signes, 125, 154, Lyon 1724.

. . . . aus glaubwürdigen auctoribus zusammengetragen, Leipzig 1748« enthält einige Mitteilungen aus dem Bereich der Buchstabenmystik. »Das griechische △ oder D bedeutet in der geheimen Schreibart der Ägypter Gott und die himmlischen Dinge und ist vermutlich, daß da die Ägypter durch die Traditionen eine wiewohl sehr alte, dunkle Wissenschaft von der heyligen Dreyeinigkeit mögen gehabt haben und ein solches durch diese dreyeckige Figur vorstellen wollten« ⟨S. 24⟩. »Y, der alte Weltweise Pythagoras, hat ihm wegen seiner Gestalt eine geheime Bedeutung zugeeignet und das Leben des Menschen daran fürgebildet.« »C bey den alten ward es als ein Zeichen der Condemnation oder Verurteilung gebraucht.« Das C als Zeichen der Verurteilung entstammt der altrömischen Gerichtspraxis. Bei den alten Römern erhielt jeder Richter drei Täfelchen vom Prätor, auf dem einen stand ein C ⟨Condamno⟩, auf dem andern ein A ⟨Absolvo⟩, auf dem dritten ein N L ⟨Non liquet⟩. Dem anonymen Verfasser des Sprachmeisters scheint das Θ des Isidor aus Sevilla vorgeschwebt zu haben.

Das △ des Sprachmeisters wiederkehrt in einem astrologisch-mystischen Buche im Jahre 1761. In dieser merkwürdigen Abhandlung heißt es: »Nachdem Gott die Welt erschaffen hat, sprach er: wachset und mehret euch, durch diesen Spruch hat dieses △ angefangen zu dominieren und zu herrschen und eine Impression bekommen, desgleichen der Himmel und die Erde, eine attraktivistische Art, hat die Natur getrieben, daß sie ihr Werk vollbracht, ihr eingepflanzt sey.« Das △ ist hier das mystische Zeichen des Wassers, wie das Θ ein Zeichen der Sonne und ☽ das Zeichen des Mondes. Das Wasser ist hier jedoch ein metaphysisches Weltprinzip. »Ein △ ist die erste Erschaffung gewesen, lebendig und ewig während und unveränderlich.« »Das unterste Wasser ist corporalisch, welches in die vier Elemente und wieder ein jedes in seine Vegetabilia und Animalia ist abgeteilt. Das Feuer ist gegen das Licht nur ein Wasser, so ist auch die reine Erde in Solution gestanden und ein △ gewesen, alle Creatur ist Wasser.« »Das oberste Wasser ist die Materia oder das Corpus der Seelen*.« Ist dies △ vielleicht ein Dreieck bloß? Die antiken Astrologen der Römerzeit erklärten als Symbol des Mars ein Dreieck, als Symbol des Saturn ein Quadrat**. Nach der Vita Adae, 42, versiegelte Gott das Grab Adams mit einem dreieckigen Siegel***. In der Onomatologia magica, die in Nürnberg 1764 erschien, kommt so mancher Bericht hinsichtlich Buchstabenzauber vor, die Buchstabenmetaphysik ist jedoch in ihr so gut wie nicht vertreten. Ein einzelnes, allegorisches Rätsel ohne eigentlichen mystischen Gehalt kommt dort vor:

* Anonymus: Cabalae verior descriptio. Das ist gründliche Beschreibung und Erweisung aller natürlichen und übernatürlichen Dinge, 4, 55, 61. Frankfurt 1761.

** Tert.: adv. Marc., I, 18.

*** Kautzsch: Die Apokr. und Pseudoepigr. des A. T., II, 527.

»Es waren dreymal sechs Gesellen,
Doch sagte keiner nicht ein Wort,
Das sich mit ihnen gleich konnt stellen;
Fünf, die dolmetschten fort und fort.
Die übrige all sind stumm und still,
Nur fünfe geben was man will.«

»Die dreimal sechs Gesellen sind die 18 Konsonanten, die ohne Vokale kein Wort geben können, die fünf Gesellen aber, die die Dolmetscher sind, sind die fünf Vokale, durch deren Hilfe die Buchstaben lauten und Wörter geben können*.«

Im 19. Jahrhundert hielt am Kabbalisten-Buchstabenglauben der Lyonnaiser Professor und Abbé Guinand fest. Er lehrte, daß neben der üblichen hebräischen Schrift »ein ewiges Alphabet vorhanden ist, das Gott selbst vor Weltanfang erfand. Jeder dieser göttlichen Buchstaben enthält eine übernatürliche Kraft, die bloß wenigen Personen, die von Jehova geliebt waren, bekannt war. So spricht die Jezira, das Buch der Schöpfung.« Guinand erwähnt dann auch »ein Alphabet der Engel, dessen Buchstaben, aus Sternen und Konstellationen gemacht, dazu dienen, die Sprache zu schreiben, die die Himmel miteinander reden**.«

Die kabbalistische Verbindung der Buchstaben mit dem Sternhimmel hatte im 19. Jahrhundert noch andere Vertreter im christlichen Glaubenskreis, jedoch ging diesen Ansichten bereits der mystische Einschlag ab, sie sind nichtsdestoweniger bezeichnend. Es gab noch in der neuesten Zeit mehrere ernste Forscher, die ohne jede Metaphysik glaubten, das Alphabet hätte in seinem Entstehen welche Beziehungen zur Sternkunde gehabt, die Erfinder der Schrift hätten sich die Sternenwelt bei der Gestaltung und der Reihenfolge der Buchstaben zum Vorbild genommen. Der Leipziger Universitätsprofessor Seyffarth suchte im Jahre 1834 zu beweisen, daß das Alphabet ein Abbild des Tierkreises darstellt und ausgerechnet soll dieses astronomisch-astrologisch fundierte Alphabet, die Konstellation der sieben Planeten vom 7./IX. des Jahres 3446 v. Chr., wie sie Noah beim Verlassen der Arche beobachtete, wiedergeben***. Stucken veröffentlichte im Jahre 1913 ein Buch über den »Ursprung des Alphabets in den Mondstationen« ⟨Leipzig⟩. Die althebräischen Buchstabennamen sind bei ihm Benennungen der Mondstationen. Der bekannte Orientalist Fritz Hommel findet, daß »beim erstmaligen Aufstellen des Alphabets vor viertausend Jahren« der gestirnte Himmel maßgebend war. Das Alphabet beginnt mit dem Aleph, mit dem Stier, in welchem ⟨im Zodiakus⟩ in der in Betracht kommenden Zeit am 21. März die Sonne stand****. Ähnlich dachte auch

* Onomatologia artificiosa et magica, 37. Nürnberg 1764.

** M. le Abbé Guinand: Origine de l'alphabet, 6. Lyon 1868.

*** Seyffarth: Beiträge zur Kenntnis des alten Ägyptens, IV, 346, cf. R E. für prot. Theol., XIV. Gotha 1861.

**** Archiv für Schriftforschung, I, 30–48. Idem: Geogr. und Geschichte des alten Orients, 99.

ein anderer bedeutender moderner Orientforscher, Winkler, in den Altorientalischen Forschungen ⟨III, 195⟩.

Auch mancher andere neuere Autor suchte durch wissenschaftliche Vorwände, wenn auch änderer Art, die Schrift zu glorifizieren. Karl Faulmann schreibt: »wenn die Sage die Erfindung der Schrift den Göttern zuschreibt, so wird der Forscher diese Tradition nicht als albern beiseite schieben.« Faulmann ist nämlich überzeugt, daß »den Zeichen Begriffe innewohnen, welche verschieden aufgefaßt in verschiedener Gestalt manifestieren« und glaubt an der Hand der Schriftkunde in die Dunkelheit vergangener Kulturen hinabsteigen zu können*. Die mystischen Geheimnisse werden durch Kulturgeheimnisse ersetzt.

Auf eine andere Weise suchte Hermann Schneider unlängst alte Religionsgeheimnisse aus der Ordnung und Reihe der Schriftzeichen herauszuschälen. Er will nämlich finden, daß das phönizische Alphabet »eine Reihe von Symbolen darstellt, ausgewählt zur Versinnlichung einer Religion, in deren Mittelpunkt ein stiergestaltiger Hauptgott stand, der als Weltschöpfer und Sonne vorgestellt, aufwuchs, sich vermählte, durch Gewalt starb, zur Unterwelt hinabfuhr und aus ihr verjüngt auferstand**.«

Im Banne der kabbalistischen Buchstabenspekulationen suchte in den letzten Jahrzehnten F. A. Louvier wiederholt die Fausttragödie in ein Geheimbuch umzuwandeln. Der große Heide von Weimar soll sich kabbalistischer Buchstabenstellungen bedient und in seiner Faustdichtung allerhand mystische Geheimnisse verborgen haben***.

Die kabbalistische Mystik, ohne jedoch besondere Betonung der Letternmetaphysik, verband mit der Philosophie der Sterne und der alten Ägypter das Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften, Gulianow†.

Die rudimentäre Geheimnistuerei der Schrift, die aus den Tiefen verklungenen Volksglaubens noch gegenwärtig bis in die Höhenzüge abendländischer Wissenschaft hineinspukt, begrenzt sich nicht auf das Letternalphabet. In China suchten europäische Missionäre in den unerklärlichen Schriftzeichen der Kwa's prophetische Aussprüche, sogar eine der pythagoräischen ähnliche Philosophie nachzuweisen††. Paravey führte die chinesische Schrift auf den altassyrischen Zwölfstundenzyklus zurück, in welchem auch das phönizische Alphabet wurzeln soll†††. Ein kurioser Gelehrter, Guido List††††, will aus den

* Faulmann: Geschichte der Schrift. Vorwort. Wien 1880.

** H. Schneider: Der kretische Ursprung des phönizischen Alphabets, 40. Leipzig 1913.

*** F. A. Louvier: Goethe als Kabbalist, Berlin 1884. Idem: Chiffre und Kabbala. Dresden 1897.

† Goulianof: Essai sur les Hieroglyphes d'Horapollon et quelques notes sur la Cabale. Paris 1827.

†† Wuttke: Entstehung der Schrift. 247.

††† M. de Paravey: Essai sur les lettres et les chiffres de tous les peuples. F. Rougé: Mémoire sur l'origine egypt. de l'alphabet phén. Paris 1874.

†††† G. List: Die Buchstabenschrift der Ariogermanen. 1910.

Wappenbildern, die er für eine vergessene Bilderschrift hält, religiöse Geheimnisse, urzeitliche Symbolik, verschollenes »Armanenweistum« zu Tage fördern.

III.

Schriftsysteme, die mystische Weihe haben, müssen übernatürlichen, göttlichen, prophetischen Ursprungs sein. Das fromme christliche Gemüt suchte Mittel und Wege, um den von christlichen Völkern gebrauchten Alphabeten auch eine religiös vornehme Provenienz zuzuschreiben. Das machte viel Federlesens. Die griechischen und lateinischen Christen konnten nicht vergessen, daß ihre Schriftzeichen einst von Heiden und Ungläubigen ausgebildet und gebraucht wurden. Der paganistische Erdgeruch war zu stark.

Die frommen Christenmenschen machten jedoch Umwege ausfindig, die schließlich von den historischen Tatsachen nicht zu weit ablagen. Eusebios wies auf die Identität der hebräischen und griechischen Buchstabennamen hin und erklärte, daß die Schrift bei den Hebräern entstand und erst von ihnen zu den Griechen gelangte*. Isidor, Bischof in Hispala ⟨Sevilla⟩ im 6. Jahrhundert, stellte die These auf: »Litterae Latinae et Graecae ab Hebraeis videntur exortae**.« Die lateinischen und griechischen Lettern entstammen von den hebräischen und gehen also auf den Alten Bund zurück. Judäa wurde mit Phönizien verwechselt und der Ursprung der europäischen Schriftsysteme wurde nach der Heimat der wahren Offenbarung verlegt. Kosmas Indikopleustes sieht in den Phöniziern bloß Vermittler der Schriftkunde zwischen den hebräischen Empfängern der Offenbarung und den Hellenen.

Die einheimischen lateinischen Schriftentstehungslegenden wurden für den christlichen Geschmack und die geänderte Vorstellungswelt adaptiert.

Mercurius als Schrifterfinder, von Tertullian als solcher gekannt, hielt sich im katholischen Westen nicht lange***. Auch Euander, der heidnische Schrifterfinder, trat im Mittelalter in der christlichen Sage vor seiner Mutter Carmenta zurück. Carmenta, die auch Nicostrata hieß, avancierte schon bei Isidor Hispalensis zur Ahnfrau der abendländischen Schrift. Diese Ansicht war dann allgemein anerkannt. Meichsner schrieb im Jahre 1562 als selbstverständlich, daß »das zierlich schreiben von Carmenta der Müter Euandri Königs Arkadie ursprünglich erfunden«****. Die Gestalt der Carmenta war danach, um auf sich die Gunst der christlich gewordenen Römer zu ziehen. Carmenta hatte ihren Namen »quia carminibus futura canebat», daß sie eine Art Prophetin war. »In den Erzählungen der römischen Dichter tritt Carmenta . . . vielfach als Prophetin der künftigen

* Eusebios: Praep. ev. l. X c. V. Migne Patr. gr. XXI, 787 f.
** Isidor Hispalensis: Etymologiarum sive originum liber I—III. Oxonii 1911.
*** Tertullianus: De testimonio animae V. Migne I, 616.
**** J. H. Meichsner: Handbüchlin gründlichs Berichts rechts und wolschreibens. MDLXII.

Größe Roms oder einzelner Ereignisse auf«*. In dieser Rolle erscheint Carmenta auch bei Virgil**. Die heidnischen Prophetinnen der Urzeit standen im alten Christentum dank den alexandrinisch-jüdischen Nachbildungen der erythräischen Sibylle in großem Ansehen und galten als Vorläuferinnen des Monotheismus. So berichtet auch Lactantius: »omnes igitur Sibyllae unum Deum praedicant«***. Im Kirchengesang »dies irae« heißt es, daß beim jüngsten Gericht »testes David et Sibylla«. Als Prophetin eignete sich Carmenta in der Vorstellung der gläubigen Christen eher zur Gestaltung eines Schriftsystems, als der sonst den Christen gleichgültige trojanische Flüchtling Euander. Die Carmenta entsprach umso eher, als der sie erwähnende Virgil im Mittelalter infolge dunkler Anspielungen in seiner vierten Ekloge, als Vorverkünder des Christentums angesehen wurde und als eine Art Halbchrist der Antike galt. Dante erwählte ihn auch darum zum Begleiter im Inferno. Eine heidnische Prophetin, die von Virgil begutachtet wurde, mußte unbestrittene Achtung genießen. Die Carmenta mußte auch den der orientalischen Welt nähergebrachten Bekennern der Religion des Galiläers auch sonst als trauter anmuten, da sie schon in der alten römischen Sage Beziehungen zu orientalischen Göttergestalten hatte. Bei Carmenta fand Ino mit ihrem Sohne Melikertes, der als Simonides Melikos auch in der griechischen Mythengeschichte der Schrift nicht unbekannt war, gastliche Aufnahme, als sie aus dem Meere stieg.

Um den Beginn der Neuzeit erinnerte sich das Abendland des Prägegottes Saturnus und feierte ihn als Urvater aller Drucker. Im 16. Jahrhundert sahen sich Conrad Peutinger und Gilbert Cognatus veranlaßt, diese Ansicht zu widerlegen****. Die Hieroglyphen galten bei Isidor aus Hispala nicht mehr als Erfindung von Thoyt, sondern von Isis, wahrscheinlich weil sie an Maria erinnerte. In späterer Zeit rangierte oft Isis und Thoyt zusammen als Erfinder zweier besonderer ägyptischer Schriftarten†. Den Gesetzgeber Menas als Erfinder der koptischen Schrift sah im Jahre 1752 Wachter an††.

Einen leichteren Verlauf nahm die Anknüpfung einer von Christen gebrauchten Schrift an einen heiligen, göttlichen Erfinder, wenn deren Gestaltung erst in christlicher Zeit erfolgte, oder wenn deren vorchristliche Verwendung vollständig vergessen war. In solchen Fällen rückten Bischöfe und Heilige, gottbegnadete Seher und Kirchenväter vor zu Bildnern und Erzeugern der Schriftsysteme, die von verschiedenen christlichen Religionsschattierungen und Völkern gebraucht wurden.

Die christliche Kirche kannte lange eine kryptographische Schrift-

* A. Pauly: Realencyclop. der Altertumswiss. II, 152. 1892.
** Virgil: Aeneis, VIII, 333.
*** Lactantius: Institutiones. I c. VI.
**** H. Meissner und I. Luther: Die Erfindung der Buchdruckerkunst. 3.
† Orientalischer und Okzidentalischer Sprachmeister. 169. Leipzig 1748.
†† J. G. Wachter: Naturae et Scripturae concordia. 202, 207. Lipsiae et Hafniae MDCCCII.

varietät christlich-hellenischer Abkunft, eine geistliche Chiffreschrift, die aus den Anfangsbuchstaben der griechischen Worte für Vater, Sohn und Heiliger Geist ⟨ΠΥΑ⟩, Petrus ⟨Π⟩ und Amen ⟨ΑΜΗΝ⟩ nach ihrem Zahlenwerte bestand und in Priesterkreisen bei Empfehlungsschreiben lange gerne verwendet wurde. Dieses geheime Schriftsystem, das sich bis ins 5. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, wurde als Werk keiner geringeren, als der Väter des nicäanischen Konzils angesehen*.

Die glagolitische Schrift, ein ferner Sprößling der griechischen Schrift, deren Formung höchstwahrscheinlich in die heidnische Slavenzeit fällt, oder wie viele Forscher wollen, erst im 9. Jahrhundert sie sich herausbildete, galt im ganzen Mittelalter bis an die Schwelle der Neuzeit als Erfindung des heiligen Hieronymus.

Als Erfinder der kyrillischen Schrift wird in der orthodoxen Welt der heilige Kyrill angesehen, obwohl es höchst unwahrscheinlich ist, daß dieser Slavenapostel dieses Alphabet stilisierte.

Bei den Armeniern wird das von ihnen gebrauchte Alphabet direkt vom Himmel hergeleitet. Miesrop sah in einer prophetischen Vision eine rechte Hand, die auf einem Steine alle Eigentümlichkeiten und Eigenschaften der armenischen Lettern schrieb. Miesrop bildete diese nach und überbrachte sie dem armenischen Volke. Der armenische Theologe Vardan der Große berichtet dies in seiner exegetischen Schrift, die er auf Befehl des Königs Hethium verfaßte**.

Die christlichen Völker des Kaukasus, die Georgier und Albaner, leiten ihre Schriftsysteme ebenso vom heil. Miesrop her***. Die Albanerschrift mag wirklich irgendwie mit Armenien zusammenhängen, denn sie schaut ihr ähnlich aus****. Die Schrift der Georgier dagegen geht unmittelbar auf das Alphabet der Griechen zurück, da sie ihm näher als die armenische Schrift steht†. Zu Miesrop wird die Georgierschrift keinesfalls Beziehungen gehabt haben.

Die Irländer knüpfen ihre Sonderschrift an ihren großen Landesheiligen St. Patrick an. Eine Tradition, die von Literaturhistorikern über die Achsel gesehen wird††.

Die Tschechen glauben, daß die spezifischen diakritischen Zeichen, die sie sowohl für die Lateinschrift, wie für die Fraktur gebrauchen, von Huß herrühren†††.

Als erster, der Slovenisch mit Lateinlettern schrieb, galt lange, entgegen der Geschichtswahrheit der südslavische protestantische Religionskünder Primus Truber.

* Regula Formatarum ⟨e codice canonum saeculi quinti⟩ in: Fontes juris ecclesiastici antiqui et hodierni edidit Ferdinandus Walter ⟨1⟩.

** Journal Asiatique, Serie VI, Tome IX, Roi, Paris 1867.

*** F. Justi: Gesch. des Irans in: Grundriß der iran. Phil. II, 529.

**** Z. D. M. G. XL, 315.

† Gardthausen, 109.

†† D. Hyde: A literary history of Ireland, 105.

††† Francis Count Lützow: A history of Bohemian Literature, 122, London 1899.

Die Verfechter der Fraktur in Deutschland führen Luther als Anhänger dieser Schrift an*. In Wirklichkeit ist diese Anhängerschaft ganz erdichtet. Der angeführte Ausspruch Luthers »denn die lateinischen Buchstaben hindern uns sehr gut deutsch zu reden« bezieht sich gar nicht auf die wirklichen lateinischen Lettern, sondern ist metaphorisch gemeint, daß die buchstäbliche Übersetzungsmethode aus dem lateinischen Text, die deutsche Sprache verunstaltet**.

Die alten Spanier führten ihre westgotische Abart der Lateinschrift auf Wulfila zurück, indem sie zwischen den Mösogoten und den iberischen Goten nicht zu unterscheiden wußten. Erzbischof Rodrigo Jimenez de Rada schreibt in seinem Buche »De rebus Hispaniae« ⟨liber II c. X⟩, »daß die arianischen Goten besondere Lettern besaßen, die bei ihnen ihr Bischof Gudila ⟨oft vorkommende verdorbene Schreibform von Wulfila⟩ einführte und noch heute in alten spanischen und gallischen Dokumenten fortexistieren, das ist der Buchstabe den man Toletaner nennt«.

Erzbischof Rodrigo blieb mit seiner Verwechslung, die wahrscheinlich bei den für ihre Schrift eine kirchliche, autoritative Anlehnung suchenden Mozarabern einheimisch war, nicht vereinzelt. Die späteren spanischen Schriftsteller wiederholen diese kritiklos, sowohl Don Alphonso el Sabio in seiner Cronica general del Espana, wie auch der gelehrte Pablo Bonet im Jahre 1620***. Erst einem neueren spanischen Forscher war es vergönnt, den Irrtum zu erkennen und einzusehen, daß die westgotischen Lettern, die defigurierte lateinische Buchstaben waren, mit der gräcoiden Schrift des codex argenteus, die Wulfila erfunden haben soll, nichts gemein haben konnten****. Als Ansicht Mancher führt auch der neuzeitliche Spanier Munoz in seiner Paleografia Visigoda den Gotenbischof Wulfila an, als Erzeuger der Westgotenschrift†.

Die dem typischen Bedürfnis einer heiligen Patenschaft entsprungene Autorschaft der westgotischen Schrift, desorientiere zuweilen auch moderne, außerhalb Spaniens lebende Forscher. Felix Dahn schreibt: »Die gotische Schrift, eine liberale Majuskel, hat sich über den Fall des ⟨gotischen⟩ Staates hinaus erhalten; erst auf dem Konzil zu Léon wurde diese abgeschafft††.« Die verursachte Wirrnis war groß. Es sah sich im Jahre 1833 daher W. Bäumlein veranlaßt gegen die Vermischung der westgotischen Schrift mit der Ulfilas' Stellung zu nehmen†††. Eine noch merkwürdigere Verwechslung der westgotischen Schrift mit den Runen begingen infolge Widersprüche der spanischen Chronisten der dänische Runenforscher des 17. Jahrhunderts Olaus

* Or. u. Okz. Sprachmeister, 69.
** Reinecke: Die deutsche Buchstabenschrift, 61.
*** M. Luther: Ein Sendschreiben vom Dolmetsch, Wittenberg 1530.
**** Juan Pablo Bonet: Reduction de las letras y arte, Madrid 1620.
† Pando: Paleographia espanola 131, Madrid 1758.
†† Felix Dahn: Urgeschichte der germanischen und rom. Völker, I, 448, Berlin 1881.
††† W. Bäumlein: Untersuchungen 60, Tübingen 1833.

Wormius, wie auch der moderne gelehrte Paläograph Taylor*. Über die Verwechslung der italogotischen Schrift mit der Schrift Ulfilas' war bereits oben die Rede.

Die syrische Schrift wurde, mindest im Abendland, sehr lange als Erfindung des Patriarchen Abraham angesehen**. Die als Vokale dienenden diakritischen Zeichen der Syrer sind teils vom heiligen Ephrem teils vom verehrten Theophil aus Edessa erfunden worden.

Einen hehren Ursprung schrieb die christliche Welt allgemein der hebräischen Schrift zu. Die meisten schlossen sich der jüdischen Überlieferung von Moses als Überbringer des hebräischen Alphabets an. Daran glaubte Eusebios***, Kyrill aus Alexandrien****, Kosmas Indikopleustes†, Isidor aus Hispala. An Moses als Schrifterfinder glaubte auch Agrippa von Nettesheim ⟨J. 1519⟩. Dieselbe Ansicht vertrat auch im Jahre 1753 J. G. Wachter in seiner Naturae et Scripturae Concordia ⟨262⟩. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahm diesen Standpunkt der englische Gelehrte Astle ein††. An Moses als Umbildner der Hieroglyphen in die Hebräerschrift dachte auch im Jahre 1841 Olshausen†††. In den letzten Jahrzehnten verfocht die Ansicht, daß Moses der Erfinder der hebräischen und somit aller Buchstabenschrift war, kein Geringerer als der Schriftforscher Faulmann††††. Der französische Abbé und Professor Guinand glaubte im Jahre 1868, daß Moses die phonetische Schrift, auf die hieratischen Zeichen seiner ägyptischen Heimat gestützt, schuf §.

Ein Teil der Christen suchte das hebräische Alphabet an Adam anzuknüpfen. Gewiß wirkte dabei der Wunsch mit, durch Adam als Prototypus Christi den Lehrer des Gesetzes Moses zu verdrängen. Für Adam als Schriftüberbringer nahm Suidas Stellung§§. Augustinus hielt die Ansicht, daß die Juden ihr Alphabet erst mit dem Gesetze erhielten, für unglaubhaft§§§ und dachte sich dasselbe als eine Erbschaft, die über Abraham und Noe bis auf die ersten Menschen zurückreicht§§§§. Die Vorstellung von der adamitischen Schrifterfindung gewann im Laufe der Zeit im antimosaischen Christentum sogar viel Anhang. Der Humanist Bibliander verhielt sich ihr gegenüber bejahend*. Athanasius Kircher behauptete im 17. Jahrhundert, daß Adam, der von den Engeln alle mögliche

* Olaus Wormius: Danica antiquissima literatura 154, Hafniae, 1651. U. Taylor: Greeks and Goths, 89, London 1879.
** Isidorus Hispanensis: Elymologiarum sive originum liber I. c. III.
*** Eusebios: Praep. evang., I, IX. c. 26.
**** Kyrill Alexandr.: Contra Julianum VI.
† Kosmas Indikopleustes: Kosmographia V. Migne Patr. gr. LXXXVIII, 218
†† Th. Astle: The origin and progress of writing, London 1803.
††† Justus Olshausen: Über den Ursprung des Alphabets 61, Kiel 1841.
†††† Faulmann: Die Entstehung der Schrift, 52.
§ Guinand, 29, Lyon 1868.
§§ Suidas: s. v. Adam.
§§§ Augustinus: De civitate Dei, liber XVIII c. 39 Migne XLI. 598.
§§§§ Idem: Quaestiones in Heptateuchum II, LXIX Migne XXXIV. 620.
* Hugo: De origine scribendi 41.

Wissenschaft lernte, auch das Alphabet von ihnen bekam*. Dergleichen dachten auch Thomas Bang, Caspar Schott. Der im 18. Jahrhundert lebende Costadau sagt, daß die Schrift entweder von den ersten Menschen selber erfunden worden sei oder sie bekamen dieselbe von Gott als Offenbarung; gleichzeitig erzählt dieser Gelehrte von einem Bilde im Vatikan, das Adam darstellt, um dessen Kopf sich einige hebräische Lettern befinden und unter dessen Füßen eine Inschrift in lateinischer Sprache steht »Adam Divinitus edoctus, primus scientiarum et literarum inventor« »Adam, von Gott gelehrt, der erste Erfinder der Wissenschaft und der Lettern«**. Für Adam als einen von Gott inspirierten Schrifterfinder trat im Jahre 1771 ein anonymer Engländer ein***. Im 19. Jahrhundert hielt der gelehrte Fortia d'Urban Adam für den Erfinder der Schrift****.

Für Seth als Schrifterfinder traten manche Gnostiker ein† wie auch die Byzantiner Tzetzes†† Malalas, Michael Glykas, der Syrer Abulfaradsch.

Vereinzelte Stimmen regten sich speziell im Mittelalter auch für Henoch††† oder für Abraham als Schrifterfinder††††.

Die mittelalterlichen christlichen Ansichten über den Ursprung der verschiedenen Schriftsysteme faßte der im 7. Jahrhundert lebende Toletaner Bischof Eugenius junior nach dem Schema von Isidor aus Hispala in ein Gedicht:

Moyses Hebraeas primus exaravit literas
Mente Phoenices sagaci condiderunt atticas
Quas Latini scriptitamus edidit Nicostrata
Abraham Syras et idem repperit Chaldaicas
Isis arte non minore protulit Aegyptias
Gulphila promsit Getarum quas videmus ultimas§.

⟨Moses schrieb als erster die hebräischen Buchstaben. Die an Geist scharfsinnigen Phönizier schufen die attischen. Was wir Lateiner schreiben, verfertigte Nicostrata ⟨= Carmenta⟩. Abraham erfand die syrischen und chaldäischen Lettern. Isis mit nicht geringerer Kunst erzeugte die ägyptischen. Gulphila ⟨= Wulfila⟩ erzeugte die gotischen, wie wir sehen die letzten.⟩ Das Gedicht von Eugenius junior war einst sehr populär und wurde vielfach zitiert, so von Petrus Crinitus§§, von den Brüdern Bry in deutscher Übersetzung§§§, von Herr-

* Athan. Kircher: Oedipus Aegyptiacus tomus II, 45, Romae MDCLIII.
** Costadau: Traité de signes II, 24.
*** Conjectural observations the origin and progress of the letters, London 1771.
**** M. le Marquis de Fortia d'Urban: Essai sur l'origine de l'écriture 120, Paris 1832.
† Epiph.: Haer. XXII.
†† Tzetzes: Chiliad. V. Hist. 26.
††† Petrus Comestor, Theodericus Engelhusius.
†††† Hugo ib.
§ Eugenius Toletanus in Migne Patr. lat. LXXXVII, 336.
§§ Petrus Crinitus: De honesta disciplina XVII, 4.
§§§ J. Th. und J. J. Bry: Alphabeten und allerart Charakteren, XII, Frankfurt MDXCVI.

mann Hugo*, Olaus Wormius**, Merlekker***. Diesem Gedichte entspricht auch teilweise eine bei Costadau vorkommende Illustration, auf der als Schrifterfinder figurieren: Palamedes, Cadmus, Isis, Nicostrata ****.

IV.

Die theoretischen Bewertungen der Schrift in der christlichen Welt hatten auch einen kräftigen, praktischen Niederschlag. Die Schrift wurde in erster Reihe als heiliges, schutzbringendes, im höheren religiösen Sinne prophylaktisches Ornament verwendet. Altchristliche Gräber trugen zuweilen als Inschrift ganze Abcdarien, so z. B. das Grabdenkmal in Rom, unweit der Villa Aldobrandini† aus frühchristlicher Zeit, so auch das Grab des heiligen Canisius aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Aus der Antike ist eine Gemme vorhanden, deren Revers die Inschrift ΙΑΩ CABAΩ ΑΕΗΙΟΥΩ trägt, wie auch ein griechisch-koptischer bilinguer Papirus ΙΑΩ ΣΑΒΑΩΘ und dann folgen die sieben Vokale††. In Nordafrika, in der Wiege der lateinischen Christenheit sind ABC-Inschriften sehr zahlreich anzutreffen, so z. B. Terracottas, die dabei mit Kreuzen und Fischen geziert sind und spezielle Beziehungen zu Neophyten haben. In einer Basilica, nicht weit von Carthago, wurde ein Marmorbassin vorgefunden, dessen Handgriffe mit ABC geschmückt sind†††. Mit ganzen Alphabetreihen waren auch alexandrinische Münzen oft versehen. Auch mittelalterliche westeuropäische Münzen waren zuweilen mit einer mehr oder weniger lückenhaften ABC-Prägung ausgestattet. Auf den Geldstücken Eberhards von Merseburg befindet sich oberhalb der Marter des heiligen Laurentius ein Bogen mit der Reihenfolge der Buchstaben bis M. Aus dem 16. Jahrhundert ist ein Kupferstich vorhanden, der den heiligen Moritz zeigt und an dessen Umschrift »Mauricius bidde Gott für uns«, sich die Reihe der Buchstaben von A bis Z anschließt††††. Eine interessante Verwendung fand das Alphabet bei den Kopten im Simeonkloster bei Assuan. Auf einer Freske dort erscheint Christus von 24 Personen umgeben, deren Namen durchwegs aus je einem Buchstaben des griechischen Alphabets der Reihe nach, mit der beigehefteten Endung αηλ. bestehen. Also ααηλ., βαηλ γαμλ usw. Die Personen um Christus dürfen Buchstabenhypostasen sein, Lettern, die nach Art der Engel personifiziert, den Hofstaat des Gottessohnes bilden. Das ηλ ist die in hebräischer Sprache übliche angelophore Endung, die bei allen auch

* Hugo l. c. 50.
** Olaus Wormius: Danica literatura antiquissima 103.
*** Merlekker: Musologie, Leipzig 1857.
**** Costadau: l. c. tome II ⟨nach dem Titelblatt⟩.
† Rossi: Bolletino d'archéologia cristiana, 134, Roma 1881.
†† Baudissin l. c. I, 195, 198.
††† Catholic Encyclop, I, 333.
†††† Friedensburg: Symbolik der mittelalterlichen Münzen, I, 109, Berlin 191.

von Christen rezipierten jüdischen Engelnamen wiederzufinden ist*. In Verbindung mit Engeln wurden die sieben Vokale auf einer Inschrift aus Milet gebracht. Auf sieben Feldern in verschiedener Reihenfolge treten dort die sieben Selbstlaute auf, denen die Bemerkung jedesmal folgt: die Stadt der Milesier und deren Anrainerschaft wird durch Erzengel geschützt**.

Das ABC-Schreiben gehört auch zum Rituale der offiziellen katholischen Kirche. In der offiziellen Kirche des Westens wird bis heute die altheidnische Sitte der crux decussata mit den Abcdarien darüber, beibehalten. Gregor der Große bestimmte nach altem Brauch, daß der Bischof bei Einweihung der Kirche über dem Fußboden von dem linken Winkel nach dem Osten ein Kreuz zu schreiben hat***. In der Apostelkirche zu Rom ist das über dem Boden gezogene Kreuz mit den Buchstaben des lateinischen und griechischen Alphabets der Reihe nach beschrieben****. Das italienische Volk benennt bis auf die Gegenwart aus Rücksicht auf die Verwendung an der crux decussata das Alphabet »santa croce«†, »heiliges Kreuz.«

Die Buchstaben wurden auch einzeln von der angewandten Mystik verwendet, so die verschiedenen bereits oben geschilderten konservierten Lettern aus der hebräischen und griechischen Schrift, die in das Urchristentum eindrangen und ungewöhnlich lange sich behaupteten. Dann war der Buchstabenzwilling AΩ sowohl in der östlichen wie in der westlichen Kirche lange Zeiträume hindurch sehr verbreitet. Das AΩ stellt wahrscheinlich eine Abkürzung des gesamten Alphabets dar. Dieser Buchstabenzwilling ist auf Monumenten, Tonlampen, Gemälden, in Katakomben, Kapellen, auf Särgen und Leichensteinen zu finden. Auf Münzen sind AΩ seit Constantin bis tief ins Mittelalter zu erblicken. Angelsächsische Münzen, die ältesten ungarischen Münzen, bayrische Denare, Wendenpfennige, vereinzelte Münzprägungen aus Flandern, Cambray, Waldeck, trugen im Mittelalter AΩ-Legenden. Auf einem Anhaltergroschen treten AΩ noch im Jahre 1469 auf. AΩ gerieten unter Magnentius auf das römische Reichspanier, das Labarium. In der Zeit der Merovinger wurden AΩ auf den Kreuzesarmen, nach Art zweier Lampen angebracht††. In neuerer Zeit wurden die Namen des AΩ also »Alpha und Omega« in lateinischer Schrift mystisch verwendet, so auf dem Schwert, das der Papst an Kaiser Ferdinand II., den Bekämpfer des Protestantismus schickte, wo diese beiden Worte neben dem Tetragrammaton figurierten†††.

* Bouriant: Recueil de travail rel. à la Eg., 15, 179.
** Corpus Inscr. Gr. II, 2895.
*** Gregor Magnus: Liber Sacramentorum ‹De ordine ad ecclesiam dedicandam.›
**** Hartmann Grisar: Geschichte Roms und der Päpste, 629, Freiburg i. B. 1901.
† Rossi l. c.
†† Friedensburg 60, 65.
††† Kopp: Paläographia critica I, 79, Mannheim 1829.

Ein Zauberspiegel aus dem 18. Jahrhundert hat neben den Namen der Apostel und den Sternzeichen, wie auch dem Tetragrammaton in Lateinschrift auch die Buchstabennamen Alpha und Omega *.

Das »AΩ« erfährt oft eine anderweitige Deutung: Dieses wird an den apokalyptischen Ausspruch »ich bin das A und Ω« ** angelehnt und erklärt eine graphische Darstellung zu sein, daß Gott der Anfang und das Ende der Dinge ist. So fand sich Tertullian dabei zurecht »so wie das A bis Ω geht und dann wieder das Ω zu A wiederkehrt, so ist in ihm sowohl der Ablauf vom Anfang zum Schluß wie der Rücklauf vom Schluß zum Anfang ***«. Diese metaphorische Deutung ist keine organische. Die gnostische ist ihr wesensnäher. Weder die jüdische noch die griechische Literatur kennt sonst das alphabetische Bild vom ewigen Kreislauf.

Die beiden Buchstaben des Monogramms Christi AΩ waren in der Mystik nicht gleichwertig. Das A war der erste Buchstabe, die mystische Benennung Christi, dagegen das Ω ein untergeordneter Schlußbuchstabe. Diese Differenz kam auch graphisch im Monogramm zum Ausdruck. »Das A wurde in der Regel in der Art der Monumental- und Aktenschrift gebraucht, dagegen das Ω wurde selten in der Form der Monumentalschrift, sondern gewöhnlich in der Vulgärschrift geschrieben ****«. Zuweilen wurde auch auf Inschriften das A allein ohne Ω verwendet, so im Friedhofe di S. Cristiana in Bolsena, wo an einer Inschrift zwei Kreuze, die von einem Buchstaben A begleitet sind, sich befinden †. Das Alpha des Namens Christi war eine Erbschaft des kabbalistisch-alexandrinischen Moses, darum wurde auch das AΩ nie in Beziehung zur Gottheit, zu Gott Vater gebraucht, trotz aller Symbolik von der Endlosigkeit, sondern tritt überall in Verbindung zu Symbolen oder Figuren Christi. Dieser spezifische Christuscharakter des A wurde im Kampfe der Katholiken gegen die Arianer, die die Konsubstanzialität Christi mit dem Gottvater verleugneten, lanciert. Das so ofte Verwenden des AΩ auf allen möglichen Gegenständen bezweckte die Betonung der Wesensgleichheit Christi mit Gott, die Glorifikation Jesu ††. In Spanien, das in frühwestgotischer Zeit arianisch, dann um so fanatischer an den Katholizismus sich anklammerte, hat das AΩ sich am zähesten behauptet, es begannen noch im 18. Jahrhundert Freibriefe mit einem AΩ †††. In der Vulgata wie in den zahlreichen späteren Übersetzungen der Apokalypse wurde das AΩ nie dem Sinne der umdeutenden Kirchenväter gemäß in den Anfang und Schluß des lateinischen Alphabets, in ein AZ umgewandelt, sondern treu wurden die heiligen Schriftzeichen der frühchristlichen, hellenistischen Kirche beibehalten.

* Hessische Blätter für Volkskunde, III, 155, 1904.
** Apokalypse Johannis, I, 8.
*** Tertullian: Liber de monogamia, V, Migne II, 935.
**** Realencyclop. für prot. Theologie, I, 2.
† Rossi ibidem.
†† RE für prot. Theol. ib.
††† Pando: Pal. espanola 127.

Nebst der allgemeinen Abkürzung AΩ kommt das Alphabet auf manchen altchristlichen Denkmälern in lateinischer Schrift in Paarreihen vor: A X B V C T*. Dies entsprach der gnostischen Konstruktion, aber auch der antiken Lehrmethode des griechischen Alphabets. »Bei uns«, schreibt Hieronymus, »wird das griechische Alphabet bis zum letzten Buchstaben der Reihe nach gelesen Alpha, Betha bis Ω; dann wieder aus Rücksicht auf das Gedächtnis der Kleinen sind wir gewohnt die Ordnung zu wechseln und den ersten Buchstaben die letzten beizustellen Alpha O, Betha Psi, so ist es auch bei den Hebräern das אתבש**«.

Ein mystisches Kryptogramm Χμγ war durch viele Jahrhunderte in der griechischen Welt auf christlichen Inschriften, Papyri, Ostraka verbreitet. Die Bedeutung dieses Kryptogramms ist ungewiß ***. ⟨Vielleicht Christos megas?⟩

Einzelne Buchstaben wirr durcheinander, kommen auf mittelalterlichen Glocken, Heiligengewändern vor ****.

Die »sieben Vokale« haben in der Christenheit nur selten praktische Verwendung gefunden, so auf einem koptischen Papyrus aus dem 11. Jahrhundert†, wie auf einer Münze in der Renaissancezeit††. Das neuplatonische Pentalpha scheint einst in Deutschland bekannt gewesen zu sein und dort volksetymologisch in den »Elfenfuß« verwandelt worden zu sein.

Seit der Renaissance tauchen auf mystischen Inschriften und magischen Schriftstücken hebräische Lettern auf. Im »Faustus vielfacher Höllenzwang«, der ursprünglich in Rom im Jahre 1501 mit einem Imprimatur des Papstes Alexander VI. erschienen ist, kommen neben astrologischen Figuren sinnlose hebräische Buchstabenzusammenstellungen vor.

Ein hebräisches Wort zwischen anderen magischen Zeichen und Worten kommt auch in »Dr. Johann Faustus Mirakul-Kunst und Wunderbuche«, das im Jahre 1569 erschienen ist, vor †††.

Zahlreiche Talismane, die von Christen in der Renaissancezeit und herüber angefertigt und mit Inschriften aus mystischen hebräischen und lateinischen Buchstaben versehen wurden, befinden sich im kaiserlichen Münzkabinett in Wien††††.

Viktor Hugo in seinem Clochier de Nôtre Dame ⟨VII. Buch, 4. Kapitel⟩ schildert die hebräischen Inschriften auf den Wänden von Alchymisten des 15. Jahrhunderts, die sonst religiös mit dem Judentum nichts gemein hatten.

* Dictionnaire d'archéol. chrét., I, 1269.
** Hieronymus: Comment. in Jeremiam Prophetam, V, c. XXV. Migne XXIV, 878.
*** Mélanges da la faculté orientale, III, I, 175. Université Saint Joseph Beyrouth, Syrie.
**** Dietrich: Rheinisches Museum, L, III, 93. Friedensburg ib. 78 ff.
† Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrii des Erzh. Rainer, V, 121. Wien 1892.
†† Friedensburg l. c.
††† Scheible: Das Kloster, V, 1111, II, 870.
†††† Kaiserliches Münzkabinett in Wien, Vitrine VI, 38—45.

Der Horoskop Wallensteins war mit hebräischen Lettern ausgestattet *.

Eine Anzahl christlich-hebräischer Amulette aus den nachhumanistischen Jahrhunderten wurden neuerlich veröffentlicht **.

Im geheimwissenschaftlichen Hausbuch, das vom germanischen Museum neu herausgegeben wurde, kam die hebräische Schrift stark zum Ausdrucke ***.

Auch die neuere Literatur weiß von der kabbalistischen Bedeutung der hebräischen Schrift. Goethe erzählt in Reineke Fuchs **** von einem Ring, auf dem drei hebräische Worte von ganz besonderer Bedeutung wären; wer ihn am Finger trägt, den werden weder Blitz noch Donner, noch Zauber verletzen. Jakob Wassermann schildert im Eingang zu seiner Erzählung »Die Juden von Zirndorf« die abergläubische Scheu, die die einfache christliche Bevölkerung vor den hebräischen Schriftzügen eines Grabsteines empfindet. Der Feuilletonist Hevesi erwähnt eine zeitgenössische Engländerin, die das hebräische Schriftzeichen Gimel als kabbalistischen Buchstaben besonders verehrt †.

Die christliche Schriftmystik wurde auch in der Zauberei nutzbar gemacht.

Hieronymus, der Kirchenvater, erwähnt einen, der seine Geliebte durch Schriftfiguren gewann, die er hinter der Schwelle des Hauses, wo jenes Mädchen lebte, legte ††. Zur Zeit Karl des Großen pflegten Geistliche und Laien gegen Fieber und Epidemien Amulette, Inschriften und Ligaturen zu verwenden †††. Beda erzählt von den literae solutionis von Lettern, denen nach vielen ein solcher Zauber innewohnt, daß der Träger derselben keineswegs gefesselt werden kann ††††. Bei den Griechen des 9. Jahrhunderts war eine Art Wahrsagerkunst verbreitet durch ein Stück Papier, das man in ein Buch legte und dann in zweifelhaften Fällen öffnete, um zu erfahren, was man wünschte §. Bei den Kopten wurden auf medizinischem Zauberpapyri Lettern im 11. Jahrhundert verwendet. In der Clavicula Salomonis, die im Jahre 1686 in Duisburg erschienen ist, wird unterrichtet, wie man in sieben Tagen heilen kann. Über die Verbreitung des Buchstabenzaubers im neueren Europa gibt uns das im Jahre 1599 in Hamburg von G. R. Widmann herausgegebene Faustbuch Aufklärung. Hier wird berichtet, daß Faust, als er Theologie studierte, in eine solche »Bursse« geriet, wo die Studenten mit »abergläubischen Characteribus oder Zeichenschriften umgingen«, und

* Kunsthistorisches Museum in Wien, Saal XVI.
** Ost und West, XVI. Jahrgang, 265 ff.
*** Wattenbach: Lateinische Paläographie, 13.
**** Goethe: Reineke Fuchs, Gesang X.
† L. Hevesi: Blaue Fernen, 55. Stuttgart 1897.
†† Hieronymus: Vita Hilarionis, c. XVI.
††† Kopp ib. I, 76.
†††† Glossarium du Fresne, IV, 239.
§ Consulta Nicolai Papae. Migne CXIX. 1018.

dann, als er dieses gelernt hat, den Teufel mit »characteribus, incantamentis und anderen solchen angeschryen«*.

Im 16. Jahrhundert, berichtet eine französische Quelle, bewaffneten sich Christen gegen die Dämonen mit dem kabbalistischen Worte Agla ‹Aththa Gibbor l'Olam Adonai›. Darüber waren viele magische Werke, darunter auch das einem Papste Leon zugeschriebene Zauberbuch Enchiridion. In jenem Jahrhundert, teilt dieselbe französische Quelle mit, schrieb man zu magischen Zwecken auch Adonai, Eloe auf ein jungfräuliches Pergament. In magischen Werken wie »Dragon rouge«, »Der Schlüssel Salomons« usw. zirkulierten allerhand unverständliche Charaktere, in Dreiecken und Kreisen untergebracht und dienten als Mittel, Geister zu beschwören**. Die oben erwähnten Talismane mit lateinischen und hebräischen Buchstaben gehörten zu den magischen Requisiten der Zauberkünstler in jener Zeit.

In dem Jahre 1724, informiert uns Costadau, verwendete noch das französische Volk das Abracadabra. Dieses wurde, wissen wir aus einer anderen Quelle, in der Form eines Dreiecks geschrieben***.

In Deutschland war noch zu Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Tradition des Buchstabenzaubers aufrecht. Die im Jahre 1764 in Nürnberg veröffentlichte Onomatologia enthält diesbezüglich interessante Mitteilungen. Wir erfahren hier, daß »die Juden durch den Gebrauch des Schem Hamphoras oder des göttlichen Namens, gewisser geheimnisvoller Charaktere, Amuletten und anderen abergläubischen Zeuges große Dinge verrichten wollen, als Geister zu zitieren, Feuersbrünste zu löschen, Krankheiten zu heilen und was alles zu verrichten«****. Dann heißt es anderwärts: »Amulette sind gemeiniglich entweder Jüdisch oder Heydnisch. Jene sind ein Mißbrauch der drey höchsten göttlichen Namen und gelten darum nur die drey Buchstaben ABR, welche Av Ben Ruach, das ist Vater, Sohn, Geist bedeutet und in nichts bedeutende Wörter, wie Abracadra, eingehüllet werden. Die heydnischen Amuletten sind aber mehrenteils versteckte Anrufung des Satans†.« Bezüglich des Pentalpha erfahren wir hier »die bekannten Druidenfuß seien von den Druiden gebraucht worden«, »hat viele Teutsche darin beredet, diese Druidenfuß zur Verhütung der Zauberei zu gebrauchen. Vielleicht haben die Pythagoräer ihr Pentalpha von diesen Druiden entlehnt ‹sic!›††.« Auch das Quadrat gilt. »Man findet manchmal in Amuletten dergleichen magische Quadrate, die was großes ausrichten sollen†††.«

Zauberspiegel mit verschiedenartigen Lettern waren im Abendland bis ins 18. Jahrhundert bekannt. Divinationen aus Buchstaben sind auch heute nicht unbekannt††††. Hie und da werden zum Schutz

* Scheible: Das Kloster, II, 286, 545. Stuttgart 1846.
** M. Collin de Plancy, I, 35, II, 8, 32, IV, 243. Paris 1825.
*** Ib., I, 9.
**** Anonymus: Onomatologia artificiosa et magica, 310. Nürnberg 1764.
† Ib., 37.
†† Ib., 469, V.
††† Ib., 250.
†††† Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube, 218. Berlin 1869.

gegen böse Geister die Anfangsbuchstaben der drei Könige CMB verwendet. In Volksbüchern der Neuzeit über praktischen Zauber sollen die schnörkelhaften Geheimzeichen entstellte, kabbalistisch-hebräische Buchstaben sein*. In Frankreich fürchteten sich Leute, wie der Dictionn. infernal ⟨Préambule⟩ berichtet, noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Nägel zu schneiden an Tagen, die den Buchstaben R enthalten. Nachwirkungen der hebräischen Talismane fehlen nicht in Europa bis auf die jüngste Zeit. Weissagungen auf Grund hebräischer Buchstaben im biblischen Texte nach dem Zahlenwerte der betreffenden Buchstaben, wurden in Deutschland noch während der Freiheitskriege von gelehrten Männern, wenn auch nicht offiziell, betrieben. Ludwig Geiger zitiert aus einem Brief des bekannten Schulmannes Fr. Chr. Matthiae ⟨Frankfurt a. M., 16. Juni 1814⟩ an den Legationsrat Hennicke in Gotha folgende Stelle: »Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht.« »Das begreift ein jeder. Sehr sonderbar ist es, daß die hebräischen Worte, wie ich zufälligerweise fand, zugleich sehr genau die Jahreszahl 813 ergeben. Das ist mehr als jedes Chronistichon oder Akrostikon und ich bilde mir auf diese Invention etwas ein«**.

Die Buchstabenmystik blieb durch Jahrtausende der christlichen Geschichte unbehelligt und wurde reichlich praktisch angewendet. Wenn auch Tertullian*** die Buchstabentheosophie der Gnostiker verurteilte »ihren Unsinn ⟨Vanitas⟩ anzuführen ist unpassend und müßig, da es nicht nur leer aber auch gefährlich ist«, so galt sein Kampf hauptsächlich der häretischen Überschwänglichkeit der Ketzer, die unabhängig von der kirchlichen Tradition auf Grund der Lettern ein ganzes religiöses System herrichten wollten. Er witterte dabei »gefährliches« dämonisches Zeug. Die katholische Kirche als Institution des organisierten Glaubens mußte mystischen Strömungen entgegentreten, wenn sie sich zur Stütze eines sektiererischen Außenseitertums kristallisierten.

Die angewandte Buchstabenmystik, die selbst in den Kirchen ihre Unterkunft fand, zog auf sich den Bann der Kirche nur in Fällen, wo sie mit der Zauberei in Verbindung einging und als eine Abart der Magie sich gebärdete. Kaiser Valens verurteilte im Jahre 371 einen Jüngling zum Tode durch Schwerter nach Torturen, weil derselbe zwecks Heilung seines Magens im Bade die sieben Buchstabenvokale zählte und abwechselnd die Finger zwischen dem Marmor und seiner Brust bewegte****. Karl der Große untersagte das Heilen durch Schrift oder Ligaturen sowohl Klerikern wie Laien, da diese Insignien der Magierkunst sind†.

Im Europa der dämmernden Neuzeit propagierte die Verwendung von Charakteren zu medizinischem Zweck der bekannte Arzt der

* Avé-Lallement: Das deutsche Gaunertum, IV, 7.
** Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland, III, 95.
*** Tertullian: Liber de präscriptionibus, c. L. Migne II, 70.
**** Ammianus Marcellinus, XXVIII, 2, 28. Leipzig 1873, I, 177.
† Kopp: Paläographia critica, I, 76.

ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, Paracelsus. Er füllte bald zwanzig Seiten in Folio seiner Werke mit Talismanen aus für verschiedene spezifische Krankheiten. Die Talismane enthalten Dreiecke oder Kreise oder sonstige verschiedene Schnörkeleien, die in größerem oder geringerem Maße mit lateinischen oder griechischen Lettern beschrieben sind*. Hebräische Talismane werden bei ihm nicht dargestellt. Er beschreibt allerdings mit bombastischen Lobpreisungen zwei hebräische Amulette, aber es scheint sich bloß um hebräische Worte in Lateinschrift zu handeln, mindest bei einem läßt sich dies mit Sicherheit annehmen. Die hebräischen Amulette werden mit Penta- und Hexagrammen kombiniert. Paracelsus leitet die hebräischen Amulette ein wie folgt: »Es ist nicht allen Characteren zu vertrauen, auch sich in nichten darauff verlassen, desgleichen den Worten. Denn die nigromantischen Poeten haben sich dermaßen darin gebraucht und bemühet und alle Nigromantischen Bücher mitangefüllt, die sie selbst freventlich und ohne Grund aus ihren Köpfen erdichtet haben. Deshalben sage ich, daß nicht allen Charakteren oder Wörtern zu glauben ist, sondern man soll allein bey denen bleiben, die allein gerecht und auf den Grund der Wahrheit kommen und oft und viel erprobet sind.« Die Amulette werden auf folgende Weise beschrieben: »Es sind zwei Triangel, die werden creuzweise übereinander gezogen und in Sieben Spacia aussgeteilt mit sechs auswendigen Ecken, in dieselben werden die sechs Buchstaben des hohen Namen Gottes Adonai geschrieben und nach rechter Ordnung gesetzt. Das ist nun der erste und der eine. Der andere aber, welcher viel treffentlicher und hoch darüber ist in seiner großen Krafft und großen Tugent ist also gestalt. Es werden drey Widerhaken auch creuzweis in einander gezogen, also werden in sechs Spacia ausgeteilt mit fünf auswendigen Ecken, in dieselben werden die fünff Syllaben des göttlichen allerhöchsten Namen Gottes Tetragrammaton beschrieben und nach rechter Ordnung gesetzt.«

Das sechslettrige Adonai kann nur in Lateinschrift gedacht gewesen sein. Hebräisch wird Adonai mit vier Buchstaben geschrieben. Das fünflettrige Tetragrammaton ist ein Rätsel, eine Contradictio in adjecto. In hebräischer Schrift sind es vier, in Lateinschrift sechs Lettern. Vielleicht ist hier der göttliche Name der christlichen Kabbalisten, die das Tetragrammaton um ein Schin vermehrten, gemeint. Der Irrtum dürfte hier jedenfalls kein persönlicher sein. Paracelsus fußt hier auf fremde Beispiele. »Ich hatte gleichwohl deren Figur hierher gesetzt, aber derweil jhr vielleicht dieselbigen in anderen Büchern werd finden, hab ichs hier aussgelassen.« Dann bemerkt er »mit diesen zweien Characteren haben die Israeliten und die Nigromantischen Juden viel ausgericht.« Auf die beiden Judenamulette setzte Paracelsus außerordentliche Stücke. »In summa diese Charactere sind von einer so außerordentlichen Macht, daß ich

* Paracelsus: Archidoxis Magiae, c. I, II. Opera. II, 546—564. Basileae MDCXVI.

sag so die Nigromantici je Macht und Tugent wißten und glaubten auch denselben, sie würden alle andere Charakter, Wörter und Namen, Zeichen und Figuren, Kron, Szepter, Ring und andere dergleichen Ceremonia fahren lassen, zerreißen und wegwerfen, darin sie bisher so lang Vertrauen gesetzt. Diesen Characteren ist alles möglich. Und wollte gerne wissen, wo noch einer darüber wäre in allen Nigromantischen Büchern, in denen ein solches arcanum verborgen ligt, wider alle böse Geister, wider den Teufel, wider alle Zauberey und wider alle magische Eingriff so durch die Ascendenten der Herren geschieht. Sie erlösen einen, der schon verzaubert*.«

Die jüdische Quelle der kombinierten Triangel des Paracelsus läßt sich kaum feststellen. Das »Magen David« ist eine junge Erscheinung. Allerdings befinden sich Hexa- und Pentagramme an den Wänden der Empore in der Synagogenruine im alten Kapernaum, die noch aus der Antike stammt, jedoch diese treten dort neben Rosetten und Blättern auf und sind ihnen ähnlich als reine Ornamentalzeichnungen, ohne weitere mystische Bedeutung aufzufassen**.

Für Paracelsus haben Buchstaben nur magischen aber keinen metaphysischen Wert. Er glaubt, die Kabbala wäre bloß Magie*** und »Moyses, Aron, Elias und alle andere Propheten ein jeglicher, ein Magus gewesen und ein geborner Cabalist und Divinator****.« Es heißt allerdings bei ihm einmal, daß die Charaktere »Instrumenta rei« sind† und »die rechte, wahre Magie ist eine solche Kunst und Geschicklichkeit, dadurch man zu der Erkenntnus der Elemente, dessen zusammenversetzten Cörper, Frucht, Eigenschafft, Kräffte und verborgene Würckungen gelangt. Die Cabala aber aus dem Inhalt jhres heimlichen Verstandes, weist den rechten Weg und strass dem Menschen, zu Gott dem Herrn zu gelangen, wie man mit ihm handeln und was man auss seinem Wort offenbaren und verkünden solle††.« Diese Äußerungen blieben jedoch bei ihm ohne jede vertiefende Folge.

Die theoretischen christlichen Kabbalisten der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts verurteilten die Buchstabenmagie, so Mirandola. Paul Ricci hielt überhaupt alle Buchstabenspekulation für ein überflüssiges Ding, das höchstens zur Erbauung dienen könnte. Schramm bricht im Jahre 1703 den Stab über alle kabbalistische Wundertäterei und verurteilt Agrippa. Schramm ist sonst ein Anhänger kabbalistischer Mystik. Der magische Präzeptor deutscher Medizin, Paracelsus, sah sich veranlaßt, zu verteidigen, daß die Charakteres nicht »aus der Abgötterey« sind†††.

* Ibid., II, 287 f. De characteribus philosophia occulta.
** Elbogen: Der jüdische Gottesdienst, 455.
*** Paracelsus: Opera I, 841. De vita longa, LVII.
**** Ib., I, 315. Tractatus, II. De pestilitate.
† Ib., I, 155. Fragmenta medica, l. III.
†† Ib., II, 761. Aurora Philosophorum.
††† Ib. I, 113. De origine morborum mirabilium. c V.

Widmann äußert sich in seinem Faustbuche gegen Ende des 16. Jahrhunderts: »was GOTt einmal gesegnet, bleibt in Ewigkeit gesegnet. Darum alles segnen Charakter, Kunst und Weyhen, von Pfaffen und Leyen, ein Vergeben unnutz und zauberisch tun«*. Der katholische Theologe Martinus del Rio verurteilte zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Buchstabenmagie scharf. »Keine Vokabel hat die Kraft Wunden oder Krankheiten zu heilen. Amulette, die vom Halse herunterhängen, besitzen keine Kraft, vermöge Worte, Lettern, Figuren oder Konstellationen«**. Einige Jahrzehnte später erklärte der Jesuit Hermann Hugo, daß weder Buchstaben noch Zeichen irgendwelche physische, geheimnisvolle Kraft innewohne, um etwas hervorbringen zu können***. Die Buchstabenmystik geriet seit dem 16. Jahrhundert, seit dem Eindringen fremdgläubiger kabbalistischer Letterntheorien, in den Geruch des Unglaubens. Vollends entfremdete sie ihre Verquickung mit der Astrologie, die als »natürliche« Wissenschaft, welche ihre Zwecke auf eigene Faust, ohne die Mittätigkeit Gottes in Anspruch zu nehmen, erlangen wollte, von den Frommen verpönt war.

Das Amulettenunwesen als solches erregte bei den christlichen Theologen keinen Anstoß. Talismane wurden auch von den neuzeitlichen Kirchenmännern geduldet, es kam bloß auf die Interpretation und das theoretische Glaubenssubstrat an. Hugo erklärte in der weiteren Folge seiner Ausführungen: »Jene Amulette, die von der katholischen Kirche empfohlen werden, haben ihre Kraft nicht von der Zahl der Figuren, von den Linien selber oder von einer ähnlichen Sache, sondern eine natürliche von Gottes Hilfe. Solche sind das Evangelium Johannes, die Psalmen Davids, irgendwelche Sentenz aus der Bibel auf einem Wachslamm geschrieben«****. Die weiße Magie wird im Gegensatz zur schwarzen gestattet. Die Kirche bestrebte sich, die magischen Charakteramulette durch eigene zu verdrängen, dies wird auch von anderer Seite festgestellt†.

Neben der Kirche entstand dem Buchstabenzaube in neuerer Zeit ein Widersacher in der Wissenschaft. Im Jahre 1667 erklärte der bekannte Arzt und Forscher Hellmont, daß die Schrift ein Naturprodukt sei. Die Figuren entsprangen »aus der Stellung und Bewegung der Zunge und des Atems«. »Die natürlichen lebendigen Buchstaben vor Augen stellen, aus deren Figur jedweder lernen kann, wie er seine Zunge zu deren Aussprache formieren soll«††. Hellmont steckt sonst in humanistischer Verehrung des Hebräischen. Hebräisch ist eine »wohlgeordnete wahrhaftige Natur-Sprache« und besonders

* Scheible: Das Kloster. II. 295.
** Martinus del Rio: Disquisitionum magicarum liber III, IV. p. 41, 45. Moguntiae MDCIII.
*** H. Hugo: Ib. 178 sp.
**** Ib.
† Dictionnaire infernal I. 148.
†† Hellmont: Kurzer Entwurf des eigentlichen Naturalphabets der heiligen Sprache. 83, 152. Sulzbach MDCLXVII.

wird Reuchlin gelobt, »denn nachdem durch Gottes Gnade zu Reuchlini Zeiten die jenige Parthey oberhand behalten welche verhindert, daß die Hebreisch Schriften und Bücher nicht aus dem Wege geräumt und verbrandt werden«*. Hellmont machte Schule. Johann Petrus Ericus vertrat im Jahre 1686 den Standpunkt, daß die Schrift naturnachahmend sei. Hebräisch war für ihn nicht einmal Uralphabet. Das natürliche Alphabet der Urzeit war für ihn in Ägypten zu suchen. Mit dem ägyptischen Uralphabet identifizierte er nach Kircherschem Muster die griechische Schrift**. Wachter verfocht im Jahre 1752 ebenso dieselbe Ansicht, daß die Buchstaben aus graphischer Nachahmung der Mundbewegungen beim Sprechen entstanden***.

Dank dem Einfluß der Wissenschaft konnte sich bald jeder auch von der Kirche geduldete Talismankultus nicht halten. Johann Jacob Schmidt geißelte die abergläubischen Christen und Juden, die mit dem Tetragrammaton Amulette verfertigen, Feuer löschen usw. Das Tetragrammaton ist für ihn »unaussprechlich« nur weil es Laute enthält, die die Griechen nicht aussprechen konnten. Die Juden, weist Schmidt nach, sprachen einst im Alltag, in Gebeten, Eiden den göttlichen Namen aus. Schmidt wendet sich auch gegen das christliche Tetragrammaton mit eingeschaltetem Schin, da korrekt hebräisch Jesus nich JHSchWH nur JSchWA geschrieben werden soll****.

Die Onomatologia, die so manchen Bericht aus dem Gebiete des Buchstabenglaubens enthält, nimmt einen negativen, durch die Erfahrung diktierten Standpunkt ein. »In ansehung der Feuerbrünste ⟨mittels Charaktere zu löschen⟩ sind alle jüdische Cabalisten von denen die Juden großes Geschrey hatten, bey dem großen Judenbrand in Frankfurt zu schanden worden. Und was die Clavicula Salamonis angibt ist abergläubisch und offenbar gottloses Zeug und Mißbrauch des heiligen Namens.«

Das 19. Jahrhundert will in seinen hauptsächlichen Repräsentanten, die von den Überresten früherer Zeiten frei sind, weder in den Namen noch in der Anordnung der Buchstaben etwas anderes als Zufall sehen†. Man will allgemein das hebräisch-phönizische Mutteralphabet aller phonetischen Schriftarten zu einer Sekundärschrift, die aus einer älteren Schrift sich herausbildete, degradieren. Die meisten, gestützt auf Tacitus, denken an Ägypten. Es herrscht hier jedoch große Uneinigkeit. Salvolin leitet aus der demotischen Schrift das phönizische Alphabet her, Halevy aus den Hieroglyphen,

* Ib. 145, X X 5.

** Joh. Petrus Ericus Renatus: E Mysterio principium philologicum. 76. Patavii MDCLXXXVI.

*** I. G. Wachter: Naturae et Scripturae concordia. 536, 547, 553. Hafniae MDCCLII.

**** Joh. Jakob Schmidt: Trifolium hebraeo-philologicum accedit Tractatus de Ss Dei Nomine. MDCXCV Francforti ad Moenum.

† Hoffmann: Grammatica Syriaca. 81. Halae 1827. Ewald: Kritische Grammatik der hebräischen Sprache. § 23. Leipzig 1827.

Emanuèl Rougé aus der hieratischen Schrift*. In Deutschland blickten Olshausen** wie Saalschütz*** ebenso aufs Nilland zurück. Die Beweiskraft der »ägyptischen« Forscher ist in Bezug auf den Ursprung der Phönizierschrift keine besondere. In den letzten Jahrzehnten suchten die Orientalisten für die Phönizierschrift andere Zusammenhänge. Deecke und Delitzsch wiesen auf Assyrien, Prätorius auf Cypern, Evans, dann Hermann Schneider auf Kreta und die philistäischen Emigranten, Jensen auf das Hetthiterland. Israel wird für alle Fälle, allerdings mehr aus Gefühl als aus logischer Überzeugung, der Schöpfung der phonetischen Schrift entrückt. Aus Antagonismus zur jahrhundertlangen Tradition wird die Hebräerschrift mit dem Namen Phöniziens belegt. Ob es gerade die Phönizier waren, die eine altasiatische Bilderschrift in die phonetische Schrift umwandelten, dafür ist kein Beleg vorhanden. Ferdinand Hitzig**** und so mancher andere neuere Forscher sind eher sogar für aramäische Erzeuger-Transformatoren.

---

* E. de Rougé: Sur l'origine égypt. de l'alph. phén. Paris 1874.
** Olshausen: Ib. 61.
*** Saalschütz: Zur Erfindung der Buchstabenschrift. 25.
**** Ferdinand Hitzig: Die Erfindung des Alphabets. 42. Zürich 1840.

XVI. KAPITEL.

Warum normiert die Religion die Schriftgeschichte?

Die Gesetze der Geschichte der Schriftsysteme wurden bloßgelegt. Ein organischer Zusammenhang verknüpft diese mit der Geschichte der Religionen. Die Schrift bildet einen integralen Bestandteil des Glaubenslebens in seiner angewandten Form, teilt dessen Schicksal, macht mit ihm zusammen Leid und Freud, Expansion, Beharren, Differenzierung, Synkretismus, Archaismus, Auflösung usw. mit, gilt selbst als religiös-privilegiert, als heilig.

Woher dieser Zusammenhang? Was ist die Ursache und die logische Voraussetzung dieses dem nüchternen Menschen der prosaischen hellen Neuzeit so ganz überraschend und sonderbar vorkommenden normativen Konnexes zwischen den Lettern und der Konfession?

Reine Empirie befriedigt nicht. Eine allgemeine Aufstellung von Erfahrungssätzen, ein dogmatisches Herausschälen von historischen Normen aus dem komplizierten Wust gewesener Begebenheiten, belasten bloß, wenn keine Erklärung zur Seite steht, den menschlichen Geist. Einfache Feststellungen von Zusammenhängen innerhalb der buntscheckigen Flucht der Erscheinungen, wenn sie uns sachlich und logisch nicht begreiflich gemacht werden, sind naturalistische Edikte, die die eigentliche Weltanschauung des Menschen weder bereichern, noch erweitern, noch vertiefen.

Der unermüdliche Kausalitätstrieb des obersten der Wirbeltiere drängt nach innerem Verständnis, will die Genesis historischer Gesetze erfassen, Tatsachen seinem Gesichtskreis anheimelnd einschalten. Der Mensch, der Interesse den Erscheinungen der Außenwelt entgegenbringt, will nicht nur wahrnehmen, registrieren und ordnen, sondern auch verstehen, verdauen, Beobachtungen sich assimilieren, mit seiner bisherigen Erfahrung in Einklang bringen.

a) Das Religionsbuch.

I.

Das spezifische Moment, das das Junctim zwischen den gesamten Erscheinungen der Schriftgeschichte und denen der Glaubensgeschichte heraufbeschwor, ist die zentrale Religionsurkunde. Die Schrift ist

keine gesonderte, in ihrer Stellung isolierte Kulturerscheinung. Die Schrift dient als Mittel des Memorierens, als mnemotechnisches Werkzeug, Vorstellungen und Geschehnisse festzuhalten, vor Vergessenheit zu retten und späteren Generationen zugänglich zu machen, als Behelf der Geistestradition, des Seelenlebens.

Die Menschheit hatte in ihrer ganzen Geistesgeschichte ihr größtes Interesse an metaphysischen Fragen, an Problemen der Weltleitung, der seelischen Fortdauer, des Wesens der kosmischen Kräfte. Die Religion, die der Befriedigung dieses Interesses diente, bildete zu allen Zeiten den Angel- und den Ausgangspunkt aller geistigen Beschäftigung.

Jede Literatur begann mit dem Zauberlied und den Göttergesängen. Zaubersprüche gehörten bei den Indogermanen zu den ältesten Spuren dichterischer Betätigung*. Den Reden arabischer Dichter wurde im hohen Alterum zauberische Wirkung zugeeignet**. Mit der Zeit kristallisierte sich bei den Kulturnationen, als eine Art Zentralplasma, als Literaturkern eine Sammlung von Mythen, Hymnen, Ritualien und ethischen Geboten, die als religiöse Offenbarung, als von einem Gotte herrührende Dokumentensammlung eine führende, alles beeinflußende, das Gesamtleben der Nation prägende Bedeutung besaß.

Bei den Juden war durch Jahrtausende der Regulator der gesamten Kultur das Alte Testament, um das sich alle sonstige Literatur fast ausschließlich als Kommentare und Superkommentare, Exzerpte, homiletische, grammatikalische, philosophische oder juridische Auslegungen scharte.

Bei den Muslims dreht sich ohne Unterschied des Gebietes alle Literatur um den Koran und die Sunnas.

Bei den Brahmanen rangieren die Veden in einer alles Geschriebene überragenden und beeinflußenden Position.

Bei den Buddhisten haben die Tripitika eine dirigierende Stellung. In Tibet absorbieren die kanonischen Sammlungen Kanschur und Tandschur, die der Hauptsache nach ein Abklatsch nordindischer Sanskritwerke des Mahayana-Buddhismus sind, alles sonstige Schrifttum. »Die kümmerlichen Versuche, welche einzelne Tibetaner machten, etwas Selbständiges zu leisten, vermochten sich diesem Zauberbanne nicht zu entziehen«***.

Bei den Chinesen bilden — trotz der gewaltigen Dimensionen ihrer Literatur — die Kings den Mittelpunkt des geistigen Lebens. Das Kommentieren der Kings ist die Hauptaufgabe alles chinesischen literarischen Wirkens.

In Japan ist die Haupturkunde des Schintoismus das Kodschiki, an welches die kanonischen Werke des Konfutseanismus und des nordindischen Buddhismus sich anschließen und ihr Gepräge auf das geistige Leben der Nation aufdrücken.

* Golther: Germ. Mythol. 628.
** Ign. Goldziher in: Kultur der Gegenwart ⟨Or. Rel.⟩ 89.
*** Baumgartner: Geschichte der Weltliteratur, II. 439.

Die Taoiter verehren als ihr religiöses Zentralwerk den Taoiking, die Sikhs den Adi-Granth. Offenbarungswerke befinden sich auch bei den Mormonen, Yezids, Mandäern.

Von den alten Völkern besaßen die Perser die Avesta, die noch heute bei ihren letzten Nachkommen den Inhalt des gesamten Kulturlebens ausmacht.

Bei den Ägyptern standen an der Spitze der Literatur die heiligen Bücher des Gottes Tot und waren im Leben und nach dem Tode maßgebend. Wenn jemand starb, »ließen die Priester den Sarg mit Stücken aus dem heiligen Hymnologium Tots beschreiben, solche auf die breiten Leinenstreifen, mit denen man die Mumien einwickelte, zeichnen und auf Papyrusrollen am Leibe legen«*.

Die Phönizier besaßen heilige Bücher, verfaßt vom Gotte Taaut, niedergeschrieben von den Kabiren und kommentiert von den Göttern Surmubel und Thuro**.

Die assyrische Keilinschriftenliteratur besteht hauptsächlich aus mythologischen, ritualistischen und hymnologischen Texten, denen akzessorisch historisches Material sich angliedert.

Heilige Bücher der Syrer erwähnt Origenes***.

Bei den Griechen hatten die Homerischen Epen eine religiöse, alles überschattende Autorität, denen schloß sich Hesiod an. Die Anschauungen Homers »von den Göttern blieben neben denen Hesiods maßgebend für den ganzen Volksglauben der Griechen, sodaß auf sie Herodot ⟨II 53⟩ die ganze griechische Götterlehre zurückführen konnte.« Aus den Mythen Homers »zog die chorische Lyrik, insbesondere aber die Tragödie, ihre beste Nahrung, wie denn Aischylos seine Dichtungen Brosamen von der reichbesetzten Tafel des Homer nannte. Die von ihm in Worten gezeichneten Typen der Götter und Heroen schwebten den Künstlern bei ihren Schöpfungen als Normen vor.« Homer wurde in Athen an den Panathäen öffentlich verlesen. Dem Schulunterricht und den Übungen im Lesen, Memorieren und Erklären wurden homerische Verse zu Grunde gelegt****.

Das gesamte griechische Kulturleben gruppierte sich um die Religion. Die gleichgültigsten Inschriften hatten im alten Griechenland sakralen Anstrich. Die meisten griechischen Urkunden, Dekrete, Gesetze, Widmungen enthalten oberhalb des eigentlichen Textes in weit ausgedehnten, gezogenen Buchstaben eine Weiheformel†, die an das »In Nomine Dei« frommer Christen erinnert. Das Gebet bildete den Anfang einer jeden Handlung eines Griechen. Die Ilias beginnt mit einem Aufruf an die Göttin. Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen wurden in Griechenland mit Gebeten er-

* Wuttke: Die Entstehung der Schrift. 557.
** Suidas s. v. Paulus ⟨nach Philo Herrenius.⟩
*** Origenes: Contra Celsum, I, 12.
**** Christ: Geschichte der griechischen Literatur. 55.
† Larfeld: Griech. Paläogr. in Müller: Handb. des klass. Altert.-Wiss. I. 552.

öffnet*. Die Götter stiegen vom Olymp herunter auch zur Zeit der höchsten griechischen Kulturblüte. Die Athener jauchzten der Göttin Athene zu, als Peisistratos vorgab, er führe sie in die Stadt. Die Bevölkerung von Lystra hielt den Apostel Paulus samt seinem Begleiter Barnabas für die Götter Hermes und Zeus. Die griechischen Münzen stellten immer Heiligtümer, Götterbilder oder Kultsymbole dar**.

Das griechische Schauspiel war kein Vergnügungstheater, sondern ein Teil öffentlicher Feste, die zu Ehren einer Gottheit veranstaltet wurden***, nach Art der katholischen mittelalterlichen Mysterien-Schauspiele; sie wurden auch mit einem Ziegenopfer eröffnet.

Die griechische Philosophie ging aus den theogonischen Spekulationen des Orients hervor. Einer ihrer größten Repräsentanten, Plato, war mehr Mystiker als Denker. Die Häupter der Philosophieschulen sah das Volk noch in später Zeit, im Lichte von Religionsstiftern. »Sacrarum opinionum conditores« nennt sie Seneca. Die Pythagoräer erinnerten mit ihrem Noviziat und ihrer Weihe an einen geistlichen Orden. Die Epikuräer hatten mindest anfänglich ihre eigenen Feiertage. Der Neoplatonismus war eine philosophisch verbrämte Religion, deren Anhänger durch gewisse mystische Bräuche die Vereinigung mit Gott anstrebten****. Philosophen, die sich der Tyrannei der griechischen Volksreligion nicht fügen wollten, wie Diagoras von Melos, Anaxagoras, Protagoras, Sokrates usw. wurden vor ein Gericht, den Prototypus der Inquisition gestellt und zumeist verurteilt.

In Etrurien waren die heiligen Bücher des Gottes Tages von größter Bedeutung.

In Rom bestand die älteste Literatur aus den Annalen der Pontifices, den kultischen Liedern der Salier und den liturgischen Arvalliedern. Das heiligste Religionsbuch waren in Rom die Sibyllinen. Besondere Kollegien von Interpretes bestanden, die bei bevorstehenden Unternehmungen, bei Seuchen und Prodigien, die Bestimmung hatten, in diesen Büchern nachzulesen und aus ihnen zu entnehmen, wie die Seuchen zu sühnen, welche Warnung oder Ermunterung für die Unternehmung vorauszusagen seien. Anbei neben den sibyllinischen Büchern wurden in Rom zwei Bände Weissagungen, sogenannte Carmina Martiana, vom Gotte Picus Marcius aufbewahrt.

Im Christentum stand im Zentrum aller literarischen Tätigkeit die Bibel beider Bunde. »Einst nahm das Religionsstudium unter dem Namen der Theologie den ersten Platz im Unterricht ein. Mehrere bedeutende Disziplinen sind in das Faszikel offizieller Wissensfächer hineingelangt, bloß unter dem Titel von Helferinnen

* Paul Stengel: Die griechischen Kultusaltertümer in Müller ib. V. 3.
** Gruppe: Griech. Mythol. 12.
*** G. Öhmichen: Das Bühnenwesen der Griechen und Römer. 186.
**** Chantepie de la Saussay: Lehrbuch der Religionsgeschichte 139, Freiburg in Br. 1887.

und Dienerinnen dieser herrschenden Wissenschaft. So wurde Profangeschichte zugelassen, weil sie den Rahmen zur heiligen Geschichte bildet, die Philosophie, weil sie auf eine andere Weise die Tatsachen der Offenbarung beweist*. »Philosophia ancilla theologiae« hieß es.

Die religiösen Zentralwerke des Christentums, die Kirchenliteratur, hielten unter ihrem Stabe bis auf die neueste Zeit, sämtlich von Christen Geschriebenes, selbst die gleichgültige ästhetische Literatur, was sogar in formal sprachlicher Hinsicht zum Ausdruck kam. Der Stil der Sprache der Bibel läßt sich bis auf Nietzsches Zarathustra, in dem gesamten belletristischen, von Christen verfaßten, europäischen Schrifttum nachweisen. Shakespeare ließ seinen Gedankengang wie auch seine Sprache von der Bibel oft imprägnieren** wie auch viele andere englische prosaische Schriftsteller***. Die französische Sprache des Mittelalters hatte viele ihrer Eigenheiten der Bibel zu verdanken. Dies stellte J. Treuel fest****. Die althochdeutsche Sprache trug sowohl in lexikalischer und stilistischer wie auch in grammatikalischer Hinsicht die Signatur der Kirchenliteratur und in erster Reihe der Bibel†. Dasselbe in Bezug auf die deutsche Sprache überhaupt konstatierte Stein von Nordenstein††. Goethe begann seinen Faust mit einer Nachahmung des Prologs des biblischen Buches Hiob. In seiner Sprache lassen sich auch biblische Redensarten feststellen. Er äußerte sich selber »ich hatte die Bibel lieb und wert, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig«†††.

Die Übersetzung der Bibel bedeutete bei allen christlichen Völkern ein Kulturereignis ersten Ranges. Die Übertragung Luthers der kanonischen Schriften in die Landessprache seiner Heimat bedeutete für die Literaturgeschichte Deutschlands eine Umwälzung von epochemachender Bedeutung. Bei den Tschechen gilt als höchstes Muster der tschechischen Sprache die sogenannte Kralicer Bibel ‹1579—1593›. Zur allgemeinen Verbreitung des Niederländischen hat unstreitig die unter dem Namen Staatenbibel bekannte Übersetzung der heiligen Schrift durch die Generalstaaten beigetragen††††.

Die frühere rumänisch-kyrillische Orthographie wurde durch die erste Ausgabe der Bibel in rumänischer Sprache festgelegt§. Vater

* Theodore Reinach: Préface à Religions et Sociétés. Leçons professées à l'École des Hautes Études Sociales. Paris 1905.

** C. Wordsworth: Shakesp. knowledge of the bible.

*** A. S. Cook: Bibl. Quotations in old Prosawriters. New-York 1898—1902.

**** J. Treuel: Le a. Test. et la langue française de moyen age 1904.

† Raumer: Die Einwirkung der Bibel auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

†† E. Stein von Nordenstein: Über den Einfluß der Bibel auf die deutsche Sprache und Lit. Klattau 1855.

††† Geiger: Das Jud. u. die deutsche Lit. 83. Kuno Fischer: Goethes Faust III. 277 ‹549›. Heidelberg 1904.

†††† Jan te Winkel: Geschichte der niederländ. Spr. in Paul I. 797.

§ Alexici: Rumänische Literatur, 80. Leipzig 1906.

der finnischen Literatur war Bischof Mikael Agricola, der im 16. Jahrh. das Neue Testament ins Finnische übertrug.

Sprachen, die aus irgend welchem Grunde keine autoritäre Bibelübersetzung in früherer Zeit besaßen, wichen von der Literatur. Die schottisch-englische Schriftsprache, die einer eigenen Blüte sich erfreute und im 16. Jahrhundert von angesehenen Schriftstellern ⟨John Knox⟩ und Grammatikern ⟨Alexander Hume⟩ und selbst einer besonderen Gesellschaft Scottish Text Society, die sich mit der Veröffentlichung von Büchern in der schottisch-englischen Schriftsprache befaßte, gepflegt wurde, mußte, »durch das Fehlen einer autoritativen schottisch-englischen Bibelübersetzung« das Zeitliche segnen und dem Englischen aus dem Königreiche den Platz räumen. Da die anglikanische, reichsenglische Bibel auch in Schottland Geltung hatte, so genügte diese Tatsache, der schriftsprachlichen Eigenentwicklung der englischen Sprache in Schottland den Garaus zu machen*.

Das Norwegische als Literatursprache wurde durch die Rezeption der dänischen Bibelübersetzung aus dem Lande der Fjords verdrängt**.

Bei manchen christlichen Völkern und zu manchen Zeiten besaß die christliche Religion eine solche Macht auf die Gemüter, daß in die Literatur nur religiöse Stoffe eingelassen wurden und alles Profane einfach ausgeschaltet war.

Die althochdeutsche Literatur bestand hauptsächlich aus geistlichen Poesien: Heliand, Muspili, Ottfrieds Evangelienbuch, aus Abschwörungs- und Glaubensformeln, aus Predigten, Gebeten und dogmatischen Abhandlungen. Die altbulgarische Literatur, die dann für das gesamte Slaventum maßgebend wurde, enthielt bloß kirchlichen Stoff. Kein einziges Volkslied, kein einziger Sagenstoff nichtchristlicher Herkunft sickerte in sie ein. In Ungarn sind die erhaltenen Überreste der vorreformatorischen Literatur ausschließlich religiösen Inhaltes***; so war es auch der Fall bei den Polen jener Zeit ⟨das Lied der Gottesmutter, das Florianer Psalterfragment etc.⟩. Bei den Rumänen übertrifft selbst noch in der Neuzeit die Volksliteratur auf religiöser Basis die weltliche an Umfang und Bedeutung****. Die Kopten wissen bis dato nichts von einem profanen Schrifttum. Bei den Äthiopiern steht die ganze literarische Tätigkeit im Dienste der Religion†.

Sammelstellen für Bücher, Bibliotheken, Mittelpunkte des Geschriebenen waren durch Jahrtausende immer Gotteshäuser.

In Ägypten war das älteste Buch der Tempel. Die Bilderschrift wurde zuerst auf die Wände der Heiligtümer gesetzt. Dann, als

* Friedrich Kluge: Geschichte der englischen Sprache in Paul I 797.

** Adolf Noréen: Geschichte der nordischen Sprachen Paul I 533.

*** Riedl: A history of Hungarian Literature X. London 1906.

**** Gaster: Geschichte der rumänischen Literatur in Gröber: Grundriß der rumän. Phil. II 2, 153.

† August Dillmann: Grammatik der äthiopischen Sprache 2. 10. Leipzig 1899.

das Buch selbständig wurde, wurden Bücher in den Tempeln und auch an den Königsgräbern aufgestapelt. In Memphis bestand eine Bücherei im Ptahheiligtum. Am Grabmal des Königs Ramses befand sich eine geheiligte Büchersammlung mit der Aufschrift Seelenheilanstalt*.

In Assyrien befanden sich in den Tempeln die Archive des Volkes **.

Bei den Phöniziern waren die heiligen Bücher des Gottes Taaut auf Säulen niedergeschrieben in den Adytis der Tempel ***. Von Sanchuniathon berichtet Eusebios, daß er die Tempelarchive verwertete. Der Periplus des Hanno war auf einer Tempelsäule niedergeschrieben.

In Indien befinden sich die Bibliotheken der Dschaina bei ihren Klöstern und Tempeln ****.

Im alten Griechenland bildeten die Tempel den Aufbewahrungsort für wichtige Urkunden. In Delphi waren die Wände des Apollotempels mit Freilassungsurkunden übersät. Die Gesetze des Lykurg wurden unmittelbar neben Statuen, die der Athene geweiht waren, aufgestellt. Euemeros behauptet, den Inhalt seiner historischen Mythologie an einer Säule im Zeustempel auf der Insel Panaträa gefunden zu haben. Bündnisverträge wie auch Dokumente internationalen Inhaltes wurden in den geheiligten Tempelbezirken angebracht. Der Peribolos des Zeustempels zu Olympia war mit beschriebenen Bildsäulen und Stellen aller griechischen Völkerschaften angefüllt. Die berühmteste griechische Bibliothek der hellenistischen Zeit befand sich im Serapeumtempel in Alexandrien. In Rom wurde die erste öffentliche, von Asinius Polo gegründete Bibliothek in einem Tempel der Göttin der Freiheit untergebracht.

Bei den Juden sind Büchereien alten Stils hauptsächlich in den Bethäusern, den sogenannten Bethhamidrasch oder Klaus, bis heute anzutreffen. Josias fand die Bibel oder deren Teile im Tempel zu Jerusalem.

Im christlichen Europa gehörte das Buch zur Klostereinrichtung durch das ganze Mittelalter. Bibliotheken besaßen nur Mönchsgemeinschaften †. Die erste Bibliothek der kapetingischen Könige wurde von Ludwig dem Heiligen als Annex zu seiner Kapelle gegründet ††.

Bei den Muslims sind die Büchereien in der Regel mit den Moscheen verbunden.

In China sind die buddhistischen Klöster gleichzeitig auch Sammelstätten für Bücher. Die größeren haben auch eigene Druckereien mit einer ganzen Menge von Mönchsschreibern, -Holzschneidern und -Korrektoren †††.

* Wuttke: Die Entstehung der Schrift. 525, 573.
** Ib. 639.
*** Movers: Phönizien, I, 41.
**** Weber. Über die Çatrumjaya XIII (Abhdlg. d. deutsch. morgenl. Ges. I.)
† Traube: Vorlesungen und Abhandlungen 106, München 1909.
†† Prou: Manuel de Paléographie 112.
††† Kultur der Gegenwart, Religionen des Orients. Groot: China 188.

II.

Das Religionsbuch, die religiöse Literatur bildete zu allen Zeiten den Grundfels aller Bildung. Das Schrifttum, das sich um das Gotteshaus scharte, war das Rückgrat und die Wirbelsäule aller literarischen Produktion.

Wer die Schrift erlernen wollte, so geschah dies nicht in abstracto, sondern um die geschriebene Literatur zu lesen, um die Religionsliteratur kennen zu lernen, um in die Werke eines bestimmten Glaubens Einsicht zu nehmen.

Der Kirchenvater Tertullian sagte, daß die Schrift nützlich sei, »sowohl für den Verkehr wie für unsere Bestrebungen zu Gott«*. Natürlich galten die Bestrebungen der Erkenntnis, die auf Gott gerichtet waren, dem gläubigen Christenmenschen als viel wichtiger als der praktische Handelsverkehr.

Kosmas, der Indienfahrer, berichtet von den alten Hebräern, daß sie, als sie das geschriebene Gesetz von Gott bekamen, gleichzeitig die Schrift erlernten**. Die Erlernung der Schrift bildete den Schlüssel zu den Gesetzestafeln.

Im 19. Jahrhundert schreibt der bekannte Slavist Jireček, für die Beibehaltung der Kyrillitza für Ruthenisch plädierend, »der ⟨ruthenische⟩ Landmann schickt darum seine Kinder gerne in die Schule, weil sie dort die Fähigkeit erlangen, sich an dem Gottesdienst durch das Lesen kirchlicher Bücher inniger zu erbauen«, durch die Beseitigung der kyrillischen Schrift in den liturgischen Büchern der griechisch-katholischen Kirche aus der Schule »würde man einen der wichtigsten Beweggründe seines Interesses an dem Schulunterricht benehmen«***. Bei den alten Bayern bedeutete »lesen« soviel, wie beten****. In Frankfurt a. M. heißt es bei den Protestanten »ins Gebet geht« soviel, wie in die Schule gehen†.

Der bekannte Wecker des deutschen Nationalismus in Napoleonischer Zeit Turnvater Jahn sagt von sich »In Luthers Bibel habe ich lesen gelernt«††.

Der gläubige Jude der Neuzeit benennt das »lesen lernen« mit dem Ausdruck »er lernt dawnyn« = beten. Das Einstudieren der Buchstaben ist bloß ein Mittel, um das Gebetbuch zu entziffern.

Von der mesopotamischen Sekte der Jeziden teilt der Forschungsreisende Layard mit, »die da lesen können, haben es nur gelernt, damit sie das heilige Buch bewahren und sich in Sachen, die die Lehren und Zeremonien der Sekte betreffen, darauf beziehen können«†††.

Die Schulen, die Unterrichtsanstalten der Schrift und der ge-

* Tertullianus: Liber de corona militis c. VII. Migne II. 87. »Literas . . . necessarias confitebor et commerciis rerum et nostris ergo Deum studiis«.

** Kosmas Indikopleustes: Cosmogr. liber V. Migne Patr. gr. LXXXVIII. 218

*** Jireček: Die ruthenische Schriftfrage 14.

**** Schmeller: Bayr. Wörterbuch I. 1512.

† Askenazy: Die Frankfurter Mundart 74, Frankfurt a. M. 1914.

†† Jahn: Deutsches Volkstum 24 ⟨Reklam⟩.

††† Layard: Ninive und seine Überreste. 159. Leipzig 1850.

schriebenen Literaturen, hatten durch Jahrtausende menschlicher Entwicklung überall den Charakter religiöser Institute, deren Aufgabe es war, ihren Zöglingen liturgisches, rituales und dogmatisches Wissen beizubringen.

Im Islam bilden allenthalben die Schulen integrale Bestandteile der Moscheen. Der Schwerpunkt wird auf Studium des Koran gelegt. In den mohammedanischen Elementarschulen Bosniens, berichtet Strausz ⟨II 253⟩, besteht der Unterricht, darin »einzelne Koransätze einzubüffeln«. Selbst in einem alten Kulturlande wie China, lernt das mohammedanische Kind in erster Reihe die arabische Schrift und den Koran, erst dann persisch und chinesisch. Der chinesische Mohammedaner kennt daher arabisch gründlich »er muß ja wissen seinen religiösen Pflichten genüge zu leisten«, vom Chinesischen dagegen besitzt er ungenügende Kenntnisse. In Indien blüht die Kenntnis des Arabischen in diesem Maße, daß die dortigen eingeborenen Mohammedaner an der neuarabischen Renaissance ansehnlich beteiligt sind*.

Bei den Juden sind »Chadarim« gleichsam Dependancen von Synagogen. Der Lehrstoff besteht aus den kanonischen Büchern des Mosaismus. Im alten Jerusalem hatte jedes Bethaus im Anschluß eine niedere und höhere Schule. ⟨Beth Sepher und Beth Thalmud⟩**. Wissenschaftliche Debatten fanden im frühmittelalterlichen Judentum in der Synagoge statt***.

In China beherrschen die Konfutseaner mit ihren Kings das gesamte Unterrichtswesen des chinesischen Volkes.

In Japan wird der Schreibunterricht in Buddhatempeln von Priestern erteilt****. Die japanischen Schulen wurden einer weltlichen Verwaltung erst im Jahre 1899 unterstellt†.

Im alten Mexiko wurden junge Leute in priesterlichen Anstalten in der Schrift unterrichtet††.

Im alten Griechenland machte man die Jugend in der Schule mit der Götter- und Heroenlehre durch Homer und Hesiod bekannt†††, wenn auch die Lehrer, wie bei allen sonstigen Bekennern von Laienreligionen keine Priester waren. Andersgläubige als Lehrer an griechischen Schulen wurden nicht gerne gesehen. Julian Apostata verbot den Christen Unterricht in der klassischen Literatur zu erteilen, da es doch lächerlich ist, daß die, welche die alten Götter verachten, die von ihnen erzählten Handlungen erklären sollten††††.

Im alten Rom hießen die Schulen »ludi«, welcher Name wahrscheinlich auf den Kultus hinweist. »Ludi« hießen nämlich die dem

* P. Dalbry etc. Thiersant. Le mahometanisme chinois. Paris 1876.
** Threni Rabba II. 5.
*** Deuteron. Rabba VIII.
**** Lafcadio Hearn: Kyushu 144.
† Baumann: Japaner-Mädel, 70.
†† Wuttke: Entstehung der Schrift, 201.
††† Nickel: Kulturgeschichte, 230.
†††† Lecky: Geschichte der Aufklärung II. 92. ⟨Übers.⟩.

Kultus dienenden Spiele*. Der Lehrstoff bestand aus einer Übersetzung der Bibel des griechischen Heidentums, aus der Odyssee, wie aus dem mit religiöser Scheu verehrten Vergil.

In Abessynien wird in den Schulen nur das altäthiopische Alphabet unterrichtet, aber keiner der neuerfundenen Buchstaben, die zur Fixierung der spezifischen Laute der amharischen Profansprache dienen, wird dort der Jugend beigebracht.

Im christlichen Europa war es bis auf die Neuzeit nicht anders. Karl der Große hat bei der Gründung seiner Schulen hauptsächlich das Bedürfnis der Kirche ins Auge gefaßt. Geistliche waren seine Berater und Gehilfen im Schulwesen. Alle von ihm gegründeten Schulen, mit Ausnahme der Hofschule, waren Kloster- und Kirchenanstalten**. Die im späteren Mittelalter entstandenen Stadtschulen »gehörten regelmäßig zu einer Pfarrkirche; der Lehrer erscheint mit der ganzen Schule zu jedem Gottesdienst und jedem Chor«***.

Selbst die Universitäten entstanden in Anlehnung an die Klosterschulen. Die französischen und englischen Universitäten waren Kanzleruniversitäten, d. h. Hochschulen, deren Leitung in Händen von als Kanzler fungierenden hohen Prälaten ruhte****. Für die meisten europäischen Hochschulen ‹Prag, Wien, Erfurt, Heidelberg, Kulm, Köln, Löwen, Krakau, Kopenhagen, Ofen, Fünfkirchen usw.› wurden päpstliche Stiftungsbriefe erbeten†. Die Gründung der Prager Universität wurde vom Papst bewilligt »um der Devotion willen, welche Karl und seine Vorfahren der Kirche bewiesen haben.« Die Universitätsstudenten im Mittelalter trugen einen »clericalis vestitus« und wurden als Kleriker bezeichnet††. In Wien nannte man im Mittelalter das Studentenviertel »das Pfaffenviertel«.

Der Humanismus, die Reformation rüttelten nicht im geringsten am Grundcharakter der Schulen des christlichen Europa.

Im protestantischen Deutschland war die Volksschule bis tief ins 18. Jahrhundert hinein Küsterschule, deren Lehrplan Katechismus, Gesang, Lesen umfaßte†††. »An den Lateinschulen des 17. Jahrhunderts vermied man möglichst das Eingehen auf den heidnischen Inhalt der klassischen Schriftsteller und arbeitete sie nur nach grammatischen und stilistischen Gesichtspunkten durch. Im Griechischen beschränkte man sich fast allgemein auf die Lektüre des Neuen Testaments«††††. Das erste Gymnasium, das in Hessen im Jahre 1601 errichtet wurde, hatte zur Bestimmung die Heranbildung tüchtiger Pfarr- und Schuldiener. In Württemberg wurden an den Klosterschulen genannten Obergymnasien bis zum Jahre 1803 außer den

* K. A. Schmidt: Geschichte der Erziehung I. 224. Stuttgart 1884.
** G. Kaufmann: Geschichte der deutschen Universitäten, I. 107. Stuttgart 1888.
*** Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichtes, I. 17. Leipzig 1896.
**** Kaufmann ibid. I, 245.
† Ib. II, 12.
†† Kaufmann ib. II, 25, 82, 91.
††† RE für prot. Theol. XVII, 791.
†††† H. Weimer: Geschichte der Pädagogik, 57.

zur Theologie bestimmten nur Hospites aufgenommen, die Schulgeld zahlen mußten*. Bis ins 18. Jahrhundert bildeten bei den Protestanten Deutschlands Schulordnungen einen Teil der Kirchenverordnungen. Erst der Sturm der »Aufklärung« suchte die Schule der Protestanten der religiösen Dienstbarkeit zu entreißen. Friedrich der Große ordnete an, daß Invalide, die sich zu »Schulmeistern schickten, employieret werden sollten.« Das Oberkonsistorium erklärte sich in Preußen im Jahre 1799 gegen das »Vorurteil, als ob die Schulen zunächst Sachen der einzelnen Religionsparteien wären und sein müßten« und nicht vielmehr Institute des Staates«**. Die Tradition von Jahrtausenden ist jedoch stärker als alle theoretischen Programme. Die Schule in Deutschland ist bis dato eine konfessionelle. Wo Katholiken und Protestanten auf demselben Territorium im Reiche leben, bestehen für sie geschiedene Lehranstalten. In Preußen sind 30 % aller Lehramtsstellen mit einem kirchlichen Amte verbunden***. In Preußen wurde die Schulaufsicht in die Hand des Staates erst im Jahre 1872 gelegt, »was freilich nicht hinderte, daß die meisten Schulinspektoren auch weiterhin dem geistlichen Stande angehörten«****. An den preußischen Gymnasien waren noch lange im 19. Jahrhundert »die Lehrer oft Kandidaten der Theologie, die unter dem Dache des Gymnasiums nur zeitweise Unterstand suchten, bis eine fette Pfründe sie zu höheren Zwecken abberief« †. In den anderen protestantischen Staaten Deutschlands war der Konfessionalismus der Schule noch viel zäher. In Sachsen-Meiningen ist die geistliche Ortsschulaufsicht erst im Jahre 1909, in Württemberg im Jahre 1910 beseitigt worden††. Die besten Männer des protestantischen Deutschland sind zum größten Teil durch Schulanstalten mit größtmöglichem kirchlichem Anstrich gegangen. Hölderlin, Schelling, Hegel, Herwegh bezogen das protestantisch-theologische Stift in Tübingen. Kloppstock lernte an der Klosterschule in Pforta. Gottsched, Kant hörten in ihrer Jugend Theologie. Herder brachte es bis zum Präsidenten des Oberkonsistoriums, Mörike bis zum bescheidenen Pfarrer. Lessing und Nietzsche genossen ihre Erziehung in Pastorenhäusern.

Im protestantischen Schweden ist noch in der Gegenwart der Bischof Aufseher über die Schulanstalten in seinem Stifte. Ganz Schweden ist in zwölf Stifte geteilt. Sämtliche Schulen stehen unter der Leitung des Kultusministeriums, »des kirchlichen Departements« (»ecklesiastik Departement«)†††.

In England haben die Anglikaner eigene Schulen, eigene wieder die Independenten, die Wesleyaner, die Katholiken, die Juden††††.

* Handbuch des Erziehungs- und Unterrichtswesens, 189, 137, München, 1897.
** Dittes: Geschichte der Erziehung, 186.
*** Lindner: Enzyklop. Handbuch der Erziehungskunde, II, 667.
**** Weimer: Gesch. d. Pädagogik, 148.
† Lamprecht: Zur jüngsten Geschichte, II, 2, 410 f.
†† Weimer ib. 149.
††† Handb. des Erziehungsw. 695.
†††† Lindner ib. 231.

Streng konfessionell-kirchlich war sehr lange in England die Sonntagsschule. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb ein Beobachter »die einzige Beschäftigung, welche die Engländer am Sonntag vornehmen, ist die Belehrung der Armen in den Sunday-Schools, das ist für sie eine Art Gottesdienst, da man in diesen Schulen nichts anderes lehrt, als den Katechismus und das Lesen religiöser Schriften*.«

In Kanada gehört ein großer Teil der Schulen dem Typus der »Denominationalschools« an, sind Gründungen religiöser Sekten**.

In den Vereinigten Staaten sind die Colleges in ihrer großen Mehrzahl wie auch einige Universitäten nichts anderes als »sectarian institutions«***.

Nicht minder zäh behauptete sich der konfessionelle Charakter der Schulen in katholischen Staaten.

In Österreich wurde die Schule als Staatsangelegenheit, als politicum erst durch Maria Theresia erklärt. Dennoch war noch im Jahre 1804 in der Donaumonarchie der Pfarrer Ortsschulaufseher, der Domprälat Schuloberaufseher. Im österreichischen Konkordat vom Jahre 1855 wurde bestimmt, daß Professoren an den Gymnasien nur Katholiken sein können, die religiöse Erziehung in denselben hat von den Bischöfen geleitet zu werden. Während der Konkordatzeit, die im Jahre 1868 ihren Abschluß fand, schrieben Bischöfe Preise für Mittelschulbücher aus****. Die Wiener Universität beharrte bis zum Jahre 1873 bei ihrem ursprünglichen kirchlichen Charakter. Die Wahl eines Protestanten im Jahre 1851 zum Dekan der philosophischen Fakultät wurde vom Ministerium annulliert†. Die moderne österreichische Volksschule ist, mit Ausnahme von Tirol, wo die Organisten gleichzeitig Lehrer sind, formell interkonfessionell. Der Religionsunterricht ist bloß obligater Gegenstand, der auch Kindern konfessionsloser Eltern aufgenötigt wird. Die österreichischen Klerikalen suchten jedoch stets die früheren Verhältnisse wieder herzustellen und die Schule möglichst unter kirchliche Gewalt zu bringen. Im Jahre 1883 erklärte Kardinal Schwarzenberg im österreichischen Herrenhause, »den Ansprüchen der Kirche und der christlichen Bevölkerung kann nur eine konfessionelle Volksschule genügen.« In Österreich gab es noch zuletzt eine große Anzahl von Klosterschulen und 35 kirchliche Mittelschulen privaten Charakters aber mit Öffentlichkeitsrecht.

Im gemischt-konfessionellen Ungarn, wo religiöse Verschiedenheiten aufeinanderstoßen, ist bis heute die typische Schule die konfessionelle. Es bestehen römisch-katholische, griechisch-katholische,

* Kohl: England, II, 494.
** Hdb. d. Erziehungsw. 641.
*** Ib. 606.
**** Cölestin Wolfsgruber: Kirchengeschichte Österreich-Ungarns, 47, 78, 80, 90, 102, Wien und Leipzig 1909.
† Geschichte der Wiener Universität, 44, 51 (Hg. vom akademischen Senat der Wiener Universität.)

griechisch-orientalische, evangelisch-augsburgische (=Lutheran.), evangelisch-reformierte (=Kalvin.), unitarische und jüdische Volksschulen. Jeder konfessionelle Organismus hat in Ungarn auch seine eigenen Gymnasien. Im Jahre 1893/94 waren gegenüber 35 Staats- und Munizipalgymnasien neutralen Charakters 63 römisch- und griechisch-katholische, 27 kalvinistische, 15 lutheranische, 2 unitarische, 3 griechisch-orientalische Gymnasien in Ungarn vorhanden*.

Im fortschrittlichen Frankreich war bis zur Trennung der Kirche vom Staate vor zirka einem Jahrzehnt das ganze mittlere und niedere Schulwesen in den Händen von Ordensgeistlichen.

In Italien war bis zum Jahre 1860 der Unterricht fast gänzlich Priestern und Mönchen ausgeliefert**. Noch Jahrzehnte nachher stellte die Statistik in Italien 16.000 geistliche Personen im Schuldienste fest***.

In Belgien verwaltet die Geistlichkeit die gesamten Lehranstalten des Volkes. Die Jesuitenschulen sind dort Pflanzstätten der höchsten Bildung. Georges Rodenbach, Emile Verhaeren, Maurice Maeterlinck wurden sämtliche im Jesuitenkloster zu St. Barbe erzogen. Als im Jahre 1814 Belgien mit Holland vereinigt wurde, gab oft der öffentliche Unterricht Anlaß zu Reibungen zwischen den nördlichen protestantischen und den südlichen katholischen Provinzen****. Die in den Niederlanden wohnhaften Katholiken unterhalten eigene private konfessionelle Schulen und fordern eine Konfessionalisierung und entsprechende Scheidung der Staatsschulen †.

Das schismatische Osteuropa bietet hinsichtlich des Schulwesens ein ähnliches Bild.

In Rußland waren die ersten Schulen Gründungen kirchlicher Bruderschaften ††. Die russische Akademie in Kiew ging aus einer kirchlichen Bruderschaftsschule hervor †††. Ein großer Teil der russischen Volksschulen besteht noch heute aus Pfarrschulen.

Am Balkan, in Griechenland waren im 16. und 17. Jahrhundert die Schulmeister ausschließlich Geistliche ††††. In Rumänien, in Bukarest, gab es im Jahre 1816 außer einigen Kirchenschulen keine einzige Bildungsanstalt §. In Bosnien herrschten bei Einmarsch der Österreicher analoge Zustände, sowohl bei den Katholiken wie bei Griechisch-Orientalischen.

III.

Aus der Bedeutung des Religionsbuches und dem Charakter des Unterrichtswesens bei allen Völkern des Erdenrundes ergibt sich mit

* Lindner l. c. 928, Hdb. d. Erziehungswesens 320.
** Handbuch des Erziehungswesens 543.
*** Lindner l. c. 422.
**** Ib 104.
† A. Lauer: Entwickl. u. Gestalt. des niederl. Volksschulwesens 65, Berlin 1885.
†† Pypin: Geschichte der slav. Liter. I 422.
††† Ib. I 433.
†††† Rose: Die Griechen und ihre Sprache 144.
§ P. Lehmann: Rumänien in: Unser Wissen von der Erde. III 43. Wien und Prag 1893.

logischer Notwendigkeit der gesamte festgestellte Normenkomplex der Schriftgeschichte.

Da der Lernzweck der Schrift durch unzählige Jahrhunderte und zumeist noch heute die Kenntnis der kanonischen und liturgischen Bücher ist und die Schulen seminaria ecclesiae abgeben, Filialen der Gotteshäuser, kultische Anstalten sind, so ergibt sich konsequentermaßen, daß der Grad des kultischen Interesses des Volkes an den religiösen Büchern die Breite des Volksschulwesens regeln muß, daß die Verbreitung der Lesekunde bei einer Gemeinschaft darnach normiert wird, wie die betreffende Religion gegenüber der Beteiligung der Massen am Kultus, am aktiven Gottesdienste sich verhält.

Religionssysteme, die tätige selbstbewußte Anteilnahme jedes Einzelnen am Gottesdienst fordern, die keine Mittlerschaft kennen und es jedem Laien zum Gebote machen, sich selber mit dem eigenen Gewissen Ordnung zu schaffen, selbständig die himmlische Gnade, das Heil, das göttliche Verzeihen, die Sühne zu erflehen, zwingen den einfachsten Bürger und Bauer zur Beherrschung der heil. Bücher, nötigen zu kanonischen Vorstudien. Ein jeder Bekenner einer Laienreligion muß priesterliche Schulung haben. Ein Jude, der nicht die Bibel kennt und nicht imstande ist, die vielen und langen hebräischen Gebete selber herzusagen, und das dreimal täglich, gilt als verdammt, als einer, der den Andersgläubigen gleicht. Ein Muslim, der nicht im Koran gründlich Bescheid weiß, wird nicht als vollwertiger Bekenner Allahs angesehen. Jeder Protestant muß bibelfest sein. In Schweden, wie es Selma Lagerlöf in »Jerusalem in Delekarien« schildert, kennen oft die Bauern die Bibel so genau wie der Pastor. In England ist die Bibel Volksbuch und selbst Gespräche des alltäglichen Lebens drehen sich gewöhnlich um Stellen aus der Bibel und religiöse Gegenstände*. Der Heilsglaube, der nach evangelischen Begriffen allein die Rechtfertigung eines jeden Menschen ermöglicht, kann gar nicht zustandekommen, ohne ein gewisses Maß christlicher Erkenntnis. Um diese Erkenntnis jedem zu verschaffen, hat Luther die Bibel in die Muttersprache übersetzt, deshalb hat er beide Katechismen geschrieben, deshalb auch den allgemeinen Religionsunterricht gefordert**. »Indem sie ⟨die protestantische Lehre⟩ jedem Christen das Recht und das Vermögen zuerkannte für sich selbst und ohne Vermittlung des Priesterstandes mit Gott in Verbindung zu treten, machte sie ihn zugleich verantwortlich für sein Seelenheil und forderte ihn zur persönlichen Aneignung des Evangeliums auf«***, schreibt ein neuzeitlicher Pädagoge.

Die Rechtfertigungsdoktrin der Laienreligionen, die Selbstverantwortlichkeit der priesterlosen Gläubiger nötigt diesen gewisse kultische Kenntnisse auf. Um den Inhalt der Bücher jedoch zu kennen, um

* Kohl: England II 483.
** Hermann Weimer: Geschichte der Pädagogik 37, Leipzig 1910.
*** Dittes: Geschichte der Erziehung 107.

imstande zu sein, in seine liturgische und geoffenbarte Literatur Einsicht zu nehmen, muß man diese Bücher lesen können, muß man schriftkundig sein. Laienreligionen müssen daher für die Bekanntmachung des gesamten Volkes mit dem Schlüssel der heiligen Bücher, mit dem Alphabete sorgen. Im Namen des Seelenheils, der himmlischen Güter, der Barmherzigkeit Gottes und der Gerechtigkeit des Volkes darf es bei Gemeinschaften, bei denen jedes Individuum mündig ist und sich nicht stellvertreten lassen kann, keine Analphabeten geben, keine Menschen, denen die Möglichkeit abgeht, der göttlichen Gnade teilhaftig zu werden. Volksbildungsgebote im weitesten Sinne des Wortes sind daher für das rabbinische Judentum, den Islam, den Protestantismus charakteristisch. Die antipriesterlichen alten Pharisäer waren daher auch Begründer des Volksschulwesens. In der jüdischen Mystik erteilt im Himmel der oberste der Engel kleinen Kindern Unterricht, die frühzeitig gestorben sind. Luther, der Glaubensreformator, mußte auch Schulreformator sein. »Der Protestantismus hat in allen Ländern zur Förderung der Volksbildung beigetragen,« bemerkt der Völkerkenner Wallace, »der Protestantismus lehrt, sucht die Schrift ⟨Bibel⟩ und um die Schrift zu suchen, muß man wenigstens lesen können*.« Die Religionsbehelfe Luthers »die deutsche Bibel und der Kleine Katechismus« sind die verbreitetsten Lehr- und Lesebücher der evangelischen Volksschule geworden**.

Das kultische Motiv der protestantischen Schriftverbreitung lag klar zu Tage bereits den Verfassern der Lehrbücher der Lesekunde, die Zeitgenossen von Luther waren und das Glück genossen, Augenzeugen der großartigen Umwälzung in der Volksbildung zu sein, die die deutschen Protestanten unter dem Einflusse der neuen Rechtfertigungslehre durchmachten.

Hans Fabritius schreibt im Jahre 1532: »Die weyl yetz die noth fordert, das kein Man Gesell solte sein, er soll schreyben und lesen künden, die weyl uns Got sein Göttlich worth also freuntlich mitgeteilt hat und darbey nebent die wider Christen ⟨= Katholiken⟩ noch so Missgünstig, das wir nicht an allen orthen predigers halten kundent und mugent. So wer gut, dass die menner lesen lerten, auff dass eyn yeder vatter sein hauss mit dem göttlichen wort, soviel ym godtgnad und verstand mitteilte selbst underwisste. Als yn dem neuen Testament, ynn der Biblia und propheten und sunst in anderen guten büchern, welche von hochgelerten leuten gantz grüntlich und zum guten Verstand mitgeteilt haben***.«

Um dieselbe Zeit äußert sich ein anderer Autor einer Lesefibel Schelsamer: »Lesen können hat in langer Zeit nie so wol seinen nütz gefunden als itzo, dweyls szer ein yeder darumb lernet, das

* Wallace: Rußland ⟨deutsch von Pürlitz⟩ 69. Würzburg 1896.
** H. Weimer l. c.
*** Hans Fabritius: Eyn nützlich büchlein ⟨B o j a⟩. Erfurt 1532.

er Gottes wort und etlicher gotgelernter menner ausslegung, darüber selbs lesen und desto bas darüber urteylen mögen*.«

Bei Völkern, deren Religion die kultischen Akte durch eine besondere Gruppe von Funktionären erledigen lassen, kann es für die Volksbildung keinen Ansporn geben.

»Die Geistlichen sind geweihte Personen, haben dadurch übernatürliche Würde und Gewalt erhalten, so daß selbst Engel sich vor ihnen beugen«**, ihrer Leitung hat sich der Laie unbedingt anzuvertrauen, sie allein können einem die Pforten des Himmels öffnen. Der Laie hat sich passiv zu verhalten. Ihm genügt zum Heil Schauen, Hören und Andacht und dazu ein auswendiges, oftmal wiederholtes Hersagen von einigen Sätzen, aus denen das Credo und das Vater unser und das Ave Maria besteht. »Wärest du ein Gelehrter,« sagt ein Mönch zu einem frommen Laien bei Boccaccio, »so würde ich dir gewisse Gebete geben können, die du sprechen müßtest, da du aber ein Laie bist, so mußt du dreihundert Pater noster beten und ebensoviel Ave Maria zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit hersagen***.« Die bei den Muslims für die Laienwelt geltende fünfmal tägliche, reichhaltige, nicht aus stereotypen Wiederholungen bestehende Betpflicht der Muslims dünkt einem katholischen Christen als etwas Mönchisches****.

Jede selbständige kultische Regung wird im Bereiche der Priesterreligionen strenge untersagt. »Das ⟨katholische⟩ Kirchentum macht den Menschen unmündig, passiv und geistig tot. Es setzt die absolute Autorität an Stelle der freien Selbstbestimmung†.« Die selbständige, ofte Betpflicht, die sich in der Christenheit in der Apostelzeit gerade wie bei den rabbinischen Juden auf alle Gläubige erstreckte, wurde dann als Breviergebiet zum Monopol der höher Ordinierten††. Kultusvereine wurden in Frankreich nach Auflösung des Konkordats, zum Schaden des Kirchenvermögens untersagt, infolge der Beteiligung von Laien an denselben. Politisch-religiöse Vereine wurden vor einigen Jahren vom Papste den französischen Katholiken gestattet nur unter der Bedingung, daß die Organisation den Bischöfen unterstehe†††. Die Entstehung der christlich-sozialen Partei in Österreich wurde vom hohen Klerus nicht gerne gesehen. Im Jahre 1848, als der erste Katholikenverein in Österreich gegründet wurde, galt es als Bedingung, daß das Verhältnis des Laien zum Klerus nicht die Relation 3:1 überschreiten darf††††.

Das unmündige, ungeweihte Laienvolk nicht nur braucht nicht, aber

* Schelsamer: Die rechte Weis usw. Neuherausgegeben von Johannes Müller: Quellenkunde zur Geschichte des deutschen sprachlichen Unterrichtes, 113. Gotha 1882.

** J. J. Hover: Katechetische Skizzen im Anschluß an den Katechismus für die Diözesen Breslau, Köln, Münster und Trier, II, 81. Trier 1913.

*** Boccaccio: Decamerone, 3. Tag, 4. Erzählung.

**** Varra de Vaux: La doctrine de l'Islam, 12.

† Dittes l. c., 107.

†† J. Silbernagel: Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes, 139.

††† Neue Freie Presse vom 2. März 1914, Nachmittagsblatt.

†††† Wolfsgruber: Kirchengeschichte Österreich-Ungarns, Wien und Leipzig 1909.

darf auch nicht in der katholischen Welt die grundlegenden Werke der Religion, die Bibel lesen. Schon Alcuin erklärte, daß das Lesen der Bibel Klerikern und Mönchen empfohlen wird*. Das Konzil von Tarragona erklärte im Jahre 1234 jeden für einen Ketzer, bei dem ein Bibelexemplar gefunden wird. Die Kirchensynode in Toulouse beschloß: »Wir verwehren, daß es den Laien gestattet werden soll, die Bücher des Alten und Neuen Testaments zu besitzen.« Gregor VII. untersagte im Jahre 1622 das Lesen der Bibel in der Volkssprache. Leo XII. verurteilte die Bibelgesellschaften wegen ihres Bibelvertriebs an das Volk**. Katholische Theologen verspotteten die Protestanten, daß sie es für nötig halten, daß einfache Leute, Weiber und Kinder, die Bibel lesen***. In neuester Zeit bekommen die Boten der schottischen Bibelgesellschaft in den klerikalen Provinzen Österreichs in Tirol, Oberösterreich, Salzburg keinen Gewerbeschein zum Vertrieb von Bibelexemplaren. In Nordungarn wurden von Bibelboten verkaufte Bibelexemplare im Jahre 1910—1911 vom Klerus verbrannt. In Süditalien, Spanien, Kroatien usw. hetzen die Pfarrer das Volk gegen die Verkäufer der kanonischen Bücher des Christentums noch in den letzten Jahren****.

Die Bibel muß dem katholischen Laien fremd bleiben, er darf nicht in der Geistesverfassung sein, um auf die Idee der Entbehrlichkeit einer Mittlerkaste zwischen Gott und Mensch kommen zu können. Alle mittelalterlichen Häresien innerhalb der katholischen Kirche gipfelten immer im Verlangen nach religiöser Unmittelbarkeit und verlegten sich aufs Bibelübersetzen. Die ersten Übertragungen der Bibel in einer europäischen Volkssprache lieferten die Waldenser und Albigenser und erst die Reformation befreite die Bibel in großen Teilen Europas vom hierarchischen Verließ.

Ein ähnliches Verbot des Bibellesens besteht auch in der griechisch-orthodoxen Welt. Dies wurde auf einer Synode in Jerusalem im Jahre 1672 gefaßt.

Im lamaischen Tibet und im Japan der Bonzen muß der Laie beim Gottesdienst mit Gebetmühlen und Läuten vorlieb nehmen. Im alten priesterlichen Israel drohte dem Laien, der sich in kultische Handlungen mischte, die Todesstrafe. Die Rotte Korahs, die behauptete alle in der Gemeinde seien heilig, erlitt sofort ihre göttliche Züchtigung.

Das Laienvolk, zu dessen Seelenheil Bücher nicht nötig, ja überflüßig und schädlich sind, hat kein religiöses Bedürfnis die Voraussetzung der Kenntnis von Büchern zu besitzen, das Alphabet zu beherrschen. Die Fertigkeit, die Religionsbücher entziffern zu können, muß im Bereich von Sacerdotalreligionen nur die Geistlichkeit inne-

* »Scripturae lectio commendatur clericis et monachis.« Migne CII, 164.

** R. E. für prot. Theologie, III, 118.

*** Scipio Maffei: Historia Theologica, 256. Liber XV, VII. Francoforti ad Moenum, MDCCLVI.

**** Mitteilungen der brit. und ausländ. Bibelgesellschaft aus dem 107. Jahresbericht, 21. Berlin 1911.

haben. Das Konzil von Trient bestimmte die Pflicht der Lesekunde nur für den Klerus. Keine Sacerdotalreligion erließ je Bestimmungen für die allgemeine Volksbildung. Die Lesekunde der Laien ist vom Standpunkte der Priesterschaft mindest überflüssig und wenn die allgemeinen Geistesverhältnisse und fremdes Beispiel eine Verbreitung der Lesekunde erheischen, so soll es in möglichst beschränktem Maße geschehen. Bei den Jeziden ist Laien die Lesekunde untersagt. Bei den Katholiken zur Zeit unbestrittener Kirchenherrschaft war jeder Lesekundige Kleriker. Die Volksbildung in katholischen Ländern liegt bis heute im argen.

Ein allgemeines Schulwesen in katholischen Ländern könnte nur aus profanen Kulturrücksichten entstehen, da aber bis heute fast überall jede Massenkultur eine religiöse ist, vermag die Kulturrücksichten entsprungene Bildungstendenz für katholische Kollektivitäten nichts Erhebliches und Großzügiges zu schaffen.

IV.

Ein Volk das seine Sprache wechselt, aber seiner bisherigen Religion unverändert treu bleibt und den konfessionellen Verhältnissen der neuen Sprachgenossen sich anzupassen gar nicht gedenkt, läßt sein Schulwesen in seinen bisherigen Grundsätzen weiter fortbestehen, lernt weiterhin in der Hauptsache seine Religionsbücher und die von ihnen beschattete Literatur, muß demnach die Kenntnis seiner Schrift auch weiterhin pflegen.

Der menschliche Geist arbeitet in der Linie des geringsten Widerstandes. Für eine Gemeinschaft würde eine durchgängige Pflege zweier Alphabete zu viel Mühe bereiten. Neben der heilsnotwendigen alten Schrift, auch das Alphabet der neuen Sprachgenossen zu studieren, würde das Gedächtnis des Volkes zu sehr belasten. Das Volk lernt nur eine Schrift, die liturgisch unabkömmliche, die früher für die vorausgehende Sprache gebraucht wurde und wendet sie auch eigenmächtig und unabhängig für die neuadoptierte Sprache an.

Gegen die Aneignung des fremden Alphabets und dessen Gebrauch pro foro interno spricht nicht nur die Arbeitsökonomie, aber auch höhere Rücksichten wenden sich dagegen. Der Unterricht der Schrift einer fremden Glaubensgemeinschaft in der Schule bedeutet eo ipso eine Beschäftigung mit der in dieser Schrift verfaßten, herkömmlichen Literatur, ein Sich-Abgeben mit der Geistesproduktion von Andersgläubigen, die ja als ganzes überall bis zur Aufklärungszeit und zumeist noch hinüber im Banne eines religiösen Zentralwerkes einer bestimmten Konfession stand.

In den Zeiten konfessioneller Kulturen wurden Literaturen Andersgläubiger nicht gerne von Bekennern anderer Religionen gesehen, bei physischer Überlegenheit sogar vernichtet. Die Spanier wüteten gegen die Literatur der Mauren. Der Kardinal Ximenez ließ 5000 arabische Handschriften, manche geschmückt mit Gold, Silber und unschätzbaren Illustrationen, verbrennen. Nur Manuskripte medi-

zinischen Inhalts schonte dieser fromme Kirchenfürst *. Die Russen vernichteten im Jahre 1736 auf ihrem Feldzug in der Krim, die dort angetroffenen muslimisch-tatarischen und katholisch-jesuitischen Bibliotheken **. Die Russen verbrannten im Jahre 1916 ein kurd. Mausoleum am Tigrisufer und zerissen die darin befindlichen heiligen Bücher ***. Als die Portugiesen im 16. Jahrhundert an der malabarischen Küste sich festsetzten, errichteten sie dort Scheiterhaufen für die nestorianische Literatur der Thomaschristen ****. Die heidnischen Hellenisten zerrissen und verbrannten in der Makkabäerzeit die jüdischen Gesetzbücher †. Während des ganzen Mittelalters bis ins 18. Jahrhundert hinein loderten ebenso im ganzen christlichen Europa von Zeit zu Zeit lichterloh Autodafés mit hebräischen Büchern ††. Das altehrwürdige äthiopische Unterrichtswesen samt der Landeskultur wurde von Muslims und noch mehr von dem Vernichtungsgeist der Jesuiten zerstört. Die spanischen Konquistadoren haben in Amerika allerorten die Literaturdenkmäler der Indianer vernichtet. In Anouhac verbrannten die Spanier eine mexikanische Bibliothek auf dem Scheiterhaufen. Die alten Archivbestände in Tsingtau in China zu verbrennen hielten die Engländer noch im Jahre 1840 für richtig. Büchner klagte noch tief im 19. Jahrhundert, daß die christlichen Missionäre und Jesuiten nach übereinstimmender Weisung in Indien alle alten Bücher und Manuskripte, deren sie habhaft werden können, vernichten †††.

Die Schule einer Glaubensgemeinschaft, die sich mit der von ihr widerstreitenden Glaubensideen imprägnierten Literatur einer fremden Konfession systematisch befaßt, zerstört ihren eigenen traditionellen Charakter, setzt den Glaubensgehalt ihres herkömmlichen Unterrichtes der Gefahr einer Zersetzung aus, hat den Sinn für die geschichtlichen Richtlinien und die festgelegten Eigenwege der Konfessionen eingebüßt. Eine konfessionelle Minderheit, die in sprachlicher Beziehung von numerisch überlegenen Andersgläubigen majorisiert wird, kann ihrem Bestreben nach unbeschädigter Kontinuität, nach Selbständigkeit und zukunftsfroher Selbsterhaltung nicht besser Genüge leisten, als wenn sie den Schlüssel zur Literatur der Sprachgenossen anderen Glaubens ganz im Bogen ausweicht, ihn nicht zu einem populären Geistesrequisit für eigene Geisteserzeugnisse umwandeln läßt und unbekümmert um die bisherige Literaturvergangenheit der neurezipierten Sprache für das adoptierte Idiom ein neues Heim in der Gewandung der eigenen Religionsbücher errichtet.

Eine aufrechte Glaubensgemeinschaft braucht allerdings ihre geistige

* Lea: The Moriscos 32.
** Enzyklopädie des Islams I 584.
*** L'Orient chrétien I 408.
**** Österr. Morgenzeitung ⟨Mähr.-Ostrau⟩ v. 9./VI. 1916, Nr. 169.
† I Makk. I 56.
†† Renan: Systeme de les langues semit. 315.
††† Ludwig Büchner: Aus Natur und Wissenschaft II 430. Wien, Leipzig 1882.

Selbstverwaltung nicht einer vollständigen Abschließung von der Außenwelt gleichzustellen. Bücher aus fremdgläubigen Literaturen werden oft umgearbeitet, übersetzt, transkribiert. Die offenkundige Konfessionsgrenze bleibt jedoch in normalen Verhältnissen beibehalten und erleidet dadurch keine Verschiebung.

Eine Glaubensgemeinschaft, die ihre Schrift aufgibt, dokumentiert mit diesem Beiseiteschieben, daß ihre alten Religionsbücher und ihre eigenen, überkommenen Literaturwerke nicht mehr ihre Aufmerksamkeit fesseln, daß das Instrument einer fremden Literatur die Priorität hat, daß in dem Mittelpunkt des eigenen Interesses ein um ein fremdes Religionsbuch sich scharendes Schrifttum gerückt ist, daß die eigene, konfessionelle Schule, die das Rückgrat der Überlieferung der Konfession bildete, ihren erzieherischen Einfluß auf das Volk nicht mehr auszuüben imstande ist, die eigene Literatur vernachlässigt, die eigene Schrift, der Schlüssel zu den eigenen Religionswerken und Geistesprodukten nicht mehr den Volksmassen handlich, die eigene, religiöse Tradition in einem Zustande des Verfalles, des schleichenden Untergangs sich befindet. Die Einbuße der eigenen Schrift für die lebende Umgangssprache einer Gemeinschaft, mag es mit der historischen Herkunft dieser Sprache bestellt sein wie es will, bedeutet in der religionskulturellen Fortsetzung der Gemeinschaft einen jähen Riß und bezeugt, daß ein fremdkonfessionelles Schulwesen übermächtig wurde und am Ruder des Geisteslebens der Minorität festhält, daß der Geist einer fremden Religion, wenn auch nicht immer sofort in formell-dogmatischer Beziehung, an den Grundlagen rüttelt und das Zügenglöcklein von der Ferne schon läutet.

V.

Der Siegeszug einer Religion, die Erwerbung neuer Bekenner für ein Glaubenssystem bedeutet die Ausbreitung des kultischen Interesses für die zentralen Offenbarungswerke samt Akzessorien der betreffenden Religion, muß also in geradliniger Konsequenz die Ausdehnung der Schriftgattung der in Betracht kommenden Werke auf neue Menschengruppen nach sich ziehen. Die neuen Gläubigen, die Neophyten müssen ein neues Alphabet lernen, um die neue Religionsliteratur lesen zu können. Die Schule, deren Zweck zu allen Zeiten kultische Vorbereitung war, muß umsatteln, ihr Hauptaugenmerk auf die Bücher des neuen Glaubens richten. Besteht auch eine alte, eigene, einheimische Literatur, gerät sie samt der früheren Religionsperiode in Vergessenheit. Die Schule kann schon nicht aus Rücksicht auf die Energieersparnis zweien verschieden gearteten Literaturen ganz und voll dienen. Dieser Standpunkt hinsichtlich der Runen findet sich schon bei Olaus Wormius vertreten. Das Volk beurteilt dazu die unter dem Einflusse der früheren Religion entstandene Literatur als mit heidnischen Stoffen erfüllt und sucht sie zu vernichten.

Für diese Seite der Schriftverdrängung zeigte Verständnis noch vor einigen Jahrhunderten M. Brynolphius aus Sven, Erzbischof

Ostlivlands, den die Frage interessierte, was nötigte die christliche Kirche die literaturfähige Runenschrift zu beseitigen. Er schreibt: »Es wurde von christlicher Seite sehr stark gearbeitet, daß die Schriftstücke und Denkmäler der heidnischen Vergangenheit, im Boden vergraben, der ewigen Vergessenheit überliefert werden, denn solange die Spur des Kultus und der alten Schriftzüge fortdauert, ist es um die menschliche Seele nicht sicher bestellt und das Geschäft der Bekehrung kann nicht fortschreiten. Dazu trat noch der Eifer, der an das Wort der Mysterien des Bischofs gewöhnt ist und auch die Lust, die römische Kirche auf jede Weise zu propagieren, daß es für richtig befunden wurde, die lateinischen Buchstaben als die heiligeren an Stelle der Runen, als geradezu wie durch heidnischen Aberglauben besudelt, zu ersetzen« ‹. . . . literas Romanes ut sanctiores, Normanicis tamquam gentili superstitione pollutis, commutare consultum visum est›*.

Das früher erwähnte Wüten gegen die Bücher fremdgläubiger Nationen hat zahlreiche Analoga in den rücksichtslosen Einäscherungen, mit denen auch große Völker ihre eigene Vergangenheitsliteratur der »heidnischen Zeit« bedachten. Das Alphabet einer als Ganzes verdammten Literatur lernt niemand. Mit dem unterdrückten Schrifttum wandern auch die alten Schriftzeichen in den Orkus. Patriotisch-archivalische Motive erhalten keine Schrift. Die Literatur in der einheimischen Sprache der neuen Religionsära kann demnach in keiner anderen Schrift als der der neuen Religionsbücher geschrieben werden. Wo dies nicht geschieht, wo das alte Alphabet fortdauert, dort wird auch die alte Literatur der heidnischen Zeit weiterhin gepflegt, dort hat das neue religiöse Schrifttum das Schulwesen nicht revolutioniert und die neuen Religionsideen sich die Erziehungsanstalten des Volkes nicht recht dienstbar gemacht, dort hat sich auch die neue Religion nicht ganz durchgesetzt und ist in Kompromisse mit dem alten Landesglauben eingegangen.

Die intensive Pflege der neuen Religionsbücher in der Schule bringt es mit sich, daß sehr oft nicht nur die Schrift rezipiert, aber auch die Sprache dieser Bücher in den Kreis der neuen Bekenner eindringt und als eine Art höheres Literaturidiom im Gotteshaus, in der theologischen, wissenschaftlichen, historischen und zuweilen auch sonstigen poetischen Literatur gebraucht wird, so war es der Fall mit dem Latein im katholischen Europa durch lange Zeit, mit der arabischen Sprache in Persien und großen Teilen Indiens, mit der Palisprache in Hinterindien und Ceylon, mit dem Sanskrit in Vorderindien, mit Chinesisch in Japan u. a. m. Doch ist dies Patronat der höheren Kirchensprache für den Einzug deren Schrift in die landessprachliche Volksliteratur keine Notwendigkeit. Die griechische Schrift schlug bei den Kopten und den meisten Slawen Wurzel, obwohl die Sprache der Hellenen bei denen keinen Ein-

* Olaus Wormius: De Danica Litteratura antiquissima.

gang zu finden suchte. Die syrische Schrift eroberte viele Territorien, ohne daß je die Sprache im entferntesten Schritt hielt.

Die Autorität eines Religionsbuches zwingt an und für sich die Gemeinschaft auch zur Annahme dessen Schrift. Dieser Konnex kommt auch gegenseitig zum Ausdrucke. Jede Annahme einer Schrift setzt die Erweiterung der Autorität eines Religionsbuches voraus.

Mitglieder eines Volkes, denen Fremde eine Schrift beibringen, bekommen diese nicht als von einem jeden Kultursubstrat losgelöste phonetische Symbole. Eine Schrift wandert nicht abstrakt, sie kommt bloß als das Exterieur von Büchern in ein Land, als ein Behelf, geschriebene Texte, angestaunte Werke zu verstehen. Eine Schrift, die zu einem fremden Volke gelangt, ist bloß eine Begleiterin von einer dieselbe Reise mitmachenden Literatur. Der meist charakteristische Kern der Literatur ist allenthalben das kanonische Plasma. Die Überbringer der Schrift werden in den meisten Fällen Priester oder priesterlich geschulte Laien sein. Der Unterricht in der Fremde wird sich als Zweig des einheimischen Lehrwesens in der Metropole gebärden. Religionsliteratur wird das Hauptthema sein. Die Gründung von konfessionellen Schulen bei fremden Völkern kann nur Propagandazwecke haben, die Ideen der Religionsliteratur der eigenen Gemeinschaft in ein geistiges Gemeingut der Fremden zu umwandeln, diese zu bekehren. Jede Schrift, die irgendwo rezipiert wird, stellt darum bloß den Ableger eines in die Ferne ausstrahlenden Religionseinflusses dar.

Die von den modernen Europäern im Orient, in Asien und Afrika gegründeten Schulen, die zumeist die Einführung des Lateinalphabets bei den Eingeborenen anstreben und die einheimischen Schriftzeichen auszurotten suchen, sind durchgängig eine Domäne der Geistlichkeit. Die konfessionslose Oberschicht Europas konnte es bis jetzt nicht zustande bringen, den europäischen Kulturexport zumindest strichweise in die eigene Hand zu nehmen. Die europäischen Orientschulen sind sämtlich Missionsanstalten, deren Aufgabe es ist, für das Christentum neue Seelen zu angeln. Die Lehrgegenstände der von den Europäern geleiteten Schulen des Orients beziehen sich in der Hauptsache auf die Sagen und Dogmen des christlichen Glaubens. Die Schrift kommt zu den modernen Exoten als Requisit der Bibel und Katechismus; nur wo diese Glauben finden, kann die Schrift sich ausbreiten und für die einheimische Sprache angewendet werden.

VI.

Die Religionsbücher begleiteten die religiöse Propaganda, auch bei den sogenannten polytheistischen Naturreligionen der Antike, die scheinbar ein regelloses Dasein von Volksmythen führten, ungebunden, willkürlich von Stadt zu Stadt huschten, überall gastliche Aufnahme fanden und nirgends in ein geschlossenes System festgelegt wurden. Die antiken Polytheismen waren in Wirklichkeit mehr als flatterhafte Geflechte von Natursagen.

Der von der griechisch-polytheistischen Religion des Altertums patronisierte Einzug der hellenischen Schrift im alten Rom, hing ebenso wie bei den gemachten, im Laufe der Geschichte von Einzelnen erdachten Glaubenssystemen mit zentralen Religionswerken zusammen. Die heiligen Texte der römischen Sybillinen waren griechisch, auch der Sprache nach. Das homerische Epos, die Odysee wurde in Latium nicht weniger als in Griechenland verehrt. Die Odysee, durch den ersten eigentlichen römischen Autor Livius Andronicus übersetzt, diente trotz der Holprigkeiten des unausgebildeten, frühzeitigen Latein als Grundstock des Schulunterrichts in Rom bis auf die späteste Zeit des heidnischen Römertums. In der ersten Periode der römischen Kulturentwicklung, als Etrurien in Rom für seine Götter Anhänger warb und die Richtung der den Griechen entlehnten Schrift in der Siebenhügelstadt bestimmte, lernten römische Kinder in der Schule etruskische Werke*. In Gallien wo in vorrömischer Zeit griechische Religionssitte und griechische Schrift herrschten, waren die Gesetze nach Strabo griechisch geschrieben.

Die ägyptischen Hieroglyphen dürften mit ägyptischen kultischen Texten, wahrscheinlich mit Ammonischen Hymnen nach Napata gekommen sein. Die ägyptische Priesterschaft auch der spätesten Zeit ließ immer gerne den Ruf ihrer Bücher religiösen Inhalts in die Außenwelt dringen. Origenes weiß von den ägyptischen Weisen zu berichten, die in den vaterländischen Büchern gelehrt, vieles darüber, was sie als heilig achten, philosophierten**. Ammianus Marcellinus erwähnt die uralten heiligen Texte, die in den Geheimbüchern Ägyptens aufbewahrt werden***.

Auch nach Griechenland wird die phönizische Schrift ohne jeden Zweifel in Begleitung von literarischen Urkunden religiösen Charakters, die wahrscheinlich auf die eingeführten phönizischen Gottheiten Bezug hatten, gekommen sein. Die Terminologie des Buches ist im Griechischen der phönizischen Sprache entlehnt: βυβλίον ‹Das Buch› δέλτος ‹Die Schreibtafel›****.

Vieles spricht dafür, daß einst phönizische, religiöse Hymnen in Griechenland verbreitet waren.

Vor bald zwei Jahrzehnten machte der bekannte Orientalist D. H. Müller die Entdeckung, daß die Strophe und Antistrophe, die von den griechischen Tragikern in ihren Chören gebraucht werden, sowohl rhythmisch und syntaktisch, wie auch gedanklich an ein semitisches Muster erinnern. Die Priorität erkennt D. H. Müller in dieser Dichtungsgattung dem semitischen Orient zu, »während Strophen und Reponsionen nicht nur bei den Propheten, sondern auch im Koran und in den Keilschriften nachgewiesen worden sind, diese Art von Wechselgesängen nur im griechischen Drama vor-

* Livius: De urbe condita, IX, 36, »Habeo auctores vulgo tum Romanos pueros, sicut nunc graecis, ita etruscis litteris eruditi solitos.«

** Origenes: Contra Celsum, I, 12.

*** Ammianus Marc. XXII, 16.

**** Christ: Geschichte der griechischen Literatur, 12 ‹J. Müller: Hdb. d. Alttw. VII›

kommt.« »Dort handelt es sich um eine ursemitische Eigenart, die von verschiedenen Literaturkreisen herübergenommen worden ist, wohingegen es hier als eine Eigentümlichkeit lediglich des griechischen Chors auftritt. Hat sich diese Erscheinung nicht einmal das ganze Gebiet der griechischen Literatur erobert, so wird sie in den anderen großen arischen Literaturen ‹Persiens, Indiens› vergeblich gesucht.« Auf welchem Wege kam nun die Strophe und Antistrophe zu den Griechen? »Fragen wir, woher die Hellenen sich die Muster entlehnt haben und wie die Tragiker dazu gekommen sind, die fremde Dichtungsart einzuführen, so muß darauf hingewiesen werden, daß die Tragödien aus den Dionysien hervorgegangen sind, also auf religiösen Kultus zurückweisen. Mit den religiösen Kulten, die aus dem Osten durch die Phönizier nach Hellas gekommen sind, scheinen auch die Chöre und die Wechselgesänge herübergekommen zu sein.« D. H. Müller macht auch darauf aufmerksam, daß das im Chore in den Phönizerinnen des Äschylos vorkommende, unverständliche Wort βαλήυ phönizisch ist und s. v. w., »unser Herr« ‹Ba'alenu› bedeutet und somit den sprachlichen Überrest des einstigen, liturgischen Einflusses der Phönizier in Griechenland auf den Tempelgesang darstellt*.

Die literarischen Beziehungen, die einst durch die geschriebenen religiösen Texte zwischen Hellas und Phönizien bestanden, erloschen auch in späterer Zeit nicht ganz, wenn auch eine religiöse Reaktion und eigene Reife hier vieles beseitigten. Die aus Phönizien überbrachten Lettern, die im Bewußtsein der Griechen wie bei Herodot trotz aller Umgestaltungen phönizische Schriftzeichen blieben und einzeln die ursprünglichen semitischen Buchstabennamen ‹Alpha, Betha, Gama etc.› beibehielten, gemahnten die Griechen auch zur Zeit ihres höchsten Kulturaufstieges zur Berücksichtigung des phönizischen Literaturerwerbes. Der Periplus des Phöniziers Hanno, eine geographische Reiseschilderung aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert wurde aus dem Phönizischen ins Griechische übersetzt und existiert bis heute**. Griechische Quellen berichten von Dyonisios aus Utika, der 28 Bücher über die Landwirtschaft von Mago, einem Zeitgenossen Cyrus', aus der Sprache Phöniziens ins Griechische übertrug. Manche literarische Entlehnungen Griechenlands aus dem Orient wurden auf Grund der Ausgrabungen der neuesten Zeit nachgewiesen. Ein griechisches Lunarium von Johannes Lydos, ein ganzer Abschnitt aus einem griechischen Buche, als dessen Autor schon Äsop, schon Orpheus gilt, wurden als Kopien keilinschriftlicher Aufzeichnungen aus der Zeit Assurbanipals eruiert. Die Forscher Bezold und Fr. Boll wiesen nach die Gleichheit gewisser termini technici in den beiderseitigen Quellen, wie auch eine nahezu wörtliche Übereinstimmung von Sätzen, wie auch die Identität der von der Prophezeiung beachteten

* D. H. Müller: Die Propheten, I, 220, 243. Wien 1896, vgl. Gruppe ‹Griechische Kulte und Mythen, I, 540 ff. Leipzig 1887›, der ähnlich an altorientalische Hymnen als Vorläufer der Dichtkunst bei den Hellenen glaubt.

** Geographie graeci minores ed. Gail., I. Paris 1826.

Objekte*. Assyrische Fabeln wurden bei Kallimach und Äsop festgestellt. Der Weise Achicharos bei Theophrastes tritt als Achikar in dem jüdisch-aramäischen Romane auf in den Papyri von Elephantine aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert**. Die atomistische Theorie von Demokritos soll nach griechischer Überlieferung auf ein phönizisches Buch von Mochos sich gestützt haben. Ein Buch unter diesem Namen kursierte wirklich im Altertum. Humanistische Exaltados der Neuzeit stellen allerdings die phönizische Beeinflussung Demokrits ganz in Abrede, aber ohne Beweis***. Während des großen Ringens zwischen Rom und der phönizischen Niederlassung Karthago waren die Sympathien der Griechen auf seiten Karthagos. Griechische Autoren, Aristoteles, Isokrates, Eratosthenes, waren voll Lob über die politischen Einrichtungen dieser großen, phönizischen Pflanzstadt****.

VII.

Die im Wechsel der Erscheinungen, im bunten Wogen der historischen Geschehnisse sich unverwüstlich behauptende graphische Form der Bücher, die als Behelf der religiösen Literatur, als Bestandteil der gottesdienstlichen Versiertheit, als Rüstzeug des Gotteshauses dem Gedächtnis eingeprägt wurde, konnte nicht umhin, eine gewisse religiöse Weihe, einen Nimbus der Heiligkeit zu erlangen. Im Wege der assoziativen Psychologie, übertrug sich der Inspirations- oder Offenbarungscharakter, der dem Inhalt der kanonischen Bücher zukam, auch auf dessen schriftliches Äußeres. Die Menschen unterscheiden nicht zwischen Hülle und Form, nehmen das ihnen heilige als Ganzes hin. Ein Buch, das geoffenbart wurde, kann nicht in Bezug auf die äußere Form Menschenwerk sein, auch dessen Buchstaben in ihrer konventionellen Gestalt müssen höhere Erfindung darstellen. Als göttliche Erfindung müssen sie daher auch große mystische, kosmogonische Geheimnisse bergen.

Wenn der Ägypter die Hieroglyphen die Schrift der göttlichen Worte nannte, so fand dabei eine offenkundige Verquickung des Inhalts mit dem Äußeren statt. Der Gott, der die heiligen Worte verkündete, mußte auch die Kunst des Schreibens die Menschen gelehrt haben, daher galt Tot als Schrifterfinder. Ähnlich schien es den Juden unmöglich, daß das Alphabet des Alten Testaments von einem anderen als von Gott, dem Spender der biblischen Offenbarung oder von Moses, dem Überbringer, oder von Esra, dem Wiederhersteller derselben herrühren könnte. Den Christen erschienen die einzelnen Bibelübersetzer in die Landessprachen als Erzeuger der Landesschrift ⟨Miesrop, Kyrill, in gewisser Beziehung auch Wulfila, Hieronymus, Luther, Huß⟩. Demselben psychologischen Moment ist

* Reflexe astrol. Keilinschriften bei griechischen Schriftstellern, Sitzungsbericht der Heidelberger Akad. d. Wiss. 1911, 7. Abhandlung.

** Alessandro Chiaparelli: L'Oriente e le Origini della Filosofia Greca in: Archiv für Geschichte der Philosophie, XXVIII, 221.

*** Zeller: Geschichte der gr. Philos., I, 765. Berlin 1876.

**** Otto Meltzer: Geschichte der Karthager, II, 4 f. Berlin 1879.

es zuzuschreiben, wenn bei den Persern ihr Offenbarungsprophet Zarathustra nicht nur den Inhalt, die Worte der Avesta von Ahuramazda empfing, aber auch das Pahlavi überbrachte, wenn Brahma, der Born altindischer, himmlischer Weisheit, auch das Alphabet der Inder der Welt offenbarte, wenn die Griechen neben den orientalischen Göttern und Heroen — den Sängern der hieratischen Hymnen der thrakischen Halbpriesterbruderschaft, Linos oder Orpheus die Autorschaft ihres Alphabets beilegten. Es war in allen diesen Fällen das Motiv keine willkürliche Verherrlichung, sondern der den meisten Menschen innewohnende Differenzierungsmangel.

Die Schrift, die gleich den Worten der kanonischen Bücher, himmlischen Ursprungs, heilig ist, mußte auch bei vielen in den Ruhm der Wundertätigkeit geraten. Gläubige Seelen kritikloser Kulturperioden schreiben den Worten der Religionsbücher, den archaistischen Hymnen, den aus grauer Vorzeit überkommenen liturgischen Texten, eine übernatürliche Kraft zu und bedienen sich deren oft zu magischen Zwecken, um einzelnen Individuen auf direktem Wege Nutzen, Heilung, Schutz zu bringen. In der Antike schrieben abergläubische Christen das Vaterunser als Zauberspruch auf einem Papyrus ⟨Archiv für Papyrusforschung 1901, 429⟩. Die Christen verwendeten im Mittelalter und auch noch viel später das Evangelium als Mittel gegen Teufelsaustreibung*, wie auch zu Wahrsagezwecken und zum Zaubern**, wie auch schließlich gegen Behexung***. Amulette mit Sätzen aus den heiligen Büchern wurden vom katholischen Klerus noch im 17. Jahrhundert empfohlen****. Die Mohammedaner, speziell die Indiens, gebrauchen Koransprüche auf Amuletten†. Bei den Juden dienten manche Psalmen ⟨III, XCI⟩ schon in den Jahrhunderten vor der Zerstörung des zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem als antidämonische Gesänge††. Die alten Griechen und Römer besaßen eine eigentümliche Wahrsagekunst auf Grund von Sätzen aus dichterischen Werken, die sogenannte Rhapsodomanteia, ein Vers aus Homer diente gegen Augenschmerzen†††, die Epen wurden zu Zauberzwecken herangezogen††††, im Westen wurden zu Wahrsagezwecken Ovid und Virgil benützt§, derselbe Virgil der im späteren Rom neben der Odyssee im Mittelpunkte des Schulwesens stand§§. Die Rhapsodomantik erhielt sich bei den Griechen noch bis ins 9. Jahrhundert n. Chr. Geb. und wurde damals vom Papste verurteilt §§§. Zahlreiche Zauber-Carmina

* Catalanus: De codice Sancti Evangelii 166, Roma 1733.
** Wuttke: Der deutsche Aberglaube 136.
*** Seligmann: Der böse Blick, II. 329.
**** H. Hugo: De prima origine scribendi 178 sq.
† Seligmann ibid.
†† Jeruschalmi Sabbath VI. 2.
††† Marcellus Burdigalensis vgl. Fleckeisen: Jahrbuch XIX Suppl. Band.
†††† Deißmann: Bibelstudien 8.
§ Friedländer: Sittengeschichte Roms, IV. 301.
§§ Pauly: RE der klass. Altertumwiss., 1159.
§§§ Consulta Papae Nicolai. Migne CXIX.

hatten die antiken Römer, mit ausdrücklicher Betonung ihrer magischen Kraft*. Die Brahmanen besitzen besondere Veden der Zaubersprüche »Atharva-Veda«**. Die buddhistische Literatur des Tantrasystems besteht zum großen Teile aus magisch besonders wirkenden Sätzen***, ähnlich ist es mit dem Religionssystem der Taoisten. Bei den ursprünglichen Völkern ist jeder heilige Text zugleich Beschwörungsformel. Die getauften Neger der Neuzeit, die selbst die englische Orthographie gut beherrschen, zum Beispiel die an der Goldküste, belästigen englische Verlagsbuchhandlungen mit Bitten um Zauberbücher, Talismane, Glücksteine, Gedächtnispillen, Zaubertinte usw. Büchermagazine müssen nach ihrer Vorstellung Lager von magischen Sammlungen sein****.

Eine Schrift, die dem geoffenbarten Worte seine Heiligkeit verdankte, muß auch von der Zauberkraft der Worte einen guten Teil besitzen, die Schrift als solche mußte als übernatürlich machtvoll dünken. Die Schrift schien den gesprochenen Zauber festzulegen, zu stärken, mit ihren geheimnisvollen Zügen zu erhöhen. Agrippa von Nettesheim erklärt, daß geschriebene Zauberformeln kräftiger als bloß gesprochene wirksam sind.

Die sakrale Archaisierung der Schrift wird eine Folge des Bestrebens gewesen sein, die geheiligten, geoffenbarten Schriftzüge bei gottesdienstlichen Dingen in möglichst genauer, traditionell unveränderter altertümlicher Gestalt zu verwenden. Das Gotteswort muß so niedergeschrieben werden, wie es vom Himmel herunterkam. Die geheimnisvolle Macht der Lettern läßt die Beibehaltung deren altertümlichen, aus dunkler Vorzeit stammenden Gestalt, als Gewissenssache erscheinen, als Gegenstand von großer effektiver Tragweite.

b) Die psychologische Eigenart konfessioneller Gesamtheiten.

> Toute theologie ‹religion› ne vaut qu'en fonction de la sociologie ‹Ferdinand Brunetière, Sur les chemins de la Croyance 197, Paris 1908›.

I.

Das Religionsbuch erklärt uns das konfessionelle Wurzelgeflecht der Verbreitungsnormen der Lesekunde, die Gesetze der Expansion und des Beharrens der verschiedenen Schriftsysteme, den Archaismus der Sakralschriftarten wie auch den mystischen Charakter der Schrift, es bleibt noch so mancher Rest ungelöst. Woher die Schriftdifferenzierung unter dem Einflusse konfessioneller Sezessionen? Warum muß jede selbständige Glaubensgenossenschaft, auch wo diese nachträglich von innen heraus entstanden ist, sich einen eigenen Buch-

* Plinius: Hist. nat. XXVIII. III.
** R. Pischel: Die indische Literatur, 172 ff. Kultur der Gegenwart, VII.
*** Poussin: Le Bouddhisme, 370.
**** Vossische Zeitung, Berlin, vom 18. Dezember 1916, Nr. 647, Abendausgabe.

stabentypus formen? Was verursacht die jähe Umbildung der Schriftarten bei synkretistischen Bekehrungen, wo kein Schriftwechsel stattfinden konnte?

Mens agitat molem. Jede Religion beinhaltet nicht nur Gedanken, Dogmen, Sagen und Liturgie, sie ist auch für die Völker eine Lebensweise. Vitam christianam, vitam judaicam vivere, wurde einst in den Zeiten, die dem Jahrhundert der Enzyklopädisten vorausgingen gesagt. Jede Religion ist ein sozialer Lebensfaktor, sie wird von den Massen gelebt, von der sinnfälligen Wirklichkeit durchpulst, sie erzeugt durch ofte Gotteshauszusammenkünfte ein eigenes Solidaritätsgefühl, durch die Gleichheit der Feiertags- und Ruhetagseinteilung eine eigene Wirtschaftsstruktur, durch die Besonderheit der Riten ein geschlossenes Konnubium und eine auf sich angewiesene Sonderzucht, durch die Identität der Gesetze und der überirdischen Hoffnungen eine Gleichmäßigkeit der seelischen Spannungen, durch die Dressur des dem Glauben dienenden Schulwesens dieselben Emotionsreflexe, denselben Tateninstinkt, dieselben Neigungen, Geschmacksrichtungen, Aversionen und Erregungsfähigkeiten. Ein Glaubenssystem schafft sich nicht theoretische Parteianhänger, für die ihre Lebensanschauung Privatsache ist und höchstens in einer ad hoc gebildeten Organisation sich zusammenfinden können, eine Religion formt sich eine Gesamtheit von Bekennern, die einen eigenen, geschlossenen Kollektivorganismus darstellen, mit einem charakteristischen Gepräge, eine Religion schmelzt Massen zu einem psychologischem Ganzen zusammen und suggeriert Gruppen und Völkern verschiedenster Herkunft eine gewisse innere Identität. Jede Religionsgemeinschaft zeichnet sich durch die Eigenart ihrer Lebensäußerungen auf allen Gebieten des Kulturlebens aus, besitzt niemals mit außenstehenden Gleichartiges; selbst bei ursprünglicher Gleichheit muß allerorten eine Differenzierung eintreten.

Die Ethnologie, die Geschichtswissenschaft, die Soziologie legen hauptsächlich Nachdruck auf Territorialgemeinschaften, auf Zivitäten, auf sprachlich-nationale und Rasseneigenarten. Für die Bedeutung des religiösen Gedankens für Massengestaltungen hat die moderne Wissenschaft kein Interesse. Ein wichtiges Stück menschlicher Geistesgeschichte wartet noch hier der urbarmachenden Hand.

Die religiöse societas ist eine Erscheinung von großartiger Selbständigkeit. Jeder konfessionelle Kollektivorganismus hat sein eigenes Sprachgefühl. Eine und dieselbe Sprache wird nirgends von Angehörigen verschiedener Religionsgruppen, selbst bei gleicher Herkunft in derselben Form gesprochen. Dasselbe Serbokroatisch zerfällt in Bosnien in eine katholische, eine pravoslave und eine mohammedanische Varietät, dasselbe Bulgarisch klingt im Munde der wenigen bulgarischen Katholiken und der Mohammedaner bulgarischen Stammes anders als bei dem christlich-orientalischen Gros des bulgarischen Volkes. Syrisch wird von den Jakobitern, Nestorianern und Melkitern verschieden gesprochen. Die katholischen, belgischen Niederländer vermögen mit den protestantischen Nordniederländern zu keiner schriftsprachlichen

Übereinstimmung zu gelangen. Das Literaturidiom der deutschen Katholiken differierte bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts von dem der Protestanten Deutschlands*.

Mitglieder getrennter religiöser Organismen haben auch ein verschiedenes, eigenes ästhetisches Kleiderideal. In Bosnien kann man bei dem dortigen Bauernstand an der Kleidung sofort die Konfession erkennen**. Selbst die Kopftracht ist bei den bosnischen Frauen je nach der Religionsverschiedenheit bei Katholiken, Orthodoxen und Muslims verschieden***. In Persien müssen die dortigen winzigen Reste der Feueranbeter Kleider von bestimmter Farbe und bestimmtem Schnitt tragen****. In Nablus tragen die wenigen Samaritaner zum Unterschied von Christen und Muslims rote Turbane†. In Afrika kleiden sich mohammedanische Neger anders wie solche heidnischen Glaubens. In mohammedanischen Ländern durften bis vor nicht langer Zeit Juden und Christen sich nie wie die Mohammedaner kleiden††. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts trugen die Christen Syriens besondere Wollgürtel†††. Noch im 18. Jahrhundert war es in Ägypten bloß den Mohammedanern gelbe Pantoffel zu tragen gestattet††††. In der Türkei gestattete ausnahmsweise Suleiman der Große christlichen Ärzten das Tragen von Sobelmützen, was dann Mahomet II. untersagte. Im früheren Mittelalter, als es in Syrien noch Heiden gab, trugen diese zum Unterschiede von den Christen und Mohammedanern langes herabwallendes Haar und enge Leibröcke, solche die zum Islam übertraten gaben diese Tracht sofort auf§. Im modernen Europa sind die charakteristischen Kleidertypen sämtlich konfessioneller Signatur: Der Fez ist typisch für den Mohammedaner. Die muslimitischen Serben Bosniens verfechten in ihren Zeitungen das Festhalten am Fez als Kennzeichen der mohammedanischen Glaubenszugehörigkeit. Die flache Kappe mit Schild, das sogenannte Kaschket, macht den orthodoxen Slaven kenntlich. Der kalvinistisch-anglikanische Engländer ist an seiner Dress sofort zu unterscheiden. Die integralen Juden haben in der ganzen Welt differente Trachten. Der fromme osteuropäische Jude betrachtet die Annahme der europäischen Tracht als Häresie§§. Ähnlich im Altertum, als Antiochos Epiphanes die Juden zum Heidentum bekehren wollte, zwang er diese, griechische Hüte zu tragen§§§. Der Hut war nach jüdischer Vorstellung

* M. Mieses: Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte 34—64. Wien, 1915.
** Renner: Bosnien, 3, 94.
*** Mitteilungen des bosnischen Instituts für Balkanforschung, II, 506.
**** Geiger: Grundzüge der iranischen Philologie. I 2, 380.
† Josef Grimm: Die Samaritaner 196.
†† Ratzel: Völkerkunde I 639.
††† Herbelot: Bibliotheque orientale 440, Fegnon: Arabo-Judaica in Melanges Dernbourg, 103, Paris 1909.
†††† Brocardus: Locorum terrae sanctae descriptio in: Orbis etc. 324.
§ Niebuhr: Reise nach Arabien, I, 159.
§§ Chwolsohn: Die Ssabier, I, 459.
§§§ II. Makkabäer, 4. 12.

für den Griechen charakteristisch*. Nachdruck auf besondere Trachteigentümlichkeiten der Juden legte auch der Talmud**. Von dem Alemannen Bodo, der zu Beginn des 9. Jahrhunderts sich zum Judentum bekehrte, berichtet Amulo, daß er ein ganzer Jude wurde, sowohl hinsichtlich des Aberglaubens wie der Kleidung***. Der große Gesetzeslehrer der Synagoge Moses Maimonides kodifizierte es in seiner Gesetzessammlung als religiöse Norm, daß die Juden eine eigene Kleidung haben müssen****. Die Kurie, die unter Innozenz III. ⟨1215⟩ den Juden wie auch den Sarazenen das Tragen derselben Kleidung wie die Christen untersagte, berief sich hinsichtlich der Juden ausdrücklich auf die mosaische Gesetzesgebung und richtete sich in der Sache bloß gegen solche Juden und Muslims, die ihre konfessionelle Integrität eingebüßt haben†. Das Papsttum galt im Mittelalter auch als Kleiderinstanz. Im 9. Jahrhundert richteten die Bulgaren, die sich damals zum Christentum bekehrten, an den Papst eine Anfrage, ob ihnen das Tragen der bisherigen Tracht gestattet ist††.

Differente Glaubensgenossenschaften scheiden voneinander himmelweit hinsichtlich des Kunststils. Die antiken Christen besaßen ein ganz anderes Kunstempfinden als die antiken Heiden und schufen die altchristliche Kunst, während ihre polytheistischen Zeitgenossen unverändert die hellenische Kunst fortsetzten. »Die von der heidnischen grundverschiedene Richtung des Denkens und Empfindens, welche das Christentum begründete, mußte auch ganz andere Bauformen schaffen, auch war das Bedürfnis ein verändertes, da die gemeinschaftliche Gottesverehrung und Teilnahme an dem Opfer in der Kirche die Grundlage des christlichen Kultus bildete«†††. Der Geist der altchristlichen Plastik, der Stil der Gestalten, die Motive, die Gewänder waren ein Erbteil der alten Kunst und dennoch »selbständig waren die christlichen Meister in der Verwendung und Umbildung, ja in der Fortführung und Neugestaltung charakteristischer Züge«††††. Die antike Musik wollte dem christlichen Ohre nicht gefallen. Clemens Alexandrinus eiferte gegen eine Fortsetzung der griechischen Musik für Christen, er verwarf die chromatische Gattung, da sie den Sinn verweichlicht, er redet dem diatonischen System das Wort§.

Die altchristliche Kunst wandelte anfänglich im Morgenlande wie im Westen denselben Pfad. Da kam das Konzil von Chalkedon. Der Gegensatz zwischen Rom und Byzanz begann markant zu werden. Bald danach, seit dem 6. Jahrhundert »scheiden Orient und

* Rabba Genesis c XXXVI.
** Thaanith 26.
*** Amulo: Liber contra Judãos XLII, Migne CXVI, 171.
**** Maimonides: Mischne Thora, Hilchoth akum 11.
† Grätz: Geschichte der Juden VII 17.
†† Epistola Papae Nicolai ad Bulgaros l. c.
††† Eduard Sacken: Katechismus der Baustile, 56, Leipzig 1876.
†††† Wilhelm Lübke: Geschichte der Plastik, Leipzig 1871.
§ Robert Musiol: Musikgeschichte, 66, Leipzig 1905.

Okzident und beide beginnen verschiedene, schließlich entgegengesetzte Richtungen einzuschlagen«*. Im 7. Jahrhundert entstand der Islam und mit ihm kristallisierte sich eine besondere Kunst der mohammedanischen Völker**. »Dem Zug der religiösen Entwicklung folgte die künstlerische fast im gleichen Schritt.« Und somit formten sich infolge religiöser Ereignisse zu Beginn des Mittelalters aus dem einen hellenistischen Kunstgebiet drei selbständige Kunstterritorien mit eigenen, getrennten Entwicklungswegen. »Wie die byzantinische Kunst sich im Laufe der Zeiten mit dem Gebiet der griechischen Kirche deckte, so fand auch die Kunst des Islam ihre Grenzen in der Verbreitung der Lehre Mohammeds. Sie reicht im Osten bis nach Indien, im Westen bis nach Spanien«***. Die Juden, die fremde Kunststile rezipierten, formten sie überall um. In den antiken Synagogen erscheint das jonische Kapitel in einer eigenen Gestalt. In Spanien weist der maurische Stil in jüdischen Bethäusern starke Abweichungen auf****. Die abendländische Kunst war die der katholischen Völker. Die Eigenart der kuldeischen Kirche Irlands erzeugte auch ein Gegenstück in der Kunst, die seit dem 6. Jahrhundert ausgebildete, selbständige Miniaturmalerei mit ihren charakteristischen phantastischen Elementen. Die irischen Apostel trugen sie anfänglich mit ihrer religiösen Schattierung in die verschiedensten Länder des Kontinents, »doch ohne eine grundlegende Bedeutung für die abendländische Kunst zu erlangen«†. Die kuldeische Kirche war eben von kurzer Dauer. Die altirische, lateinische Dichtung scheint zuweilen in rhytmischer Beziehung bei der Verskunst der oströmischen Kirche Entlehnungen gemacht zu haben††. Die Reformation erzeugte in den protestantischen Niederlanden die Genre- und Landschaftsmalerei, da das Malen von Heiligenbildern nicht mehr gestattet war. Hinsichtlich der Architektur waren die Protestanten »zu jener Zeit ohne weiteres darüber klar, daß ein neuer Gottesdienst neuer kirchlicher Bauformen bedürfe«†††. »In Deutschland bildete sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein eigentümlicher gemischter Stil, als nämlich bei gotischer Anlage, spitzbogigen Fassaden usw. die Dekoration wie Gesimse, Wandpfeiler, Fassaden in den Formen der Renaissance waren«††††. Im nachreformatorischen Zeitalter unterschied man kalvinistische und lutherische Kirchengebäude, architektonisch voneinander§. In der deutschen Malerei hat noch im 19. Jahrhundert eine scharfe Scheidung hinsichtlich des

* Springer: Handbuch der Kunstgeschichte, II, 62.
** Gurlitt: Geschichte der Kunst, I, 216.
*** Springer, II, 81.
**** Ismar Ellbogen: Der jüdische Gottesdienst, 455, Leipzig 1913.
† G. F. Waagen: Handbuch der deutschen und niederländischen Malerei, I, 3, Straßburg 1862. Springer ibid. II, 111.
†† Wilhelm Meyer: Die Verskunst der Iren in Nachrichten der kön. Ges. d. Wiss. in Göttingen, Phil. hist. Cl. 613, Berlin 1916.
††† Cornelius Gurlitt: Geschichte der Kunst, II, 162, Stuttgart 1902.
†††† Sacken l. c. 156.
§ Gurlitt II, 324, 329.

Christustypus zwischen Katholiken und Protestanten stattgefunden. Der Christustypus hat bei den Katholiken eine Wendung ins Weibliche genommen*.

In Indien differieren ähnlich wie im Mittelmeergebiet vier konfessionelle Kunstgattungen voneinander, die der Brahmanen, Buddhisten, Dschainas und Muslims.

II.

Für konfessionelle Gesamtheiten ist auch ein scharf ausgeprägtes spezifisches, besonderes Rechtsempfinden charakteristisch. Keine Religionsgemeinschaft findet die Rechtsnormen einer zweiten, als mit ihrem eigenen Bewußtsein für recht und billig übereinstimmend, als für sie maßgebend und bindend. Überall, wo die Bevölkerung eine konfessionell gemischte ist, besitzt jede Glaubensgruppe eine eigene Jurisdiktion. Nationalsprachliche Minoritäten als solche genießen dagegen nie diese Begünstigung.

Im mittelalterlichen schismatischen Konstantinopel wurde den katholischen Venezianern und Genuesen eine eigene Gerichtsbarkeit zugestanden. Die Christen mit mozarabischem Ritus hatten im alten Spanien eigene Gerichte. Im alten Polen wurde den gregorianischen Armeniern eine juristische Autonomie zuerkannt, die noch im Jahre 1736 bestätigt wurde, den Untergang Polens überdauerte unn erst vom Aufklärungsmonarchen Joseph II, im Jahre 1784 id Galizien aufgehoben wurde**. In der heutigen österreichischen Gesetzgebung bestehen besondere Ehegesetze für Katholiken, Schismatiker, Protestanten und Juden »aus Rücksicht auf das Religionsverhältnis« wie es ausdrücklich bemerkt wird***.

In Indien haben die Zoroastrianer eigene Gerichte. Die englische Regierung, als sie Indien eroberte, hat sowohl die besonderen Religionsgemeinden der Parsen ⟨Panchayet⟩ bestätigt, wie auch ihren Seelenhirten die Befugnis erteilt, in kleineren Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden****.

Im alten Gallien war das Recht ein priesterliches und in Streitigkeiten der Freien urteilten die Druiden†.

Muslimische Untertanen christlicher Staaten genießen überall rechtliche Eigenstellung. Die Mohammedaner Rußlands haben eigene Gerichte††. In Algerien anerkennt die französische Regierung die Giltigkeit des muslimischen Gesetzes hinsichtlich des Personenstandes, des Familien- und Erbrechts, sowie in Bezug auf solche Immobilien, deren Eigentümer nicht durch einen französischen Rechtstitel bestimmt wird†††.

* Hans Preuß: Das Bild Christi im Wandel der Zeiten, Leipzig 1915.
** Johann Boloz Antoniewicz: Armenier in Österreich-Ungarn ⟨Band Galizien 442⟩.
*** Das österr. allgem. bürgerl. Gesetzbuch, § 123, § 115.
**** Menant: Les Parsis, 227, Paris 1898.
† G. Bloch: La Gaule independante et la Gaule romaine. Paris 1900.
†† Carra de Vaux: L'Islamisme in Religions et Sociétés, 243, Paris 1905.
††† Encyklopädie des Islams, I, 288.

Auf der griechischen Insel Kreta besitzen die mohammedanischen Richter das Recht in allen Sachen ihrer Religionsgenossen zu urteilen, die das Ehe-, Erb- und Alimentgesetz betreffen *. Im österreichischen Bosnien wird das Ehe-, Familien- und Erbrecht des Scheri von der Landesverfassung anerkannt. Die mohammedanische Rechtsakademie, die Scheriatschule in Sarajevo steht unter staatlicher Obhut **. Nicht zu vergessen ist es, daß die jurisdiktionell eximierten Mohammedaner Bosniens derselben nationalen und territorialen Gemeinschaft angehören, wie die sonstigen christlichen Bosnier.

Die Rücksicht der christlichen Regierungen ihren mohammedanischen Staatsangehörigen gegenüber hat ihr Pendant im Verhalten der türkischen Regierung ihren Bürgern christlichen Glaubens gegenüber. Nie wurde den Christen in der Türkei die Annahme des mohammedanischen Rechts aufgenötigt. Die autochthonen Christen besaßen in dem Osmanenstaate immer je nach der Konfession eine eigene geschiedene Selbstverwaltung, das sogenannte Milet mit eigener Gerichtsbarkeit. Für die griechischen Christen blieb auch in der Türkenzeit ihr altes Justinianisches Gesetzbuch in der Umarbeitung des Kaisers Basilios Makedo und seines Sohnes Leo des Philosophen ⟨9. Jahrhundert⟩ aufrecht ***. Die aus Europa zugereisten Christen, die Levantiner, unterstanden der Jurisdiktion der eigenen Konsulen, genossen das sogenannte Vorrecht der Kapitulationen. Die Exterritorialität der Europäer in der Türkei hat nichts gemein mit dem mittelalterlichen Korporationsrecht der Kaufmannsgilden in Westeuropa, denen zuweilen auf fremden Ansiedlungsgebieten große Privilegien und auch eigene Gerichtsbarkeit zugestanden wurden. Die europäischen Kolonien in der Türkei sind zu großem Teil keine kaufmännischen. Die eigene Gerichtsbarkeit der Franken in der Türkei ist kein kommerzielles Rudiment aus dem Mittelalter, sondern der Teil eines konfessionellen lebenden Systems, das auch die einheimischen Christen des Osmanenstaates noch heute umfaßt und in genauer Übereinstimmung mit den interkonfessionellen Rechtsverhältnissen in den verschiedensten Ländern der Welt steht.

Das Recht der jurisdiktionellen Unabhängigkeit wurde auch den Juden überall, bis zum Zeitalter der Auferklärung zuerkannt. Im alten ptolomäischen Alexandrien richtete die Rechtsstreite der Juden das Oberhaupt der dortigen Juden, der Ethnarch ****. In Palästina übte, unter römischer Herrschaft, nach dem Bericht von Origenes, der dortige Ethnarch der Juden, eine richterliche Gewalt auf seine Glaubensgenossen aus, die einer königlichen gleichkam †. Mommsen beurteilt die rechtliche Exterritorialität der Juden im römischen Reiche als einzig dastehend ††. Theodosius, der Monarch des ver-

* Ib. I, 915.
** Renner: Bosnien, 75.
*** Johann Tefly: Studien über die Alt- und Neugriechen 33, Leipzig 1853.
**** Josephus: Antt. XIV. 7, 12.
† Origines: Ad Africanum, 14.
†† Th. Mommsen: Römisches Strafrecht, 573. Leipzig 1899.

fallenden Imperiums, wollte die jüdische rechtliche Exemtion einschränken*, aber ohne viel Erfolg. Das christliche Europa wahrte die Rechtsautonomie der Juden gerade wie die Antike. »In Deutschland wird die besondere Gerichtsbarkeit der Juden schon in den ältesten Judenprivilegien anerkannt«**, ebenso war es in allen sonstigen Staaten Europas. In der Türkei genießt das jüdische Tribunal noch heute eine staatlich anerkannte Bedeutung. In Lybien hat Italien die exterritoriale Rechtsstellung der Juden bestätigt. Die osteuropäischen Juden besitzen noch heute eigene Richter ‹Dajanim›, an die sich die Integralen in internen Streitigkeiten wenden, allerdings haben ihre Entscheidungen seit der nivellierenden Aufklärungszeit bloß den Charakter von fakultativen Schiedsgerichtsurteilen. Das jüdische Gesetz verdammt prinzipiell jeden, der sich an ein fremdkonfessionelles Gericht wendet***. Das Phänomen der jüdischen Selbstgerichtsbarkeit wird von so manchem, dem die Tatsache des konfessionellen Rechtsbewußtseins unbekannt ist, falsch interpretiert. Scherer denkt an das Fremdenrecht des Mittelalters****. Georg Liebe bringt die jüdische Eigenjudikatur in Verbindung mit dem mittelalterlichen Grundsatz »jeden von seinen Genossen richten zu lassen«†. Beide vergessen aber, daß die jüdische Rechtsexemtion älter als das Mittelalter ist, schließlich, daß die Juden kein einheitlicher sozialer Stand, keine Berufsgenossenschaft waren, um von ihrer Jurisdiktion im Sinne mittelalterlicher Genossenschaftsgerichtsbarkeit reden zu können, daß das Fremdenrecht die politische Entrechtung der Juden und nicht ihre privatrechtliche Autonomie erklären könnte. Die Verschiedenheit im Rechtsempfinden kam auch in der Eidesformel zum Ausdruck. In Österreich bestand bis 1806 eine besondere Eidesformel für Mohammedaner. Die Menoniten besaßen bis 1826 in der Donaumonarchie eine eigene Schwurformel. Die Juden mußten bis an die Neuzeit »more judaico« schwören††.

III.

Religionsverschiedenheit hat selbst mit dem Zeitsinn, mit der chronologischen Orientierung, mit dem Kalender ihre Bewandtnis. In Europa zählen gegenwärtig die Griechisch-Orthodoxen nach julianischer Zeitrechnung, die Katholiken und Exkatholiken nach gregorianischem Stil, die Mohammedaner nach Mondjahren ohne Schaltmonat, die Juden nach Mondjahren mit angleichenden Schaltmonaten, die Karäer nach Mondjahren aber in besonderer Fassung. Die Freimaurer haben eine eigene Ära, die mit dem Jahre 4000

* Jean Juster: Les Juifs dans l'empire romain, II, 105, sq., Paris 1914.
** J. E. Scherer: Beiträge zur Geschichte der Juden im Mittelalter, I, 254, Leipzig 1901.
*** Mchiltha zu Exodus, 31, 1.
**** Scherer, ib. 5.
† Georg Liebe: Das Judentum in der Vergangenheit, 17, Leipzig, 1905.
†† Wolf: Geschichte der jüdischen Gemeinde Wien, 145.

v. Chr. Geb. beginnt. Der so oft im öffentlichen Leben betonte nationale Unterschied findet im europäischen Kalenderwesen gar keinen Ausdruck.

Der gregorianische Kalender, der von den katholischen Staaten Frankreich, Portugal, Spanien, Ungarn, den katholischen Ständen Deutschlands bereits im Jahre 1584 rezipiert wurde, fand bei den evangelischen Ständen Deutschlands erst im Jahre 1700 Eingang, in England, Niederlanden und Schweden erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts und das nicht als reformierte Zeitrechnung der Katholiken, sondern als »verbesserter Kalender« des protestantischen Mathematikers Eckard Weigel. Der gregorianische Kalender der Protestanten deckt sich bis heute in Wirklichkeit mit dem der Katholiken nicht ganz, indem einmal in mehreren Jahrzehnten das Osterdatum bei den Protestanten auf einen anderen Tag als bei den Katholiken fällt. Der Kalenderzwiespalt zwischen den Katholiken und Protestanten, der in Deutschland bis Ende des 17. Jahrhunderts andauerte, führte in Territorien mit gemischter Bevölkerung große Mißstände herbei, aber war dennoch lange nicht zu beheben*. Der Versuch der polnischen Regierung, bei den protestantischen Deutschen Rigas den gregorianischen Stil einzuführen, erwiderte die Rigaer Bevölkerung mit einem langwährenden Aufstand ⟨1586—1589⟩.

Die Russen waren bis 1700 nicht nur um ein Dutzend Tage mehr oder weniger vom Abendlande verschieden. Sie begannen das Jahr im September und zählten bis damals nicht nach der katholisch-dionysischen Ära der Geburt Christi, sondern nach der byzantinischen Ära der Weltschöpfung ⟨5509 ante Christo⟩, die von allen Schismatikern auch in Sizilien und Kalabrien früher verwendet wurde. Den gregorianischen Kalender wollen die Ostchristen prinzipiell nicht annehmen. Als Gregor VIII. die Annahme des neuen Kalenders dem Patriarchen Jeremias vorschlug, antwortete dieser, daß die kirchliche Überlieferung unverändert zu erhalten sei.

Die französischen Revolutionäre, die mit einem neuen Kultus der Vernunft auftraten, proklamierten eine neue Zeitorientierung, eine neue Wocheneinteilung und Ära. Im zersplitterten Europa des frühen Mittelalters, war es mit dem Kalender ebensowenig einheitlich. Die Bevölkerung Großbritaniens begann ihre Ära mit der Mission Augustinus', die Franken und Franzosen mit Karl dem Großen. Ihr Jahresanfang war zu Ostern.

Im mozarabischen Spanien behauptete sich lange eine eigene Ära ⟨38 a. Chr.⟩ die lange ihre Sezession überdauerte. Die judaisierende Sekte der Siebenbürger Sabbatharier im 17. Jahrhundert konstruierte sich einen eigenen Kalender. Der übliche europäische Kalender, welchen »der Papst gemacht hat und der Welt an den Hals geschmissen« galt bei ihnen als Werk, das »wider Gott ist und wider die Natur«, da dieser Kalender »die Tage der

* R. E. für prot. Theol. IX, 724. C. Paoli: Grundriß zu Vorlesungen über lat. Paläographie, II, 229.

Woche nach den Göttern der Heiden bezeichnet«, die Feste falsch angibt und die Uhr der Christen mit der Mitternacht statt mit dem Abend beginnt*.

Die mohammedanischen Türken rezipierten den europäischen, julianischen Kalender wegen seiner Regelmäßigkeit für finanzielle Angelegenheiten am 1. März 1636, konnten doch nicht umhin, denselben nicht umzugestalten**.

Einen besonderen Kalender besitzt auch bis dato die Liliputsekte der Samaritaner***.

Die orientalischen christlichen Sekten unterscheiden sich voneinander auch in Bezug auf die Zeitrechnung. Die armenischen Christen beginnen ihre Zeitrechnung mit dem Jahre 551 n. Chr. Geb. Die äthiopischen und koptischen Christen gebrauchen die diokletianische Ära ‹284 n. Chr. Geb.›****. Die syrischen Maroniten beginnen ihr Jahr mit dem 1. September, die Nestorianer und Jakobiter mit dem 1. Oktober. In Syrien wird die seleukidische Ära ‹312 a. Chr.› noch jetzt gebraucht†. In der jüngsten Zeit wurde von katholischer Seite versucht, bei den Armeniern den gregorianischen Kalender einzuführen, doch diese Neuerung hatte am Palmsonntag, 11. März 1913, in der armenischen Patriarchalkirche zu Pera arge Szenen und Balgereien zwischen Anhängern und Gegnern zur Folge††.

Die Kalender zeigen ihre konfessionelle Scheidung sehr oft schon durch ihr Äußeres. Die Griechisch-Orthodoxen schrieben, so lange sie nach der byzantinischen Ära zählten, dieselbe nie mit arabischen Ziffern, obwohl diese sonst bei ihnen schon damals gebraucht wurden, nur mit den einheimischen Buchstaben-Ziffern. Die Juden verwenden nie für ihre Kalenderzahlen die Zeichen des von ihnen allgemein benützten arabischen Ziffernsystems, nur die eigenen Lettern nach ihrem Zahlenwert. Im Abendland spuken die römischen Zahlenzeichen noch heute hie und da bei Schreibung der Ära, wie auch beim Monatsdatum†††.

IV.

Die konfessionelle Zugehörigkeit prägt oft auch das historische Bewußtsein der Völker um, suggeriert ihnen eine ganz abweichende Vergangenheit, kittet sie in national-soziologischem Sinne an ganz fremde Rassen an††††.

Der Religionsseparatismus dringt selbst bis in die Anthropologie ein, umbildet und formt Angehörigen verschiedener Glaubensgruppen abweichende Physiognomien, einen charakteristischen Gesichtsaus-

* Samuel Kohn: Die Sabbatharier in Siebenbürgen, 112 sq.
** Carra de Vaux: La doctrine de l'islam, 298.
*** B. M. Lersch: Zeitrechnung und Kalenderwesen, 93, Freiburg in Br. 1893.
**** Wreschner, 10.
† Addai Scher: Catalogue de mis syriaques et arabes, 90, Mossuol 1905.
†† Neue Freie Presse Nr. 17447, Nachmittagsblatt vom 19./III. 1913.
††† Gardthausen: Griechische Paläographie, 269.
†††† Vgl. oben Kapitel 5, Abschnitt II.

druck. Dasselbe was im Kleinen die Gemeinsamkeit eines bürgerlichen Berufes mit ihren spezifischen Lebensgewohnheiten zu leisten vermag, die jedem Menschen das Gepräge seiner Beschäftigung aufs Gesicht drückt — einen Schuster, einen Friseur, einen Kommis, einen Kellner, einen Kanzleibeamten, einen Kaufmann, einen Gelehrten, kann ein jeder auf den ersten Blick sofort erkennen — vollzieht die Gemeinsamkeit des Glaubens, die viel tiefer ins Leben reicht, im großen Stile.

In Piemont fallen die Waldenser, echte Romanen von Korn und Schrot, die vor mehr als einem halben Jahrtausend sich dort aus Südfrankreich niedergelassen haben, noch heute durch ihren von der italienischen Bevölkerung stark abweichenden Gesichtstypus auf*.

In England unterscheidet, wer viel mit Mitgliedern verschiedener Sekten verkehrt hat, die Sektierer leicht nach ihrem äußeren Wesen**. Die chinesischen Muslims unterscheiden sich von ihren heidnischen Landsleuten durch allerhand physische Besonderheiten. Die katholischen und mohammedanischen Bulgaren differieren physisch sowohl von einander als von dem orthodoxen Gros ihrer Nation***. Die mohammedanischen Rumänen des Meglengebiets heben sich körperlich von den sonstigen christlichen Rumänen ab, in einem solchen Maße, daß sie als besondere Rasse vorkommen****. Die mohammedanisch-schiitischen Sektierer in Syrien sind an ihrer Physiognomie sofort zu erkennen†. Die Mitglieder der mohammedanischen Sekte der Nosairis stellen einen eigenen Typus dar, der sich sowohl von dem Typus der mohammedanischen als auch von dem der christlichen Landsleute unterscheidet††. Die Glaubenspartei der Yezids in Mesopotamien besitzt eine besondere anthropologische Gestaltung†††. Die Juden sind überall, auch im Orient, fast immer zu erkennen. Sie besaßen ihre auffällige Physiognomie schon zur Zeit als sie unvermischt unter ihren semitischen Stammesgenossen wohnten††††. Das Judengesicht erfreute sich ihrer Besonderheit in einer unangenehmen Weise bereits im Palästina der ersten christlichen Jahrhunderte§. Die nächsten Verwandten der Juden, die Samaritaner, stellen einen von ihnen verschiedenen physiognomischen Typus dar§§. Die Parsen bilden einen eigenen physischen Typus, der sie von ihrer Umgebung sowohl im stammverwandten Indien, wie im stammgleichen aber mohammedanischen Persien abhebt§§§.

* Waitz: Die Anthropologie der Naturvölker, I, 83.
** Finot: Das Rassenvorurteil, 185, Berlin, 1896.
*** Thiersant: Le Mahom. en Chine I 51, Paris 1878.
**** Jirecek: Geschichte Donaubulgariens, 408.
† Archiv für slav. Phil., XV, 97.
†† Fr. J. Bliß: The Religion of modern Syria and Pal., 297, Edinbourgh, 1912.
††† René Dussaud: Histoire et religion des Nosairis, Paris 1910.
†††† Revue de l'Orient chr., I, 139.
§ Echa Rabba.
§§ 1. c. I, 39, Aboda Sara, 26a.
§§§ James A. Montgomery: The Samaritans 25, Philadelphia 1907.

V.

Die durchgängige Eigenart der konfessionellen Kollektivindividualitäten, die ihren Niederschlag hat in der Sprache, in der Tracht, in der Kunst, im Rechtswesen, in der Zeitrechnung, im Nationalbewußtsein, im physiognomischen Ausdruck kann über die Schrift nicht spurlos hinweggehen. Wenn eine neue konfessionelle Massenpersönlichkeit von einer bis nun einheitlichen Glaubensgemeinschaft scheidet, da kann diese die Schrift nicht wie einen fossilen Überrest unverändert mitschleppen. Die Schrift muß den Wandel der konfessionellen Sozietät, gerade wie alle anderen Äußerungen des Kulturlebens mitmachen und ein neues, verschiedenes Gepräge bekommen. Ist das Verhältnis der sezessionierenden neuen Religionsgestaltung zur früheren ein konträres, so erfolgt auch ein Wechsel in der Schriftrichtung*.

Die motorischen Äußerungen seelischer Zustände müssen unbedingt den Schreibmechanismus beeinflußen und die Schrift individualisieren. Jedes Einzelindividuum hat eine persönliche Schrift, an der wir schon im Alltag den Schreiber erkennen. Aus den Schriftzügen schließt schon jeder Durchschnittsmensch, ob der Schreiber ein Mann oder ein Frauenzimmer, ein Kind oder ein Greis, eine gebildete Person oder ein rüder Bauer, nervös oder phlegmatisch ist. Eine ernste Forschung, die den Namen Graphologie trägt, will in der Schrift jedes Individuums den Exponenten seines Charakters sehen, den Niederschlag seines seelischen Habitus, seines Temperaments, seiner Erregbarkeit, seiner Neigungen, seines ganzen moralischen und geistigen Wesens. Die graphologische Individualpsychologie ist schon seit langem eine Domäne der Wissenschaft. Ansätze sind schon bei Suetonius zu finden, in einer Äußerung hinsichtlich der Schrift Augustus'. Die Graphologie als methodischen Wissenszweig begründete im Jahre 1622 Camillo Baldo in seinem Buche »Über die Methode, Sitten und Eigenschaften des Schreibers aus seinen Briefen zu erkennen oder über die Briefdivination«**.

Der Graphologie standen sympathisch gegenüber Leibnitz, Lavater, Goethe, Humboldt. In den letzten Jahrzehnten betätigten sich in der graphologischen Wissenschaft ernste Forscher wie Michon, Desbarelles, Lombroso, Preyer usw. Die Individualpsychologie hat in der Neuzeit eine solche Perfektion erlangt, daß manchem Spezialisten bereits ein umgekehrter Weg gelang, daß sie auf Grund der Kenntnis des Charakters einer Person, ihre Schrift, ohne sie je gesehen zu haben, genau konstruieren konnten. Im Monate Mai 1916 produzierte sich in manchen österreichischen Städten ein gewisser Rafael Schermann, der nach dem Gesamtäußeren, den Bewegungen, der Sprache jeder beliebigen Person frei deren Unterschrift schrieb.

* L. Menant: Les Parsis, Histoire des communautés zoroastriens 30, (Annales du Musée Guimet, VII, 1).

** C. Baldo: De ratione cognoscendi mores et qualitates scribentis ex ipsius epistola sive de devinatione episolaria. Bologna 1622.

Soll das, was für Einzelindividuen besteht, für Massen nicht vorhanden sein? Soll der Charakter, die besondere seelische Signatur, der eigene Rythmus von psychologisch geschlossenen Kollektivitäten, von Massenpersönlichkeiten, sich nicht eine spezifische, für sie bloß charakteristische Schriftart schaffen können? Es ist psychologisch selbstverständlich, daß jede scharf markierte, selbständige, autonome, über eine geistige Autarkie verfügende Kollektivindivitualität religiösen Charakters eine besondere, für sie charakteristische Alphabetvarietät haben muß. Kommt das besondere Alphabet nicht von außen mit einem besonderen Religionsbuche, so muß es eben von innen heraus differenziert werden.

Sprachnationen, die keine eigene Religion haben, sind keine ganzen, einheitlichen, aus eigenem Nährboden ihre Lebenssäfte ziehenden, unabhängigen Massenorganismen. Sprachnationen haben keinen besonderen Kalender, keine besondere selbständige Kunst im tieferen Sinne, genießen nirgends als Minoritäten eine rechtliche Exemtion, sind außerstande, adoptierte Sprachen in der Fremde umzubilden, sind bloß Fragmente aus einem größeren psychologischen Ganzen, Bruchstücke von Sozietäten, mit denen sie Kunst, Zeitrechnung, Rechtswesen, Sprachgefühl usw. bindet. Sprachnationen als solche sind in der Kulturgeschichte der Menschheit sekundäre Bildungen und müssen daher überall mit Alphabeten vorlieb nehmen, die auch Glaubenskompagnons anderer Sprache und fremder Herkunft gemeinsam sind, ohne sie je umbilden und an den eigenen Stammescharakter anpassen zu können. Nur Konfessionen vermögen Schriftsysteme zu differenzieren.

VI.

Der Übergang von einer Religion zur zweiten, wenn er auch ein synkretistischer ist, bedeutet aus Rücksicht auf die große Einflußsphäre der Religionen, eine Kulturrevolution, erschüttert die Gesamtpersönlichkeit einer Gemeinschaft. Neue psychologische Suggestivgewalten treten auf den Plan und erzeugen die größtmöglichst denkbare Umwälzung in allen Erscheinungen des Seelenlebens. Die Annahme des Christentums riß durch die Kulturgeschichte des Abendlandes bei aller Hybridisierung einen klaffenden Riß. Die antiken Griechen und Römer wurden in neue Völker umgewandelt. Ein neuer Lebensinhalt, eine neue Wirtschaftsstruktur, eine neue Kunst, ein neues Geschichtsempfinden traten zutage. Ähnlich begann ein neuer Lebensabschnitt für die Mongolen nach Annahme ihres Mischbuddhismus. Aus den Weltstürmern wurde ein ruhiges geduldiges Hirtenvolk.

Synkretistische Religionsübergänge, die die Landesschrift nicht beseitigen können, erzeugen daher eine Transformation des fortdauernden Schriftsystems im großen Stile. Die Schriftsysteme der Griechen und Römer des beginnenden 5. nachchr. Jahrhunderts wichen bei aller Kontinuität weit von den Schriftformen des beginnenden 4. Jahrhunderts. Die Schrift der buddhistischen Mongolen ist eine stark transformierte Fortsetzung der Schrift der Uigurenzeit.

Die Schrifttransformation bei synkretistischen Bekehrungen ist natürlich. Die Individualgraphologie lehrt, daß tiefere Umwälzungen im Seelenleben des Einzelnen den Bewegungsrhythmus der Hand beeinflussen und psychische Abweichungen an der Schrift zu erkennen sind.

Schon Cesare Lombroso fand es heraus, daß Symptome von Seelenkrankheiten sich an den Schriftzügen zeigen. Er bemerkt vor allem: »Einige unserer neuropathischen Zustände können durch eine genaue mittelst Zeichnung fixierbare Beobachtung des Ganges studiert werden. Jedermann weiß, daß der langsame schwere Gang den Kretin, der Hackengang den Ataktiker, der tänzelnde den Idioten charakterisiert. Aber von allen diesen Bewegungen verlieren sich einige, andere geben nur ein annäherndes Bild vom seelischen Zustand.« Lombroso setzt dann fort: »Es ist natürlich, daß die Wirkung einer Bewegung wie das Schreiben, die zum großen Teil bewußt und freiwillig ist und eine direkte Beziehung zur Intelligenz hat« am genauesten die neuropathischen Zustände der Menschen widerspiegeln muß. Darum huldigte auch Lombroso der Ansicht, daß »das Studium der Schrift von Wahnsinnigen uns klare und diagnostische Kennzeichen für die Trübung der geistigen Fähigkeiten geben kann«*. In Deutschland glaubte Erlenmeyer auf Grund der Schrift, Paralytiker von den übrigen Geisteskranken abgrenzen zu können«**. Rudolf Köster versucht in seiner im Jahre 1903 veröffentlichten Studie in noch weiterem Ausmaße »aus der Schrift allein die Diagnose zu stellen«***.

Was für Einzelne stimmt, muß auch für Kollektivitäten zutreffen. Sozietäten, deren ganzes Fühlen und Denken einen Stoß von dem Suggestivfaktor der Religion erleiden und auf eine von ihrer normalen Entwicklung abweichende Bahn gedrängt werden, müssen ihrer inneren Erschütterung, ebenso wie Individuen in der Schrift, Ausdruck geben.

Derselben Macht konfessioneller Kollektivorganismen verdanken ihren Ursprung auch die künstlich erfundenen Schriftarten, die bei religiösen Neuschöpfungen ⟨Mormonen, Jeziden, Tao, Korea⟩ zutage treten. Der durch die konfessionelle seelische Umgruppierung entstandene, von innen inszenierte Umsturz in der Lebensweise, Ruhemechanismus, Wohlfahrtsordnung, Kunstneigungen und Rechtsideen kann nicht umhin, auch eine bewußte gänzliche Neuinszenierung der Schrift, die dem Bewegungsmechanismus des konfessionell umgestimmten Massenorganismus entspricht, nicht zu erzeugen. Ein gutes Stück der vollständigen Neubildungen dürfte vielleicht die Wirkung der Analogie sein. Der neue Religionsstifter will den früheren nicht nachstehen und schafft seinen neuen Ideen auch ein neues Schriftkleid.

* Lombroso: Handbuch der Graphologie ⟨deutsch von Brendel⟩, ⟨Verlag Reklam⟩.

** Erlenmeyer: Die Schrift. Grundzüge ihrer Physiol. und Pathologie.

*** Rudolf Köster: Die Schrift der Geisteskranken, Leipzig 1903.

c) Konfessionelle Konservierung.

Zur Festklammerung der altertümlichen Schriftformen im sakralen Gebrauche, trug neben der Sorge für die unveränderte Beibehaltung der geoffenbarten Bücher auch in äußerer Beziehung beim Gottesdienst, noch ein allgemeines konfessionelles Moment bei: die Religion als solche ist eine konservative Macht, von beispielloser Zähigkeit, die auf alles, was in ihren engeren kultischen Wirkungskreis kommt, ein Stigma der Unveränderlichkeit drückt.

Das religiöse Gemüt wahrt eine gewisse rücksichtsvolle Distanz vor Dingen und Einrichtungen, die zu dem kultischen Apparat gehören, gleichgültig welcher Qualität. Der Entwicklungsgang des profanen Lebens mit seinem buntem Wechsel, dämpft aus innerem Pathos religiöser Verehrung heraus, seine Schritte vor den Hallen der Gotteshäuser. Die kultischen Handlungen, Objekte, Formen, die Organisation der Priester und sonstige Eigentümlichkeiten des spezifischen Gotteshausdaseins, rühren von heiligen Männern her, sind gottgewollt, eine von urdenklichem Nimbus umstrahlte Überlieferung und dürfen keinen Umgestaltungen unterzogen werden. Das gläubige Volk scheidet nirgends zwischen Kern und Schale, faßt ekklesiastisches Beiwerk und die Grundsätze des Glaubens als eine untrennbare Totalität und widerstrebt jeder Änderung kirchlicher Äußerlichkeiten.

Im altägyptischen Kultus dauerte das Steinzeitalter in mancher Beziehung durch Jahrtausende an, als sonst das Eisen im profanen Leben des Nillands bereits längst restlos und allerorts sich durchgesetzt hat. Die alten Hebräer gebrauchten lange zur Beschneidung ihrer Kinder Steinmesser*, obwohl Eisen und Erz ihnen gut bekannt waren**. Altäre durften im alten Israel mit Eisen nicht umgehauen werden***. Der erste Tempel in Jerusalem wurde ohne Anwendung von Eisen gebaut****. An den hohen jüdischen Feiertagen wird bis auf die Gegenwart, nach alter Hirtenart durchs Widderhorn geblasen, obwohl Metalltrompeten leicht anzuschaffen sind. Die neuzeitlichen Juden behalten noch heute beim Beten Burnusse und Gürtel bei, wie sie in alter Zeit im Orient allgemein getragen wurden. Die Speiseordnung des jüdischen Ostermahles stimmt noch gegenwärtig mit der der alten römischen Gastmähler überein. Im alten Griechenland wurden Klötze und Bretter aus alter kunstloser Zeit, selbst in kulturblühenden Zeitläuften noch, als Kultgegenstände verwendet†. In Indien wurden Motive aus der Kunst der griechischen Herrscher Baktriens der Diadochenzeit, durch unzählige Jahrhunderte in der buddhistischen religiösen Skulptur zäh festgehalten, obwohl sonst jede Spur des Hellenentums auf der Halbinsel des Ganges

* Exodus, 4, 25, Josua 5, 3.
** Deuteronomium 33, 25.
*** Exodus, 20, 22.
**** Buch der Könige, I, 6.
† Döllinger: Das Heidentum 53, Regensburg 1853.

längst verwischt war*. Bei den Christen gehören noch heute antike Kleiderarten in die Garderobe der römischen Geistlichkeit, obwohl der profane Gebrauch derselben seit einer ganzen Reihe von Jahrhunderten längst entschwunden ist. Öllämpchen werden in den Kirchen noch immer angezündet, unbekümmert darum, daß sonst überall elektrische oder Gaslampen ihr helles Licht aussenden. Weihrauch wird traditionell beim Gottesdienst verwendet, obwohl das orientalische, altertümliche Wohlgefallen an Würzen und aromatischen Gerüchen, nie den modernen Europäern eigen war. Rom behauptet sich als Hauptstadt der kirchlichen Welt, anderthalb Jahrtausende nach dem Falle des römischen Reiches. Die Kurie ernennt noch immer ein Jahrtausend und mehr nach Photios, Bischöfe für die schismatischen Bischofssitze des Orients und begnügt sich mit ihrer Titularstellung und dem Zusatz in partibus infidelium. Schlesien ist als Kirchenprovinz noch immer ungeteilt. Der Erzbischof von Salzburg führt noch gegenwärtig den Titel primas Germaniae, unbekümmert darum, daß dieser Prälat jenseits der Grenzpfähle des neuen deutschen Reiches seinen Sitz hat.

Ein genaues Gegenstück hat die sakrale Archaisierung der Schrift auch in den durch die Religion erzeugten liturgischen Sprachkonservierungen.

Sprachen, die liturgisch gebraucht werden, haben gewöhnlich einen altertümlichen Aspekt, widerstehen den überstürzenden Veränderungen, denen die Umgangssprache des Alltags unterliegt, werden verwendet, auch nachdem sie im Leben ganz erloschen sind, wenn nur der Glaube, an den sie sich klammern, fortbesteht. Die liturgischen Sprachen werden von der kultisch geschulten Intelligenz sehr oft auch als Literatursprachen gebraucht, es wird dadurch sehr oft sogar die Erscheinung zutage gefördert, daß tote Sprachen das Idiom zahlreicher lebender Literaturen abgeben.

Die Brahmanen Indiens beten und betätigen sich auch literarisch im seit Jahrtausenden toten Sanskrit. Die Südbuddhisten tun dasselbe in der toten Palisprache.

Die Juden verrichten ihre Gebete noch heute in der alten, seit mehr als zwei Jahrtausenden aus dem Umgang geschwundenen hebräischen Sprache und bedienen sich sogar sehr oft derselben in der Literatur. Es werden in diesem liturgisch konservierten Idiom noch in der jüngsten Zeit in Osteuropa selbst Tageszeitungen, Romane, lyrische Gedichte publiziert. Es fehlt sogar nicht in der Gegenwart an Versuchen, die hebräische Sprache neu als Umgangssprache zu beleben.

Das Arabisch, das heute in ungeheuren Landstrichen des Orients sowohl von echten Arabern wie von Allophylen mohammedanischen Glaubens in der Moschee wie auch in der Literatur verwendet wird, ist als Volkssprache schon lange, sehr lange tot, ist die Sprache des Jahrhunderts der Hedschra, das Idiom des Alkoran.

* Albert Grünwedel: Buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1893.

Die arabischen Volksdialekte der Gegenwart werden bloß von christlichen Missionären und von Juden, für die es keine arabische, liturgische Tradition gibt, verwendet.

Die alten Römer besaßen Teile ihrer Liturgie in einem archaistischen lateinischen Dialekt. Die Arvallieder, die von den römischen Senatoren bei kultischen Tänzen gesungen wurden, waren sprachlich so altertümlich, daß sie kaum jemand verstehen konnte. Ihre Überreste bieten heutigen Latinisten die größten Schwierigkeiten.

Das Christentum hat mittelst seiner Liturgie eine ganze Reihe von Sprachen, ohne Rücksicht auf die Kulturhöhe, konserviert.

Die Armenier der Gegenwart bedienen sich als Kirchen- und Literatursprache des Idioms des heil. Miesrop, des sogenannten Grabar aus dem 5. Jahrhundert. Versuche, das moderne Armenisch literarisch zu verwenden, wollen bis nun nicht recht gelingen.

Die Syrer halten in der Kirche noch immer an der alten Sprache des Peschittho fest und schaffen noch in der Gegenwart oft Literaturerzeugnisse in derselben.

Die ägyptische Sprache hat sehr lange in der koptischen Kirche ihren Untergang im Alltag überlebt und ist noch heute den monophysitischen Klerikern des Nillandes bekannt.

Die altäthiopische Sprache lebt noch heute in der Liturgie Abessiniens.

Bei den orthodoxen Slaven wird noch heute in der altbulgarischen Sprache des 9. Jahrhunderts in dem slavischen Dialekt des heiligen Kyrill gebetet. Die slavische Kirchensprache diente bis an die Schwelle der Neuzeit beim gesamten griechisch-orientalischen Slaventum, wie auch zum großen Teile bei den orthodoxen Rumänen als Literaturidiom.

In altgriechischer Sprache betet und schreibt noch heute der Grieche, der Karamanli, der Südalbanese, der Makedowalache und so mancher Syrer. Der moderne nationalbewußte Grieche ist auf seine altgriechische Gebet- wie auch Literatursprache stolz, haßt seinen Volksdialekt grimmig. Dies ganze Verhalten stammt aus reinem liturgisch-konfessionellem Archaismus. Die große Bedeutung der althellenischen Kultur trug keineswegs bei zur Beibehaltung der Sprache dieser Kultur, im Leben der Kirche und der Intellektuellen. Das Altgriechische der Kirche und der neueren griechischen Literatur ist nicht die Sprache des Plato oder Demosthenes, sondern die christlich-alexandrinisch gefärbte Koiné des Evangeliums, die hellenistisch vulgarisierte Sprache des Verfalls, der Kirchenväter, der liturgischen Hymnen. Wo die griechische, liturgische Tradition fehlte, dort wurde auch in der Kirche wie in der Literatur ausgiebig zur Volkssprache gegriffen. Die katholischen Griechen, deren es einige Zehntausend gibt, beten im griechischen Volksdialekt der Neuzeit, der natürlich mit lateinischen Lettern geschrieben wird. Die griechischen Juden des Mittelalters kümmerten sich ebensowenig um den byzantinischen Archaismus.

Die Sprache des alten Rom lebt noch heute als Kirchensprache des

katholischen Westens und wurde bis ins 18. Jahrhundert hinein von den gebildeten Katholiken auch literarisch allgemein gebraucht. Lange Zeit erdrückte das Latein sogar alle Entwicklungsmöglichkeit der einheimischen Volkssprachen im Abendland. Das überlebende Latein war kein Ableger der römischen Kulturmacht als solche, nicht der römische Dialekt, wie er in der stolzen Hauptstadt der Welt in den Tagen Cäsars und Augustus' gesprochen wurde, sondern die eigenartige, von Rustikalismen überfüllte, dem klassischen Sprachgefühl widerstreitende Sprache der nordafrikanischen Heiligen und Priester des 3. und 4. nachchristlichen Jahrhunderts. Im Zeitalter der Wiedergeburt des heidnischen Rom, der Wiedererwachung der Wissenschaften, der humanistischen Hochblüte, wurde der Versuch gemacht, die nordafrikanische Kirchensprache des Abendlandes nach den Regeln der ciceronianischen Eleganz umzumodeln. Diese klassische Erhöhung des Lateins riß die lateinische Literatursprache von ihrem kirchlichen Nährsaft los, machte ihre Weiterexistenz im profanen Schrifttum für ungerechtfertigt und trug ihren Löwenanteil bei zum literarischen Tod des Latein. Entweder lebt das Latein in der Literatur als Ausstrahlung der Kirche und somit muß es mit der Sprache der Kirchenliteratur ganz und restlos übereinstimmen, oder es scheidet überhaupt vom Leben, tertium non datur. Die lateinische Sprache bloß als das linguistische Instrument Ciceros, Horaz' und Virgils, hätte unbedingt über das Altertum hinaus sich nicht erhalten und wäre ihr das Schicksal nicht erspart geblieben, das viele andere nicht minder bedeutende Kultursprachen erreicht hat, denen es nicht vergönnt war, von einer das übliche Nationaldasein überdauernden Religion unter die Fittiche genommen zu werden. Ein Latein, das sich blos auf seine Profankultur gestützt hätte, würde uns heute sich ähnlich repräsentieren wie die etruskische Sprache mit ihren 8000 n. b. unverständlichen Denkmälern, wie die assyrische Sprache des Gilgameschepos und des Hammurabikodex, wie das Idiom der phönizisch-punischen Kultur, wie die längst verschollenen Sprachen der Hetthitier, der Lydier, der Phrygier, der Karer. Bloß Sprachen, die in einem Asyl eines wetterfesten Sanktuars Unterkunft finden, die dem archaistischen Religionsfaktor gerecht werden, trotzen dem Zahne der Zeit.

Eine kultische Archaisierung der Sprache, die der Protestantismus herbeiführte, können wir auch bei den heutigen Deutschen feststellen. Das heutige Hochdeutsch, einst der Dialekt der Heimat Luthers, Meissens, der Oberlausitz, wird jetzt vom deutschen Landvolke, von der mit Scholle, mit der ursprünglichen Natur znsammenhängenden Masse nirgends gesprochen, ist ein altertümliches Bücheridiom, das mit der Umgangssprache nicht Schritt hält. Eine ganze Anzahl von hochdeutschen grammatikalischen Formen sind seit geraumer Zeit tot. Kein Deutscher aus dem Volke gebraucht den im Schriftdeutsch üblichen flektischen Genitiv. In weiten Landstrichen Deutschlands ist aus dem Volksmunde ebenso jede Spur des Imperfekts gewichen. Wie kommt es, daß die Sprache des beginnenden 16. Jahrhunderts

im großen und ganzen unverändert noch im 20. Jahrhundert fortdauert und keinem einfällt, an ihrem abgewirtschafteten Bestand zu rütteln? In früheren Perioden deutscher Kultur war es ganz anders. Die Volkssprache war immer in einem engen Kontakt mit der Literatur und die Schriftsprache erwies sich zu allen Zeiten als dem lebenden Sprachgeist anpassungsfähig und war immer irgendwo zuhause. Dieselbe organische Sprachentwicklung betraf Volk und Literatur. Quid novi? Das heutige Schriftdeutsch ist seit der Reformation die Sprache der Bibel Luthers, der Kirchengesänge, das Idiom des Gotteshauses, steht unter dem Patronat einer Religion. Ein Modernisieren der Literatursprache würde das Idiom der protestantischen Kirche mit dem des deutschen Schrifttums in einen Gegensatz bringen. Die deutsche protestantische Kirche kann mit der Sprache Luthers nicht brechen und muß die deutsche Sprache in archaistischer Gestalt beibehalten und nötigt sie somit der deutschen Literatur, die im Grund eine protestantische ist, auf. Die deutsche Schule, die in der Hauptsache dem protestantischen Geist dient, muß das Deutsch in der Form wie sie Luther schrieb, pflegen.

Im Englischen wird das veraltete »thou« nur Gott gegenüber gebraucht. In der englischen religiösen Prosa erhielt sich die archaistische Endung auf -eth sehr lange*.

d) Primitive Vorstellungsreihen.

I.

Den mystischen Charakter der Schrift erklärten wir aus dem Einfluß der religiösen Texte, zu denen die Schrift in der Hauptsache verwendet wurde. Doch mag sein, daß hier noch andere Ursachen als die der Übertragung der Heiligkeit der göttlichen Offenbarung auf deren äußeres Schriftkleid mitwirkten. Vieles spricht dafür, daß das Schriftwesen als solches, abstrahiert von ihrer religiös-literarischen Verwendung beim primitiven Menschen allerhand Vorstellungen von übernatürlichen Kräften, animistische und fetischistische Gedankenassoziationen weckte und so ein beträchtliches Stück der Schriftmystik unabhängig und von sich heraus erzeugte.

Was ist Schrift? Das Bezeichnen der Stimme, damit sie bleibt, durch grobe Figuren erklärt Lucan**, Quintillian sagt, daß die Schrift die Laute bewacht und sie dann den Lesern wie aufbewahrt gibt***. Isidor aus Hispala definiert: Die Buchstaben sind Zeichen der Dinge, denen eine solche Kraft innewohnt, daß sie zu uns Worte der Abwesenden ohne Stimme reden****. Der Spanier Montuenga nennt

* Eilert-Ekwall: Historische neuenglische Laut- und Formenlehre 139, Berlin und Leipzig 1914.

** Lucanus 3, 220 »Phoenices primi, famae si creditur, ausi mansuram rudibus vocem signare, figuris«.

*** Quintillian I c 7 » ... ut custodiant voces et velut depositas reddant legentibus«.

**** Isidor Hispal.: Etymologiarum sive originum libri I, III, »Litterae autem sunt indices rerum, quibus tanta vis est, ub nobis dicta absentium sine voce loquentur«.

vor mehr als einem Jahrhundert die Buchstaben einfache und unteilbare Bilder der Stimme*. Der moderne Völkerpsycholog Steinthal betont den Unterschied zwischen Schrift und Sprache, »daß diese die Gegenwart des Sprechenden, weil die Verwendung des eigenen leiblichen Materials voraussetzt, jene aber räumliche und zeitliche Entfernung des Lesenden. Hieraus folgt weiter, daß die Sprache vom Sprechenden nicht ablösbar, die Schrift dagegen gerade nur ablösbar vom Schreibenden ein ruhendes, dauerndes Dasein hat, das durch die Trennung des Raumes und der Zeit als etwas äußerlich körperliches gegeben werden kann« **.

Das Festhalten der Stimme durch Zeichen und ihre Ablösbarkeit vom Individuum hat in sich etwas verblüffendes.

Cicero äußert sein Staunen »wer hat die Laute der Stimme, die unendlich scheinen, mit den wenigen Buchstabenzeichen begrenzt« ***. Diodor aus Sizilien, nachdem er von Charondas, dem Gesetzgeber von Thuria, berichtet hat, daß dieser die Kenntnis der Buchstaben allen anderen Kenntnissen vorzog, bemerkt weiter »was ist wahrlich des Lobes würdiger als die Schriftkunde?« Die Buchstaben »bewirken, daß das Gedächtnis der Verstorbenen unter den Lebenden fortdauert und mit Beihilfe derselben können solche, die von einander durch die weiteste räumliche Entfernung geschieden sind, mit einander wie gegenwärtig Gespräche pflegen ****.«

Ein moderner Italiener Domenico Faccio findet die Schrifterfindung über alles kunstvoll und für den menschlichen Scharfsinn ehrend »um das Wort zu zeichnen und zu den Augen zu sprechen«†.

Moses Mendelssohn erklärte die Schrift »als eine der herrlichsten Entdeckungen des menschlichen Geistes«. »Vorteil verschaffen diese sichtbaren Zeichen, weil sie fortdauernd sind und nicht immer hervorgebracht werden müssen, um Eindruck zu machen.« Die Bedeutung der Schrift wird von Mendelssohn ungeheuerlich hoch eingeschätzt »wir sind litterati, Buchstabenmenschen, vom Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab und wir können kaum begreifen, wie ein Erdensohn sich bilden und vervollkommnen kann ohne Buchstaben††.«

Viele mutet diese in ihrem Wesen unglaublich scharfsinnige und wichtige Erfindung als ein Wunder an.

Der Humanist Petrus Gregorius äußert sich, »daß es wunderbar ist, welche Kraft den Buchstaben innewohnt, daß wir durch deren

* D. J. A. C. Cura du Montuenga: Censura critica del alfabets primitivo de Espana 32, Madrid 1806.

** H. Steinthal: Die Entwicklung der Schrift, 58, Berlin 1852.

*** Cicero: Quaest. Tusc. lib. I, »Quis sonos vocis, qui infiniti videbantur, paucis literarum notis terminavit.«

**** Diodor Siculus: Bibl. XII, 13 (Parisiis 1842, I, 422).

† Domenico Faccio: Sulla invenzione della lettera Memoria 5 Padova 1841 »Invenzione sopra ogni altra industriosa ed onerovole all'umana perspiciosita ... di delineare la parola, di parlare agli occhi«.

†† M. Mendelssohn: Jerusalem, II (Ges. Schr. III, 329).

Lesen den Geist Abwesender erfassen, wie groß die Entfernung in räumlicher und zeitlicher Beziehung auch sein möge«. »Wir glauben die Kraft der Schrift sei anzustaunen, ich weiß nicht was unter den geschaffenen Dingen des Staunens würdig wäre«*. Gerhart Vossius setzte um das Ende des 17. Jahrhunderts in seinem Aristarchus die Schrift unter die Wunder der Natur. Alphonse Costadau zu Beginn des 18. Jahrhunderts bemerkt, »von allen Zeichen, die von Gott inspiriert oder von den Menschen erfunden wurden, nichts verdient mehr Bewunderung und nichts ist bequemer und nützlicher als die Schrift.« »Es werden Laute sichtbar gemacht, welche nur für das Ohr zu passen scheinen«**.

J. G. Wachter nennt im Jahre 1752 die Schrift ein doppeltes Wunder ‹duplex miraculum›, da sie die Stimme, die durch den lebendigen Hauch hervorgebracht wird und ursprünglich bloß durch das Gehör erfaßbar ist, in stumme und dem Sehvermögen sichtbare Formen verwandelt und diese wieder so oft sie will lautlich rückbildet durch eine neue und verblüffende Wechselwirkung der Ohren und der Augen***.

G. Barzilai charakterisiert im Jahre 1876 die Schrift als »das wunderbarste Produkt der menschlichen Intelligenz« ‹il piu mirifico prodotta dell'umana intelligenza› und spricht von dem magischen und zauberhaften Einfluß der Buchstaben, im Wege des Sehorgans auf das menschliche Hirn****.

Marie von Ebner-Eschenbach schrieb im zweiten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts: »Lesen ist ein großes Wunder. Was hast du vor dir, wenn du ein Buch aufschlägst? Kleine schwarze Zeichen auf hellem Grunde. Du siehst sie an und sie verwandeln sich in klingende Worte, die erzählen, schildern, belehren. In die Tiefen der Wissenschaft führen sie dich ein, enthüllen dir die Geheimnisse der Menschenseele usw. Was können sie nicht, die kleinen schwarzen Zeichen, deren nur eine so geringe Anzahl ist, daß jeder Einzelne von ihnen alle Augenblicke wieder erscheinen muß, wenn ein Ganzes gebildet werden soll usw.«†.

Wunder werden auf außerirdische Mächte zurückgeführt. Der gläubige Kulturmensch denkt an die Gottheit. Plato dachte bei der Erfindung »der ewig redenden Stimme«, wie er die Schrift benannte, an »einen Gott oder göttlichen Menschen«††. Der heilige Basilius rechnete »unter die größten Geschenke Gottes, daß er durch das Gespräch der Buchstaben bei Entfernung der Orte verkehren

* Petrus Gregorius: Ars mirabilis, XVI, II.

** A. Costadau: Traité historique et critique des principaux signe II, 8, Lyon 1724.

*** J. G. Wachter: Naturae et Scripturne Concordia 49, Lipsiae et Hafniae MDCCLII ». . . ut vocem a spiritu vitali prolatam et solo auditu antea perceptam in formas silentes et visu conspicuas redigeret, eosdem rursus quoties vellet sonore redderet, novo et stupendo aurium oculorumque commercio.«

**** G. Barzilai: La lettere dell'alfabets fenico 4, Trieste 1876.

† Osterbeilage der Neuen Freien Presse ‹Wien› 1913.

†† Plato: Philebos § 24.

ließ«*. Der Kulturmensch konfessioneller Zeiten sieht im Wunderbaren der Schrift göttliches Wirken, eine Bestätigung der Ideenassoziation, die ihm die heilige Zentralliteratur aufnötigt. Auch der neuzeitliche freireligiöse Mensch sieht sich angesichts des Schriftwunders veranlaßt, in der Form einer Parabel zu Gott zu greifen. »Derjenige, welcher das Mittel erfand, die flüchtigen Laute der Sprache zu fesseln, hat, um mit Herder zu reden, wie ein Gott unter Menschen gewirkt«, heißt es in einem neueren, wissenschaftlichen Buche**.

Anders ist es beim Naturmenschen. Die Stimme des Abwesenden, die aus einem Gekritzel redet, die Kraft des Fortwirkens des menschlichen Mitteilungsvermögens auf stummem Holz, Ziegel, Erz oder Papyrus dünkt ihm nicht wie eine großartige Kunst, deren Erfindung nur die göttliche Weisheit vollbringen konnte, sondern wie ein unheimlicher Spuk. Das Naturkind vor Unbegreifliches gestellt, sucht Ursachen in seiner Weltanschauung und gerät leicht auf subjektive animistische Analogieschlüsse. In einer Welt, wo jede unaufgeklärte Tätigkeit auf eine beseelte Gewalt zurückgeführt und das Wehen des Windes, das Rollen des Donners, das Fließen des Stromes, das Blühen des Baumes, das Leuchten der Sonne von besonderen, unsichtbaren Geistern hergeleitet wird, muß auch das mnemotechnische Moment der Schrift, die Losgelöstheit der Erinnerung von aller persönlich menschlichen Mittätigkeit, Vermutungen von Beseelung wecken, hinter den Schriftzeichen Geister ahnen lassen, die Buchstaben in den Kreis der Magie, des Fetischismus und der primitiven Mystik hinüberleiten. »Unkundigen und Ungebildeten erscheint die Schrift nicht nur als etwas unbegreifliches, sondern sogar als Zauber, sie verstehen den Zusammenhang nicht, glauben daher meist, daß der Gegenstand, auf welchem die Zeichen aufgebracht sind, wirklich spreche«, schreibt der Kulturhistoriker Henne am Rhyn***. Der Nordindianer glaubt, das Buch sei ein Geist, der dem Fragenden Antwort zuraunt****. »Die Characteres . . so deren unerfahren sie für Zauberey und Gespenst halten« heißt es bei den deutschen Brüdern Bry gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Es wird von einem Indianersklaven aus Südamerika ‹Peru› ähnliches berichtet. Dieser machte einmal die unangenehme Erfahrung, daß der Brief, welchen er überbrachte, den Empfänger darüber belehrte, wieviel Feigen im Korbe sein sollten und der Empfänger auf diese Weise erfahren konnte, wieviel der Überbringer auf dem Wege verzehrt hat. Nächstens bei einem ähnlichen Auftrage bedeckte der Indianer während seines unberechtigten Feigenschmauses den Brief mit einem Stein, in der festen Überzeugung, daß nun die Buchstaben ihn nicht sehen und

* Basilius: Epistola LV ad Ambrosium.

** H. Meixner und J. Luther: Die Erfindung der Buchdruckkunst, 2, Bielefeld und Leipzig 1900.

*** Henne am Rhyn: Kulturgeschichte, I, 59, Leipzig 1877.

**** Carver: Travels 255. John Lubbock: The origin of Civilisation 19, London 1870.

nicht verraten werden können. Die Indianer glauben, daß die Europäer einen Weissagergeist haben oder daß »die Buchstaben im Brief reden kunnten«*. Von den alten heidnischen Preußen wird mitgeteilt, daß, als ihnen die christlichen Missionäre die Schrift überbrachten, »sie sich sehr wunderten, daß man einem Abwesenden schriftlich sagen kann«**. Bei Plinius kommt eine poetisch angehauchte Wendung vor, daß in »den Bibliotheken unsterbliche Geister reden«***. Diese Redensart dürfte wie alle dichterische Symbolik, der Niederschlag einer älteren Epoche sein, wo die literarische Phrase noch lebte und Wirklichkeit war und in Italien »Geister« tatsächlich dämonische Kräfte hinter Büchern gewittert wurden. Geschriebene Loswürfel, die von selbst reden, erwähnt auch eine alte jüdische Sage.

Auch das mnemotechnische Moment der Schrift als solches, schon ohne Rücksicht auf das spezifisch graphische, hatte magische Assoziationen beim primitiven Menschen zur Folge. Auch andere Erinnerungsbehelfe der Menschen, z. B. das Knotenknüpfen, gerieten ebenso ins Fahrwasser der Zauberei.

Das Knüpfen von Knoten am Taschentuch zwecks Erinnerung gehört in Europa nur noch in die Kinderstube. Im Mittelalter war es beim schriftunkundigen Volke sehr verbreitet. Zeugen knüpften an Urkunden, an angehängte Riemen Erinnerungsknoten und hießen darum »nodatores« = Knotenknüpfer****. In China in den ältesten Zeiten bediente man sich der Knoten an Fäden und Stricken zum Verzeichnen von Ereignissen. Ähnlich benützten zu Beginn ihrer Kulturenentwicklung die Tibetaner mnemotechnische Knoten an Stricken. Im alten Peru bedienten sich der Knotenschnüre von verschiedener Farbe und Gestalt der sogenannte Quippus in solcher systematischer Ordnung und Reichhaltigkeit, daß diese die normale Schrift vollständig ersetzten. Im spätantiken Judentum gebrauchten Zöllner Knoten als Erinnerungszeichen†. Gegenwärtig wird das Knotenknüpfen für Erinnerungszwecke in größerem Maße noch von den primitiven Malayenstämmen in Ceram, auf Formosa†† und von den Miaos, den Resten der Urbevölkerung in China, verwendet†††.

Dies Knotenschürzen, das bei niederen Kulturstufen oft als Gedächtnisbehelf diente, galt in den verschiedensten Ländern der Erde sehr lange als zauberkräftig.

In Europa versetzten im Mittelalter »Knotungen gute Christen in Schrecken als heidnisches Werk, das zu ihrem Schaden ziele«. Bodin versicherte noch, es gebe fünfzig Arten von Nestelknüpfen.

* H. Hugo: De origine scribendi 16. J. Th. und J. J. von Bry: Alphabete und aller Art Charaktere, XVI, Frankfurt MDXCVI.

** Peter von Duisburg: De idolatria et ritu et moribus Pruthenorum (Scriptores rerum Pruthenorum I, 54 sq.).

*** Plinius: Hist. nat. XXXV, 2.

**** Wuttke: Die Entsteh. der Schrift, 68.

† Aboda Sara, 39 a.

†† Ratzel: Völkerkunde, I, 367, 896.

††† Joh. Nikel: Allgemeine Kulturgeschichte 86, Paderborn 1898.

Schwer zu lösende Knoten aus verschiedenen Stricken segnete man, hüllte ein, grub und versteckte. Von den Friesen wissen wir, daß, wenn sie in Tauen solche wahrnahmen, sie diese für Hexenknoten hielten, die in schlimmer Absicht hineingelegt worden seien; sie anzurühren scheute sich der Friese. Er meinte, wer auf einen Knoten träte, verfalle dem Untergange. Das frühmittelalterliche Merseburger Zauberlied, weiß von Fesselknüpfen, das Heere aufhält. Im Altertum behaupteten die im römischen Reiche sich herumtreibenden Gaukler: wenn man in einer auf einen anderen Menschen gerichteten Absicht Knoten schürze, so entstünde daraus eine diesen verpflichtende Macht. Bei den alten Griechen gab es an einer heiligen Fichte eigentümlich geknotete Bänder. Knotenamulette kannten auch die alten Ägypter*. Auch die assyrischen Keilinschriften befassen sich mit Knotenknüpfen. Den alten Juden des talmudischen Zeitalters war der Knotenzauber bekannt**. Symbolisch-rituell wird der Knoten bei den Phylakterien der Juden ⟨Kescher schel thfillin⟩ noch heute gebraucht. Die liturgischen Phylakterien wurden in früheren Zeiten als eine Art Talisman angesehen. In der jüdischen Mystik heißt es »selig ist der, welcher Knoten zu binden und die Gotteseinheit zu verkünden versteht***«. Die heidnischen Syrer des früheren Mittelalters kannten auch das magische Knotenknüpfen****. Auch die Zauberer der Lappen und Finnen hatten Riemen oder Stricke, in die sie drei Knoten schürzten und sie behaupteten mittelst derselben den Wind zu beherrschen. Sie boten den an ihren Küsten landenden Seefahrern noch im 16. Jahrhundert an, ihnen für Geld Wind zu machen. Die neuzeitlichen Südseeinsulaner bezeichnen Heiliges mit einem Knoten und machen es auf diese Weise tabu, das heißt sacrosanct, gefeit und stellen das damit Gezeichnete unter göttlichen Schutz†.

II.

An die animistische Auswirkung der »ewig redenden Stimme« dürften beim primitiven Menschen vielleicht noch andere weitere Faktoren sich angeschlossen haben, deren Ursprung in der Entstehungsgeschichte der Schrift liegt.

Die Schrift war ursprünglich überall Bilderschrift. »Das erste Element der Kunst zu schreiben, war das Gemälde, die ursprüngliche Schrift ebenbildliche Darstellung der Bilder«††. Die Schrift der

* Wuttke: Entstehung der Schrift 67 squ. Archiv für Religionswissenschaft VIII, Beiheft 23, Leipzig 1904.

** Sabbath 66 b vgl. auch Chullin 105 b. Allegorisch gemeint ist jedoch Daniel 5, 16.

*** Sohar Exodus 259 b.

**** Chwolsohn: Die Ssabier II, 21.

† Stübe: Grundlinien der Entwicklungsgeschichte der Schrift, 12, München 1907. Wuttke ib.

†† Dorsch: Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift, 119 vgl. auch L. Geiger: Über die Entstehung der Schrift in Z D M G XXIII, 165. E. C. L. G. Wulfes: De literarum inventione. Rostochii 1870. Daß die Malerei jünger als die Schrift wäre, behauptet sonderbarerweise Chr. Friedr. Weber: Versuch einer Geschichte der Schreibkunst, 2, Göttingen 1807.

amerikanischen Rothäute ist bis heute Malerei*. Spuren einer solchen sind auch bei den Melanesen vorhanden**. Mexiko, Ägypten und sogar China sind eigentlich nie über eine mehr oder weniger konventionalisierte und symbolische Piktographie herausgekommen. Auch die Keilschrift hatte ihren Ursprung in der Malerei. Hommel wies bei 180 Keilzeichen den ursprünglich hieroglyphischen Charakter nach. Friedrich Delitzsch mit seiner Behauptung, die Keilideogramme wären auf Grund abstrakter Motive willkürlich ohne bildnerischen Anfang konstruiert worden, bleibt isoliert. Auf Piktographie geht mit aller Wahrscheinlichkeit die Schrift der Hetthiter und die der Kreter zurück***. Deutliche Spuren einer vorhergehenden Bilderschrift zeigt auch die Mutter aller phonetischen Alphabete der Kulturvölker, die Phönizierschrift sowohl hinsichtlich der Form, wie auch der Benennung der einzelnen Buchstaben. Die Verteidiger des autochthonen nichtphönizischen Ursprungs des Devanagari Indiens leiten dieselbe ebenso von malerischen Symbolen ab, die die Göttin Sakta darstellen****. In Etrurien wurde die Überbringung der Schrift an Demaratos angeknüpft, dem auch die Einführung der Malerei zugeschrieben wurde†.

Der malerische Ursprung der Schrift wird auch durch viele Sprachen bezeugt. Das lexikalische Material birgt oft Fossilien aus verklungener Zeit und wirkt belehrend. Im Gotischen bezeichnet das Wort »malen« auch schreiben. Das allgemein slavische Wort für schreiben ⟨pisać, pisaty⟩ bedeutet eigentlich malen und wird noch heute zuweilen in diesem Sinn gebraucht ⟨zum Beispiel pisanka: ein bemaltes Osterei in vielen slavischen Sprachen⟩. Das lateinische Wort »littera« stammt nach O. Schrader ⟨in seiner Encyklopädie der indogermanischen Altertumskunde s. v.⟩ von »linere« ⟨beschmieren, malen⟩. Auch der gewöhnliche lateinische Ausdruck für malen »pingere« wird zuweilen von lateinischen Dichtern für »scribere« gebraucht, was wahrscheinlich als eine poetisch altertümliche Wendung anzusehen ist††.

Die ursprüngliche Identität der Schrift mit der Malerei konnte leicht die Schreibkunst der Welt der Mystik und des Aberglaubens nähergebracht haben.

Das Bild hat für den Urmenschen etwas Wesentliches an sich. Das Kind niedriger Kulturen verfügt über ein zu geringes Abstraktionsvermögen und vermag nicht das Bild vom Vorgestellten gedanklich zu scheiden, das Konterfei vom Urbilde auseinanderzuhalten. Die Malerei liefert dem Mitgliede ursprünglicher Dämmer-

* Heinrich Brugsch: Entwicklung der Schrift, 7, Berlin 1868.
** Ratzel I, 35.
*** Barton: The origin of Babylon Writing XIV, Leipzig 1913.
**** R. Shamasastry: A Theory of the origin of the Devanagari Alph. in Indian Antiquary XXXVII, 312.
† Plinius: Hist. nat. XXXV, 43.
†† Martial, IX Epigr. XIV. »Nomen Acidalia meruit, quod arundine p i n g i,« Venantius Fortunatus, Carmen VII 18 »Barbara frascineis p i n g a t u r runa tabellis«.

zivilisationen nicht lose, willkürliche, gleichgültige Kopien, nicht indifferente Darstellungen, sondern Abklatsche substantieller Natur, Abdrücke, auf die vom Vorgestellten etwas seelisches-geisterhaftes übertragen wurde. Ein Bild ist für Primitive eine Wiedergabe, die mit dem Vorwurfe in einem inneren magischen Konnex steht. »Das Bild, eine Analogie des Objekts, das es darstellt,« schreibt ein neuerer Forscher, »wird anbei, dem Zwang der Assoziation des primitiven Beobachters folgend, eine ganz besondere magische Bedeutung erhalten, deswegen, weil die Beziehungen und die Zusammenhänge der Ähnlichkeit zwischen Bild und Gegenstand durch die Anschauungsweise in die Welt projiziert, als übernatürlich real aufgefaßt werden.« »Es stellten sich Vorstellungen ein, die der Ausführungsart des Bildzaubers entsprechend eine Art Fluidum annehmen, das die Verbindung zwischen Original und Darstellung annimmt*.« Das Verquicken des Bildes mit seiner Vorlage, mit dem Malobjekt, hat eine ganze Reihe von kulturgeschichtlichen Erscheinungen verschiedenster Art und Bedeutung hervorgebracht. Diese Mischvorstellung erzeugte die Verehrung von Götter- und Heiligenbildern, die fast in der gesamten Heidenwelt und selbst teilweise bei Monotheisten die weiteste Verbreitung erlangte. Auf ihr beruht der mittelalterliche Zauber des Behexens durch Wachspuppen derer, die das Objekt des Hasses darstellen. Noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts führte der Bilderzauber in Europa zu großen Hexenprozessen**. Dieser Vorstellungskategorie entstammt eigentlich das in entwickelteren Zeiten dann symbolisch genommene Verbrennen in effigie von abwesenden Verbrechern. Mit dem Bildzauber hängt der bei manchen Völkern anzutreffende Unwille, sich photographieren zu lassen, zusammen. Schotten***, Juden, Hindus weigern sich abbilden zu lassen. In neuerer Zeit fand der mystisch-sympatheische Bilderaberglaube Ausdruck in dem herrlichen Roman »The picture of Dorian Gray« von Oscar Wilde. Die ewige Jugend des Helden dieser Erzählung ist eng verbunden mit dem Zustande seiner bildlichen Darstellung. Ein merkwürdiges Sichhineinfühlen ins Mittelalter. Bildzauber führt auch Grillparzer in seiner »Jüdin von Toledo« an.

Die Schrift, die in ihrem Anfang nichts anderes als eine kontinuierliche Reihe von Bildern dem Leser bot, vermochte auf das Einbildungsvermögen des unkomplizierten Menschen nicht anders zu wirken als das einzelne Bild und mußte ähnlich der eigentlichen individualisierten Darstellungsmalerei in primitiven Kulturverhältnissen Vorstellungen von einer der Niederschrift innewohnenden mystischen Kraft, die durch die hieroglyphische oder ideographische Konventionalisierung nur beschleunigt werden kann.

Identifizierungen der Niederschrift mit seinem Inhalt sind auch

* Danzel: Anfänge der Schrift 67, Leipzig 1912.
** Hessische Blätter für Volkskunde III, 138.
*** Danzel l. c. 69.

bei Kulturvölkern keine große Seltenheit. Wenn der Chinese ein ihm vorgeschriebenes Medikament nicht bekommen kann, da schluckt er das Rezept herunter. Dieselbe Prozedur erzählen Ethnographen auch von den verschiedensten Völkern Afrikas*. Die Macht von auf Amuletten niedergeschriebenen Zauberworten und Götternamen dürfte in denselben Gedankenkreis hineingehören. Der Zauber oder der angerufene Gott werden mit dem Schriftstück, das ihren Namen trägt, substanziell verbunden.

Der ursprüngliche malerische Charakter der Schrift hat vielleicht noch auf einem anderen Wege die Schriftmystik der Primitiven gesteigert.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß in die ursprüngliche Bilderschrift so manche Zeichnung von den verehrten Totemtieren eingeschlichen ist. Fetischistische Bilder finden bei primitiven Völkern auch eine gewisse mnemotechnische Verwendung. Die Eigentumszeichen der Naturvölker bestehen zumeist aus Tätowierungsmustern und Totemzeichnungen**. Die Tätowierung selber galt auch als kultische Handlung, da alle Körpermalerei magischen Zwecken diente***. Die nordamerikanischen Indianer zeichnen ihren Namen durch ein Totem****.

Nebst den Totemzeichnungen mochten noch andere uralte Symbole der Menschheit, wie die magischen Loszeichen der Primitiven, in die Schrift gemündet haben und so auf deren Verehrung so manchen Einfluß geübt haben. Die altjapanische Anaichi-Schrift wird mit den Linien der Schulterblätter der Hirsche in der altjapanischen Wahrsagerkunst in Zusammenhang gebracht†. Palamedes, der von mancher griechischen Sage als Erfinder der Schrift angesehen wird††, galt auch als Hersteller der Loswürfel, die im argivischen Tempel sich befanden†††. Es dürfte an der Annahme, daß die Umprägung der Phönizierschrift in Griechenland nicht ohne Einfluß der uralten Würfelzeichen vor sich ging, etwas Wirkliches sein. Die alten germanischen »notae«, die Loszeichen der Deutschen des taciteischen Zeitalters, werden von manchen Forschern als Vorläufer und Ahnen der Runen angesehen.

* * *

Die Neuzeit sah das Religionsbuch von seinem Piedestal stürzen. Der Geist der modernen Kultur ist ein profaner, areligiöser, ein der mittelalterlichen oder der primitiven Mystik sehr abholder. Die einst für das Geistesleben der Völker schicksalbestimmenden Konfessionsmomente haben ihre theoretischen Voraussetzungen im Bewußtsein der führenden Kreise eingebüßt. Wie läßt sich nun der

* Lubbock: The origin of civilisation 19.
** Danzel: Anfänge der Schrift, 34.
*** Ibid. 13.
**** Steinthal: Die Entwicklung der Schrift, 72.
† Takeshi Katasato: Zur Erklärung der altjapanischen Schrift, 7, Leiden 1901.
†† Gruppe: Die Religion der Griechen. 203.
††† Ibidem. 635.

durch zahlreiche Tatsachen auch für die jüngste Zeit erwiesene Weiterbestand der Abhängigkeit der Schrift von der Religion erklären? Warum geht nicht im Zeitalter der neutralen, nüchternen Profankultur der normative Nexus zwischen Glaube und Alphabetart zur Neige?

Der Bodensatz eines vieltausendjährigen Kulturprozesses läßt sich nicht aufs Diktat der reinen Verstandestätigkeit im Handumdrehen auflösen. Das Gefühl hält mit dem Intellekt nirgends gleichen Schritt. Ins Unterbewußtsein herabgesunkene Rudimente einst bewußt gewesener Faktoren haben eine unzerstörbare, fabelhaft widerstandsfähige Zähigkeit und können das Leben selbstherrlich, obwohl unbemerkt dirigieren, triebartig Gefühle, Stimmungen und Wirkungen praktischer Art produzieren, ohne sich um an der Oberfläche des Bewußtseins gleitende und schillernde Anschauungen, Losungsworte, Tendenzen und Werte zu kümmern.

Die Psychoanalyse nach Freudschem Muster stellt auf dem Gebiete des Seelenlebens überall Wirkungen von verdrängten, verschollenen, für tot gehaltenen Ideen, Wünschen und Gefühlen fest. Sie beschränkt sich jedoch mehr auf die Individualpsychologie. Der Spaten des Psychoanalytikers könnte jedoch mit nicht geringerem Erfolg an das Seelenleben von Gruppen, von Gemeinschaften gesetzt werden, speziell in religiöser Beziehung. Ein Schürfen nach religiösen Rudimenten in der Gefühls- und Gedankenwelt, der modernen, konfessionell gleichgiltigen, neuzeitlichen Intelligenz, könnte ganze Schätze für die Kollektivpsychologie der Neuzeit heben. Man würde staunen, was für gewaltiger, längst für verdrängt gedachter, bewußt seit langer Zeit abgetaner und weggeschleuderter konfessioneller Scherbenkram auf unserem ganzem Geisteswesen in starrer Umklammerung lastet.

Die Religion ist viel zäher und für das moderne Geistesleben bedeutsamer, als der im Moment, im augenblicklichen Bewußtseinsgehäuse rationalistisch aufgehende Bildungsphilister wähnt. Ein radikal antireligiöser Schriftsteller Eugen Dühring bemerkt an einer Stelle: »Selbst bei solchen, die nicht bloß die praktische Seite der Religion, den eigentlichen Kultus, sondern auch die theoretische Denkweise der Religion, also die gewöhnliche Gottesannahme und den Jenseitswahn der Unsterblichkeit überwunden haben, finden sich noch unwillkürliche Spuren jener Überlieferungen . . . Rückstände, die tiefer, nämlich im Gedanken- und Gefühlslauf selbst liegen. Religiöse Neigungen sind nicht bloß anerzogen, sondern von Generationen her eingewurzelt und mit dem Blute vererbt*.«

Gerhart Hauptmann sagt von sich in einem seiner Werke: »Es ist unumgänglich, daß ein bis ins tiefste religiös erregter, christlich erzogener Mensch, auch wenn er das innere Auge abwendet, gleichsam mittels des pheripherischen Sehens, doch immer auf die Gestalt

* Eugen Dühring: Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres 175, Leipzig 1906.

des Heilands treffen muß«*. Die fossilen Reste verklungener Kulturepochen lassen sich auch von großen Geistern nicht abschütteln.

Was schert es, daß die Bibel als Religionsbuch seine alles Geistesleben übertönende Zentralstellung in den letzten Jahrhunderten eingebüßt hat und der Einfluß ihres Schriftexterieurs auf den graphischen Sachverhalt der allgemeinen Literatur mehr keine sachliche, bewußtlogische Berechtigung hat, wenn ihr Prestige nun durch unterirdische Gänge schleicht und unter anderer Etikette dieselben Leistungen vollbringt. Der alte Wein wird von unsichtbar wirkenden psychischen Kräften in neue Schläuche umgeschüttet, was früher frommer Glaube der Bibel wollte, wird formell von anders benannten Momenten getragen und das Resultat bleibt dasselbe.

Ein Philosoph, der sonst mit dem Hammer arg herumphilosophierte, allgemein verehrte Werttafeln in Brüche schlug und von keiner konventionellen Meinung welche Kenntnis nehmen wollte, der antichristliche, der antitheistische Friedrich Nietzsche, bezeugt vor dem Alten Testament die höchste Reverenz, allerdings wird dieser, von gläubigen Ahnen ererbten Ehrfurcht eine ästhetisch-literarische Marke angehängt, dem konfessionellen Psychoanalytiker sind jedoch die wahren Motive klar. Der areligiöse Nietzsche schreibt: »Im jüdischen Alten Testament, dem Buche von der göttlichen Gerechtigkeit, gibt es Menschen, Dinge und Bilder in so großem Stile, daß das griechische und indische Schrifttum nichts zur Seite zu stellen hat. Man steht mit Schrecken und Ehrfurcht vor diesen ungeheuren Überbleibseln dessen, was der Mensch einstmals war und wird dabei über das alte Asien und sein vorgeschobenes Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien den Fortschritt des Menschen bedeuten möchte, seine traurigen Gedanken haben**.« Dasselbe, was Nietzsche über die Bibel sagt, predigt ungefähr der Pfarrer auch und nicht einmal mit viel anderen Worten.

Starke konfessionelle Elemente treiben noch heute ihr Werk im europäischen Schulwesen. Die geographische Verteilung der verschiedenen Zeitrechnungssysteme wird noch in der Gegenwart, aus Rücksicht auf die Fixierung der Feiertage, nach konfessionellen Gesichtspunkten festgehalten. Der architektonische Kirchenbau hält noch in der Jetztzeit den Gegensatz zwischen der Kunst des Abendlandes Byzanz' und Mekkas aufrecht. Konservative politische Parteien mit ausgeprägtem religiösem Programm sind noch heute in sehr vielen Staaten am Ruder. Das öffentliche Leben wird noch stark von konfessionellen Momenten gegängelt. Lamprecht schrieb vor einiger Zeit: »Man denke nicht, daß es sich hier ⟨in der Kirchenpolitik⟩ um einen Gegenstand handelt, der gelegentlich zurücktreten könne und in der letzten Zeit vor anderen Sorgen, denen der Sozialpolitik oder Weltpolitik wirklich zurückgetreten sei. Man denke noch viel weniger, daß die Kirche quantité negligeable sei. Fröm-

* Gerhart Hauptmann: Griechischer Frühling 155, Berlin 1909.
** Fr. Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse 71, Berlin 1886.

migkeit und Kirchentum bilden noch immer die Großmächte der Entwicklung«.

Das Junktim zwischen Schrift- und Glaubenskreis, die konfessionelle Bedingtheit der Alphabetgeschichte behauptet auch für die religiös indifferente Neuzeit ihre Geltung, weil es mit dem kulturellen und politischen Einflusse der unterbewußten Religionsmächte noch heute bei weitem nicht aus ist. Mögen auch einzelne äußere Blüten des religiösen Separatismus, wie konfessionelle Sprach- und Kleidungsverschiedenheiten, kirchenstaatliche Strukturen aus dem zeitgenössischen Leben schwinden*, die Schrift wurde durch zu starke Momente unter die Patronanz der Religion gestellt, als daß sie mit Anbruch des Zeitalters des Interkonfessionalismus sofort ihre Entwicklungslinie ähnlich anderen Kulturerscheinungen ändern sollte. Mundartliche Bildungen auf religiöser Basis waren immer, auch im Zeitalter größter religiöser Überspanntheit, bloß eine Einzelkategorie einer ganzen Reihe von Dialektdifferenzierungsmöglichkeiten. Konfessionelle Trachtverschiedenheiten rangierten immer als eine Untergattung neben territorial, beruflich und anderweitig begründeten Heterogenitäten der Kleidung. Kirchliche Staatenbildungen waren den profanen gegenüber zu alten Zeiten in Minderheit und trugen den Charakter mehr einer Ausnahme. Der Eingriff der Religion war in allen diesen Fällen ein äußerer, zufälliger, oberflächlicher, teilweiser. Der Sturm der Aufklärung warf alle diese konfessionellen Außendependancen ohne große Mühe um. Anders war es immer mit der konfessionellen Verkettung des Alphabets. Hier war die Konfession nicht einer der vielen möglichen Faktoren, sondern der einzige, sie nahm eine Monopolstellung ein, die gesamten Normen des Geschichtslebens der Schrift erwiesen sich als unter religiöser Diktatur stehend. Kein einziges Ereignis des Schriftdaseins konnte je unter anderen Auspizien stattfinden. Jede Regung der Schriftsysteme, Wechsel, Ausbreitung, Differenzierung, war ausschließlich religionsgeschichtlich gebunden. Die Schrift hat etwas in sich von den spezifisch religiösen Elementen und will so wenig als der sonstige reiligiöse Nachlaß das Feld räumen. Die spezifischen Faktoren, die der Schriftgeschichte Pate standen, krallten sich in die Dunkelkammer der Seele ein, daß sie kein Kultursturm entwurzeln kann. »Auch unsere entgötterte Zeit hat den Glauben an die Macht des Wortes der Schrift bewahrt. Auch wir sind nicht von atavistischen Einflüssen frei und wir lieben das geschriebene Wort als eine magische Kraft«, schreibt ein moderner Schriftsteller in einer leichten Zeitungskauserie**. Jeder ist Erbe. Geschichte ist eine Macht, die nicht abgetan werden kann. Die Windsbraut des religiösen Indifferentismus, so stürmisch sie auch dahinfährt, vermag in konsolidierten Verhältnissen an dem tief verschlungenen Wurzelgeflechte der Schriftgeschichte kaum zu rühren. Der wesentlichste Zug der Geschichte ist der der Kontinuität. Kein Daseins-

* M. Mieses: Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte 79 f.
** M. J. Eisler: Pester Lloyd vom 19./VI. 1914, Nr. 2142.

prozeß beginnt mit einer Schöpfung aus nichts. Die Geschichte setzt bloß Gewesenes fort und reiht an. Was im Großahne gelebt, kann noch lange im fernen Enkel nicht erstorben sein. Am Webstuhl der Schicksalsgöttinnen schnurren überall Kräfte, die längst von den Höhenzügen des Kulturbewußtseins herabgesunken sind. Nicht nur die anorganische oder auch die physiologische Natur macht keine Sprünge auch historia non facit saltus, auch die Geschichte der verschiedensten Kulturerscheinungen ist in Akrobatenstücken nicht stark und hält das Banner der Stetigkeit in stolzer Höhe.

BINDING LIST JUN 1 0 1920

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

533265

Mieses, Matthias
Die Gesetze der Schriftgeschichte.

La
M6326g